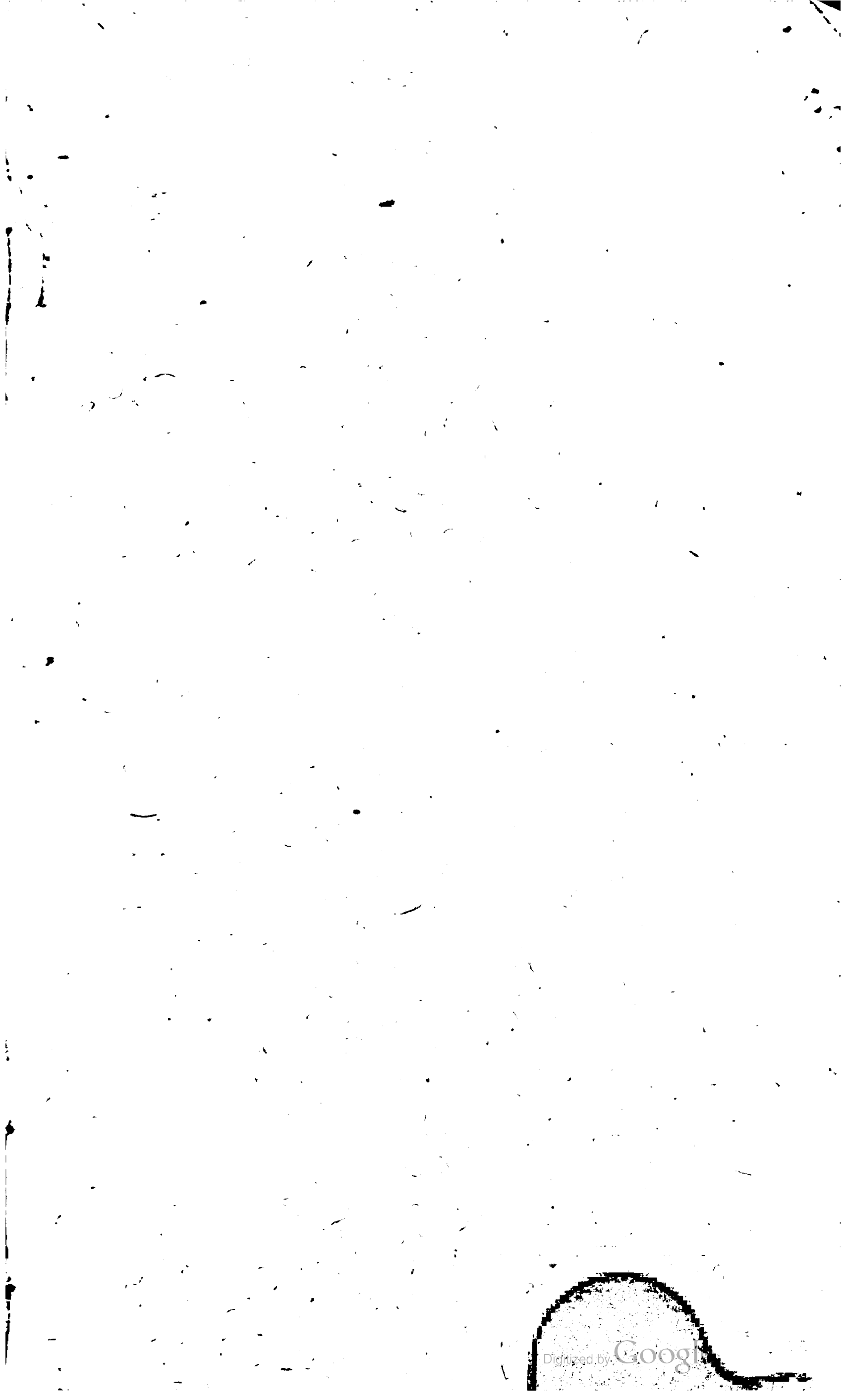

32101 065089722
RECAP






GOTTFRIED AUGUST
BÜRGER.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des fünf und dreyßigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai. 1778.

Verzeichniß

der in des fünf und dreyßigsten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

7. Schöne Künste, Musik.

6. Na-

6. Romanen.

5. Mathematik.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

9. Geschichte.

10. Gelehrte Geschichte.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Erziehungsschriften.

13. Kriegswissenschaft.

14. Haushaltungswissenschaft.

15. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

I. Span-

I.

Leben des Herrn Nicolaus Ludwig, Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf. Beschrieben von August Gottlieb Spangenberg. Vierter Theil. 1773. Fünfter Theil. 1774. Sechster Theil. 1774. Siebenter Theil. 1775. Achter und letzter Theil. 1775. 8. Zu finden in den Brüdergemeinen.

Wir glauben in der Anzeige der drey ersten Theile dieses Werkes eine Unpartheilichkeit und Mäßigung gezeigt zu haben, die man bey der Beurtheilung solcher Schriften, als die gegenwärtige, nicht gewohnt ist. Was auch die Theologie betrifft, die Hr. Spangenberg in dieser Lebensbeschreibung so reichlich anbringt, daß in dem Wasser derselben das Historische ganz zerstreuet herumschwimmt, so ist die vernünftige Welt über ihren Werth so eins, daß vermuthlich unsere Anmerkungen darüber unnöthig seyn würden. Eben so wenig brauchte es auch politische Betrachtungen über die Duldung der Brüdergemeinen; da ihnen so viele Obrigkeiten gerade das zugelassen haben, was eine Religionsparthey vernünftiger Weise verlangen kann, und womit sie gut thun werden, wofern sie anders glauben, daß das Streitervolk auch müssen gute Bürger seyn, sich zu begnügen. Wir hatten sogar unsere Nachsicht bis auf den Vortrag des Herrn Spangenberg ausgedehnt, und ihn, sofern er das Charakteristische seiner Parthey enthielt, gelten

lassen. Die historische Wahrheit seiner Erzählungen hatten wir nicht untersucht, sondern seinen Held aus den eigenen Worten seines treuesten Freundes und geschworensten Verehrers gerichtet. Schon aus dem kurzen Zeitlaufe, bis an dessen Ende Hr. Sp. die Geschichte in den drey ersten fortgeführt hat, waren wir im Stande, das Kindische und Läppische, welches die Religionsempfindungen bezeichnet, womit der Graf von Zinzendorf gern alles angesteckt hätte, fühlbar zu machen. Wir konnten uns bey aller Duldung Andersdenkender doch nicht entbrechen, dieser Art Religionsempfindungen nach unserer Einsicht ihren Werth zu bestimmen. Ein jeder warmer Gottesverehrer ist es der Religion, durch deren Erkenntniß und Uebung er sich glücklich fühlt, schuldig, sie bey seinen Brüdern in der Würde zu erhalten, womit sie die menschliche Seele veredelt, indem sie ihre sinnlichen Triebe, zwar nicht ausrottet, aber in Ordnung hält, die Gefühle zwar nicht verdammt, ihnen aber ihre Stelle anweiset, und der Belehrung des vernünftigen Theiles des menschlichen Geistes unterwirft. Beydes haben wir in den Gefühlsübungen und Eheconferenzen der herrnhutischen Ascetik, so weit wir es aus den drey ersten Theilen ersehen konnten, ganz vernachlässigt gefunden, und es mit aller Schonung, aber gewissenhaft, angezeigt. Daß das ganze Werk des H. Sp. eine Schutzschrift für Gesinnungen und Unternehmungen der Brüdergemeinen seyn würde, konnte ein jeder, der den Eifer des Hrn. Sp. um dieselben kennt, schon zum voraus urtheilen. Auch hievon haben wir nichts erwähnt; ungeachtet es bey dergleichen Rechtfertigungen selten ganz partheyisch abläuft, und diese sehr auffallende Blößen zu verhüten hatte. Mit gleicher Unpartheylichkeit wollen wir von den übrigen

Bän-

Bänden urtheilen; wir wüßten auch nicht, was uns von dieser Unpartheylichkeit abhalten sollte, da wir in der ganzen Sache nie Parthey gewesen sind, und uns fest überzeugt glauben, daß, wenn die protestantische Kirche durch Schriftauslegung und gesunde *Philosophie* an Erleuchtung zunimmt, alle Polemik gegen *die* Brüdergemeinen wird überflüssig werden. Da es *also* nicht zu befürchten stehet, daß aufgeklärte, erfahrne und *absichtslose* Glieder der protestantischen Kirche sich in die gepriesene Uebungen dieser Gemeine weit einlassen werden, und wir mit unserm Tagebuche den unaufgeklärten Theil der Kirche zu belehren nicht hoffen dürfen: so müssen wir unserm Auszuge aus des Hrn. Sp. Lebensbeschreibung eine ganz andere Bestimmung geben, nemlich uns mit unsern Lesern über ein so sonderbares moralisches Phänomen, als die Stiftung der herrnhutischen Brüdergemeine ist, ganz ruhig zu unterhalten.

Wir haben nunmehr das ganze Leben des Grafen von Zinzendorf vor uns, welches Hr. Sp. mit dem achten Theile beschlossen hat. Man sollte meinen, daß man nun hier etwas recht vollständiges über die Handlungen und Begebenheiten des Grafen finden werde; wenigstens ließ es die Weitläuftigkeit des Buches billig erwarten. Wie weit diese Erwartung erfüllt worden ist, wird sich in der Folge zeigen.

Wir hatten gesagt, daß der Gr. v. Z. fortgefahren habe, die Gefühlsübungen immer weiter zu treiben, und davon finden wir nun in diesen Theilen immer mehr Beweise. Er brachte diese Tendenz seiner Frömmigkeit zwar aus seiner Hallischen Erziehung mit; indem er aber nach der einmal da erhaltenen Richtung fortgieng, so mußte die Trennung mit dieser Schule auch in Ansehung ihrer Ascetik bald sicht-

bar werden. Das Uebertriebene der Hallischen Ascetik fieng an, sich den Gränzen der Mäßigkeit und der Wahrheit zu nähern, und nur noch hie und da in einigen dunkeln Winkeln erbaulich zu heißen. Einige vortreffliche Männer, die aus dieser Schule herausgiengen, Buddeus, Freylingshausen, Joh. Jac. Rambach, Reinbeck, Joh. H. und C. B. Michaelis, S. J. Baumgarten, Steinmetz u. a. giengen wieder auf Speners Methode zurück, verbanden die gründlichsten Wissenschaften mit einer warmen, aber gezüchtigtern und erleuchtetern Ascetik, und brachten das Christenthum des Herzens immer mehr seiner Aufklärung und Vollkommenheit entgegen. Was hierinn insonderheit S. J. Baumgarten geleistet, ist noch immer zu wenig erkannt; es ist aber gewiß bewundernswürdig, und des wärmsten Dankes aller Freunde der Religion, die es wissen, wie gemach und stufenweise Gott im Reiche der Gnaden alles fortrücken läßt, auf ewig werth. Insonderheit ist seine theologische Moral ein Werk, das ihn allein unvergeßlich machen würde, und wenn er auch nichts darinn geleistet hätte, als daß er das göttliche Naturrecht in seine angebohrne Verbindung mit der Moral des Christenthums wieder eingesetzt, und die Gefühle der mystischen Ascetik auf deutliche Begriffe zurückgeführt hat: eine Sache, die zu seiner Zeit vielleicht kein anderer Gottesgelehrter zu leisten im Stande war, und wodurch er unvermerkt der frommen Empfindung gesunde Nahrung, Richtigkeit und Aufklärung verschaffte. Dieses waren die Schicksale des so verschrieenen Pietismus in der lutherischen Kirche. Uns dünkt, solche Lehrer der Religion verdienen Achtung, die so eifrig und unermüdet alle Hülfsmittel zur Beförderung eines wohlthätigen Christenthums ergreifen und gebrau-

gebrauchen, die die Vorsehung Gottes in der Vermehrung aller nützlichen Einsichten um sie herstellt.

Den gerade entgegengesetzten Weg gieng der Graf von Zinzendorf. Er fieng bald an, die ganze Sache der Religion dem Gebiete der Vernunft zu entziehen, und ganz der Einbildungskraft zu übergeben. Der Religionsvortrag der Bibel enthält hie und da Bilder, worunter geistliche Ideen und Wahrheiten verborgen liegen. Wenn uns diese Bilder zur Heiligung des Gemüths sollten nützlich werden: so muß man das Abgebildete durch ihre Hülle zu entdecken suchen, sich dieses Abgebildeten bewußt seyn. Darauf arbeiten Lehrer, denen die wahre Erbauung der Christen am Herzen liegt. Nicht so der Graf von Z. Ihm war das Bildliche der Bibel noch lange nicht bildlich genug. Er suchte an diesen sinnlichen Abbildungen dasjenige auf, was sie am sinnlichsten haben, und ließ darauf die Einbildungskraft mit den dunkelsten Sinnen verweilen. So sagt uns z. B. die heil. Schrift, daß Christus sein Blut für uns vergossen habe. Die gesunde Vernunft begreift leicht, daß hier die rothe Flüssigkeit mit ihren materiellen und specifischen Eigenschaften nichts thun könne, und Christus will ausdrücklich, daß sein Blut nur eine geistige Wirksamkeit habe, sofern es das Blut eines neuen Bundes ist, d. i. sofern es den neuen Bund, den er bekannt gemacht hat, bekräftiget. Diese Kraft des Blutes Christi wäre biblisch und vernünftig. Aber dabey würde sich die Sinnlichkeit nur schlecht beschäftigen; um dieser zu dienen, haftet der Graf an dem, was das Blut zu riechen und zu kosten giebt; daran müssen die Seelen gleich Bienlein saugen und lecken. Unter den Wunden Jesu wählt er sich eine, mit deren Gestalt und Ort (man sehe z. B. das Lied N. 1944.

v. 4. im zwölften Liederanhange,) er die Seelen unterhält, die er ihnen vormalen läßt, um die Einbildungskraft durch die Sinne auf die Spur zu bringen. Wenn nun hier wirklich Gefühle entstehen, so ist wohl alles zu wetten, daß es nicht die sind, deren Erweckung das Evangelium zur Absicht hat. —

Gott ist in den Belehrungen des Christenthums ein Geist; er wirkt also in den Menschen durch den denkenden Verstand, und kömmt auf diesem Wege in das Herz, um es zur Liebe und Verehrung zu bewegen. Das sind aber Bewegungen, womit die Sinnlichkeit unmittelbar nichts zu schaffen hat. Um ihn dieser näher zu bringen, giebt uns der Graf von Z. folgende Ideen von Gott: „Der Heyland hat zwar „die Immensität von seiner Person weggenommen, „und erlaubt uns nicht, wenn wir an ihn denken, an „einen Abgrund zu denken; sondern will, daß wir „an einen Körper denken, in dem sich alles Göttliche, „Englische und Menschliche concentrirt, so daß wir „nach Luft, nach nichts greifen, wenn wir nach der „Gottheit außer ihrem Körper, d. i. Christo greifen.“ (S. Ausz. aus des seel. Ordin. Reden über die vier Ev. 1 B. S. 24.) Das Verhältniß zwischen Vater, Sohn und heil. Geist, so wie es der Gr. lehrte, brachte die Körperlichkeit Gottes der Sinnlichkeit noch näher. Es war, seiner Meynung nach, nicht Dürftigkeit menschlicher Sprachen, unaussprechliche Beziehungen in der Gottheit dem endlichen Verstande nur von ferne abzuschattiren; es war hier ein wirklicher Vater, eine Mutter, ein Sohn, und sie waren das alles geworden, so wie es Menschen werden. Die Gemeinschaft des Heylandes mit den menschlichen Seelen, die alle weiblichen Geschlechts sind, ist vollkommen eben dieselbe, die bey der Vereinigung beyderley

derley Geschlechter geschieht. Diese Vereinigung ist daher auch eine sakramentliche Handlung, bey der der Ehemann vor der Hand die Stelle des Heylandes vertritt. Je mehr dieser Vicemann ein Kind Gottes ist, je *mehr* er also von dem Blute des Lammes in *seinem* Körper hat, desto mehr kann er auch seinem künftigen Kinde von diesem Blute mittheilen, und es also gleich von der Geburt an zu einem Kinde Gottes machen. Diese ganze Theorie kömmt häufig in den gedruckten Ehevierteisstunden, in den Zeißischen Reden des Grafen u. a. vor, und kann kurz unter mehreren andern in dem zwölften Liederanhange N. 2188. gelesen werden. Hr. Sp. fährt über diesen Theil der ascetischen Uebungen der Brüdergemeine, so wie der angeführte zwölfte Liederanhang voll davon ist, sehr leicht dahin. „Wenn nun, sagt er S. 1206. „der Graf mit den Eheleuten, und sonderlich denje„nigen Brüdern und Schwestern, die sich ihrer an„zunehmen hatten, von der Materie redete; so ge„schahe es mit einem dieser wichtigen Sache gemäs„sen Respekt. Dabey aber drückte er sich über allen „Dingen, die den Ehestand betreffen, freylich deutli„cher und specieller aus, als man es sonst in theolo„gischen Schriften zu lesen gewohnt ist, weil er glaub„te, es wäre nöthig, und zu der Einfalt der Kinder „Gottes gehörig. Seine Lieder, die er den Eheleu„ten machte, waren von eben der Art.“ Wir gestehen es, daß wir den Respekt in so vielen Liedern der Anhänge gar nicht finden können. Inzwischen verwirft Hr. Sp. diese Anhänge ganz und gar nicht; sondern sagt nur (ebend.) „seine Gegner beschuldigten „ihn eines unkeuschen Sinnes, und deuteten zu dem „Ende seine Worte sehr verkehrt.“ Selbst diese Rechtfertigung verräth, daß die sehr fleischlichen Bilder



einer geistlichen Deutung bedürfen, um nicht schlüpfrig zu seyn. Es läßt sich aber wohl schwerlich behaupten, daß diese Materien bloß dadurch ein unschuldiger Stoff zur Unterredung zwischen Personen von beyderley Geschlecht werden können, wenn man ihnen irgend eine lose Verbindung mit der Religion giebt. Man kann es dem Hrn. Sp. in der Lage, in welcher er sich befindet, wohl nicht zumuthen, die untrügliche Anmerkung zu machen, daß die Unterhandlung über dergleichen Sachen zwischen Personen beyderley Geschlechts, nothwendig das andere Geschlecht um die Empfindung der Schamhaftigkeit bringen müsse, welche schwerlich durch andere Empfindungen, am wenigsten aber durch gewisse Religionsempfindungen, bey diesem Geschlechte zu ersetzen sind. Man sagt, daß in Italien viele Betschwestern sehr unzüchtig sind, weil sie unter der Ohrenbeichte die Schamhaftigkeit verlieren, und in derselben mit Wohlgefallen auf den kleinen Umständen ihrer Liebeshändel verweilen. Wir können nicht für die Wahrheit dieser Beobachtung stehen; sie wird aber keinen befremden, der einigermaaßen das Spiel der Leidenschaften kennt. Wiewohl seine Parthey läßt hier den Herrn Sp. selbst im Stiche; denn sie erklärt die Schamhaftigkeit für eine Eigenschaft, die ein Christ müsse los zu werden suchen. Denn in der Vorrede zu Albini Sinceri Heimleuchtung ꝛc. heißt es ausdrücklich: „Daß der Schöpfer aller Creatur ein männ„liches Glied an sich getragen, und in der Person sei„ner heiligen Mutter alle weiblichen Glieder auf ewig „geheiligt, und das Wort Schaam in Ansehung „dieser theuren Glieder unter Christen abolirt hat.“ — Doch wir gehen weiter.

Die

Die Lehre von der Rechtfertigung erhielt eine vermeinte Verbesserung, die sie nun ganz in das Gebiet der Einbildungskraft brachte. Die Bibel lehre darüber, daß der erste Schritt zur gründlichen Verbesserung des Sinnes die Erkenntniß seiner Verirrungen sey; daß Gott alle heilsamen Anstalten zu unserer Zurechtbringung, und folglich zu unserer Seligkeit durch das Christenthum aus freyer Liebe und Güte gemacht habe. Diese so wahre Vorstellung der Sache war schon manchmal von diesem oder jenem Ascetiker gemißdeutet oder übertrieben worden; aber noch nie so, als von dem Grafen von Z. Seine neue Theologie heftete dem Christenthume die gewiß schädliche Abgeschmacktheit auf, daß der Sünder dem heiligsten Wesen, nicht als bußfertiger Sünder, sondern als eigentlicher Sünder gefalle; daß also zwischen einem rechtschaffenen, tugendhaften, frommen Manne, und dem ruchlosesten Verbrecher, hierin kein Unterschied sey. Unter tausend Stellen dieser Art, wovon seine Reden und Schriften voll sind, wollen wir nur ein Paar anführen, die uns gleich in die Hände fallen. In den Reden an die Frauenspersonen von Berlin S. 143. heißt es von dem Umgange Jesu mit den Sündern, daß „es seine Gewohnheit gewesen, „mit Sündern, d. i. nicht etwa mit bußfertigen „Leuten, wie es die Vernunft gerne deuten möchte, „sondern mit solchen Menschen, die man bey uns liederlich Volk oder Gesindel zu nennen pflegt, viel „Umgang zu haben;“ und Hr. Sp. führt ein Schreiben des Grafen an, worinn (S. 1009) die Worte stehen: „Das erste ist, daß man nicht einen Funken „eignes Gute in die Gnade mengt, sondern daß der „ehrlichste und frömmste Bürger in Frankfurt nicht „anders selig wird, als der Straßenräuber, den „man

„man auf das Rad legt.“ Nachdem also die Moral des Christenthums so ganz aus dem Geschäft der Seligkeit weggewiesen, und dem Verstande die Anwendung ihrer Lehren auf einen christlichen Wandel verboten war: so konnte freylich kein anderes Gesetz, als ein gewisses Gefühl des Gutseyns, das unter dem Namen der Gemüthlichkeit in den Brüdergemeinen so bekannt ist, übrig bleiben. Was dann so gemüthlich ward, — so wie es einem jeden wurde, — was er ins Herz bekam, — das hatte der Heyland geheißen, das war des Heylands Wille. Wer kann alle das Alberne, Thörichte, und auch wohl Sündliche nennen, wozu von da an der Heyland wohl den Namen hat hergeben müssen? Hätte Gott wirklich den Weg, uns von seinem Willen über die Moralität unserer Handlungen zu belehren, erwählt: so wüßten wir nicht, ob er einen unsicherern oder zweydeutigern hätte wählen können. Da das Gefühl durch nichts, als durch die Empfindung von Lust und Unlust zu uns reden kann: so können wir die Gesetze unserer Leidenschaften, unserer Neigungen, unserer Partheylichkeit, wenigstens unsers übelunterrichteten Gewissens, durch die Stimme der Empfindung erhalten, indem wir die Stimme Gottes zu hören glauben. Wir fragen einen jeden, der hierüber nachgedacht hat, ob etwas verderblicheres zu ersinnen sey? Auch ist es bekannt genug, wessen Willen man unter dem Willen des Heylandes in den Brüdergemeinen oft gehört hat.

Man kann nun nach dieser Theologie leicht die Ascetik der Brüdergemeinen errathen. Diese war erstlich die Verstärkung ihrer Religionsgefühle bis zur Berauschung, oder zur Ohnmacht. Den Heyland lieben, konnte also nicht hinreichen, man mußte in ihn verliebt seyn. Außer dem, was schon sonst von dieser

Verliebt-

Verliebtheit ist gedruckt worden, führt Hr. Sp. eine Erbauungsstunde an, die der Graf darüber vor einer Fürstinn gehalten hat. Es ist schwer zu denken, wie man die Liebe eines unsichtbaren Wesens, das also nur mit der Vernunft kann gedacht werden, bis zu *einer Leiden*schaft treiben könne, die die Vernunft überwältigt und in sich verschlingt. Es hat unter den Mystikern einige solche liebenswürdige, sonderlich weibliche Schwärmerlinge von ausgesuchter Empfindlichkeit des Herzens gegeben, deren Wesen ganz in der Empfindung der Liebe Gottes aufgelöst zu seyn schien. So erschöpfte die zärtliche Guion das Uebermaaß ihres liebetrunknen Herzens an dem süßen Bilde der göttlichen Liebenswürdigkeit. Sie sang so süß und schwärmerlich in ihrem Kerker:

L'Amour pur et parfait va plus loin qu'on ne pense:
On ne sait pas, lorsqu'il commence
Tout ce qu'il doit couter un jour.
Mon coeur eût ignoré le prix de la souffrance,
S'il n'eut gouté le pur amour.

und in einem andern Liede:

La Beauté souveraine
Veut l'Amour souverain.

Und doch in dieser gewiß reinen Seele, auf welchem unmerklichen Punkte ruhete die Empfindung im Gleichgewicht? wie leicht konnte sie durch den geringsten veränderten Schwung der Einbildungskraft die Liebe Gottes zu sich herabziehen, oder die Liebe für einen geliebten Sterblichen zur Liebe der Urschönheit hinauf schwärmen! Allein so ätherisch war die Verliebtheit nicht, die durch die Andacht der Brüdergemeine sollte entzündet werden. Wir haben schon bemerkt, daß ganz laut und

unver-



unverholen die Gottheit grob verkörpert wurde; und wenn hier die Entzückungen der Verliebtheit erfolgen, so sind sie gewiß nicht ätherischer Art.

Ein anderes Stück ihrer Ascetik ist, die Empfindungen so zu vervielfältigen, daß sie immer häufige Beschäftigung und Unterhaltung verschaffen. Das geschieht denn, indem man jeder, auch der natürlichsten Handlung, eine heilige Farbe, wenigstens einen heiligen Namen, giebt. Was hier schon die ehelichen Unterhandlungen für reichlichen Stoff geben, wollen wir nicht wiederholen; der Graf fand aber diesen Stof in den gemeinsten Dingen. Mit einander zusammenkommen, Kaffee trinken und Zwieback essen, war ein Liebesmahl, eine Agape; (Act. H. Eccl. B. X. S. 1006.) eine jede Handlung verrichten, die der Gemeine vortheilhaft, wenigstens nicht zuwider war, hieß in der Sache des Heylandes arbeiten. Durch eine solche Wendung sollte denn alles, was eine Seele that, geheiligt und vergeistlicht werden. Es ist schon anderswo aus den Büdingischen Sammlungen bemerkt worden, daß der Graf verlangt habe, man müsse auch sogar im Namen Jesu auf den Nachtstuhl gehen, und an einem andern Orte erzählt er von sich selbst: „Er habe den Heyland zu Hülfe genommen, wenn er eine schwere Lektion in der Tanzkunst habe lernen wollen." Das Gelindeste, was man von dem Mißbrauche solcher ernsten und würdigen Vorstellungen sagen kann, ist, daß diese frommen Sprüche in seinem Munde wohl keinen Sinn haben mochten. Denn natürlicher Weise müssen die erhabenen Bewegungsgründe der Religion auch am rechten Orte ihre Kraft verlieren, wenn sie bey den natürlichen Verrichtungen des thierischen Körpers, die gar nicht von unserer Freyheit abhangen, und also

nach

nach mechanischen Gesetzen geschehen, oder bey Handlungen, zu deren rechtmäßigen, nicht geschickten und glücklichen Verrichtung uns die Religion helfen soll, gemißbraucht werden. In diesem Betracht ist es gewiß nicht gleichgültig, mit dem Heylande, seiner Liebe und Hülfe so verschwenderisch umzugehen. Zu dem allen kömmt nun noch, daß, wie es sogar in Hrn. Sp. Werke sichtlich ist, die Empfindungen immer zum Tändelhaften geführt wurden. Der Graf ist dieses so wenig in Abrede, daß er es vielmehr mit ausdrücklichen Worten für ein nothwendiges Kennzeichen des wahren Christenthums hält, kindisch zu werden. Und dazu sind denn freylich alle seine Unterweisungen und Uebungen angelegt, seine Verehrer so zu machen. Ihre Anbetung des Lammes, und die damit verknüpften Kinderenen, machen das Christenthum zu einem Puppenspiele, und nehmen ihm alle Wahrheit und Würde. Wenn die heil. Schrift wirklich bey ihm etwas gegolten hat, wie konnte er die Empfindungen seiner Brüder, ganz ohne alle Beziehung auf seinen symbolischen Gebrauch, auf ein Bild heften, das ganz im Vorbeygehen in derselben vorkömmt, und allezeit seine Erklärung zur Seite hat. Das nun macht das Unterscheidende der Zinzendorfischen Theologie und Ascetik aus. Man siehe aus diesen kurzen Außenlinien derselben, worinn wir noch lange nicht alle diminutivischen, spielenden Albernheiten gebracht haben, daß die ganze Veränderung, die der Graf in den Religionsvortrag der lutherischen Kirche brachte, gerade dieses Sinnliche und Tändelhafte war, wodurch der Religion ihre wohlthätige Kraft so sehr genommen wird. Er zog Gott zu den Menschen, und zwar zu den ungebildetesten herab, und anstatt die Seele durch die Religion zu dem Genusse des unsichtbaren, voll-

kommenesten, reinsten Gottes zu erhöhen, suchte er vielmehr diese geistige Nahrung nach dem fleischlichen Geschmacke der Sinnlichkeit zuzurichten.

Inzwischen hielt sich der Graf von Z. berechtigt, mit diesen Veränderungen in der christlichen Kirche eine besondere von andern unterschiedene Gemeine anzurichten. Dieses Vorhaben, selbst das Abentheuerliche seiner Religionsübungen abgerechnet, mußte wohl viel Widerspruch erregen. Die Verschiedenheit der Ascetik hätte immer noch bey der Einheit der Kirchengemeinschaft bestehen können. Die mystische Ascetik hat von jeher in allen kirchlichen Partheyen ihre Liebhaber gehabt, ohne daß daraus allemal eine Trennung entstanden wäre. Auch in der lutherischen Kirche war, seitdem die scholastische Theologie wieder die Oberherrschaft gewonnen, diese Mystik nicht ganz untergegangen. Joh. Gerhard, Joh. Arnd, und in der Folge die so genannten Pietisten trieben sie eifrig, und zogen sich zum Theil den Widerspruch der scholastischen Theologen zu, die sehr aufmerksam wachten, wo sie allenfalls den frommen Mystiker auf einer Unrichtigkeit der Lehre fassen konnten. Man muß sich daher nicht wundern, wenn einer oder der andere, wenn so gar der fromme Joh. Arnd schädlicher Ketzereyen beschuldigt wurden. Es läßt sich wohl nicht erwarten, daß die warme Imagination der unbesorgten Asceten nicht einmal hier oder da über die feine scholastische Schnur hauen sollte. Eine andere Art der Ascetik, die Heinr. Müller, Lassenius, Rober, Scriver u. a. in Gang brachten, war die Unterhaltung der Erbauung, durch die frommen Spielereyen eines bilderreichen, ganz geschmacklosen Witzes. Diese Abänderungen der Ascetik haben sich immer in der lutherischen Kirche gefunden, und sind nach den verschie-

denen

denen Graden der Ausbreitung guter Kenntnisse, und der Berichtigung des Geschmacks, für die Erbauung der Christen vortheilhaft oder nicht vortheilhaft gewesen; aber nie hat man darauf die Anmaaßung einer Trennung gegründet. Gerade so, wie in der römischen Kirche die mancherley Brüderschaften sich in ihren geistlichen Uebungen von einander unterscheiden, ohne deswegen von der Kirchengemeinschaft auszugehen, worinn sie alle stehen.

Unter welchem Vorwande konnte also der Graf von Zinz. verlangen, daß man ihm zuließe, sich eine eigene besondere Kirche zu sammlen? Wenn er an dem eingeführten Gottesdienste nichts auszusetzen hatte, warum mußte er einen andern darneben aufrichten? In Ansehung des Glaubensbekenntnisses hat er sich immer, wenigstens in statu Confessionis, zur Augsburgischen Confession bekannt; was kann er also an der Glaubenslehre der Augsburgischen Confessionsverwandten auszusetzen haben? Hier findet er sich in einem desto ängstlichern Gedränge, je mehr es ihm darauf ankam, bey dem größtmöglichen Umfange auch die engeste Sonderung seiner Gemeine zu bewerkstelligen. Dazu war denn sein Plan dieser, daß er nur die so genannte Muttergemeine in Herrnhut in der Kirchenzucht der mährischen und böhmischen Brüder zu erhalten vorgab; die übrigen aber dem Bekenntnisse und der Kirchenordnung der protestantischen Kirchen überlassen wollte. Allein durch die genaue Verbindung, die er unter allen festzusetzen wußte, glaubte er zu erhalten, daß diejenigen auswärtigen Glieder, die er durch die ungemeine Erweiterung seiner Netze in seine Gemeinschaft gezogen, durch die unvermerkt angelegten Banden seiner Kirchenzucht von den übrigen Kirchen gesondert, und in

seiner Gemeine festgehalten würden. Wir wollen jetzt das nicht wiederholen, was von erleuchteten und rechtschaffenen Gottesgelehrten in Ansehung der vorgegebenen Kirchenzucht der böhmischen Brüdergemeine ist angemerkt worden. Baumgarten, der diese Materie mehr als jemand untersucht und durchgesehen hatte, will denen aus Mähren nach der Lausitz übergegangenen Emigranten nichts von einiger Bekanntschaft mit der alten Verfassung der böhmischen Brüdergemeinen zugestehen, und Burg hat dem Gr. v. Z. selbst geschrieben, daß die guten Mähren und Böhmen erst durch die benachbarten schlesischen Protestanten erweckt worden. Gesetzt aber, daß es mit dem Vorgeben des Grafen v. Z. seine Richtigkeit gehabt habe, so ist er doch schon darinn den Grundsätzen der protestantischen Kirchen nicht getreu, daß er auf die Kirchenzucht ein Gewicht legt, das die einsichtsvollern unter den protestantischen Lehrern nie darauf gelegt haben. Gesetzt ferner, daß die Kirchenzucht der böhmischen Brüder wirklich mit der Kirchenzucht der ersten christlichen Gemeinen übereingestimmt habe: so kann das schon in dem zufälligen Umstande seinen Grund haben, daß beyde kleine, unterdrückte und verfolgte Gesellschaften waren, deren Einrichtung einfältig, und deren Zucht streng seyn mußte. Wir wüßten aber nicht, wie man diese ersten christlichen Kirchenformen auf ewig könne verbindlich machen, da die Apostel das gewiß nicht wollten. Sie waren in diesen Einrichtungen der äußerlichen Ordnung so nachgebend, daß die allerersten christlichen Gemeinen alles das aus der jüdischen Synagoge beybehielten, was sich einigermaaßen gebrauchen ließ. Man kann sich daher so wenig mit der apostolischen Kirche schützen, daß es vielmehr ganz unapostolisch ist, wenn man der äußer-

lichen

lichen Form einen grössern Werth beylegt, als der christlichen Ruhe, Liebe und Eintracht.

Wenn die christlichen Obrigkeiten auch nur aus diesen Betrachtungen sich schwierig erwiesen hätten, die Brüdergemeine als eine besondere Kirche aufzunehmen: so würde man sie darum nicht haben tadeln können. Allein sehr viele sind nicht so schwierig gewesen. Die Hoffnung, in den böhmischen und mährischen Emigranten nützliche Unterthanen zu erhalten, hat sie bereitwillig gemacht, dieselben mit aller freyen Uebung ihres Gottesdienstes in ihren Schooß aufzunehmen; nachdem hie und da die heilsamen Grundsätze von dem Nutzen der bürgerlichen Religionsduldung durchgedrungen sind. Es scheint aber, als wenn diese Vergünstigungen dem Grafen von Z. noch nicht genug waren. Im Grunde sollten wohl diese Gemeinen im Schooße der protestantischen Kirche Kolonieen seyn, von da aus man die Eroberungen auch jenseits der ursprünglichen Brüdergemeine bis ins Herz der protestantischen Kirche bringen könne. Dahin zielten ohne Zweifel die Versuche zur Vereinigung mit den Gottesgelehrten der Landeskirche, wo sie Vergünstigungen erhalten hatten; als des Grafen selbst mit dem seel. Burg, (S. Act. H. Eccl. B. X. S. 1041.) von der aber Hr. Sp. bey dem Jahre 1743. 1744. wo er von seiner schlesischen Reise spricht, nichts zu erwähnen, für gut befunden hat. Es kömmt doch bey dieser Unterhandlung ein Brief des Grafen vor, worinn er sich unter andern die stolze Drohung entfahren läßt: Es werde das Creuzvolk durchbrechen, „und die gegenwärtige Verfassung entsalzen, entwürzen, daß nichts als ein *caput mortuum* übrig „bleiben solle.“ Eine andere Unterhandlung fieng Hr. Sp. selbst mit dem seel. Abbt Steinmetz an.

(Man findet diesen Briefwechsel in den Act. H. Eccl. B. X. S. 944.) In dem Briefe, womit er sie eröffnen wollte, ist so viel Albernheit und plumpe unchristliche Grobheit, daß man nicht weiß, worüber man am meisten erstaunen soll. Das Schreiben sollte die Hallische Schule zu einem Colloquio amico einladen; das aber Steinmetz sehr glimpflich ablehnte, und das auch, wie andere Colloquia amica den Erfolg würde gehabt haben, die Verbitterung zwischen Herrnhut und dem Hallischen Waysenhause, die so schon groß genug war, noch größer zu machen. In der Folge erwies es sich auch durch Thatsachen, wie wenig die Brüdergemeine geneigt war, sich in den Gränzen der gesetzlichen Vergünstigungen zu halten. Man findet davon Beyspiele in Schlesien, (S. Act. H. Eccl. B. XII. S. 1013. u. ff. B. XIII. S. 983. u. ff.) in der Grafschaft Ysenburg, (S. Act. H. Eccl. B. XIII. S. 1075.) Könnte man wohl die Wachsamkeit der Obrigkeiten tadeln, die Brüdergemeinen in ihren gesetzlichen Gränzen zu erhalten, wenn es sich wahr befände, daß sie sich durch ihre Kirchenzucht eine ganz willkürliche Beherrschung ihrer Glieder anmaßten, und von ihnen einen Gehorsam forderten, der mit dem Wohl und den Gesetzen des Landes, worinn sie aufgenommen sind, nicht bestehen kann? Bis dahin würde man den Obrigkeiten ihre Besorgnisse bey der Aufnahme der Brüdergemeinen nicht verdenken können. In einigen Staaten wurden diese Besorgnisse durch Ursachen veranlaßt, die sich nicht so gut rechtfertigen lassen. Man meynte nemlich, wenn es der Obrigkeit obläge, für eine erleuchtete Religion ihrer Unterthanen durch die gehörigen Mittel des öffentlichen Unterrichtes Sorge zu tragen: so könne es ihr nicht gleichgültig seyn, den vernünftigern Religions-

vortrag

vortrag durch solche Erbaulichkeiten, wovon wir oben erwähnt haben, die alle Vernunft zu Grunde richten, und die Religionsempfindungen kindisch machen sollen, verdrängt zu sehen. Und um diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, glaubte der Graf, es wäre genug, wenn er nur immer von seinem Glauben an die Augsburgische Confession spräche, und sich zu Prüfungen und Colloquiis anböte. Hierdurch meynte er denn zu erhalten, daß man ihn für den rechtgläubigsten Protestanten hielte, und als solchem mit allen Vergünstigungen entgegen gienge, indeß daß er immer fortfuhr, der albernen Erbauungen in dem Innern der Gemeine alle Tage mehr zu machen. Der Kunstgriff, durch Versicherungen und Bekenntnisse sich Zeugnisse der Rechtgläubigkeit zu verschaffen, konnte bey immer mehr zunehmender Abgeschmacktheit der Gemeinbücher wohl nicht lange Stich halten; man mußte endlich den Werth aller dieser Erklärungen einsehen lernen. Daher kam es denn, daß man bald die Brüdergemeinen gleich an der Thür abwies, (wie in Schweden S. Act. H. Eccl. B. XIV. S. 613. 670. u. ff.) bald die guten Zeugnisse, die man ihnen einmal gegeben hatte, (wie das Tübingische, s. Anhang zu Rimius Erzählung von dem Ursprung und Fortg. der Herrnhuter, N. I.) wieder zurücknahm, bald (wie von der theol. Fak. in Kopenhagen geschah,) den vorgegebenen guten Zeugnissen widersprach. Wie denn endlich Baumgarten durch das bekannte Bedenken 1741 allgemach immer mehr die Augen öffnete, und das Blendwerk der eifrigen Rechtgläubigkeit zerstörte. Das alles nun beliebte dem Grafen, Verfolgung der Kirche Christi zu nennen; darüber trug er kein Bedenken, die gewissenhaftesten, brauchbarsten, gelehrtesten und gelindesten Gotte-

tasgelehrten als Heuchler und Verfolger der eigentlichen wahren Gemeine Christi zu brandmarken. Es ist etwas gewöhnliches, daß jede einzelne Parthey alle die Kennzeichen der allgemeinen Kirche auf sich allein anwendet, ihre Sache allein zur Sache Gottes macht, alle Seligkeit auf ihre Gemeinschaft einschließt, und jeden, der es nicht mit ihr hält, für einen Feind Gottes und aller Religion erklärt. Was ist leichter? Dieser alte Kunstgriff aber ist zu sehr verbraucht, als daß man damit noch einen Vernünftigen beunruhigen könnte. Die kindische Affektation der Anwendung der Bibelsprache auf ihre Gemeine geht so weit, daß Hr. Spangenb. z. B. die unter den lutherischen Gemeinen zerstreueten einzelnen Glieder der Brüdergemeine die Diaspora nennt, S. 2212. als wenn sich die lutherische Kirche zur Brüdergemeine verhielte, wie die ehemalige heidnische Welt zur christlichen Religion. So legt der Graf seiner Gemeine den bedeutungsvollen Namen des Salzes der Erde bey. S. 2232. Von allem diesen frommen Schnickschnack sind die Schriften des Grafen voll, und wer allenfalls daran nicht genug hätte, der kann die Antwort auf die 55ste unter den Fragen lesen, die der sel. Steinmetz der Gemeine zu Herrnhut vorgelegt hat. (Act. Eccl. Vol. IV. S. 799.) Hr. Sp. setzt diese Sprache noch immer fort. Schon in dem 3ten Th. S. 690. hatte er gesagt: „Von dieser Zeit an nahm „er sich vor, die Schmach Christi noch lieber zu ha„ben, und sein Wort noch getroster zu bekennen;“ und so geht es das ganze Buch durch, als wenn der, wer sich den Albernheiten des Herrnhutischen Gesangbuches entgegensetzt, Christum selbst verschmähete, und die Predigt seines Wortes verachtete.

Inzwi-

Inzwischen kann man auf die öffentlichen und heimlichen Bemühungen einer Gemeine nicht genug wachen, deren Ascetik und äußerliche Ordnung schon genug geschickt ist, den gemeinen Christen einzunehmen. Da er gewohnt ist, die Erbaulichkeit des Religionsvortrages nach der Menge und Stärke der Empfindungen zu schätzen, womit er ihn bewegt hat; da er von der Wahrheit, Würde und Zweckmäßigkeit solcher Empfindungen sehr wenig zu urtheilen im Stande ist: so wüßten wir nicht, was ihn mehr bezaubern könnte, als ein Gottesdienst, der ein stetes Spiel kleiner, lustiger, kindischer Empfindungen ist. Das ist wohl mit eine Ursach, warum der Graf unter den Inspirirten und den Methodisten keine Proselyten machen können. Von den letztern erzählt Hr. Sp. das selbst ziemlich weitläuftig von S. 1044. an. Außer daß sie in Ansehung ihrer Meynung über den Sünder einander schnurgerade entgegen waren, indem Wesley behauptete, ein Christ könne es bis zu einer sinless perfection bringen; der Graf hingegen die Sünderschaft zu einem Hauptingredienz eines Erweckten brauchte: so hatte auch ein jeder bereits seine eigene Schwärmerey, womit er zufrieden war. Und Zinzendorfs Schwärmerey ist, wie gesagt, bey dem gemeinen Christen gut angebracht; selten fällt sie da auf einen undankbaren Boden. Zu dem allen kömmt eine gute in die Augen fallende äußerliche Ordnung, die gutgesinnten Gemüthern gefällt, und sie für eine solche Parthey leicht noch mehr gewinnen kann. Es würde ein großes Verdienst der Brüdergemeine seyn, wie wir das zu erkennen nicht unterlassen haben, die in unserm Zeitalter so sehr verloschnen Funken der Ordnung, Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Eingezogenheit angefacht, und die Gesellschaft damit belebt zu haben, wenn es

in dem Schooße der Häuslichkeit und der Freyheit geschähe, und nicht der Hausvater aus seinen Familienverbindungen herausgerissen, in fremde unnatürliche Verbindungen versetzt, und bey allem scheinbaren Wohlseyn nur zu einem Werkzeuge in der Hand der Oberherrn gewürdigt würde. In diesem Falle muß schon ein großer Theil der Preiswürdigkeit dieser Anstalten wegfallen. Es ist eine alte Anmerkung, daß man in den Gemeinen, welche durch eine strenge Zucht in Ordnung gehalten werden, die Fehler und Schandflecke derselben vorsichtig zu verbergen pflege, bis daß mit der Zeit einer oder der andere ans Licht kömmt. Man kann leicht ermessen, mit wie viel Zwange das müsse bewerkstelligt werden. Ein Kloster voll Mönche in seinem Chor fällt wegen seiner Ordnung sehr schön in die Augen; mais la cuisine! sagte eine braminische Prinzessinn bey einem herrlichen Gastmahle von Fleischgerichten, mit Rücksicht auf die Pracht des Gottesdienstes der römischen Kirche, und auf die Härte ihrer Inquisition. Die geheimen Nachrichten, die übrigens über die Brüdergemeine nach und nach zum Vorscheine gekommen, durch Bothen, Volk u. a. werden freylich für Verleumdungen, und ihre Urheber als elende Apostaten gebrandtmarkt. So lange sie zur Gemeine gehörten, waren es gute, untadelhafte Männer; sobald sie davon ausgegangen sind, werden sie Buben, und man wirft ihnen sogar ihren Stand vor, als wenn ein Schneider und Stadtschreiber nicht könnte ein wahrhaftiger und verständiger Mann seyn; sonderlich nach den Grundsätzen der Brüdergemeinen, die so gar ihre vornehmsten geistlichen Aemter an Handwerksleute und Unstudirte austheilen. Allein das ist die Gewohnheit aller Partheyen, wodurch aber eigentlich nichts ausgemacht wird. Eben so hat man mit

dem

dem Sutor und, dem bekannten Regnier verfahren. Es ist aus Fresenius Sammlungen bekannt, was mit diesen beyden Männern vorgegangen ist, und was ihren Ausgang aus der Gemeine veranlaßt hat. Es ist aber sehr possierlich zu lesen, wie Hr. Sp. (S. 1276.) den Abfall des letztern berichtet: „Einer, Namens Regnier, sagt er, gieng nach Suriname, und „man kann dessen Erklärung lesen in der Büdingischen „Samml. — Dieser Mensch war in Pensilvanien in „Schwärmerey gerathen; hatte sich jedoch ziemlich re„colligirt, und der Graf hatte eine gute Meynung von „ihm, wie aus den Antworten auf die Beschuld. u. „s. w. S. 137. zu ersehen. Es zeigte sich aber nach„her, daß er ein elender Mensch war, der nicht lieb „hatte, und doch aus fanatischer Eigengerechtigkeit „knechtlich und pünktlich seyn konnte." Dieses elende herrnhutische Schnickschnack heißt wohl auf deutsch nichts anders, als daß Regnier ein ehrlicher Mann war; der aber endlich das Joch der Heylandsgemeine zu drückend fand, aufhörte, für sie partheyisch zu seyn, und sich aus der Knechtschaft der Menschen wieder in die Freyheit des reinen Christenthums begab.

Wenn man erwägt, wie leicht sich die Rechtschaffensten unter den gemeinen Christen von den geistlichen Uebungen, die in die Sinne fallen, von der äussern Zucht und Ordnung, von dem, was ihre dunkelsten Gefühle beschäfftigt, von dem Scheine des Eifers für die Religion hinreißen läßt; so muß man sich nicht länger wundern, daß die Brüdergemeinen oft an Orten, wo man sie nicht gehindert, auf eine Zeitlang so große Eroberungen haben machen können. Allein eben so oft mußte ihre innere Verfassung sie bald wieder um die Unterthanen bringen, die ihr der äus-

serliche

serliche Glanz erworben hatte. Wir haben dieses schon mehrmals als eine allgemeine Vernunftwahrheit bemerkt; wir können diese Beobachtung aber auch durch die Erfahrung bestätigen. Ein Liefländischer Prediger schrieb an S. J. Baumgarten unter andern: „Das süße Schwatzen vom Lamm, Blut, Gemeine, „Brüder, Verbindung, Zucht, Ganzwerden, Praleren von ihrem großen Sieg und Seegen, seelige „Gemeine, machte ihnen unsere Zuhörer zu Sklaven, „bis der Herr drein sahe, und ihre Betrügerey durch „das sündige Loos entdeckte."

So wie einzelne Glieder allgemach durch die Erfahrung belehrt wurden: so wurden es auch die Obrigkeiten, wenn sie sich nicht gleich bey der Aufnahme der Brüdergemeinen darinn vorgesehen hatten. Was desfalls in Liefland und dem Ysenburgischen vorgefallen, berühret Hr. Sp. nur ganz kurz. Indeß so geschwind er, gleich dem Hahn über die Kohlen, darüber hinläuft; so sehr er die ganze Sache in das fromme Kleid der Erduldung um des Heylandes willen einkleidet: so leuchtet doch ganz augenscheinlich ein ganz anderes Leiden durch. Wenn man nemlich die Briefe, die in Baumgartens Bedenken, und die Acten, die in den Act. H. Eccl. B. VIII. S. 288. u. ff. ja wenn man einige Stellen aus des Grafens Briefen, die Hr. Sp. selbst anführt, unpartheyisch lieset: so sieht man wohl, daß nie ihr Eifer dem Heylande arme Seelen zu gewinnen, sondern ihr Bestreben sich durch eine knechtische Zucht vermögender oder nützlicher Bürger zu bemächtigen, die Obrigkeit endlich genöthigt, zu erwachen, und sich ihre Aufsicht auf ihre Unterthanen nicht unvermerkt durch die heiligen Bande der Brüdergemeine aus den Händen winden zu lassen. Der Graf gesteht, daß die Obrigkeit in Liefland durch die

bloß

bloß bürgerlichen Einrichtungen der Brüdergemeine sey aufmerksam gemacht worden; allein alles das, was in seiner Abwesenheit von den Brüdern angeordnet worden, das sey ohne sein Wissen, ja gegen seinen ausdrücklichen Willen geschehen; er wolle also alles wieder abschaffen. „Seine Absicht, sagt Herr Sp. S. 1534. gieng demnach dahin, die ohne seinen „Willen, und gegen sein ausdrückliches Verbot, „mit dem Oberpastor Mickwitz und andern zu Reval „genommenen Maaßregeln, die mährische Disciplin „in die lutherische Kirche einzuführen, rückgängig zu „machen; ohne Nachtheil des unstreitig großen und „über alle Vermuthung gehenden Segens des Evan„gelii in dasigen Gegenden, wie er sich darüber aus„druckt in den naturellen Reflexionen. S. 303.“ Was wir schon oben bemerkt haben, von dem kindischen Kunstgriffe, alle Prädikate des unsichtbaren Reiches Gottes auf sein eigenes in heiliges Gewand gehülltes irdisches Reich anzuwenden, das ist bey diesen liefländischen Begebenheiten recht pomphaft angebracht. Daß viele gute Seelen das Ihrige hergaben, das hieß eine große Erweckung, ein unglaublicher Seegen; daß die Obrigkeit recht väterlich drein sahe, und unter andern auch den Grafen in Riga auf der Citadelle zur Verwahrung setzte, das war die grausamste Verfolgung der Kirche Christi. „Nun sind, schreibt der „Graf an seine Gemahlinn S. 1540. unserer ein hüb„sches Häufchen um des Heylandes willen gefangen, „und mein Christel macht sich eine Freude, so etwas „mit seinem Papa zu erfahren.“ Man kann sich beynahe des Unwillens nicht erwehren, wenn man solche Worte, die in dem Munde der Apostel Wahrheit und fromme Gesinnung waren, so entheiligt sieht. Wahrlich die kindischen Erbaulichkeiten der herrnhutischen

Ascetik

Ascetik verdienen wohl nicht die Sache des Heylandes genannt zu werden, — es ist nicht um seinet willen gefangen seyn, wenn man es um einer Sache ist, mit der er weiter nichts gemein hat, als daß sein hoher Namen sehr oft dabey gemißbraucht wird.

Was der Brüdergemeine am meisten das Lob des Eifers für ihre sogenannte Sache des Heylandes zuwege gebracht hat, sind unstreitig ihre Missionen unter den Heyden. Wir wollen jetzt nicht den großen Mißbrauch rügen, wozu sie augenscheinlich oft gedienet haben, Leute zu verschicken, die man zu entfernen seine Ursachen hatte; wir wollen von den durch ein sehr zweydeutiges Loos erklärten Missionarien nichts sagen; wir wollen die Wahrheit der Nachrichten von dem gestifteten Guten nicht streitig machen, wie man den Seegen der amerikanischen Missionen zufolge eines glaubwürdigen Schreibens gar wohl in Zweifel ziehen könnte. (S. Baumgartens theol. Bed. 44 St. S. 673.) Wir wollen nur unsere Leser an die thörichte und unchristliche Methode erinnern, die Heyden zu Christen zu machen, ohne ihren Religionsunterricht bey der Erkenntniß Gottes anzufangen. Wahrlich! wenn diese Missionen irgend einen wohlthätigen Nutzen haben: so ist er nur sehr zufällig, und ein ganz anderer, als den die Missionarien abgezielt haben; ihr ganzes mangelhaftes Werk ist ein heilsames Mittel, wodurch die Vorsehung unsern wilden Brüdern auf andere Weise wohlthun will, indem sie ihnen Menschen zuführt, von denen sie die Süßigkeit des geselligen, ruhigen Lebens lernen, und zu der Entwickelung ihres Geistes durch die Künste des Friedens geleitet werden können. Das Nämliche müssen wir von der Ausbreitung ihrer kirchlichen Duldung sagen, wonach sie nicht allein die christlichen Hauptpartheyen; sondern

auch

auch Naturalisten und Freydenker, wenn es angienge, unter sich aufnehmen möchten. Da diese Bereitwilligkeit mit ihrer öffentlichen Theologie so wenig zu reimen ist: so müssen ganz besondere Ursachen bey ihnen obwalten, warum sie den Schooß ihrer Kirche so weit machen; oder ihre vorgegebenen Grundsätze müssen nur für eine gewisse Klasse ihrer Gemeine so stark getrieben werden. Wir wollen das an einigen Beyspielen klar zu machen suchen. Wie weit sich der Graf mit dem bekannten Edelmann eingelassen, erzählt uns Herr Sp. selbst (S. 882.) Von seinen Unterhandlungen mit Dippeln handelt ein sehr interessanter Brief des D. Adam Struensee. (S. Act. H. Eccl. B. IV. S. 988. u. ff.) Wenn man nun bedenkt, wie Dippel über die Genugthuung Christi gedacht habe: so muß man des Grafen Einigkeit mit ihm sehr befremdend finden. Am wunderbarsten ist aber, was Hr. Sp. von dem Unitarier Samuel Crell erzählt. Er führt an, wie sich der Graf mit ihm unterhalten, und fährt S. 947 also fort: „Wie es weiter mit diesem lieben alten Manne „gegangen sey, und wie er endlich an seinem Ende „als ein schüchternes Täubchen in den Wunden Je„su sein Heil gesuchet; davon findet man ein mehre„res in den naturellen Reflexionen S. 247 — 249. „Zwey Jahre lang versäumte er keine Versammlung „der Brüder in Amsterdam, es mochte das Wetter „seyn, wie es wollte. Er hatte auch im Ernst vor, „mit seiner Familie nach Herrnhut zu gehen. Nach„her wurde er irre gemacht; weil man ihn auf der „Ecke angriff, wo die Gelehrten gemeiniglich schwach „sind.“ (H. Sp. sagt uns nicht, was das für eine Ecke sey; es würde sehr interessant seyn, das von ihm zu erfahren. Allein er pflegt sich gern in solchen unbestimmten Allgemeinheiten zu halten, damit man

nicht



nicht auf den Grund der Sache komme.) „Da leug„nete er zwar die Gnade, die ihm geschehen war, nicht „ganz; er gerieth aber auf die Ausflucht: Er sey noch „ein Unitarier, wie zuvor, und habe nur in dem Ar„tikel de satisfactione Christi durch die Brüder eine „andere Einsicht bekommen. Hierauf geschah es, „daß ihn im Jahre 1746. Johannes von Watte„wille besuchte: und der hatte die Freude zu sehen, „daß er alles, was mit ihm geredet wurde, von Herzen an„nahm. Diese Gnade des Heylandes behielt ihn bis an „sein Ende. Er gieng, nach unaufhörlichen Flehen zu „dem theuren Gotteslamm, (wie er es nennte,) daß „es sich seiner erbarmen möchte, mit den Worten: „Da kommt ein armer Sünder her, der gern fürs „Lösegeld seelig wär, aus der Zeit. Er ließ der „Brüdergemeine noch vorher für alle an ihm bewie„sene Treue herzlich danken.“ Diese ganze Erzählung befindet sich schon in des Alethophili Taciti Gedanken, u. s. w. einer 1749. herausgekommenen Herrnhutischen Schrift; sie ist aber auch eben so unvollständig und schwankend, daß man so wenig über ihre Zuverläßigkeit als über Crells eigene Gesinnungen daraus recht urtheilen kann; zumal da es nichts ungewöhnliches ist, daß die Brüder sich ganz ohne Grund der Zustimmung großer und gelehrter Männer rühmen, wie das z. B. dem Erzbischof Eric Benzelius und dem Bischof Eric Alstrin begegnet ist, wovon man des letztern Brief an den Erzbischof Henrich Benzelius nachlesen kann, in den Act. H. Eccl. B. XV. S. 545. Dem sey indeß wie ihm wolle: so ist so viel gewiß, daß der erste Sieg des Grafen über diesen gelehrten Unitarier, nicht sehr vollständig muß gewesen seyn. Denn seine erste Unterredung mit ihm fällt in das Jahr 1736. und im Jahr 1740. findet man

man noch nicht die geringste Aenderung in seinen Meynungen, wie aus einem Briefwechsel desselben mit Joachim Langen, der ihm seine Gloriam Christi zugeschickt hatte, zu ersehen ist. Die ganze Bekehrung möchte also wohl auf nichts weiteres hinauslaufen, als auf eine äußerliche Verbindung, die diesem unglücklichen Greise in einem ungewöhnlich hohen Alter, bey einem durch Armuth und Verstoßung gebrochenen Herzen, sehr willkommen seyn mußte, und die ihm ohne Zweifel durch die bekannte Erweiterung ihrer Grundsätze und das gefällige Zufriedenseyn mit einigen zum Schibolet der Gemeine gehörigen erbaulichen Tönen, ungemein erleichtert wurde. So pflegt überhaupt eine jede Gesellschaft, deren Vortheil es erfodert, so zahlreich zu seyn, als möglich, die Thore ihres Tempels weit aufzuthun, um ihr Haus voll zu machen; aber wohl bemerkt, von solchen Leuten, die sie brauchen kann, und sich in nichts strenge finden zu lassen, als in der Subordination, die das Grundgesetz ihres gemeinen Wesens ist. Scharfsichtige Beobachter haben das auch von dem ehemaligen Orden der Jesuiten bemerkt. Sie pflegten alles bey sich aufzunehmen, und für jede Neigung konnte man bey ihnen Nahrung finden. Liebte jemand die Wissenschaften: so fand er Leute, von denen er lernen konnte; hatte er eine Neigung zum Reisen: so konnte er reisen; hatte er seine eignen Gedanken über Religionssachen, oder auch ganz und gar keine Religion: so gab es unter der heiligen Brüderschaft welche, die sich blos wunderten, daß er nicht noch schlimmer sey, und hießen ihn Gott danken, daß ein Geschöpf, welches mit aller Zuneigung zum Bösen und Abneigung vom Guten auf die Welt kömmt, noch in irgend einem Betracht, das geringste Gute an sich haben könne. An solchen sehr

natürlichen Mitteln hängt denn oftmals die Ausbreitung einer Parthey, die man hernach ganz einem besondern göttlichen Segen zuschreibt.

Wir lassen nunmehr einen jeden Verständigen nach den obigen Thatsachen den Charakter des Grafen selbst beurtheilen. Man pflegt gemeiniglich damit bald fertig zu werden, indem man seinen Held entweder ganz zum Heiligen, zum Schwärmer, oder zum Betrüger macht. Aber in dem Geisterreiche lassen sich solche Linnäische Klassifikationen nicht anbringen, womit wir uns zur Ueberschauung der Naturreiche in der Körperwelt helfen. In jenem kommen alle Augenblicke Anomalien und jähe Uebergänge von einem Aeußersten zum andern vor. Der Graf von Zinzendorf war mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit des Geistes geboren. Da diese nicht frühzeitig durch gründliche Wissenschaften genährt und gezüchtigt wurde: so gewann sie mehr in Oberfläche als in Tiefe. Sie erhielt durch seine Erziehung einen religiösen Schwung, und äußerte sich bald in unruhiger Thätigkeit. Bey der Aufnahme der mährischen Emigranten entstand in ihm ohne Zweifel eine geheime Ahnung von einer Gemeine, wobey er Gutes stiften, wirksam seyn, herrschen und sich selbst vergrößern könnte. Dieses Ziel einmal gesetzt, woran auch warme Frömmigkeit nichts tadeln zu können schien: konnten nun leicht die zweydeutigsten Mittel durch ihre Abzweckung, so bald sie nothwendig schienen, geheiligt werden; einmal vorausgesetzt, daß die Sache der Brüdergemeine die Sache des Heylandes sey. Da der gemeine Christ durch die Schwärmerey so leicht kann angeregt werden, und der Graf in seiner Phantasie dazu Zunder und Materialien genug fand: so wurde diese schwärmerische Ascetik nun der Grund, worauf die

Gemeine

Gemeine gebauet ward. Das Bedürfniß nach immer neuer Beschäftigung der Andacht durch die Sinnlichkeit machte es natürlich, daß er endlich auf die tändelhaftesten Kinderenen verfallen mußte. Der Gebrauch der Vernunft war von allen geistlichen Uebungen ausgeschlossen, und würde auch nicht haben angebracht werden können, da das Haupt der Gemeine die seinige immer mehr vernachlässigte. Wenn man die Unendlichkeit seiner weltlichen und geistlichen Regierungsgeschäffte, seine ewigen Erbauungsreden, Eheviertelstunden, Homilien, seinen ausgebreiteten Briefwechsel, seine steten Unterhandlungen, seine häufigen Reisen erwäget: so wird man es nicht befremdend finden, daß er seinen Verstand mit Erkenntniß göttlicher Wahrheiten gar nicht anbauen, noch seinen religiösen Gesichtskreis erweitern und aufhellen, und seine Empfindungen berichtigen konnte. Je weiter also er und seine nicht hellern Gehülfen auf diesem Wege fortgiengen, desto mehr mußten sie von der richtigen Straße und aus dem hellen, wohlthätigen Sonnenlichte des Christenthums abkommen, und sich in die dunkeln, unsichern, pfadlosen und schlüpfrigen Irrgänge sinnlicher Gefühle verirren. Daraus mußten denn Collisionen entstehen, denen man nicht anders, als mit Geschicklichkeit, Kunstgriffen, Doppelsinn, Geschmeidigkeit und List ausweichen konnte. Wie sollte der Graf die Gefühlstheologie, die zur Unterhaltung der Schwärmerey nöthig war, mit der Theologie der lutherischen Kirche vereinigen? wie die Erweiterung seiner Gemeine für so verschiedene Religionspartheyen mit der Präcision der öffentlichen Glaubensbekenntnisse? wie die Obrigkeiten über die innere Staatsverfassung der Gemeine, wie über ihren Eroberungsgeist beruhigen? wie die übereilten Eingriffe

in die Landesverfassungen, und die dabey gebrauchten Mittel bemänteln? wie der Gemeine den äußerlichen Schein der Ordnung geben, um die Proselyten anzulocken, und doch die Subordination und die Banden nicht nachlassen, wodurch man sie festhält und nutzt? wie alles dem Heylande zu überlassen scheinen, und doch alles selbst thun, damit alles zum Zweck des Ganzen gethan werde? wie uneigennützig scheinen und Schätze bedürfen, wie die Beutel der Gläubigen in die Heylandskasse ausleeren, und sie doch nicht zu zwingen scheinen? Wer alles dieses auf dem geraden Wege der Wahrheit erhalten will, der unternimmt etwas unmögliches. Und hier findet sich der ganz natürliche und unmerkliche Uebergang von dem Gutmeynen des Schwärmers zu der nicht gewissenhaften Geschicklichkeit des Mannes von Geschäfften. Bey allem diesen scheint der Graf v. Z. nicht viel Schwierigkeit gefunden zu haben. Die nämliche Lebhaftigkeit, die ihn nun stark genug machte, sein Ziel festzuhalten, machte ihn reich in Erfindung der Hülfsmittel, thätig und geschmeidig in ihrer Anwendung: und seine Religionstheorie, wo alles auf die gegenwärtige Gemüthlichkeit ankam, war bequem genug, ihn über die moralische Güte derselben nicht zu beunruhigen. Man wird nicht sagen können, daß der Partheygeist bey dieser kurzen Schilderung des berühmten Grafen v. Z. den Pinsel geführt habe, oder daß dazu gehässige Farben gebraucht worden; gleichwohl müssen wir gestehen, daß sie von der Schilderung sehr abgehe, die Hr. Sp. von dem Charakter des Grafen am Ende seines Werkes entworfen hat, und die wir wegen seiner Weitläuftigkeit nicht hieher setzen können.

Unser

Unser Urtheil über den persönlichen Charakter des Stifters der Brüdergemeine wird übrigens die würdigen Glieder derselben nicht beleidigen können. Wir haben bereits die Hoffnung geäußert, daß ihre Ascetik sich immer mehr der Vernunftmäßigkeit nähern werde, und daß, wenn diese Hoffnung erfüllt wird, sie die Vorwürfe nicht verdienen werde, die wir ihrem Stifter zu machen, uns nicht haben entbrechen können.

Bl.

II.

Wahre Bewandniß der am 8 May 1776 erfolgten Trennung der bisherigen Visitation des Kayserl. und Reichscammergerichts im Junius 1776. Göttingen, im Verlage der Wittwe Vandenhoeck. 1776. gr. 4.

Der ungenannte Verfasser dieser Schrift hat nicht wollen bekannt seyn, und will es wahrscheinlich noch nicht seyn; sonst würde er sich allem Vermuthen nach genannt, oder, nachdem man Hrn. Pütter so entscheidend dafür ausgegeben, dieser oder ein anderer sich diesfalls erklärt haben. Rec. und dem Leser kann es gleichviel seyn. Er sagt indessen in der Vorrede, daß er alle Schriften, die hier einiges Licht geben können, so vollständig als möglich zur Hand gehabt, und daß er sich, wie auch der Augenschein, die durchgängig herrschende Wahrheit der Erzählung, die gründliche Erörterung aller hier einschlagenden Rechtsfragen, und der, denselben Schritt vor Schritt begleitende überzeugende Beweis, hinläng-

sich zu erkennen geben, die nicht geringe Mühe, alles mit Aufmerksamkeit zu lesen, mit Sorgfalt zu prüfen, und das Resultat in einen vollständigen Zusammenhang zu bringen, nicht hat verdrüssen lassen. Der Augenschein lehrt es, daß Wahrheitsliebe und Gründlichkeit hier die Feder geführt haben. Es war nicht des Verf. Absicht, eine blosse Geschichte dieser Trennung zu liefern; sondern durch Verbindung derer hieher gehörigen Rechtsfragen mit der Geschichte, jeden in den Stand zu setzen, über den Vorgang selbst zu urtheilen.

Noch in eben dem Jahre erschien diese Schrift zu Wien, mit, dieselbe von § zu § widerlegen sollenden Anmerkungen in Druck. Weil aber viele, welche die wahre Bewandniß schon besitzen, die Widerlegung derselben besonders zu haben wünschen: so hat sich ein dienstfertiger Mann gefunden, der sich bewegen lassen, ohne Benennung des Druckorts, die Anmerkungen abgesondert, unter folgendem Titel abdrucken zu lassen:

III.

Widerlegende Anmerkungen der neulich in Göttingen herausgekommenen Schrift, unter dem Titel: Wahre Bewandniß der am 8 May 1776. erfolgten Trennung u. s. w.

Die Vorrede zu diesen widerlegen sollenden Anmerkungen verräth den Geist des Verfassers hinlänglich. Es ist ihm nicht recht, daß der Verf. der wahren Bewandniß bey verschiedenen in dieser Schrift enthaltenen Gegenständen Gelegenheit genommen, weitläuftige Ausführungen einzumischen, auch in einige, seiner Meynung nach, zum Hauptzweck

gar

gar nicht gehörige Materien einzudringen, und dadurch dem Leser von dem, wohin die Absicht gehen sollte, vielmehr zu entfernen, als ihn mit der wahren Bewandniß bekannt zu machen. Der Verfertiger dieser Anmerkungen glaubt berechtiget zu seyn, es für Beruf und Pflicht zu halten, eine Widerlegung dieser Schrift ans Publikum kommen zu lassen; da solche einestheils ganz irrige Begriffe von der Visitationszerstreuung zu verbreiten trachtet, anderntheils aber Kayserl. Majestät in dem jüngsthin dat. 13ten dict. 31 Julii an die Reichsversammlung erlassenen Commissionsdecret, den wahren Fortgang der Sache, mit Beyschließung des Visitationsprotocolls, und die aus dieser Angelegenheit sich für die Zukunft ergeben mögende bedenkliche Folgen dem Reiche zur Beherzigung vorgelegt haben; und da überdies diese Schrift dem Herrn Prof. Pütter zugeschrieben werden will, mithin diejenigen, die nicht genugsame Nachrichten und Kenntnisse haben, desto ehender verblendet und verführt werden könnten. Er erklärt sich ferner dahin, daß wie der Verf. der wahren Bewandniß solche nur zur Steuer der Wahrheit zu Papier gebracht haben wolle: so führe er dabey ebenfalls keinen andern Endzweck, und solle auch zum voraus keine Vermuthung zurücklassen, als ob diese Widerlegung von höherem Befehle oder anderer Anleitung herfließe. Nichts desto weniger bemerkt er, es möge sich zwar der Verfasser geschämt haben, mit den abgenutzten Vorwürfen, was sich zu den Zeiten Karls des V. und Ferdinands ereignet, gegen den Kayserl. Hof zu Felde zu ziehen und Lärmen zu blasen; dennoch habe er es nicht lassen können, zu Erhitzung der Gemüther sich der zwey großen Worte Religion und Freyheit zu bedienen. Er habe sich ferner so weit vergan-

gen, hin und wieder empfindliche Vorwürfe gegen den Kayserl. Hof, das durchlauchtigste Erzhaus, geistliche Reichsstände und die Reichsstädte einfließen zu lassen; besonders aber in den §phen 135. 136 — 163. die ärgsten Verläumdungen und Majestätsverletzliche Vorwürfe in so vollem Maaße auszugießen, als wenn er sich einen Plan ausgedacht hätte, den Kayser herunter zu setzen, damit die katholischen Reichsstände und Reichsstädte desto eher unterwürfig gemacht werden könnten. Dabey macht nun der patriotische Widerleger die Anmerkung, es würde einem Lehrer des deutschen Staatsrechts strafbar seyn, daß er der Jugend Erdichtungen, Verdrehungen, falsche Begriffe und Sätze, Verachtung gegen das Reichsoberhaupt, Aufhetzungen der Unterthanen, Religionshaß, Verfolgungsgeist, u. s. w. einflöße; besonders verdiene dabey die Betrachtung eine mehrere Rücksicht, daß Eltern Bedenken tragen müßten, ihre Kinder der Gefahr auszusetzen, daß sie das Gift ihrer Lehrmeister einsaugten, und nur allzu früh lernten, die nachdrucksamsten Reichsgesetze ohne allen Scheu zu übertreten, und ihnen gleichsam Hohn zu sprechen. Die Reichsgesetze seyen gegen derley Verbrechen geschärft, und nach des Herrn Widerlegers Voto wäre diesem gemäs, daß der Fiscus excitirt, und der Criminalproceß eingeleitet würde. „Da jedoch, „heißt es ferner, dergleichen Verbrechen die Iustitiam „vindicatiuam unwirksam zu machen wissen, also gien„ge mein ganz unvorgreiflicher Vorschlag für dermalen dahin, daß Kayserl. Majestät allergnädigst ge„ruheten, sich unmittelbar an Ihro Majestät den Kö„nig von England, als Churfürsten von Braunschweig „zu wenden, die anzüglichen Stellen nach dem Wort„laut vorzulegen, und aus Vertrauen auf des Kö„nigs

„nigs gerechte Gesinnungen, seinem eigenem Gutbe„finden anheimzustellen, wie dieses Unternehmen anzusehen und zu bestrafen sey. Da sich aber der „Anstand äussern könne, daß zuförderst der Anony„mus ausfündig gemacht werden müßte: so dürfte es „doch wohl am rathsamsten und verträglichsten seyn, „einem Hochpreißl. Reichshofrathe die gerechte Beur„theilung zu überlassen, ob nicht die Schrift, wegen „ihres lästerlichen und sträflichen Inhalts, öffentlich „durch den Scharfrichter zu zerreissen, und solcherge„stalt wenigstens die Freude zu benehmen sey, daß „sich der Verfasser seiner strafbaren Arbeit berühmen „könne." Eine so strafbare Schrift verdienet also doch wohl eine genaue Beurtheilung: und da die wahre Bewandniß dem Rec. so richtig vorgekommen ist, nach des Verf. der widerlegenden Anmerkungen Meynung aber, so grundfalsch ist, so wird es unsern Lesern nicht zuwider seyn, hier eine weitere Ausführung von dem Inhalt dieser Schrift und dem Inhalt der Widerlegung zu finden. In der wahren Bewandniß, wird zuerst von der gegenwärtigen mißlichen Lage des Visitationsgeschäfts gehandelt, und bemerkt, daß der wahre Grund derselben, in dem, was im Jahr 1766. bey der damaligen Einleitung der bisherigen Visitation vorgegangen, zu suchen sey. Ganz Deutschland sey damals von der Nothwendigkeit einer Visitation des C. G. überzeugt gewesen, um denen eingeschlichenen Mißbräuchen Einhalt zu thun, und Kaiser und Reich hätten gleich wichtige Ursachen gehabt, alles mögliche anzuwenden, um diesem Unwesen zu steuern.

Der Herr Verfasser der Anmerkungen erinnert hierbey: Es habe freylich der Kaiser die im J. R. A. angeordnete Visitations- und Revisionsdeputation in

Vollzug gebracht. Allein, eben da der Kaiser alle mögliche Sorgfalt diesem Geschäffte gewidmet, sey ein Schreiben des Markgrafen von Baadendurlach an einige Höfe A. C. datum Carlsruhe den 9. Octbr. 1766. erschienen, worinnen folgendes enthalten.

„Es wäre sich mit vereinigten Kräften dahin zu „bearbeiten, damit — — die gegen die immer weiter „zu extendiren suchende Jurisdiction der höchsten „Reichsgerichte habende Beschwerden abgethan, und „ihnen kein schweres Joch über den Hals gezogen „werden möge. Insbesondere werden die evangeli„schen Stände hohe Ursache haben, zusammen zu se„hen, und ihre Angelegenheiten sorgfältig wahrzuneh„men, wozu sich bey dieser vorseyenden Visitation „wohl mehr als einerley Gelegenheiten darstellen wer„den. Ewr. ꝛc. stellen wir daher in hergebrachtem „Vertrauen, zu beliebiger hocherlauchter Ueberlegung „anheim, ob nicht durch die zu Regenspurg anwesen„de Gesandte der zu diesem Geschäffte deputirten evan„gelischen Fürsten, im engsten Vertrauen, und ohne „das mindeste Aufsehen zu erregen, ein gemeinsames „Concret zu verabreden sey, wie die nach Wetzlar ab„ordnende Räthe zu instruiren, daß sie daselbst ein „beständig gutes Vernehmen mit einander unterhal„ten, einerley Sprache führen, und sich gemeinschaft„lich bearbeiten sollten, nichts dem evangelischen We„sen nachtheiliges geschehen zu lassen, vielmehr wo „möglich, den in vorigen Zeiten verfehlten Endzweck „dermalen zu Stande zu bringen.“

Wer die deutsche Reichsverfassung kennt, und von dem, was seit dem Westphäl. Frieden geschehen ist, nur etwas weiß, wird hier nichts Gesetzwidriges finden; wohl aber mit Recht bedauern, daß Sachen, welche überhaupt den ein Corpus ausmachenden evangelischen

gelischen Religionstheil betreffen, so gewissenhaft behandelt werden, daß man, was zum Besten desselben veranstaltet wird, oft katholischer Seits eher weiß, als es von evangelischen zur Deliberation gebracht ist. Der Herr Verfasser der Anmerkungen macht indessen daraus den Schluß, daß man von Seiten eines Theils der deputirten Stände, nur auf die Ausführung einseitiger Plane, welche in Beschränkung der Reichsgerichtbarkeit, und in Erlangung einiger bey dem Westphäl. Frieden, Wahlcapitulationen und andern Reichsschlüssen, nicht durchgesetzten Vortheilen bestehen sollten, bedacht gewesen, und sucht darinn die Quelle alles dessen, was nachher erfolgt ist.

Es folgt: Wahres Verhältniß, worinn das Cammergericht und dessen Visitation gegen Kaiser und Reich steht.

Hier wird in der wahren Bewandniß, erstlich die Bemerkung gemacht, daß das wahre Interesse der kaiserlichen Majestät und der Reichsstände eine gerade durchgehende Justiz am C. G. erfordern. Worauf der Herr Verf. der Anmerkungen nur mit einem Widerspruch antwortet, den er hauptsächlich dadurch rechtfertigt, daß während der ganzen Visitation, die Hauptbemühungen dahin gegangen, das kaiserliche Oberstrichteramt auf alle mögliche Weise zu beschränken, oder wenigstens von dem Willen der Stände abhangend zu machen.

Aber zum dritten §., der den Satz enthält, die Visitation des C. G. geschehe nicht sowohl aus obristrichterlicher Gewalt, als zum Behuf der Gesetzgebung, und aus dem Rechte der höchsten Aufsicht; weßfalls an derselben die Stände Antheil hätten; ist eine sehr passende Anmerkung gemacht. Wir wollen sie ganz hieher setzen.

„Daß

„Daß die aus der Natur eines jeden Staates „herfließende Verfassung, daß dem Oberhaupte die „obristrichterliche Gewalt zukomme, auch in dem deut„schen Reich noch immer bestehe, kann der Verfasser, „so sauer es ihm auch ankommen mag, nicht vernei„nen, und folglich können auch die von den Stän„den abzuführende Unterhaltungskosten, und ihnen „dagegen eingeräumte Ernennung der Beysitzer, hier „eben so wenig eine Veränderung dieser Staatsverfas„sung auswerfen, als dadurch der Kaiser nicht auf„hört (wie sich Pütter in introduct. in rem iud. Imp. „Sect. II. c. I. ausdrückt) Supremus fons omnis iu„risdictionis zu seyn. Inde conclusio, wenn also in „den Reichsgesetzen eine Deputation kaiserlicher Com„missarien und reichsständischer Räthe angeordnet wer„den, um die Gebrechen des Gerichts abzustellen, „oder Urtheile auf das neue zu untersuchen: so muß „hierbey der Kaiser nothwendig in jener Qualität, und „mit jenen Rechten eintreten, mit welchen er sowohl „bey der gesetzgebenden Gewalt, als auch bey dem in „seinem obristrichterlichen Namen ausgesprochenen Ur„theilen erscheint.“ Recht wohl; aber, wo wider„legt denn diese Anmerkung den bemerkten Zweck der Visitation? Die Ernennung der Beysitzer und Unterhaltung des C. G. sind ja hier nicht der Grund, aus welchem in dem W. B. gefolgert wird; sondern es wird nur erinnert, daß die Visitation zum Behuf der Gesetzgebung geschehen, und daß daran die Stände jederzeit wesentlichen Antheil genommen.

Der vierte §. der wahren Bewandniß bemerkt endlich, daß selbst an der Revision die Stände hauptsächlich ihren Antheil hätten, und daß, obgleich eine besondere kaiserliche Commission der Revision beywohnen könne, man doch bisher in Gesetzen und Herkommen

men die Sache nie so angesehen, als ob nothwendig eine kaiserliche Commission dabey seyn müßte. Dagegen wird erinnert, der Kaiser, welcher das Gutachten der Stände, wegen Einführung der Visitation und Revision, zu einem Reichsgesetz erhoben habe, könne nicht weniger Gewalt bey dieser Deputation besitzen, als er durch die Errichtung dieses Reichsgesetzes auszuüben befugt gewesen.

Die wahre Bewandniß folgert ferner, §. 5. daß einseitige Verfügungen bey Ausübung des Visitations- und Revisionsgeschäffts nicht gelten, und daß niemals alles, was dahin gehört, glücklicher von statten gegangen sey, als wenn Haupt und Glieder ihr reichsverfassungsmäßiges Verhältniß gegeneinander ruhig anerkannt — — — — ohne auf eine oder andere Art Dinge einseitig durchsetzen zu wollen, die nach der — — — Verfassung des deutschen Reichs, nicht anders, als vom Kaiser und Reichswegen mit gesammter Hand bewerkstelliget werden können. Die einleuchtende Wahrheit dieses Satzes kann und will nun der Herr Verf. der Anmerkungen gar nicht bestreiten; aber er erinnert, man könne wohl sagen, daß man einseitige Dinge durchsetzen wolle, wenn man bey Visitations- und Revisionsdeputationen die kaiserliche Commission unthätig und zu einem bloßen Zuhörer machen wolle.

Am besten zeigt der Hr. V. der A. seine Gesinnung in der Anmerkung zum 6ten §. wo bemerkt ist, daß der R. A. vom Jahr 1543. wo eine Stelle eingeflossen, die im Fall eines Mißverständnisses zwischen den Visitatoren, der kaiserlichen Majestät das Recht darüber zu entscheiden zusprechen wollen, ungültig sey, weil wider eben diese Stelle gleich ein beträchtlicher Theil des Reichs eine feyerliche Protesta-

tion

sion eingelegt, und sothane R. A. wie desfalls die, damalige C. S. Visitation fruchtlos aus einander gegangen, seine Endschaft erreicht habe, da er nur auf die damalige Visitation gerichtet gewesen; auch diese Verordnung nachher nicht wiederholt worden, sondern vielmehr die nachherige C. G. O. ganz andere Wege eingeschlagen habe. Hier wird bemerkt, daß man einen Widerspruch gegen bemeldeten R. A. nicht vermuthet hätte, und beruft sich auf die, gegen den angeführten Pütterischen Versuch einer richtigen Bestimmung des kaiserlichen Ratificationsrechts ans Licht getretenen Beobachtungen.

Diese Proben sind schon hinlänglich, unsern Leser zu überzeugen, daß diese widerlegen sollende Anmerkungen meistens Noten ohne Text sind; und jeder Leser wird, wenn er die Anmerkungen gelesen, und etwan noch einmal einen Blick auf die Vorrede wirft, mit uns glauben, der Verfasser der Anmerkungen habe eigentlich von sich selbst gesprochen, wenn er S. 5. sagt:

„Ferners ist diese Schrift (diese Anmerkungen) „weder bündig noch pragmatisch, sondern gründet sich „meistentheils auf falsche Sätze oder falsche Schlüsse, „die öfters aus richtigen Sätzen gezogen werden, und „endlich sind die Irrlehren, und offenbare Widersprüche und Verdrehungen so häufig, besonders aber „der Inhalt einiger Paragraphen so beschaffen, daß „man sich wundern muß, wie auch ein ungenannter „sich getrauen können, diese Sachen in Druck zu geben.“

Wir wollen den Inhalt der wahren Bewandniß vollends durchgehen, und etwa hie und da noch einige Bemerkungen über die Anmerkungen machen.

In der wahren Bewandniß wird nun die erste Lage des Visitationsgeschäffts untersucht, und gezeigt, daß

daß nach der vorläufigen Bestimmung des Reichsgutachtens vom 8ten August 1766. noch viele Punkte übriggeblieben, welche der Reichsverfassung gemäß einer weitern Deliberation bedurft hätten: indem vieles in den ältern Gesetzen unbestimmt gelassen, und bey vielem was darinn bestimmt war, die Frage übrig blieb, ob und wie weit, die vor hundert und mehr Jahren verfaßte Vorschriften, auch auf den jetzigen Fall schicklich seyn möchten. Der Hr. V. der Anmerkungen verlangt hier Beyspiele, deren im 9ten §. genug beygebracht sind.

Die Lage der Sachen aber wurde merklich verändert, wie in den kaiserlichen Commissionsdecreten vom 17. Novbr. 1766. und 26. Jan. 1767. die Sache so genommen wurde, als ob für die Reichsversammlung nichts mehr zu berathschlagen übrig wäre, und es für die dermalige Visitation weder einer eigenen Vollmacht noch Instruction bedürfe. Die wahre Quelle dieser veränderten Lage war aus einer im Januar 1767. bekannt gemachten Schrift, unter dem Titel, Betrachtungen über das Reichskammergerichtliche Visitationswesen, zu ersehen, wo dieses Geschäfft von einer ganz andern Seite, als man es bisher angesehen, vorgestellt wurde. Die zur Visitation bestimmte Reichsdeputation sollte nach dieser Vorstellung, nur ein durch die Reichsgesetze angeordnetes Gericht seyn, und die ihr zukommende ordentliche Gerichtbarkeit ihr unmittelbar aus den Gesetzen zufließen, ohne daß sie dazu einer Vollmacht oder einer besondern Anweisung bedürfe. Die vorzüglichste Absicht aber dieser Schrift schien zu seyn, die Anstände, so man gegen die Kaiserl. Commissionsdecrete geäußert, zu heben. Sie bestanden darinn: I. das Commissionsdecret vom 17ten Novbr. 1766. entziehe den

Stän-

Ständen das ius suffragii und die in des C. G. Angelegenheiten ihm zustehende Concurrenz, und daß also der Kaiser ein anderes Decret erlassen, oder das vorige einigermaaßen erläutern und beschränken möchte; II. daß mit weiterer Berathschlagung der vormals in Proposition gestellten 26 Deliberationspunkte weiter fortgefahren werde; daß III. Kaiserl. Majestät fordersamst dasjenige erfüllen möchten, was dieselben im 12. §. des 17 Artikels ihrer Wahlcapitulation versprochen hätten. Daß IV. für die Reichsdeputirten eine Reichsvollmacht, und V. eine neue Reichsinstruction abgefaßt werden müßte, und daß VI. noch verschiedene Nebendinge, die der Visitation oblägen, vorher berichtigt und entschieden werden möchten.

Diesem allen wurde in bemeldeten Betrachtungen widersprochen, und der Ungrund dieses Widerspruches wird §. 16 — 18. dargethan. Der Erfolg war, daß von einer Seite alle in den Betrachtungen aufgestellte Grundsätze nach einander durchgesetzt werden sollten, und daß von der andern Seite, alle, in Hoffnung, daß die Sachen in gesetzmäßige Wege würden eingeleitet werden, gebrauchte Mäßigung, vergeblich war. Es wird daher bemerkt, daß man alles, was seit 1767. geschehen ist, in der alleinigen Hauptquelle vereinigt finde, daß viele Dinge, die offenbar erst eine Reichstägige Berathschlagung und Bestimmung erfordert hätten, ganz einseitig unternommen und durchgesetzt werden wollen.

Gegen alles dieses enthalten die widerlegenden Anmerkungen nichts als Widersprüche ohne Beweis, und das Durlachische, oben angeführte Schreiben, muß der Grund seyn, dem andern Theil gleichen Vorwurf zu machen.

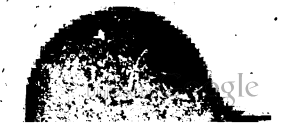
Der zweyte Abschnitt der W. B. handelt von dem besondern Anstande, der sich bey der gegenwärtigen C. G. Visitation wegen des gräflichen Deputationsrechts ereignet hat: und zwar erstlich von dem Hauptanstande, da die Vollmacht eines einzelnen Reichsgrafen zu Aufstellung eines Subdelegirten für hinlänglich gehalten werden wollen. Um den wahren Grund dieses Anstandes gehörig zu bestimmen, setzt der V. der W. B. zuvörderst den Unterschied des fürstlichen und gräflichen Stimmrechts aus einander, wie sich solches sowohl im Fürstenrath, als auch bey ordentlichen und außerordentlichen Reichsdeputationen zu einander verhält, und wie solches im verbindlichsten Herkommen, und einem Besitzstande beruht, den selbst keine Mehrheit der Stimmen einseitig abändern kann. Hierauf erfolgt die erzählende Nachricht vom Verlaufe der Sache bis zum 14. Jun. 1774. Das schwäbische Grafencollegium überließ 1766. seine Stelle in der ersten Classe der Visitationsdeputation an den Churpfälzischen Hof, behielt sich aber seine Stelle für alle folgende Classen ausdrücklich vor. Die drey übrigen gräflichen Collegien wurden unter einander eins, daß das Wetterauische Grafencollegium zur ersten, das Fränkische zur zweyten, und das Westphälische zur dritten Classe dieser außerordentlichen Reichsdeputation gezogen werden sollten. Es machte daher großes Aufsehn, als bekannt wurde, daß im Jun. 1774. Churmaynz das Westphälische Grafencollegium anstatt des Schwäbischen zur zweyten Visitationsclasse beschrieben habe: indem man in der zwoten das schwäbische, und erst in der dritten Classe das westphälische Grafencollegium erwartete, und dießmal nichts von einem Vergleiche bekannt worden war. Noch mehr Aufsehen aber machte es, als im Novbr. 1774. ein

 Bevoll-

Bevollmächtigter des Grafen von Metternich erschien. Sodann wird, von dem bey dieser Gelegenheit des gräflichen Deputationsrechts in Frage gekommenen Religionsverhältnisse der westphälischen und fränkischen Grafencollegien gehandelt, und gezeigt, daß der evangelische Religionstheil Possessorium und Petitorium dahin für sich habe, daß die westphälische Grafenstimme bisher wirklich nur dem evangelischen Religionstheile zugezählet worden. Lesenswürdig sind die Ausführungen, über die Religion der Fränkischen und Westphälischen Grafen. In den Anmerkungen wird gleich anfänglich beym zweyten Abschnitt erinnert, daß der Hr. V. derselben nicht Ursache zu haben glaube, sich über die, die Grafensache überhaupt betreffende Materien weitläuftig auszulassen. Er hält es für zweckwidrig, daß der Verfasser der wahren Bewandniß aus den bisher wegen des gräflichen Deputationsrechts erschienenen Deductionen einen Auszug zu liefern übernehme, da der Titel seiner Schrift nur die wahre Bewandniß der am 8ten May 1776. erfolgten Trennung der bisherigen Visitation zum Gegenstande habe: und die übrigen Anmerkungen enthalten fast nichts als Raisonnement ohne Beweis und Gründe. Die Scheingründe, die dazu dienen sollen, die Zulassung des gräflich Metternichischen Bevollmächtigten zur zweyten Visitationsclasse zu beschönigen, scheinen dem V. der A. freylich wichtiger als dem V. der wahren Bewandnisse, und die Punkte, die er nicht widerlegen kann, heißen Verdrehungen. Einige am unrechten Orte angebrachte Bemerkungen von dem, was bey den Schwäbischen, Fränkischen und Westphälischen Grafencollegien vorgekommen, erhalten in der wahren Bewandniß, wo von dem Religionsverhältnisse der Westphälischen und Fränkischen Grafen-

collegien die Rede ist, ihre richtige Bestimmung. Wer nur eine Abtheilung der wahren Bewandniß lieset, und die Anmerkungen dabey hat, wird finden, daß der V. dieser Anmerkungen nur allem habe widersprechen wollen, wenn es auch auf den offenbarsten Gesetzen, authentischer Erklärung und dem unbezweifelten Herkommen beruht.

Z. E. Es wird in der W. B. §. 53. u. f. gezeigt, daß von je her der Grafenstand keine andere als Curiatstimmen gehabt, und daß, obgleich in den ältern und neuern Reichsgesetzen, wenn von der Stimme dieses Standes die Rede war, gemeiniglich steht, ein Graf; solches doch nie anders zu verstehen gewesen, als daß an einer solchen Stelle ein Namens anderer erscheinender Graf die Stimme führen soll. Und der catholischer Seits vorgeschützte Unterschied unter Reichsdeputationen und Reichsversammlungen wird billig dahin eingeschränkt, daß zwar bey Reichsdeputationen die Reichsstände nicht nach den drey Reichscollegien dreyerley Berathschlagungen halten, sondern in einer Versammlung sitzen, und daß eine Stimme wie die andere gezählt wird; daß aber der Unterschied bleibe, daß einzelne Fürsten ihre Stimmführer zu bevollmächtigen berechtiget sind, hergegen zu einer jeden Curiatstimme nur ein gesammtes prälatisches oder gräfliches Collegium eine Vollmacht auszustellen berechtigt ist. Wenn denn aber ein solcher gräflicher oder prälatischer Stimmführer eine solche Vollmacht aufzuweisen hat: so votirt er im Reichsfürstenrathe nicht minder als bey der Reichsdeputation, eben so gut, wie ein fürstlicher Comitialgesandter oder Deputationssubdelegirter. Nun folgen §. 54. u. folg. einige Beyspiele, wo einzelne Grafen in Person bey C. G. Visitationen erschienen sind; doch so, daß sie, als durch



Reichsschlüsse bevollmächtigte, Namens der übrigen zugegen waren. Hierzu gehört nun folgende ad §. 56. gemachte Anmerkung.

„Der Verfasser hätte weit mehrere Beyspiele von „Erscheinung einzelner Grafen bey den Visitationen „anführen können. (das wird er wohl auch gewußt „haben.) Es würden aber selbige nichts weiters er„weisen, als daß der Grafenstand hier eben so, wie ei„ne Chur- und fürstliche Stimme zu betrachten,

Vom Grafenstand, nach seiner Verfassung betrachtet, hat ja der V. der W. B. das selbst deutlich genug gesagt; aber nach welcher Logic folgt denn nun der herrliche Schluß:

„mithin, wenn man sich mit Wortspielen nicht „abgeben will, als eine Virilstimme, welche der Hr. „Graf v. Metternich allerdings erwiesenermaaßen ver„möge des Reichsschlusses, und des Collegialauftrags „vertreten hat, anzunehmen sey."

Meine Herrn Leser! geben Sie sich keine Mühe, den Beweis, den Reichsschluß, den Collegialauftrag aufzusuchen, sie existiren alle nur in den widerlegenden Anmerkungen. Aber, es ist doch sonderbar, wie kam denn der Hr. Graf v. Metternich zu einem Collegialauftrag bey seiner Virilstimme?

So gründlich ist auf allen Seiten widerlegt.

Nun folgt in der wahren Bewandniß die Erörterung der ganzen Sache; den Anfang macht die erste Veranlassung vom Jahr 1768. bis zum öffentlichen Ausbruche im Jun. 1774. Im Jahr 1768. als die schwäbischen Grafen ihre Stelle in der zweyten Visitationsclasse an Churbayern überlassen wollten, suchten solches die übrigen Collegien zu verhindern, in der Meynung, daß alle catholische Grafen den schwäbischen mit Kostenbeyträgen an Hand gehen sollten.

Man

Man suchte auf der andern Seite das Deputations-recht der Grafen mehr als ein blos persönliches, als auf Land und Leuten haftendes Recht geltend zu machen, und das fand bey denen besonders Eingang, die es für gut hielten, daß eines Theils auch Personalisten, und neugräfliche, vom Reiche anerkannte, oder nicht anerkannte, so gut wie altgräfliche mit Land und Leuten angesessene und mit der ursprünglichen Reichsstandschaft begabte Häuser, an diesem gräflichen Deputationsrechte Antheil gewinnen möchten, und daß andern Theils, insonderheit auch in Ansehung der Religion, nicht sowohl auf die Religion des Landes, als nur auf die Religion des Herrn, wenn solche auch nur auf blos persönlichen Religionsveränderungen beruhte, Rücksicht zu nehmen sey. Es ward auch im Jul. 1768. in Vorschlag gebracht, zu Unterstützung und Ausführung der Sache, dem Herrn Grafen von Metternich, so sich als Churtrierischer Gesandter am kaiserlichen Hofe aufhielt, den Auftrag zu thun. Schon im August d. J. geschahen verfängliche Aeußerungen, als ob die fränkischen und westphälischen Grafencollegien vermischter Religion wären, ohne daß man darauf achtete. Es wurden inzwischen im Octbr. 1769. am kaiserlichen Hofe Vorstellungen gegen den schwäbischen Uebertrag an Bayern übergeben; doch wurde darinn blos darauf angetragen, daß das schwäbische Grafencollegium die fürstlichen und gräflichen Mitglieder der übrigen Collegiorum von ihrem consortio quoad deputationes Imperii zu verdrängen, sich nicht anmaßen möge. Gegen diese vorgetragenen Grundsätze und allenthalben erwiesenen Erzählungen, ist nun der Herr W. der A. dreiste genug zu behaupten: es habe §. 102. keiner neuen Einleitung bedurft, um die Fränkisch- und Westphälischen gräflichen Col-

legien für collegia mixta anzugeben, da solches hin-länglich erwiesen sey. Elend ist die Verdrehung §. 103. wenn er behauptet, daß in dem Vorstellungs-schreiben des Herrn Grafen von Neuwied dahin ange-tragen werde, daß die catholischen Grafen sich entwe-der den Schwäbischen zugesellen, oder für sich allein erscheinen, d. i. ein eigenes votum führen sollten. Die von ihm selbst angeführten Worte desselben,

„Auf den Fall, daß, wenn etwan das löbliche „Schwäbische Collegium im Betrachte der Unkosten „seine Subdelegation nicht priuatiue zu bestellen, „und zu unterhalten im Stande sey, es ehender die „in Comitiis anerkannten catholischen fürstlichen und „reichsgräflichen Mitglieder der übrigen Collegiorum „in ihr consortium quoad Deputationes Imperii „nehmen, oder diese allein solche Subdelegation bestel-„len lassen müßte;" beweisen hinlänglich, daß es den Westphälisch- und Fränkisch-gräflichen Directorien nicht eingefallen, die Erscheinung catholischer Subde-legirten unter dem Namen Westphälischer oder Frän-kischer Grafen bey der Visitation zu veranlassen: und heißt nicht offenbar das soviel, als, das Schwäbische Collegium anzuweisen, daß es, entweder mit den ca-tholischen Grafen anderer Collegien zusammen, ein ca-tholisch gräfliches Votum führen; oder das nämliche catholisch gräfliche Votum denen andern catholischen Grafen zusammengenommen zu führen überlasse? Welche Auslegungskunst bringt hier eine Virilstimme einzelner catholischer Grafen heraus?

Der fernere Verlauf der Sache fängt im Ju-nius 1774. an, wo die Sache dadurch zu ihrem er-sten Ausbruch kam, daß Churmainz ein Ausschreiben an den Herrn Grafen von Neuwied als Directorn des Westphälischen Grafencollegii erließ, von wegen

dieses

dieses Collegii zu Vertretung der Grafenstelle auf dem catholischen reichsständischen latere, jemand zur Visitation abzuschicken. Worauf durch eine Convention zwischen den beyden Herrn Grafen Neuwied und Metternich, der letztere übernahm, den catholischen Herren Reichsgrafen einen der Sache gewachsenen Subdelegirten vorzuschlagen — — — und überhaupt alles dasjenige zu thun, welches, wenn es die Zeit erlaubt hätte, diesfalls einen eigenen Directorem zu erwählen, demselben obgelegen haben würde. Selbst von dieser Convention wich der Herr Graf v. Metternich ab, und bevollmächtigte seinen Canzleydirector dahin, daß er bey der Visitation unter dem Namen Westphälischer Grafen aufgerufen werden möchte. Nichts destoweniger erfolgte im Nov. 1774. die unerhörte Zulassung dieses Metternichischen Bevollmächtigten, als Westphälisch-gräflichen Subdelegirten durch die Mehrheit der Stimmen, wobey ein einziger Reichsstädtischer Subdelegirter den Ausschlag gab. Wie nun auch im May 1775. die Berufung des Fränkischen Grafencollegii zur dritten Classe auf der catholischen Seite erfolgte, und das Westphälische Grafencollegium als gemischter Religion nunmehr auf der evangelischen Seite einberufen ward: so erfolgte zu Aufrechthaltung des bisherigen Besitzstandes ein conclusum Corporis euangelicorum vom 26. Jul. 1775. Nach vielen catholischer Seits dagegen gemachten Bewegungen, kam es endlich im Septbr. 1775. zu einer provisorischen Vergleichung für die dritte Classe. Allein, dieses Provisorium war lediglich für die dritte Classe, mit zugesicherter Ausgleichung wegen der folgenden Classen; gleichwohl erfolgte gar keine Aeußerung zur Vergleichung, sondern das Provisorium sollte jetzt auf einseitige Verfügung weiter fortgehen.

Die Evangelischen thaten desfalls den 11. Januar 1776. neue Vergleichsanträge, welche aber ganz kein Gehör fanden; die bedrängten Evangelischen gräflichen Collegien flehten desfalls um Erhaltung ihres Besitzstandes, wesfalls das corpus evangelicorum den 24. Jan. 1776. beschloß, ein Pro Memoria an die kaiserliche Principalcommission gelangen zu lassen, welches aber dieselbe anfänglich gar nicht annehmen, und nachher keinen Gebrauch davon machen wollte. Es blieb also den Evangelischen nichts weiter übrig, als durch ein am 12. März 1776. einmüthig abgefaßtes Inhäsiv-conclusum Corporis evangelicorum öffentlich zu erklären: daß man „mittelst vollständiger Aufrechthaltung des vorhergehenden Conclusi vom 26. „Jul. 1775. an Seiten des evangelischen Reichstheils „mit andern einzelnen Personen, welche sich im Namen eines gräflichen Collegii und dessen Mitglieder „curiatim zu legitimiren und darzustellen nicht im „Stande seyn sollten, in einige Geschäfftspflege, es „betreffe nun die visitationes oder revisiones, iemals „einzugehen, oder solche gemeinschaftlich mit ihnen zu „behandeln, sich auf keine Weise nachgiebig erfinden „lassen möge, noch weniger an der vierten und fünften Visitationsclasse einigen Antheil nehmen könne „oder werde, wenn nicht vorermeldete evangelische „Fränkisch- und Westphälische Grafencollegia, nach „ihrer Verfassung dazu gebührendermaaßen einberufen werden sollten.“ Da aber nichts destoweniger am 8. May 1776. die vierte Visitationsclasse auf eine mit der Reichsverfassung ganz nicht bestehende Art eröffnet werden wollen, so war die Trennung der Visitation eine nothwendige Folge davon. Hier zeichnen sich von §. 104. an, die widerlegenden Anmerkungen ganz besonders aus. Folgende Proben können

unsre

unsre Leser überzeugen. §. 104. durch die 1654. und 1774. entworfene Schemata habe bereits das Reich vermittelst der Worte, ein Graf, erklärt, daß es die Erscheinung bey Reichsdeputationen für keine Collegialsache ansehe, diese nicht Collegialsache aber, doch der Uebereinkunft der Collegien überlassen, wie und welcher Gestalt solche die beyden Grafenplätze in jeder Classe einnehmen werden. §. 106. Ungeachtet der eingeführten Curiatstimmen, sey das Deputationsrecht noch immer ein persönliches Recht aller Mitglieder des Grafenstandes geblieben.

Nach der gewöhnlichen Meynung der Publicisten können aber doch Stände bey Deputationen nicht mehr Rechte haben, als auf dem Reichstage selbst jeder, sind da vielleicht andere Stände des Reichs? §. 108. Die Fränkischen und Westphälischen Grafencollegien sind vermischter Religion, weil da Glieder verschiedener Religionen vorhanden sind. Also sind nun bald auch alle bisher ganz protestantische Reichsstädte vermischter Religion, weil allenthalben jetzo Catholiken sind. Die Catholiken beweisen sich durch die Bewilligung des Provisorii sehr nachgiebig, da sie die offenbarsten Rechtsgründe vor sich hatten. Dieses Provisorium war §. 113. nicht auf die dritte Visitationsclasse durch die Worte für dießmal eingeschränkt: warum war denn noch beygesetzt, mit ausdrücklichem Vorbehalte des Rechts allerseitiger Reichsgrafen catholischen und Augspurgischen Confessionsverwandten Theils, sonderlich wegen der Fränkischen und Westphälischen Berufung zu den folgenden Classen? Kann eine Einschränkung auf eine Classe deutlicher seyn, als wenn für die folgenden Classen die Rechte aller, die dabey interessirt sind, vorbehalten werden? §. 114. Die Pflicht mit Vergleichsvorschlägen vorzugehen, sey un-

ter der Würde des kaiserlichen Hofs. Die Vergleichsvorschläge der Protestanten seyen §. 115. darum nicht annehmlich gewesen, weil sie 1) einem Theil alles abdem andern alles zugelegt; 2) der kaiserl. Maj. das Recht in solchen Fällen in Kraft ihres obersten Richteramts zu entscheiden ableugnen; 3) weil die Zeit zu Berichtigung einer ganz neuen Verfassung zu kurz gewesen. Ueber das P. M. vom 24. Januar 1776. wird die Anmerkung gemacht, daß solches nicht einmüthig beschlossen, und §. 118. wird die vom kaiserl. Principalcommissario verweigerte Annahme dieses P. M. beschönigt. Im §. 119. sind verschiedene wichtige Erinnerungen gemacht, und darunter die artigste, daß die Dictatur den 13. März als am allerhöchsten Geburtstage Ihro Kaiserl. Majestät und die feriata comitiali geschehen sey, ob es gleich vom 12 datirt ist. Ein Beweis von der Entfernung des Hrn. V. von allen feindseligen und die Gemüther erhitzenden Aeusserungen, wohin auch die Anmerkung §. 122. gehört, daß bey der itione in partes die Mehrheit der Stimmen nicht gelte, und §. 124. daß einem Gesandten A. C. der anderer Meynung, als das Corpus evangelicorum, seine Virilstimme dadurch nicht entzogen, und die Befugniß zu keiner necessitate eundi gemacht werden müsse.

Nun noch einiges vom dritten Abschnitte, wo von dem besondern Anstande, der sich bey der Visitation des C. G. in Ansehung der Revisionssachen ereignet hat, gehandelt wird. Hier werden in der wahren Bemerkniß einige allgemeine Betrachtungen über die eigentliche Beschaffenheit dieses Revisionsgeschäfftes vorausgesetzt; als, wegen Wichtigkeit der am C. G. vorkommenden Sachen, hat man es von jeher von willkührlichen Einflüssen möglichst unabhängig zu machen

gesucht,

gesucht, und ihm desfalls weder das kayserl. Hoflager, noch den Ort, wo das gesammte Reich unter seinem Oberhaupte versammelt ist, sondern eine von beyden abgesonderte freye Reichsstadt zum Sitze angewiesen, damit jeder Beysitzer dieses Tribunals, wie es dem wahren Zwecke einer solchen Gerichtsstelle recht angemessen ist, seine Meynung in jeder Rechtssache, nach seiner Ueberzeugung desto freyer und unabhängiger äussern könne, je weniger irgend einiges persönliches Verhältniß ihn in den Fall setzen kann, mehr oder weniger Annehmlichkeiten, oder vielleicht unangenehme Begegnungen erwarten zu dürfen, wenn seine Vota auch noch so erhabenen und viel vermögenden Personen nicht nach Wunsch ausfallen sollten. Eben dieses suchte man auch in Ansehung der Revisionen zu bewirken, und ließ solche desfalls auf den Ausspruch reichsständischer Revisoren ankommen. Bey der neuen Hoffnung, daß mit der 1767. in Gang gebrachten Visitation des C. G. auch die bisher unerörtert gebliebenen Revisionssachen zur Erörterung gelangen, und eben damit fürs Künftige der Gebrauch dieses Rechtsmittels wieder in völlige Ordnung kommen möchte, entstand die Frage: Wie solche zu behandeln seyen? da viele neue Umstände eintraten, welche ganz andere Bestimmungen als nach Gesetzen oder Herkommen des XVI. Jahrhunderts erforderten. Dieses alles suchte man ohne Unterschied zur oberst richterlichen Gewalt, und zur einseitigen Kaiserl. Entscheidung und Verfügung zu ziehen, und also den Ausgang aller Revisionen dem Einflusse des Kaiserl. Hofes zu unterwerfen. So würden aber alle bisherigen Vorzüge des C. G. seyn vereitelt worden, und Partheyen, welche wichtige Processe da hätten, würde es bald begreiflich geworden seyn, daß sie sich nicht zuverlässiger

ger eines völlig glücklichen Ausgangs versichert hätten könnten, als wenn sie sich in Zeiten die Gunst des Kayserl. Hofes zu verschaffen suchten. Ein solcher Plan aber würde selbst dem Kaiserl. Interesse gänzlich zuwider seyn, und obgleich unter der itzigen Kaiserl. Regierung nichts davon würde zu befürchten seyn, so würde doch für die Zukunft daraus viele Besorgniß entstehen. Hier geht der Hr. Verf. der Anm. weit; die wahre Bewandniß soll §. 129. die deutsche Reichsverfassung nach den Lehrsätzen des Monzambanus als ein systema ciuitatis, wie er sich ausdrückt, ansehen. Wer das aus dem in diesem §. vorgetragenen Satz, daß sich die deutsche Verfassung darinn als einzig in ihrer Art zeige, daß jeder Reichsstand, wenn er auch noch so viele und große Länder zu regieren hat, geschehen lassen muß, daß Ansprüche oder Beschwerden im Wege Rechtens wider ihn angebracht und entschieden werden können, herausbringen will, muß vom Hrn. Verf. der Anm. eine neue Auslegungskunst lernen. Daß im mittlern Zeitalter Kayser und Könige, wenn über Reichsstände Recht zu sprechen war, —— die Entscheidung einer im Streit begriffenen Rechtssache auf die Stimmen einer gewissen Anzahl ebenmäßiger Reichsstände ankommen ließen, ist im §. 131. behauptet, der Kaiser habe bey dem ganzen obersten Richteramte des deutschen Reichs, nichts anders als eine stumme Person vorgestellet. Aber §. 132. da ist, was in der wahren Bewandniß steht, recht gründlich widerlegt, und durch einen Strohm von Fragen ganz zum Stillschweigen gebracht. Wenn, heißt es, die Kaiserl. Commissarien nur solche stumme Zeugen abgeben sollten, wozu wird in der C. G. O. P. III. Tit. 53. §. 1. geordnet, daß die Subdelegirten neben den Kaiserl. verordneten Commissarien alle

alle und jede Gerichtsacten revidiren sollen? Warum werden diese Commissarien ebenmäßig mit einem Justitzeyde belegt? Warum sind selbige der Recusation des C. G. gleichfalls unterworfen? Warum gebraucht man sich der Formel in den Revisionsurtheilen, erkennen der Röm. Kaiserl. Majestät Commissarien und Revisoren? u. s. w. Alles sind Fragen, die nicht hieher gehören, weil im §. 132. der W. B. davon gar nicht die Rede ist. Wenn man nur bedenkt, daß ein stummer Zeuge seyn, und nicht einseitig und eigenmächtig entscheiden, zwey ganz verschiedene Dinge sind. So heißt es z. E. in der W. B. „Insonderheit war es auch hie den Umständen und der deutschen Reichsverfassung sehr gemäß, daß es zwar Kaiserl. Majestät unbenommen blieb, einer solchen Revisionserörterung ihre eignen Commissarien beywohnen zu lassen; aber die Abfassung des eigentlichen revisorischen Erkenntnisses, ward doch, weder von Kaiserl. Majestät, noch von einer Kaiserl. Commission erwartet; sondern lediglich denjenigen Räthen anvertrauet, die von den jedesmal zur Visitation deputirten Ständen besonders dazu subdelegirt waren. Also ist der Sinn des Verf. der W. B. der, daß die Urtheile der Revisoren, was diese nach Mehrheit oder Einmüthigkeit der Stimmen abfassen, nicht erst auf Genehmigung der Kayserl. Commission angestellt werden; sondern wie die Urtheilsverfasser nach ihrer Einsicht und ihrem Gewissen sprechen, so tritt es ohne irgend eine weitere Genehmigung in seine völlige Rechtskraft. So heißt es bey Pütter im Versuch einer richtigen Bestimmung des Kayserlichen Ratificationsrechts bey Schlüssen Reichsständischer Versammlungen, insonderheit der Visitation des C. G. §. 17, und in dem daselbst angeführten 1767. zu Maynz herausgekommenen

menen Betrachtungen über das Reichscammergericht-
liche Visitationswesen §. 11. p. 15. in der Note:
„Sie sprechen als Richter, ex actis secundum scien-
„tiam et conscientiam. Bey vorhandnen Majori-
„bus wird ad sententiam concludirt, wo die Formel
„heisset: Wir der Kaiserl. Maj. Commissarien, und
„der Stände Visitatoren.“

In der Anmerkung zum §. 134. äussert der pa-
triotische Herr Verf. sein Mißfallen über die vorge-
spiegelte Nothwendigkeit einer neuen gesetzlichen Vor-
sehung wegen der Revisionsgerichte, und daß da be-
hauptet worden, es bedürfe über die Frage: Ob das,
was im 16ten Jahrhunderte wegen der Revision in
den Gesetzen verordnet worden, und damals üblich
war, auch jetzt angewendet werden könne? einer neuen
Bestimmung von Kaiserl. Majestät und dem Reiche.
Er beziehe sich auf den J. R. A., wo §. 128. festge-
setzt, daß diesfalls ein gewisser Modus in der C. G.
O. und R. A. vorgeschrieben, und die Obstacula, de-
rentwegen die Visitationen und Revisionen bisher ins
Stecken gerathen, durch den allgemeinen Friedens-
schluß aus dem Wege geräumet. Es bedürfe also kei-
ner weitern gesetzlichen Bestimmung, und außer der
paritate procerum gehe es nach der C. G. O. und
den ältern Reichsabschieden. Darauf habe sich auch
die Kaiserl. Wahlkapitulation und der Reichsschluß
von 1766. berufen, und die Deputation auf solche
gewiesen. Diesen habe es demnach auch obgelegen,
nach diesen Vorschriften fürzugehn, und auf keine neue
Bestimmung zu warten. Hieraus folgt nun der herr-
liche Schluß, daß die, welche nach dem vom Herrn
V. der A. vorgelegten Plan, (des Baden-Durlachi-
schen Schreibens) getrachtet haben, durch neue Hand-
lungen immer mehreres, als bey dem Westphälischen

Frieden

Frieden möglich war, zu erlangen, und aus der Ursache eines mißlungenen Erfolgs zu der Vollbringung der Revision die Hand nicht haben bieten wollen, offenbar gegen Gesetz und Ordnung gehandelt.

In der hierauf folgenden Erörterung der besondern Anstände, die sich wegen der Revisionssachen hervorgethan haben, wird erstlich die Unrechtmäßigkeit der Churmaynzischen Anmaaßung, in jedem Revisionssenate Sitz und Stimme, oder wenigstens das Directorium zu führen, dargethan. Bey dieser Gelegenheit wird zuförderst der §. 130. des J. R. A. dahin erklärt, daß nach dessen Verordnung, gleich nach Eröffnung der Visitation, erstlich das Visitationsgeschäffte in vollem Rathe verrichtet, und dann erst zu den Revisionen die Senatseintheilung vorgenommen, und in solchen verordneten Senaten zur Erörterung der Revisionen geschritten werden sollte; und daß solcher durch den Art. 17. §. 8. der Wahlkapitulation vom J. 1742. nicht abgeändert sey, gezeigt. Hiezu macht der Herr Widerleger die gelehrte Bemerkung, daß, weil behauptet worden, das Churfürstliche Collegium habe durch die Wahlkapitulation K. Carl VII. u. f. den J. R. A. nicht abändern, und seine Verfügung dem Reiche nicht aufdringen wollen, so könne diese Schrift nicht zu Göttingen, als einer respective Churfürstl. Stadt, herausgekommen seyn. —

Ad §. 141. trägt der Hr. Verf. der Anm. eine ganz neue Lehre vor: um die Maynzischen Prätensionen zu rechtfertigen, macht seine schöpferische Einbildungskraft, die zu 6 Ständen und einem Kaiserlichen Commissarius vorgeschriebene vierfache Abtheilung der anwesenden 24 Subdelagirten, zu eben so vielen selbstständigen, Kayser und Reich repräsentirenden Deputationen, indem die bey solchem gefällten Urthei-

le



le im Namen des Kaysers und Reichs ausgesprochen werden. Daraus folgt nun alles, was folgen soll.

In der wahren Bewandniß wird hierauf Nachricht von einigen besondern Anständen gegeben, die sich in Ansehung der Revisionssachen hervorgethan haben, und darunter erstlich, der, bey Eröffnung der vierten Classe der Visitation zu Wetzlar am 8ten May 1776, der ersten Classe gemachte Vorwurf, daß sie nicht schon die Revisionen vorgenommen; und daß man, in eben der Kayserl. Proposition, nur noch ein Jahr, für eine durch die Reichsgesetze in unüberschreitliche Schranken gesetzte Zeit ansehen wollen: daß endlich die Mehrheit oder Gleichheit der Stimmen so oft vereitelt worden, daß es nicht die beste Aussicht für die Zukunft gegeben. Gegen alles dieses enthalten die widerlegen sollenden Anmerkungen weiter nichts, als Klagen über den Verf. der W. B. und Widersprüche.

Es folgt hierauf, schließliche nähere Erörterung der Art und Weise, wie die Revisoren nach der Absicht des Kayserl. Hofes von der vierten und fünften Classe der bisherigen Visitation hätten erörtert werden sollen. Hier war ohngefähr folgendes System gemacht, daß erstlich hier alles summarisch hergehe, und ohne Referenten zu bestellen, die Acten blos sollten von Churmaynz vorgelesen werden, da doch die Visitation selbst dem C. G. das bloße Vorlesen der Actenstücke verboten: das summarische Verfahren in der Revisionsinstanz unschicklich und zweckwidrig ist, der wahre Zweck also gewiß würde verfehlt werden, und weder Gesetz noch Herkommen damit übereinstimmen. Hier macht der Hr. Verf. der Anm. eine vortreffliche Widerlegung, ad §. 164. heißt es: „Daß „keine Referenten bestellt werden sollen — daß dem „Directori die Vorlesung der Acten zukomme — daß „die

„die Revisores in den Nachmittagsstunden, wenn und „wie oft sie wollen, die Acten in Gegenwart, nicht des „Lesers, sondern eines Secretarii einsehen mögen — „daß die C. G. Assessores ihre Erläuterung geben sol„len 2c.“ ist nicht nur die Sprache des Kayserl. Ministerii, sondern auch der Gesetze, und in solchem Verstande mögen allenfalls die Worte genommen werden, daß es hier summarisch hergehen müsse; welches aber der V. durch den Beysatz: und geschwind, muthwillig auf eine Uebereilung verdrehen will. Der Referent ist darum nicht zu bestellen, weil den Commissarien und Revisoren aufgegeben wird, daß selbige alle zusammen, nicht aber ein aus ihnen zu bestellender Referent, alle und jede Gerichtsacta solcher Sachen, mit allem Fleiße besichtigen und erwägen sollen. Also, in jedem Collegio, wo alle Mitglieder die Acten durchsehen, darf darum kein Referent bestellt werden. Wer soll denn das Urthel machen? Auch der Herr Director, oder der Commissarius? Die werden wohl die Gerichtsacten etwas fleißiger besichtiget und erwogen haben. Ein recht einleuchtender Beweis, daß diese Verfahrungsart bey dem Revisionsgerichte von jeher also beobachtet worden, wird aus dem Urtheil, in Sachen Bayern contra Ortenburg, vom 27 Junii 1583. beygebracht, wo es heißt:

„Erkennen der Röm. Kaiserl. Majestät Commis„sarii und verordnete Revisores, nach Erstattung „desjenigen, so vermöge Kayserl. C. G. O. ge„schehen solle, fleißiger Vorlesung und Erwä„gung aller und jeder gerichtlich angebrachten „grauaminum, Antwort, Ablehnung und Ge„genbericht, angehörter Ursachen, gesprochener „Urtheilen, und sonst Fürbringen nach, zu recht 2c.“

 Den



Den Beweis, daß in dieser Sache summarisch und ohne Bestellung eines Referenten verfahren worden, mögen unsere Leser selbst suchen. Die C. G. O. die diese Verfahrungsart rechtfertigen soll, wird hier in folle allegirt; die Stelle aber, wo dieses geschieht, ist dem Rec. unbekannt.

Die W. B. bemerkt ferner, daß §. 169. Kaiserl. Commissarien von den Revisionen nicht ausgeschlossen sind; daß ihnen aber ein Stimmrecht oder gar ein Entscheidungs- und Ratificationsrecht gebühre, sey unerwiesen. Vom Ratificationsrechte neuer Reichs- oder Deputationsschlüsse, könne auf Revisionssprüche keine Folge gemacht werden, und seit dem Westphälischen Frieden gelte nichts mehr, was denselben zuwider. Auch bey der 1706 in der Erbmännersache vorgenommenen Revision, wider ein C. G. Urtheil vom 20sten Octobr. 1685., seyen nur sechs Reichsstände beyderley Religion aus den drey Reichscollegien deputirt worden, und sey ihnen, ohne daß ein besonderer Kaiserl. Commissarius dazu gekommen, von Kaiserl. M. wegen die Vollmacht ertheilt worden. In eben dieser Sache sey der, in dem Kayserl. Commissionsdecret gethanen Aeußerung, daß nichts ohne der Kaiserl. Commission Einstimmung und Ratification geschehen möchte, durch einige eingelegte reichsständische Verwahrungen widersprochen worden, und daß der Ausgang einer Sache ganz nichts für die Nothwendigkeit, eine kaiserl. Commission zu ordnen zu lassen, oder derselben ein Ratifications- und Entscheidungsrecht einzuräumen, beweise. Allein diesem wirdin den Anmerkungen widersprochen; nichts aber ist widerlegt.

Zum Beschluß wird noch gegen die, nebst der Schrift unter dem Titel: Das Revisionsgericht über

über die Urtheile des Kayserl. Reichscammergerichts, herausgekommene Anmerkungen, ausgeführt, daß dafern da behauptet worden, daß „des Kaisers und des „Erzcanzlers einzelne Personen, so mit auch ihre Ge„rechtsame unzertheilbar, und zugleich zweyerley Re„ligion nicht zugethan, folglich einer Religionsparität, „wie mehrere deputirende Reichsstände nicht fähig „seyn können:“ doch der Kaiser in die Religionsgleichheit keinen Eingriff thun dürfe, da er am C. G. einen katholischen und einen evangel. Präsidenten präsentire, auch in gleicher Absicht die Anordnung evangelischer Reichshofräthe eo quidem numero, ut eueniente casu paritas iudicantium ex vtraque religione assessorum obseruari possit, art. V. §. 53 I. P. O. ausbedungen worden. Folglich, daß von der untheilbaren Person des Kaisers keine Schlußfolgerung zur Entkräftung der sonst festgesetzten Religionsgleichheit gelte; so wenig als in Ansehung der damit in Verbindung gesetzten Person des Reichserzcanzlers daraus gefolgert werden möge, daß Churmaynz nicht eben so gut katholische und evangelische Canzleypersonen einsetzen könne. Noch weniger dürfe Churmaynz in einem Revisionssenate, der vermöge des W. F. nicht anders, als nach der Religionsgleichheit besetzt werden darf, noch überschießen. Eben so wenig lasse sich behaupten, daß in jedem Senate ein eigener kayserlicher Commissarius seyn und mit votiren müßte. Sobald ein jeder solcher Commissarius mit einer eigenen Stimme gleich den Reichsständischen Revisoren begabet werden sollte: so würde das offenbar mit der Religionsgleichheit im Widerspruch stehen. Uebrigens stelle desfalls ein kaiserl. Commissarius im Revisionsrathe keine stumme Person vor. Denn eben dieser Vorwurf würde sonst auch den Cammerrichter

treffen, der doch, wenn er gleich weder mit zu stimmen, noch zu ratificiren habe, vieles zur wahren Aufnahme des ganzen C. G. beytragen könne.

Der Hr. Verf. der Anmerkungen setzt diesem allen entgegen: daß ein werkthätiges Oberstrichteramt zur Wesenheit der Majestät gehöre. Daß der J. R. A. nur die Classen und die in jeder erscheinende Stände, nicht aber auch, welcher Stand in jedem Senat sitzen solle, benennet. Es sey also Churmaynz natürlich in jeder Classe benennt worden, und wenn man bey diesem R. A. auch die Namen der in jedem Senate sitzenden Stände ausgedrückt hätte; so würde Churmaynz freylich nur in einem Senate benennet worden seyn. Das wäre aber auf die Stimme, nicht auf das Directorium zu ziehen gewesen. Rec. bemerkt hierbey nur das einzige: Ist denn Churmaynz in jeder Classe einmal oder viermal benannt? Freylich, wenn man aus jedem Senate wieder eine eigene Deputation macht, so muß bey jeder die Maynzische Direction, und kann bey jeder ein kaiserl. Commissarius seyn.

Schlüßlich erhält der Cammerrichter, nach der C. G. O. von 1495. durch des Hrn. V. der Anm. Entscheidung ein Votum decisiuum. Die Stellen der W. B., welche dem Hrn. Verf. im Wege sind, werden als überflüssige Irrführungen verworfen, und dreiste behauptet, daß lediglich das Corpus protestantium in ihren conclusis, und das Chur-Brandenburgische Votum die einzigen Ursachen der Trennung dieser Visitation seyen.

Man lese die wahre Bewandniß, und finde den Beweis des Gegentheils. Wenigstens ist es in diesen Anmerkungen, die beynahe unter aller Critik sind, herzlich schlecht erwiesen.

Schlüß-

Schließlich versichert Rec. auf das heiligste, daß, wie beyde Schriftsteller versichert, daß bloß Privatfedern hier das Wort geführt, er auch beyde nach dieser ihrer Erklärung heurtheilt. Es gehen mithin alle Bemerkungen, die hier gemacht sind, lediglich gegen diese Privatfedern. Rec. aber protestirt öffentlich und auf das feyerlichste, daß er nichts, was die schuldige Ehrerbietung für Kaiserl. Maj. höchst und hohe Reichsstände, im mindesten verletzen könnte, vorbringen wollen; sondern es nur allein mit den verkappten Verfassern zu thun gehabt habe. Ek.

IV.

Dauidis aliorumque poetarum Hebraeorum Carminum libri V. Ex Codicibus Mss. et antiquis versionibus adcurate recensuit et commentariis illustrauit *Ioan. Aug. Starck*, S. R. M. Boruss. a Concionibus Aulic. S. S. Theol. D. et Prof. Ord. *Vol. I.* P. I. Regiomonti et Lipsiae, impensis G. L. Hartungii MDCCLXXVI. *Vol. I.* P. II. MDCCLXXVII. 662 S. 8. ohne Vorrede.

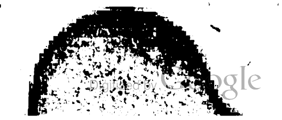
Der Verf., den man schon als einen kritischen Forscher des A. T. kennt, verspricht eine kritische Ausgabe der Psalmen in 7 Bänden zu liefern. Den ersten, der die allgemeinen und besondern Prolegomenen enthält, haben wir schon vor uns; die 5 folgenden sollen den von ihm aus Handschriften und alten Uebersetzungen berichtigten hebräischen Text der Psalmen, d. i. eine vollständige neue Recension des-

 selbe

selben, nebst einer neuen lateinischen Version, und den nöthigen kritischen und exegetischen Anmerkungen; der 7te endlich den Index enthalten, in den alle philologische Untersuchungen über einzelne hebräische Worte eingetragen werden. Ein nützliches und zur Erweiterung der Auslegungskunst und Kritik sichtbar abzweckendes Unternehmen! Allein 7 Bände — und die der kritischen und exegetischen Bearbeitung eines einzigen Buchs gewidmet — sollte der Aufwand nicht zu groß seyn? Wie viele außer seinen kritischen und philologischen Zunftgenössen werden das Buch lesen, — wie viele es nur kaufen können?

Doch über Plan und Ausdehnung wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten: wir wollen dankbar die Schätze annehmen, die er uns anbietet. Aber werden sie uns nicht um ein Lustrum zu früh angeboten? Ist der Verf. wirklich mit so vielen Hülfsmitteln versehen, daß er das leisten kann, was er leisten würde, wenn ihm alles Unentbehrliche zu Gebot stünde? Zwar hat er die Schätze der königl. Bibliothek zu Paris und der Sorbonne genützt, und sich Hülfsmittel zusammengetragen, zu denen vielen deutschen Philologen der Zugang verschlossen ist. Aber unmöglich kann er sich dadurch einen hinlänglichen kritischen Apparatus gesammelt haben. Und ohne diesen, dächten wir, wäre es zu viel gewagt, sich einen eigenen Text festsetzen zu wollen. Nur eines Umstandes zu gedenken; — Excerpte aus 10 Handschriften des Masorethischen Texts stehen ihm zu Gebote; wir wollen annehmen, daß er außer diesen noch Auszüge aus 10 andern Handschriften, und Ausgaben, die schon gedruckt sind, darneben nützen kann. Werden diese 20 Handschriften den vollständigen masorethischen Codex nach allen seinen Verschiedenheiten enthalten? Wir wissen

wissen wohl, daß die Handschriften wenig von einander abweichen, und daß es, soviel itzt bekannt ist, unter die Unmöglichkeiten gehört, aus — Handschriften einen möglichst richtigen Text zusammen zu setzen. Allein die masorethische Recension ist uns in keinem einzelnen Kodex allein rein, und ungemischt erhalten worden; sie muß aus der ganzen Reihe von Handschriften zusammen getragen werden. Und ist es nun wahrscheinlich, daß sich aus 20 Abschriften eine vollständige Sammlung der masorethischen Leseарten wird machen lassen? — Wir sind gar nicht der Meynung, daß die Handschriften sollen gezählet werden, um aus der Zahl die Wichtigkeit einer Leseart zu entdecken. Das leidige Zählen macht nichts als Zweifel. Aber dazu verlangen wir auch nicht eine große Anzahl von excerpirten Handschriften; sondern nur um eine Uebersicht aller masorethischen Lesearten zu erhalten. Ohne diese, wie will der Verf. sich Grundsätze feststellen, nach denen er den Text verbessert? Und geht er ohne feste Grundsätze der Kritik an seine Arbeit, so wird sein Emendiren eben so ungewiß und schwankend, wie bisher beym N. T. Jeder sollte sich an den Beyspielen seiner Vorgänger spiegeln. Wie viele werden wohl dem Text ganz beytreten, den Michaelis vom 16ten, 40sten und 110ten Psalm festgesetzt hat? Ganz sagen wir, denn bey manchen Stellen läßt sich ohne viel Kopfbrechen, und ohne einen vollständigen apparatus, aus andern Gründen zeigen, welche Leseart falsch und welche richtig sey! — Wir wünschten daher, unser Verf. möchte den zwoten Theil von Kennicotts Bibel abwarten, und dann seine Excerpten aus den alten Uebersetzern mit dem vollständigen masorethischen Text vergleichen; sich aus einzelnen Beobachtungen allgemeine Sätze abstrahiren, nach denen er seinen



Text zu berichtigen hätte. Vielleicht (denn zum voraus läßt sich nichts zuverläßiges bestimmen) vielleicht ließe sich dann etwas Vorzügliches leisten.

Doch, wir wollen zu dem, was wir vor uns haben, näher kommen. Der erste Theil dieses ersten Bandes enthält allgemeine Prolegomena, die als eine, obwohl nicht vollständige Einleitung in die Kritik des A. T. angesehen werden können; sie stehen weiter in keiner nähern Verbindung mit den Psalmen, als daß die Beyspiele, womit die Sätze belegt werden, aus den Psalmen genommen sind. Die meisten Beobachtungen sind bekannt genug, wie der Verf. selbst S. 5. eingestehet; und viele von den angebrachten Beyspielen scheinen ihm eigen zu seyn. Inzwischen kommen auch einzelne, dem Verf. eigene Bemerkungen vor, von denen wir nachher einige zur Probe auszeichnen wollen.

In 13. Sectionen handelt der Verfasser von folgenden Gegenständen. I. Von verschiedenen Lesearten überhaupt. II. Von hebräischen Handschriften. III. Von der Massora. IV. Von den alten Uebersetzern im Allgemeinen. V. Von den LXX. Dollmetschern. VI. Vom Aquila, Symmachus, Theodotion, dem fünften, sechsten und siebenten Griechen. VII. Von der Syrischen Version. VIII. Von der Chaldäischen Paraphrase. IX. Von Hieronymi Uebersetzung aus dem Hebräischen. X. Von der Vulgata. XI. Von der Arabischen Uebersetzung. XII. Vom Parallelismus. XIII. Vom Gebrauch der Rabbinen und Kirchenväter.

Manche dieser Gegenstände sind sehr genau abgehandelt; andere aber werden nur berührt. Zu den erstern gehört, zum Beyspiel, der Abschnitt von den Corruptionen der LXX. von den verschiedenen Ausga-

ben

den der Vulgata, u. s. w. — Hingegen bey manchen nicht unwichtigen Gegenständen ist kaum die Oberfläche berührt, z. E. bey der Materie von dem Alter der Handschriften, wovon Schnurrer und Tychsen weit genauer gehandelt haben. — Ueberhaupt ist es schwer, über den Werth dieses ersten Theils des ersten Bandes recht bestimmt zu urtheilen, da wir seine eigentliche Bestimmung, und den Zweck, dem der Verf. entgegengearbeitet hat, nicht recht einsehen können. S. 389. drückt er sich beym Anfang des zweyten Theils darüber so aus: „Propositis nunc atque explicatis rebus iis, quae ad criticam partem mihi „praecipue facere posse videbantur, quaeque non „tam eruditos erudire, quam huic Psalmorum edi„tioni faculam praeferre atque iuuenili aetati hisce „litteris instruendae praeceptiones quasdam haud „plane inutiles dare debebant, ad rem propius ac„cedere lubet.“ — Das erstere ist sehr bescheiden: denn auch der Gelehrte wird einiges finden, das seiner Prüfung werth ist — das letztere aber nicht ganz richtig. Für den Anfänger hätte manches müssen mitgenommen werden, was weggelassen ist; und sollten diese Prolegomenen eigentlich die Regeln bestimmen, nach denen der Verf. seinen Text der Psalmen festsetzen will; so, dünkt uns, hat er seinen Endzweck nicht vollkommen erreicht. Denn über die kritischen Hülfsmittel beym A. T. sind die Untersuchungen zu allgemein ausgefallen. — Endlich wünschten wir auch, daß der Verf. mehr Fleiß auf die Einkleidung und Vortrag verwandt hätte.

Zur Probe von den eigenen Meynungen unsers Verfassers, wollen wir einiges ausheben; und damit wir nicht blos erzählen dürfen, solche Sätze wählen, von denen wir nicht überzeugt sind. Bey den bey je-



dem Satz gegebenen Beyspielen ließe sich gar vieles erinnern; aber dazu sind die uns vorgeschriebenen Gränzen viel zu eng.

In dem Abschnitt von den verschiedenen Lesearten, rechnet unser Verf. viel auf vorsetzliche Veränderungen der Juden — eine Meynung unsrer Vorfahren, die unsre Gelehrte seit geraumer Zeit, vielleicht nicht ohne gute Ursachen, für zweifelhaft und falsch gehalten haben. Der Verfasser unterstützt zwar seine Meynung mit Beyspielen; aber sie scheinen uns das nicht zu beweisen, was sie beweisen sollen. So soll Jesai. XIX. 18. durch eine absichtliche Veränderung der Juden die Leseart עִיר הַהֶרֶס in den masorethischen Text gekommen seyn, und ursprünglich עִיר הַחֶרֶס gestanden haben. „עיר החרס, schreibt unser V. „*Ciuitas solis*, quae vera lectio est, et *Chaldaei*, „Symmachi, et *Vulgati* interpretis, item Hierony„mi temporibus passim in MSS obuia in עיר ההרס „*vrbs perditionis* mutata est. — Sed vnde in he„braicis libris mutatio, nisi ex odio in ciuitatem „sacris Hierosolymitanis oppositam, cui Palaesti„nenses ex litterarum lusu, vt fert ingenium popu„li, infamiae notam inurere voluerunt?" — So wahrscheinlich diese Vermuthung ist, wenn man Vrbs perditionis übersetzt; so fällt sie doch ganz und gar weg, sobald man an vrbs Leonis d. i. Leontopolis denkt, wie wahrscheinlich übersetzt werden muß. Und dann (wenn überhaupt die Stelle ächt ist, woran der Recensent aus nicht unwichtigen Gründen zweifelt,) so las schon Onias עיר ההרס, und wählte der Sage nach Leontopolis zu der Stadt, in der er den Tempel erbaute, zu dessen Erbauung ihm Ptolomäus die Erlaubniß gegeben hat. — Auf ähnliche Weise verfährt unser Verf. mit Amos IX. 11. Ursprünglich soll

soll dort gelesen worden seyn: ידרשו־אדם את יהוה wie auch Jacobus Apost. Gesch. IX. 16. 17. citire: ὅπως ἐκζητήσωσι οἱ κατάλοιποι τῶν ἀνθρώπων τὸν Κύριον κ. τ. λ. und da von der „restauratione veri „diuini cultus Messiae temporibus“ die Rede sey, sollen die Juden die falsche Leseart: יירשו־אדום (Edomitas sibi subiicient) untergeschoben, und את יהוה ausgelassen haben, um den Christen eine Beweisstelle zu rauben. Denn die Eroberung von Idumäa stehe mit den Zeiten des Messias in keiner Verbindung. — Ohne uns in ein näheres Detail dieser Stelle einzulassen, (ob es gleich was leichtes wäre, wenn es uns nur der Raum erlaubte) so kommt doch offenbar derselbe Sinn bey unserer gedruckten hebr. Leseart heraus, den Jacobus bey seiner Citation voraussetzet. Aber der Prophet bedient sich nur eines Bildes, das Jacobus wegnimmt; er bedient sich eines Bilds seiner Zeit, von dem nur die darinn liegende Hauptidee wahr seyn soll. Und das von Amos gebrauchte Bild ist nicht vielleicht ihm allein eigen; sondern dieselbe Sache malt auch Jesaias XI. besonders V. 14. mit demselben Bilde. Und jene Stelle ist doch wohl nicht muthwillig von den Juden verfälscht? — Wozu nun hier der harte Vorwurf? Die Syrische Version nebst der Chaldäischen stimmt mit der gedruckten Leseart, wie der Verf. selbst angiebt, überein; und wenn nun auch Handschriften der Syrischen Uebersetzung die von unserm Verf. angenommene Leseart bestätigen; so beweist dieß für seine Meynung nichts; sondern nur so viel, daß das Syrische A. T. aus den Citationen des N. T. interpolirt worden ist — ein Satz, den, wenn wir nicht irren, der Verf. im Abschnitt von der Syrischen Version selbst behauptet. — Und so siehts mit allen den Stellen aus, die die Juden boshaft sollen

ten verfälscht haben. Wenn jetzt 5. B. Mose XXXII. 43. blos עמו gefunden wird, und Paulus Röm. XV. 10. μετα τε λαε (hebräisch: עם עמו) citirt: ists nicht wahrscheinlich, daß ein עם durch Versehen weggefallen ist, weil dieselben Buchstaben zweymal nach einander vorkamen? Oder — wenn Micha V. 1. und Matth. II. 6. nicht aufs genaueste in den Worten, aber doch dem Sinne nach, wie unleugbar ist, harmoniren: braucht man zu einer vorsetzlichen Corruption, die ohnehin bey einem gleichbleibenden Sinne lächerlich wäre, seine Zuflucht zu nehmen? Und kann nicht Matthäus, oder wer Verf. der beyden ersten Kapitel seines Evangeliums ist, aus dem Gedächtniß citirt haben? — Kann nicht Jesai. XLIX. 6. (wobey sich gar viel erinnern ließe, wenn nur hier der rechte Ort dazu wäre,) durch bloße Schreibfehler verstellt seyn, zumal, da die Handschriften selbst noch variiren? — Wir übergehen hier die übrigen angeführten Stellen, um durch die Apologie, die wir den armen verurtheilten Juden könnten zu statten kommen lassen, nicht zu weitläuftig zu werden! — Alles wollen wir freylich nicht läugnen; zumal wenn wir die auffallende Erinnerung unsers Verf. bedenken, daß in der biblischen Zeitrechnung überall der numerus septenarius herrsche! Wir empfehlen den Chronologen diese Erscheinung zur kühlen Untersuchung.

In dem Abschnitte von der Massora weicht auch unser Verf. von den gewöhnlichen Vorstellungen ab. Der erste Grund zur Massora ist bald nach dem babylonischen Exilio gelegt worden. Damals wurden zum Behuf des Lesens einige Vokalen und einige Accente erfunden. — (Aber man findet doch schon Vokalen in der phönicischen Schrift. S. Büttners Vergleichungstafeln, und Michaelis Oriental. Biblioth.

Th.

Th. IX. S. 89.) — Noch zur Zeit des Talmuds hatte man wahrscheinlich nicht mehr Vokalzeichen beym Hebräischen, als die Araber noch haben. (Dies ist das Urtheil eines Kenners, und wir können uns nicht vorstellen, wie man heut zu Tage so was noch leugnen mag) — Bis ins 11te Jahrhundert erfand man immer noch mehr Vokalzeichen — „quo tempore „(Saec. XI.) diuersa adhuc signa a *Maimonide* in„uenta sunt.“ — (Hier hätten wir gewünscht, daß der Verf. das Buch und die Pagina citirt hätte, wo die Nachricht steht. Denn die Stelle ist bisher der Aufmerksamkeit des Recensenten entgangen.) — Der babylonsche und hierosolymitansche Talmud wisse noch nichts von einer geschriebenen Massora; nun sey er kaum vor dem 7ten Jahrhunderte zu Stande gekommen; also vor dem 8ten Jahrhunderte könne noch keine geschriebene Massora existirt haben. — (Aber sollte nicht die schriftliche Massora bey dieser Vorstellung zu jung gemacht werden? Uns dünkt es!) — „Habemus, heißt es, Massoram veterum Iudaeo„rum studio inuentam, licet exigua illa incrementa „sint, Arabum deinde disciplina grammatica au„ctam et castigatam, et a clarissimis tandem Iudaeo„rum magistris circa vndecimum seculum absolu„tam“. — (Dies letzte ist ausgemacht; und man sollte daher immer vom alt Masorethischen und Neu Masorethischen Texte sprechen. Aber eben daher ist es auch höchstschwer und beynahe unmöglich, den alt Masorethischen Text zu bestimmen!)

Sehr richtig und wie Kenner urtheilt der Verf. vom Gewicht der Handschriften und alten Uebersetzungen; beyde verdienen im Grunde gleich großes Ansehen: ja es werden viele Stellen vorkommen, wo die alten Versionen dem Masorethischen Texte weit vor-

zuzie-

zuziehen sind. — (Dies liegt seit der Erscheinung der Kennicottschen Bibel, so viel man bis jetzt noch urtheilen kann, klar am Tage; unsere Handschriften sind jünger als die jüngste von den alten Uebersetzungen, und enthalten alle den Text einer Recension. Und der Text, und die Recension rührt von dem Fleiße der Massorethen her, die nach ihren besten Einsichten und Kenntnissen, die zu ihren Zeiten in Handschriften befindliche beste Lesearten wählten, als sie ihre Recension machten. Aber ihre Handschriften hatten nicht immer die richtige Lesearten, und ihre Urtheile über die Lesearten waren und konnten nicht immer die richtigen seyn. Also muß man den Ante-Masorethischen Text zu Rathe ziehen; und den haben uns die alten Uebersetzer aufbehalten.) — Wir empfehlen daher allen Dissidenten diesen Abschnitt zur Beherzigung.

Aquila soll ums Jahr Christi 129 seine Uebersetzung verfertigt haben. — Also tritt der Verf. der gewöhnlichen Meynung bey. Uns kömmt es immer vor, sie müsse doch noch etwas später gemacht worden seyn. — Richtig dünkt uns die Bemerkung, daß zu dem barbarischen Ausdrucke des Aquila mit unter auch sein Vaterland, Sinope am Pontus, beygetragen habe. — Daß er aber פסח niemals durch πασχα, sondern entweder durch Φασε, (auch Φασεχ) oder durch ὑπερβασις deswegen, wie unser Verf. meynt, ausdrucke, „vt obligationem Iudaeorum ad celebrandum Hierosolymis hoc festum memoria tolleret“, glauben wir nicht. Denn Φασεχ ist doch nur das reine hebräische Wort, so wie πασχα nach dem hebräischen Ohre gedrechselt ist. Und Aquila liebte bekanntlich eine solche Genauigkeit. — Die secunda translatio oder editio Aquilae, wie sich Hieronymus

aus-

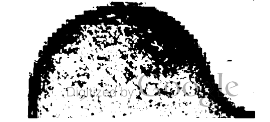
ausdrückt, soll eine neue, mit einem Kommentar versehene Uebersetzung gewesen seyn, der mit jüdischen Traditionen angefüllet war. „Alteram quandam, „sagt unser Verf. intelligo versionem, ita tamen ad„ornatam ab Aquila, vt commentariis praedita es„set ex Rabbinorum traditionibus petitis.“ Allein, wo steht die Nachricht, daß die secunda editio mit einem Kommentar versehen war? — Uns ist kein Zeugniß aus dem Alterthum hierüber bekannt, und der Verfasser führt eben so wenig eines an, als Vossius, der ähnlicher Meynung war. Aber er argumentirt ohngefähr so: secunda editio kann auch δευτέρωσις genannt werden; δευτέρωσις wird zuweilen wie משניות gebraucht; משניות sind Rabbinorum traditiones. — Ergo — Eine herrliche Art zu argumentiren! Und dann, ist es unmöglich eine alteram quandam versionem darunter zu verstehen; denn hätte eine altera quaedam versio Aquilae existirt, so würde sie Origenes nicht aus seinen hexaplis ausgeschlossen haben. — Doch vermuthlich versteht unser Verf. unter altera versio, bloß eine altera editio, und dann stimmen wir mit ihm ein.

Von Symmachi „secunda editione“ fanden wir eine eben so unrichtige Vorstellung. Symmachus verfertigte nach unserm Verf. seine Uebersetzung noch als Samaritaner; trat hierauf zu den Ebioniten über, und da gab er die Version heraus, die beym Hieronymus Ebionitica heißt, und diese 2te Version, oder vielmehr diese 2te Ausgabe, setzte er den Samaritanern entgegen. So haben wir die Meynung unsers Verf. gefaßt. Hier sind seine Worte S. 174. „Vul„garis quidem opinio est, Symmachum ad hanc „versionem concinnandam, odio in Samaritas com„motum esse, et tunc demum temporis, cum iam „ad

„ad Ebionitas transiisset, eam esse perfectam. Ita
„Athanasius, seu quisquis Synopseos in libris
„Athanasii auctor est: προς διαστροφην των Σαμα-
„ρειτων ἑρμηνευει και αυτος την θειαν γραφην; at-
„que hinc eum in transferendis sacris pande-
„ctis textum Samaritanum aut interpretationem
„Samaritanam Pentateuchi interdum consu-
„luisse putant. Sed valde dubito. Quodsi enim
„a Symmacho tunc demum perfecta esset, non
„tanti a Iudaeis habita esset.“. (Aber woher ist es
gewiß, daß Symmachus von den Juden so vorzüglich
geschätzt worden? Und von welchen Juden? Von den
Samaritanern? — Davon findet man unsers Wis-
sens kein Zeugniß bey den Kirchenvätern. — Also
von den Anti-Samaritanern! Wie war es möglich,
daß diese bey dem tödtlichen Hasse, womit sie die Sa-
maritaner verfolgten, eine auf dem Grunde und Bo-
den ihrer Feinde entstandene Version hochschätzten?—)
„Nec obstat Hieronymi auctoritas, qui Ebioniti-
„cam vocat Symmachi versionem: intelligendum
„hoc est potius de alia, quam post concinnauit,
„seu potius de altera et emendata ab eo huius ver-
„sionis editione, cuius mentionem facit Hierony-
„mus in Ieremiae XXXII. et Nahum III.“ — Al-
lein überhaupt ist es uns sehr zweifelhaft, ob Sym-
machus aus feindseligen Absichten gegen die Samari-
taner jemals seine Uebersetzung unternommen. Denn
die Nachricht selbst ist apokryphisch; und dann wäre
es ein sonderbares Unternehmen gewesen, wenn Sym-
machus eine ganze, vollständige Uebersetzung des A. T.
den — Samaritanern hätte entgegen setzen wollen,
die doch nur den Pentateuchus annahmen. Was
sollte er Antithesen machen, wo keine Theses existir-
ten? Und nun, was das wichtigste ist; es ist noch
nicht

nicht einmal gewiß, ob die secunda translatio über den Pentateuchus gegangen; denn bis jetzt haben wir bloß Spuren von ihr in den Propheten. Also hätte der Verf. vor allen Dingen darthun sollen, daß eine altera emendata editio auch vom Pentateuch existirt habe, und dann hätte er den Beweis seiner Meynung, den er überhaupt schuldig geblieben ist, auf die Fragmente der editionis alterius bauen sollen. So lange man die feindseligen Absichten Symmachi nicht besser beweiset, als bis jetzt geschehen ist, halten wir es immer für wahrscheinlich, daß sich die altera editio einzig und allein auf die Zierlichkeit der Sprache erstreckte, wie Aquila's 2te Ausgabe auf die ἀκρίβεια.

Von der Interpolation der Syrischen Uebersetzung (nämlich der simplicis) redet der Verf. mit Recht, wie uns dünkt, cartesisch. Uns ist die Sache noch immer sehr dunkel, so daß wir wünschten, daß einmal ein Gelehrter, der Zeit und Gelegenheit hat, diese Materie zu untersuchen, sie ins Licht setzen möchte. — Das Alter des wörtlichen Syrers verliert nach unserm Verf. den Beweis, den Pocock aus dem griechischen Hiob genommen hat. Angenehm wurden wir überrascht, da wir auch bey ihm dieselbe Erklärung von der griechischen Unterschrift des Hiobs fanden, die wir uns schon lange gemacht haben. Aber wir können sie nicht auszeichnen, wenn wir nicht zu weitläuftig werden, und den zweyten Theil des ersten Bandes ganz übergehen wollen. Wir wollen nur noch bemerken, daß wir hier das Daseyn der Syrischen Version des A. T. gleich nach dem Anfang der christlichen Epoche aus den Kirchenvätern bewiesen finden, die einen ὁ Σύρος citiren. Aber ὁ Σύρος der Kirchenväter ist offenbar keine originellsyrische sondern griechische Version. Also fällt dieser Beweis für das



hohe Alter der syrischen wörtlichen Uebersetzung schlechterdings weg. — Doch so viel wir auch noch beym ersten Theil zu erinnern hätten; wir eilen zum zweyten!

Der zweyte Theil enthält drey Abschnitte, die mit den Numern des ersten fortlaufen. Sect. XIV. Von den Verfassern, Titeln, der Sammlung und Eintheilung der Psalmen. XV. Von der Inspiration, den Weissagungen, Geschichte, Moral, Glaubenslehren, und andern Gegenständen, die den Inhalt der Psalmen ausmachen. XVI. Von der Poesie der Psalmen.

Im 14ten Abschnitt ist viel Gutes gesammelt. Die Dicher selbst haben ursprünglich ihre Namen den Liedern vorgesetzt: denn dies ist die Gewohnheit morgenländischer Dichter. Aber die Musik, unter deren Begleitung ein Psalm sollte abgesungen werden, wurde erst alsdenn hinzugefügt, wenn ein Psalm zu einem Kirchenlied bestimmt wurde. Natürlicher Weise war hierzu keine Inspiration nöthig. — Zu drey verschiedenen Zeiten wurden die Psalmen gesammelt; David veranstaltete die erste Sammlung, als er die gottesdienstliche Musik einrichtete; die zweyte ward zu Hiskias Zeit gemacht, und die dritte nach dem babylonischen Exilio von Esras und Nehemias. — In unsern Ausgaben sind theils einzelne Psalmen falsch getrennt, theils die Verse unrichtig abgetheilt.

Sehr frey, und doch mit einer lobenswerthen Bescheidenheit, urtheilt der Verf. von der Inspiration dieser Lieder. Er begreift nicht, daß man Ursache habe anzunehmen, daß der Geist der Inspiration auf allen Dichtern — bey allen Liedern der Psalmen geruht habe! Zwar heißt es von David 1 Sam. XVI. 13. seit seiner Salbung durch Samuel habe der Geist

Gottes

Gottes auf ihm geruht. Aber das brauche man nicht auf die Inspiration zu ziehen; auch vom Saul werde dasselbe nach seiner Salbung zum König, und zwar mit noch auffallendern Worten 1 Sam. X. 10. gesagt. Aber niemand lasse deswegen den Geist der Weissagung auf ihm ruhen. Blos bey den Psalmen habe über dem Dichter die Inspiration gewaltet, welche vom Messias, und der von ihm zu stiftenden Religion handeln. — So heillos diese Vorstellungen scheinen; so wissen wir in der That nicht, was wir Gegründetes dagegen einwenden könnten. Denn welcher Dichter des Alterthums rühmte sich nicht des Beystandes einer Gottheit bey seinen Liedern? Und konnte David in seinem Exilio vor dem rebellischen Absalom nicht in die Klagen über sein Elend ausbrechen, daß er als Exulant und Vater des Rebellen doppelt fühlen mußte, ohne inspirirt zu seyn? — Dieser Abschnitt wird freylich wenig Eingang bey dem itzigen Zustand unsers Artikels de sacra scriptura finden. Wir wünschten aber, daß diejenigen die Würde und Nothwendigkeit der Inspiration bey solchen Kirchenliedern bewiesen, welche vielleicht gegen unsern Verf. declamiren werden! Die Religion leidet bey solchen Vorstellungen gewiß nicht; sie gewinnt vielmehr; und ist das nicht genug, wenn man, wie unser Verf., folgendes zugiebt: „Tamen negari non poterit, sub „singularibus supremi Numinis auspiciis haec car„mina concinnata esse, et ita quidem, vt nihil in iis „esset, quae prouidentia diuina est, quod vel sanis „de Deo principiis, et praeceptis morum aduersa„retur, potius ad melius de Deo instruendos ho„mines, pro ratione istorum temporum, et ad fin„gendos pie mores conferre possent quam pluri„mum. Hoc enim θεῖον illud est sacrarum pan-



„decларum." — Sind wirklich die Psalmen auf die Weise inspirirt, wie die gewöhnliche Dogmatik angiebt: wie will man die grobe Rachgier erklären, die in unzähligen Stellen vorkommt! —

Der Verfasser nimmt keine andere weissagende Psalmen, als die Messianischen an; und unter sie setzt er nur diejenigen, welche sich nicht ohne Rücksicht auf den Messias erklären lassen. Ihrer sind nach ihm nur 5, nämlich Ps. II. XVI. XXII. XL. und CX. (vielleicht möchte noch mancher den 22sten ausstreichen.) — Darinn hat er aber gewiß recht, daß unter den Psalmen kein einziger vorkommt, der den politischen Zustand des jüdischen Volks in einer Weissagung enthielte.

Von der Moral und von den dogmatischen Lehrsätzen, die in den Psalmen liegen oder liegen sollen, wird viel Gutes beygebracht. Und wir wünschen nichts mehr, als daß die, welche gegenseitiger Meynung sind, alles mit kaltem Blute prüfen mögen.

Der Abschnitt de poesi Psalmorum ist meistens Auszug aus Lowth de sacra Hebraeorum poesi, und besonders denen brauchbar, die dieses klassische Buch noch nicht gelesen haben. Doch hat unser Verf. auch sein eigenes. — Wir müssen abbrechen. Möchte doch das Buch, dessen Anfang wir haben, recht bald geendigt seyn, und recht viele Leser erhalten! Wir versprechen uns für die biblische Auslegung und Kritik wichtige Beyträge, und können daher nicht umhin es aufs angelegentlichste zu empfehlen!

Z.



Kurze

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

Unterhaltungen eines nachdenkenden Christen mit sich selbst, über die Wahrheit und Göttlichkeit seines Glaubens, aus innern Gründen, von D. Balthasar Münter. Zweyter und letzter Theil. Hamburg, 1776. bey Johann Philipp Christian Reuß. 688 Seiten, in 8.

Wir sagen nichts von dem Werthe dieses Werks, dessen würdige Absicht, christliche Erkenntniß und Gottseligkeit zu befördern, jedem uneingenommenen Leser vor Augen liegt. Den Beyfall, den sich der erste Theil erworben hat, verdienet dieser zweyte ebenfalls. Er liefert zu den in jenem befindlichen 84 Unterhaltungen noch so viele, daß ihrer nun in allem 138 sind. Der Verf. hat sie unter vier Abschnitte gebracht. Der VII. hat zur Ueberschrift: Geschicklichkeit des Christenthums zur Besserung und Beruhigung des Menschen. Hr. M. urtheilte sehr richtig, daß es für die Wahrheit und den göttlichen Ursprung des Evangeliums in unsern Tagen keinen überzeugendern Beweis gebe, als den, daß die Menschen, wenn sie dasselbe glauben und befolgen, dadurch gebessert und beruhiget, folglich glückselig werden. Diesen wichtigen Punct läßt er nun in seinen Betrachtungen nirgends aus den Augen, sondern unterhält den Leser in seinem Nachdenken über die theoretischen und practischen Lehren des Christenthums damit so, daß er am Ende sagen muß: Ja! so ist es; bey diesem Glauben und der dazu stimmenden Gesinnung und Handlungsart bin ich ein glücklicher Mensch. Da der Verf. seine Gründe hat, warum er gemischte Lehrsätze, von denen manche behaupten, daß es leere Spitzfindigkeiten und menschliche Vernünfteleyen wären, welche

 man

man unter die eigentliche Lehre Jesu gerechnet hätte, nicht als solche ansehen kann, so sucht er auch besonders in etlichen Unterhaltungen zu zeigen, was die sogenannten geheimnißvollen Lehren der christlichen Kirche für Einfluß in die Besserung und Beruhigung der menschlichen Gemüther hätten, welches neuerlich von mehrern bestritten worden. Hier waren wir denn zu unserer eigenen Belehrung besonders aufmerksam, weil wir etwas in diesem Streite entscheidendes bey Hrn. M. zu finden glaubten. Nachdem wir denn nun aber alles wohlbedächtig lasen: so fanden wir bald, daß der V. die Auslegung der Schriftstellen, in welchen diese Geheimnisse so, wie sich die orthodoxe Kirche darüber erkläret, und ihre Vorstellungsart davon in authorisirten Symbolis festgesetzet hat, stehen sollen, als ungezweifelt richtig voraussetzet, und darauf dann seine Schlüsse bauet, da doch die Heterodoxen eben dieses nicht zugeben, immerfort leugnen, daß die und die geheimnißvolle unbegreifliche Lehre in der also gedeuteten Schriftstelle liege, und ihre Gründe anführen, warum sie nicht die kirchliche Erklärung, sondern vielmehr die ihrige dem litteralischen Sinn gemäßer und mit andern ausgemachten Vernunftwahrheiten übereinstimmender fänden. Z. B. Hr. M. sagt: die h. Schrift offenbart mir das Geheimniß der Dreyeinigkeit; und der Gegner, den er beym Schreiben in Gedanken hat, sagt: sie offenbart es nicht, sie weis von keiner Dreyeinigkeit. Von Gott dem Vater, und dem Sohne, den er gesandt hat, und dem heiligen Geiste, der vom Vater ausgeht, schreibt sie, und ich glaube, was sie von ihnen schreibt, aber das ist nicht die Dreyeinigkeit, wie sie von den Nicänischen Vätern angenommen und durch das Athanasianische Symbolum festgesetzet worden. Weder Christus noch seine Apostel haben je an eine solche Dreyeinigkeit gedacht. — Da läßt sich denn leicht behaupten, daß freylich die verborgene Art und Weise, wie die drey Personen der eine wahre Gott sind, auf die Besserung meines Verstandes und Willens, auf die Wiederherstellung meiner Glückseligkeit keinen Einfluß hätten; aber die Wirklichkeit der Sache, die ich doch aus der Bibel wüßte und für wahr hielte, hätte ihn gleichwohl, und müßte ihn haben, weil alles, was ich als wahr erkennete, eine Nutzbarkeit für mich hätte. Allein was beweiset dieses gegen so jemanden, der den moralischen Einfluß einer undenkbaren Sache leugnet, deren Wirklichkeit er in der Schrift nicht bezeugt zu finden glaubt? 2) fanden wir, daß Hr. M. aus der orthodoxen Vorstellungsart gewisser Glaubensgeheimnisse

heimnisse

heimnisse, practische Folgerungen, Motive zur Tugend herleitet, die aus der für heterodox gehaltenen eben so gut und eben so bündig fließen. Z. B. Ich mag mir den Tod Christi zur Vergebung der Sünden als eine Gotte dadurch geschehene Genugthuung (nach dem Begriffe der orthodoxen Theologie) vorstellen; oder ich mag ihn (wie die Nichtorthodoxen thun) als eine feyerliche Sanction der den Sündern durch Christum verheissenen Gnade Gottes ansehen; in effectu ist es für mich, als Christen, völlig gleich viel. Ich kann im letzten Falle, weil ich mich auf die Zeugnisse des Sohnes Gottes und seiner Apostel verlasse, wie Herr M. S. 110 sagt: „eben so wohl „das Herz haben, mich an das Geschäfft meiner Besserung „mit Freudigkeit und guter Hoffnung zu wagen; eben sowohl „mich dann muthig entschließen, die Hand ans Werk zu legen, „die Vollendung desselben für möglich, und den erwünschten „heilsamen Erfolg davon für unausbleiblich zu halten — eben „sowohl den Vorsatz fassen; nun so will ich denn das meinige „redlich thun. Ich will mich bessern. Ich will alles nur „mögliche anwenden, um aus einem Sünder ein guter und „tugendhafter Mensch zu werden — eben sowohl die wohlthä„tige Veranstaltung Gottes zu meinem Heil mit Nachdenken „überlegen, die Größe seiner Liebe darinn zu erblicken, und im „Vertrauen zu Gott das Mittel finden, meine Kräfte wieder „herzustellen, und sie von der Gewalt und dem Misbrauche „der Sünde loszumachen.“ Ich werde auch in dem einen wie in dem andern Falle S. 121 folg. „dadurch geschickt zu allem „guten Werk — die Lehre vom Tode Christi für unsre Sün„den ist mir (es sey so oder so) der rührendste Beweis von der „Aufmerksamkeit Gottes auf unsere Schicksale und Handlungen; „von seiner Sorgfalt für unser wahres Heil; von seinem ernstlichen „Willen, daß wir durch rechtschaffene Frömmigkeit unsre wahre „Wohlfarth suchen sollen.“ Sie kann mich auch eben sowohl zum aufrichtigen und großmüthigen Menschenfreunde bilden. — Eben so wenn ich von Christo, als dem Sohne Gottes nach unitarischen Begriffen denke, und ihn für dessen unmittelbaren höchsten Gesandten erkenne: so hat er für mich „die„selbe Glaubwürdigkeit in seinen Aussagen, dieselbe Autorität „in seinen Befehlen, dieselbe Zuverläßigkeit in seinen Verhei„ßungen, dasselbe Zutrauen zu ihm“, welches Hr. M. S. 146 ohne Grund und wider die Erfahrung leugnet. Wenn unverrücktes Festhalten an Christi Verheißungen und Gebote, wenn unbewegliches standhaft seyn in der Liebe, in der Geduld, in

 der

der Tugend, in der ganzen aufrichtigen Herzensfrömmigkeit, ein sicherer Beweis von der Wahrheit unsers theoretischen Glaubens ist: so haben Unitarier ihn eben sowohl durch ihre fromme Gesinnung, durch innerliche Gemüthsruhe und unsträfliche Gottseligkeit im Lebenswandel gegeben, als Trinitarier. Eben daher, weil sich dieses nicht leugnen läßt, hatte jener eifrige Vertheidiger der Orthodoxie den Einfall zu sagen: Das sey eben des Teufels Kunstgriff, daß die Socinianer vielfältig sehr fromm wären; dadurch machte er eben den Leuten ein Blendwerk vor und suchte der reinen Lehre so viel Anhänger zu entziehen. Es ist mehr im deklamatorischen Ton, als gründlich gesagt, was Hr. M. S. 146. behauptet: daß jedem, der über die Verbindung Gottes und Jesu Christi anders, als er denkt, „doch wohl die Zweifel einfallen könnten, ob auch „der göttliche Gesandte aus menschlicher Schwachheit in seinem „mir ertheilten Unterrichte geirret, seine Vorschriften übertrieben hätte, und in seinen Zusagen zu weit gegangen wäre — „daß seine der Lehre Jesu und dessen Gesetze nicht geneigte Vernunft und Gesinnung ihm die ersten beyden Zweifel wahrscheinlich machen könnte, und die überschwengliche Größe der Verheißungen Christi den dritten“. Nicht so! vielmehr wird sich jede nach Wahrheit forschende Vernunft und Wahrheitliebende Gesinnung zu dem weisheitsvollen herrlichen Evangelio Jesu unwiderstehlich hinneigen, und in die durch Lehre und Thaten gleich stark bestätigte Göttlichkeit seines Zeugnisses, sowohl seiner Verheißungen als seiner Gebote, nicht den mindesten Zweifel setzen. Christus sey Gottes eingebohrner Sohn, im Sinne der Orthodoxen oder Nichtorthodoxen, er ist und bleibt beyden der göttliche glaubwürdigste Zeuge der Wahrheit. „Es bleibt „mir kein Ausweg übrig, sagt jeder, ich muß glauben, was „er mir sagt, und thun, was er mir gebietet.“

Gleiche Bewandniß hat es mit der Vorstellungsart des heil. Geistes, (99ste Unterh.) Ich mag ihn mir als eine vom Vater und Sohn unterschiedene göttliche Person, als ein eigenes in Vereinigung mit jenen handelndes Subject, oder als die alles moralische Gute in der menschlichen Seele wirkende Kraft Gottes vorstellen, was ändert dieses in dem Einflusse, den die Lehre vom heil. Geiste in meine Besserung und Beruhigung haben soll? In effectu ist wieder beydes ganz einerley. Den heil. Geist so oder so gedacht, es ist nach dem Lehrbegriffe des Antitrinitariers, wie des Trinitariers, immer dieselbe „Kraft, die mich durch das Evangelium von der Sünde zu

„Gott

„Gott zurückführt, die mein Herz mit Trost, Friede und „Freude erfüllet — eben der Geist, der mich zum Guten le„bendig und thätig macht, Röm. 8, 11. — mich von der „Größe der Liebe Gottes im Werke der Erlösung überzeugt — „christliche Tugend als seine Wirkung in mir hervorbringt, Gü„tigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit, als seine Frucht. Eph. 5, 9. „Gal. 5, 22. — derselbe Geist, von dem ich mich muß regieren „lassen, dem ich folgsam seyn (nicht widerstreben) muß — der „durch den Glauben an Jesum meine Hoffnung zur Seligkeit „stärkt — durch den ich an der Begnadigung Gottes, als „sein Kind Antheil habe — der mich in den Widerwärtigkei„ten des Lebens tröstet, u. s. w.“ Rec. muß deshalb aufrichtig bekennen, daß er nicht eigentlich versteht, was der Verf. S. 174 schreibt: „Es sind drey Personen in Gott; aber nur „ein göttliches Wesen, das ist, nur ein Gott. Man nehme „mir den Gedanken von der Personen ähnlichen Verschieden„heit des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, oder die „Ueberzeugung, daß nur ein göttliches Wesen, nur ein Gott „sey: so verbreitet man auf der einen Seite Dunkelheit und „Verwirrung über die Lehre von meiner Erlösung, und legt „mir dadurch bey der Anwendung derselben zu meiner geistlichen „Vollkommenheit und zu meinem Troste Hindernisse in den „Weg, und auf der andern setzt man meine ganze Religion in „Gefahr.“ Allerdings beruhet alle vernünftige Religion auf dem ersten Principium von der Einheit Gottes. Aber eben weil die Bibel, weil Christus selbst sie darauf gebauet hat, Joh. 17, 3. so wird seine ganze Lehre ohne Dreyeinigkeit viel lichtvoller, als mit der Dreyeinigkeit, die gerade vielerley darinn dunkel, verwirrt und räthselhaft macht, was sonst so ganz verständlich und klar seyn würde. Ich erinnere mich nicht leicht etwas schwächeres zur Vertheidigung der Trinität gelesen zu haben, als dies: S. 175 „Kann ich jemals ruhig werden, je„mals Zuversicht zu Gott, und Muth zur Besserung erlangen, „wenn mir die Frage nicht auf eine faßliche Art beantwortet „wird: Wie kann sich Gott gegen mich als Richter und Vater „zugleich beweisen, da ich doch auf keine Weise eine Mehrheit „oder Mannichfaltigkeit in ihm erkennen kann? Nehmt mir „den Gedanken von der Mehrheit der Personen in Gott: so „setzt ihr mich in diese unruhige Verlegenheit. Laßt ihn mir „aber, — so kann diese Verlegenheit nicht entstehen. Gott „der Vater, der Sohn und der heil. Geist kann zugleich Richter „und Erbarmer seyn. Der Vater vollzieht die Strafe nach der

„strengsten Forderung der Gerechtigkeit. Der Sohn wendet „sie durch seine Vermittelung von mir ab und erfüllet dadurch „die Absichten der Liebe. Der Geist schafft in mir Vertrauen „zu Gott und wahre Tugend 2c.“ Hier erkennt man den sonst scharfsinnigen Verf. gar nicht. Wir möchten wohl Anmerkungen darüber machen; wollen uns ihrer aber lieber enthalten.

In der 92sten **Unterhaltung** will Hr. M. aus seiner eigenen Erfahrung zeigen, was die Geheimnisse des Christenthums für Motive zur Tugend enthielten. Er erzählt also, wie er sich einmal einem bittern Feinde, an dem er sich empfindlich hätte rächen können, darum zu verzeihen entschlossen habe, „weil Jesus den Sündern, seinen Feinden, verziehen „und ihnen durch seinen Tod das ewige Leben erworben hät„te. Dies Geheimniß des Christenthums, sagt er, diese der „Vernunft ganz unerfindliche und unbegreifliche Lehre gab „mir den siegenden Bewegungsgrund zu einer der besten und „Gott gefälligsten Handlungen meines Lebens. Ist also nicht „dies Geheimniß eine praktische Lehre, wenn es gleich dem „äußerlichen Ansehen nach, keine Tugend empfiehlt, und kei„nen merklichen Einfluß auf die Lenkung des Willens zum „Guten hat?“ Wie doch der Verf. hier alles unter einander wirft! Der von Christo hergenommene Bewegungsgrund, alle Rache gegen einen Feind schweigen zu lassen, hängt er denn allein an der dem kirchlichen Lehrbegriff gemäßen Vorstellungsart, wie Christus Gott und Mensch in einer Person sey; wie er als Stellvertreter der Menschen an ihrer Statt gelitten, und durch dies Leiden der göttlichen Gerechtigkeit eine Genugthuung geleistet habe? Oder behält er seine volle Kraft und Stärke für jeden Christen, dem diese Vorstellungsart nicht einleuchtend, nicht geläufig ist, der aber sonst wohl weiß und auch fühlt, wozu ihn der Charakter, das Beyspiel und unendliche Verdienst seines Erlösers um der Menschen Heil verpflichte? Es wäre wahrhaftig ein großer Beweis für den Glauben an die Mysterien der Kirche, wenn man ohne diesen Glauben schlechterdings nicht um Christus Willen seinen Beleidigern von Herzen vergeben könnte. Als Jesus Liebe gegen seine Feinde predigte, und vor Rachgier warnte, und die Menschen beten lehrte: **Unser Vater, vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern**, hatten doch, die ihn hörten, weiß es Gott, noch keine Idee von unsern kirchlichen Glaubensgeheimnissen — und die gepredigte Tugend, eine der besten und Gott gefälligsten des Lebens, mußte

ihnen

ihnen doch möglich zu üben seyn, weil der göttliche Lehrer sie sonst nicht würde verlangt haben. Wenn also ein frommer Arianisch oder Socinianisch gesinnter Christ Hrn. M. Erfahrung seine Erfahrung entgegen setzte, und eben so gewiß versicherte, daß er aus dem Grunde, weil Jesus den Sündern verziehen, und ihnen durch seinen Tod das ewige Leben erworben hätte, auch seinem ärgsten Feinde gerne und willig vergeben habe: so würde weiter nichts daraus folgen, als daß beyde aus christlichen Bewegungsgründen gehandelt hätten; der eine durch die Kraft geglaubter Geheimnisse, und der andere ohne die Kraft derselben.

Ueberhaupt muß es demjenigen Leser, der ohne genauere eigene Kenntniß der Sache die 90ste bis 99te Unterh. lieset, ganz so vorkommen, als ob veränderte Lehrmeynungen der Dogmatik auch in der christlichen Moral etwas änderten, als ob jede Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriffe mit der äußersten Gefahr für die Religion des Evangeliums verbunden sey. Ein solcher wird dann auch leicht davon überredet. Wer aber die Sachen selbst sonst schon gehörig durchgedacht hat, und diese und jene vorgetragene Beweisgründe etwas sorgfältiger zergliedert, der findet dann wohl, wo ihnen die Schwäche sitzet. Dabey müssen wir aber zum Ruhme des V. sagen, daß er nirgends die Rechtschaffenheit dissentirender Gottesgelehrten oder Christen verdächtig macht. Vielmehr ist es seiner würdige Redlichkeit, daß er seine Ueberzeugungen bestimmt vorträgt. Kein unpartheyischer Leser, und Recensent gewiß am wenigsten, wird die lehrreichen und interessanten Betrachtungen verkennen, welche vorzüglich in den übrigen Unterhaltungen enthalten sind.

Der VIII. Abschnitt, Unterh. 119—121. handelt von dem Einfluß des Christenthums auf die zeitliche Wohlfahrt der Menschen. Im IXten Unterh. 122—136. untersucht Hr. M.: Was das Christenthum wirklich für Nutzen gestiftet habe, und im Xten schließt er mit dem Resultat aller bisherigen Untersuchungen: Das Christenthum ist wahr und göttlich.

T.

Hrn. D. Roman. Tellers, öffentlichen Lehrers der Gottesgelahrheit zu Leipzig, Predigt von dem Verderben



derben derer, die in Glaubenssachen allzu weise sind; aufs neue herausgegeben, und seinem Sohne, Hrn. D. Teller in Berlin ergebenst gewidmet. Leipzig und Schleiz, bey Mauken 1777. 71 S. 8.

Auch ohne die hämische Zueignung dieser Predigt gelesen zu haben, leuchtet die lieblose Absicht des versteckten Herausgebers und Zueigners schon aus dem blossen Titel hervor. Gesetzt, daß dieser Aufsatz eines ehemaligen verdienstvollen Gottesgelehrten, der für die Zeiten, worinn er geschrieben und gehalten wurde, erbaulich genug gewesen seyn mag, auch noch in Ansehung der gegenwärtigen Bedürfnisse der Menschheit von eben der Wichtigkeit, und daher eines abermaligen Abdrucks würdig zu seyn schien; warum mußte er denn gerade dem würdigen Sohne jenes Gottesgelehrten zugeeignet werden? Etwa, um ihm zu zeigen, daß sein Vater über Glaubenslehren anders, als er, gedacht habe? Aber das war ihm ja nicht unbekannt! Oder ihn durch diese Predigt auf andere Gedanken zu bringen; ihn zu bewegen, seine eigenen Ueberzeugungen aufzugeben, um nur mit seinem verehrungswerthen Vater gleich zu denken? Aber Teller war ja längst dafür bekannt, daß bey Untersuchung der Wahrheit kein Ansehen der Person den geringsten Einfluß in sein Urtheil habe! Und dann — gesetzt auch, daß ein so unerschrockner Wahrheitsforscher, als dieser Gottesgelehrte von jeher sich gezeigt hat, schwach genug seyn könnte, seine eigenen gewissenhaften Einsichten den Meinungen irgend eines andern Menschen zu unterwerfen; oder gesetzt, daß diese Predigt bündig und kraftvoll genug wäre, ihn wirklich überzeugen zu können, daß er in allen seinen bisherigen, von den gewöhnlichen Meinungen abweichenden Urtheilen sich geirrt habe: würde es dann, falls dies der Zweck gewesen wäre, warum diese Predigt von neuem gedruckt und ihm zugeeignet werden sollte, nicht noch zweckmäßiger, und um vieles liebreicher gewesen seyn, sie ihm in einem Privatbriefe zuzuschicken, und sie seiner Erwägung zu empfehlen?

Also nicht, den D. Teller zu belehren, nicht ihn von wirklichen oder angeblichen Irrthümern in seinem Lehrsystem zu überzeugen, sondern ihn mit der frommen Miene des Mitleids gegen seine von der Wahrheit — das ist, von ver-

verjährten Meynungen, abweichende Seele, wo möglich, in ein gehässiges Licht zu stellen, und jedem orthodoxen Männlein und Fräulein ein heiliges Schrecken und einen frommen Abscheu gegen den Mann beyzubringen, der sich erdreistet hat, etwas anders, als sein leiblicher Vater, zu denken; muß die liebreiche Absicht des rechtgläubigen Herausgebers dieser Predigt gewesen seyn. Bewundere und liebe ihn darum, wer Lust hat.

In der Zueignungsschrift selbst äußert sich diese Absicht noch deutlicher. Diese soll zugleich eine Widerlegung der von dem Hrn. D. Teller vor einigen Jahren bekannt gemachten und an den Hrn. Generalsuperintendent Jacobi gerichteten Antithesen seyn. Den Ton und den Werth dieser Widerlegung mag der Leser aus einigen Proben beurtheilen.

Der Verfasser ist überall geschäfftig, die spätern Einsichten des Hrn. Tellers mit seinen frühern, die Antithesen mit der 10 Jahre vorher von ihm geschriebenen Dogmatik zu vergleichen, und ihm aus der Verschiedenheit der Urtheile in diesen beyden Schriften ein großes Verbrechen zu machen. Leute, welche selbst untersucht, selbst erfahren haben, was das heisse, an Erkenntniß zu wachsen, und nicht still zu stehen auf dem Wege zur Wahrheit, denken hierüber anders. Diese rechnen es einem Schriftsteller zum Verdienst an, wenn sie bemerken, daß sein Geist seinen eigenen Jugendsystemen entwächst, und sich durch den Vorwurf des Wankelmuths nicht abschrecken läßt, es öffentlich sehen zu lassen, daß er ihnen entwachsen sey. Aber Leute, wie dieser Verfasser ist, haben für solches Wachsthum an Erkenntniß, welches ihnen selbst etwas fremdes ist, keinen Sinn, um es an andern mit Beyfall bemerken zu können.

Bey der Stelle: Ehe denn Abraham war, bin ich, äußert Hr. Teller die Vermuthung, daß Christus hier von seiner Seele rede, und von dieser behaupte, daß sie eher schon existirt habe, ehe Abraham sey gebohren worden. Man weiß, daß verschiedene Philosophen die Ewigkeit aller Substanzen und also auch aller Seelen, a parte ante eben so zuversichtlich, als ihre unendliche Dauer a parte post behauptet haben, und vernünftige Theologen haben längst eingeräumt, daß diese Hypothese mit der biblischen Schöpfungsgeschichte gar wohl bestehen könne. Darauf sahe vermuthlich auch Hr. Teller bey der eben gedachten Vermuthung; aber er hielt es nicht der Mühe werth, sich weitläuftig darüber zu erklären.

Und nun höre man, welche unsinnige Folgerungen hieraus sein blinder Gegner zieht, der von jener philosophischen Hypothese entweder niemals etwas gehört haben muß, oder sich mit Fleiß nur so stellt, als wenn er nie etwas davon gehört hätte.

„Die Seele Christi soll verstanden werden? Diese hat doch gewiß nicht vor seiner Empfängniß ihr Daseyn gehabt; (und warum nicht?) denn wäre dieses gegründet, so hätte Jesus nach dem einen Theile eines Menschen, der Seele nach, schon vor Abraham (nemlich vor dem ganzen Menschen Abraham,) das ist, nach Ihrer eigenen Meynung vor der Welt, von Ewigkeit her, existirt. Aber nimmermehr kann die Seele eines bloßen Menschen, und dafür halten Sie ja Jesum, wenn er nicht wahrer Gott ist, von Ewigkeit gewesen seyn: denn sonst würde absolut folgen, (o des scharfsinnigen Philosophens!) daß diese Seele ohne Anfang, auch schlechterdings nothwendig, und daher Gott seyn müßte. (Von einer bedingten Nothwendigkeit, und von einer abhängigen ewigen Dauer hat der Mann keinen Begriff.) Eine Seele, die Gott ist? Dies glaubt kein Philosoph, und Sie wollen es glauben?"

Hr. Teller, der wie jeder andere Selbstdenker, sich nicht überreden kann, daß man mit der Untersuchung der Wahrheit überhaupt, und des Christenthums insbesondere, schon wirklich zu Ende gekommen sey, wirft in der Unschuld seines Herzens die Fragen auf: **Was ist Wahrheit? Was ist Christenthum? Wie viel gehört zum Grunde desselben?** — Und nun höre man, wie sein Gegner, der diese Fragen schon seit 1700 Jahren entschieden glaubt, ihn deswegen anschnarcht:

„Schämen sollten Sie sich, solche Fragen aufzuwerfen. Sie, die Sie doch alles wissen, und andere so gern ihrer Irrthümer überführen möchten. Mein Gott! 1700 Jahre und darüber haben alle wahre Christen die Gottheit des Sohnes Gottes, des heil. Geistes, und andere wichtige Grundsätze unserer christlichen Religion geglaubt; die scharfsinnigsten Philosophen haben sich in der ersten christlichen Kirche zur Annehmung derselben öffentlich bekannt, (Recens. möchte wissen, was das für scharfsinnige Philosophen gewesen sind!) die größten Gelehrten in neuern Zeiten, ein Melanchthon, Camerarius und andere haben diese Lehren vertheidiget, und nun treten Sie auf und zweifeln wenigstens an der Gottheit dieser beyden Personen, wo sie dieselbe nicht gar läugnen! — (So konnte

konnte man zu Copernicus auch sprechen: so viel tausend Jahre hindurch haben die gelehrtesten und weisesten Männer aller Jahrhunderte geglaubt, daß die Erde still stehe und die Sonne im Kreise herumlaufe; und du willst uns das Gegentheil überreden!) Haben Sie recht, so sind alle diejenigen, die den Sohn Gottes und den heil. Geist für Gott halten, Abgötter, Sie müssen folglich alle (o des hartherzigen Consequenzmachers, der da glaubt, daß andere Menschen eben so Verdammungsgierig sind, als er selbst ist!) auch selbst Ihren Hrn. Vater verdammen! Ist aber die Wahrheit auf unserer Seite, wie sie es gewiß ist, so müssen wir eben dieses traurige Urtheil über Sie fällen, welches aber schon Jesus selbst gefällt hat." (Jesus? O du sanftmüthiger, duldsamer Menschenfreund, was mußt du dir doch alles aufbürden lassen!)

S. 35. bittet er den Hrn. D. Teller um Gottes Willen, einmal aufzuhören, dergleichen Schriften in die Welt gehen zu lassen, damit man ihm nicht jenes schreckliche Wort zurufen möge, welches ein Prophet einem Könige in Israel zurief. „Ob Sie gleich, fügt er hinzu, bey so sehr seichten und ganz und gar untauglichen Gründen nicht viel Schaden anrichten: (wozu denn so viel Geschrey?) so geben Sie doch großes Aergerniß, dadurch Sie sich keinen Seegen zuziehen." Welch Gewäsche! Einmal sollen seine Gründe so sehr seicht seyn, daß nicht viel Schaden davon zu besorgen steht, und doch soll er großes Aergerniß dadurch geben! Seit wenn ist denn Schaden anrichten und Aergerniß geben zweyerley geworden? —

Doch genug von einem Schriftsteller, dessen verketzerndes Gekrächze nur dazu dienen muß, die Stimme der Wahrheit, die er überschreyen will, durch den Contrast um desto lieblicher zu machen.

Mr.

Litteratur des katholischen Deutschlands, zu dessen Ehre und Nutzen, herausgegeben von katholischen Patrioten. Coburg, Ahl 1777. 8.

Des ersten Bandes viertes Stück 151 S.

Des zweyten Bandes erstes Stück 156 S.

Des zweyten Bandes zweytes Stück mit fortlaufenden Seitenzahlen 312 S.

Der

Der Plan dieser periodischen Schrift ist bereits im 29sten Bande unserer Bibl. S. 456. f. vorgelegt worden. Wir zeigen also jetzt blos den Inhalt der drey, vor uns liegenden, Stücke*) an, und ziehen aus denselben Einiges, uns nicht uninteressant dünkende, aus, da dieses Journal in Niederdeutschland wenig bekannt ist, und es doch angenehm ist zu wissen, was unsere oberdeutschen katholischen Brüder vornehmen. — Vom vierten Stück des 1sten Bandes zuerst.

I. Recensionen von zwölf größeren und kleineren Schriften katholischer Verfasser, mit deren Revision wir uns weder befassen können, noch befassen wollen. II. Beschluß der Reisebeschreibung eines Gelehrten durch Franken. Das Lob der beyden Würzburgischen Hofmaler, Ch. Fesel's, und J. N. Treu's, und des dasigen Hofbildhauers, P. N. Wagner's. Auf der Universitätsbibliothek zu Würzburg nimmt sich das historische Fach besonders aus. Man sieht hier auch das von Neßfeld verfertigte Systema copernicanum, in welcher Maschine der Umlauf der Planeten, ihre Eklipsen u. a. Phänomena „zur Verwunderung aller Kenner“ vorgestellt werden. Die exegetische Vorlesungen über die ganze h. Schrift währen drey Jahre. Die hebräische und griechische Sprachlehre wird jährlich halbstundenweise durchgelesen. Von der juristischen Facultät werden, nebst den eigenen, auch Mascov's, Pütter's, und Meister's Vorlesbücher gebraucht. Etwas von den „gymnastischen Schulen“ in Würzburg. Die Mittel, den Fleiß der studirenden Jugend anzufeuern, bestehen, nebst den öffentlichen Prüfungen, für die gymnastische Classen in güldenen Büchern, die am Ende des Schuljahrs feyerlich ausgetheilt werden; und für die Philosophen in dem sogenannten Primate; indem die besten Köpfe, nach abgelegter Probe, als die Ersten der Schule öffentlich erklärt, und mit gewissen Privilegien beehret werden. Die Strafen sind geschärft worden. Man kennt nur Geld- und Kerkerbuße, Ausmusterung und Relegation. — In dem, von dem jetzigen Bischofe — aus eigenen Mitteln — errichteten Schulmeisterseminario werden junge Leute, die sich dem Schuldienste widmen wollen, unter der Aufsicht eines geistlichen Directors von der Wichtigkeit und

den

*) Rec. hat das zweyte und dritte Stück des ersten Bandes nicht erhalten können; hofft aber beyde ehestens zu bekommen, da er sie denn nachholen wird.

den Pflichten des Lehramtes, nicht minder in einer guten Lehrart unterwiesen. Im ganzen Hochstifte wird Niemand zu einem Schuldienste zugelassen, er habe dann vorher in diesem Seminario gestanden. Die neue Lehrart wird auf höchsten Befehl im ganzen Bißthume von Pfarrern und Beamten eingeführt. (Beschämend genug, daß in manchen ganz Lutherischen Provinzen unsers deutschen Vaterlands an eine solche Anstalt noch nicht gedacht worden ist. Zwar weiß man für ganz neue Landescollegia und Universitätsfacultäten, deren Nutzbarkeit noch sehr unerwiesen ist, neue Fonds auszufinden; keine aber für ein Institut, das zur Aufklärung der unteren Classen des Volks, insbesondere des Landvolks, so unentbehrlich ist und bleibt, als ein, — versteht sich, wohl eingerichtetes, — Schulmeisterseminarium.) Wirklich haben diese Einrichtungen im Würzburgischen bereits allerley edle Früchte hervorgetrieben. „Sogar auf der Kanzel unterscheidet man schon den neuern und bessern Geschmack von dem „alten, wie die Weine, aber im umgekehrten Verhältnisse." Die Domstiftsbibliothek zu W. enthält wichtige Urkunden, viele geschriebene Codices, besonders einige mit angelsächsischen Buchstaben, und den berühmten Codex Theodosianus, der so alt als die florentinischen Pandekten seyn soll. Die Benedictinerabtey zu S. Jacob errichtet eine geschmackvolle Bibliothek, in welcher einige Mscpte von dem ehemaligen Abte dieses Klosters, dem berühmten Trithemius, vorgezeigt werden. — Schreiben aus Schlesien, über die Aufhebung des Jesuiterordens in diesem Herzogthume und der Grafschaft Glatz, zu Anfang des J. 1776, die gegenwärtige Einrichtung der Collegien der erloschenen Gesellschaft, die vorgeschriebene Lehrmethode, — welches Alles theils aus den politischen Zeitungen, theils aus unsrer Bibl. B. 31. S. 293. f. bereits bekannt ist. — Schreiben aus dem Kuhrthume Trier. Hr. Prof. Leuxner, ein Schwestersohn des Hrn. Geh. R. und Prof. Neller's, wird einst ein würdiger Nachfolger dieses berühmten Mannes im Lehramte seyn. Das Seminarium clericorum ist eine, von dem Hrn. G. R. und Pr. Neller, und dem verehrenswürdigen Weihbischofe, Hrn. von Hontheim, auf höchsten Befehl eingerichtete, Pflanzschule der Weltgeistlichen. Ein Minorit lehrt S. Scripturam, ein Clericus die orientalischen Sprachen, ein Exjesuit die Dogmatik, und der vorhingedachte Hr. Leuxner das Kirchenrecht. Alle Sonn- und Feyertage wer-

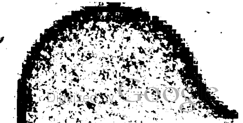
den die Alumnen in modo *meditandi*, *catechizandi*, *concionandi* et in *rubricis* belehrt. Die Protocolle der Aufsicht habenden Commission werden fast alle Wochen, von allen Commissarien unterschrieben, nach Hofe geschickt. (Mancher läßt sich die Rapporte von seinen zwey, drey Regimentern wöchentlich zweymal, wo nicht täglich, einsenden; keinen Bericht aber von dem Zustande der Universität, der Gymnasien und Schulen des Landes, welche denn auch ihren Gang gehen, wie sie können, oder wollen.) Der Kuhrfürst besuchte selbst im vorigen August (1776) das Seminarium; zween Alumnen predigten deutsch, einer katechisirte, und ein andrer antwortete dem Katecheten, nachdem derselbe vorher die Lehre ausgelegt hatte, u. s. w. **Antwort an den Hrn. von Murr. Erinnerung an Hrn. J. N. Eyring.** Wir überlassen beyde Stücke diesen Gelehrten zum selbsteignen Lesen, und bemerken nur aus letzterer, daß die Prager gelehrte Zeitung schon etliche Jahre nicht mehr existirt.

Wir gehen zu des **zweyten Bandes erstem Stücke.** Recensionen von sechs Büchern verschiedenen Inhalts, — von vierzehn in das Kirchenrecht und die Kirchengeschichte einschlagenden akademischen Schriften, aus der Feder der Herren **Neller** und **Leuxner** in Trier, P. **Obernetter** in Costnitz, P. **Rath** in Bamberg, u. a. — und von 12 philosophischen Inhalts von den Herren **Rösser**, **Steinacher** und **Burkhäuser** in Würzburg, **Böhm** in Fulda, **Schluß** in Mergentheim, **Kayser** in Regensburg, **Kraus** in Langheim ꝛc. — Aus den **Obernetterschen** wollen wir doch folgendes ausziehen: „Die Kirche ist eine ungleiche und vollkommne Gesellschaft: ihre Regierungsform, wie sie Christus angeordnet hat, ist monarchisch aristocratisch; „es sind folglich in der Welt zwo verschiedene Mächte von „Gott angeordnet, die geistliche und die politische, deren „keine von der andern, weder directe noch indirecte, nothwendig abhängt. Daher kann die geistliche Macht weder „der Könige absetzen, noch ihre Unterthanen vom „Eyd der Treue und des Gehorsams entbinden. Der „Pabst hat in der Kirche den ersten Rang der Würde und „Gerichtsbarkeit; darum ist er aber ohne Einstimmung aller übrigen Bischöfe weder untrüglich, „noch über eine allgemeine Kirchenversammlung erhaben" u. s. w. — Fortsetzung der Instruction für den zweyten Professor der lat. Sprache in den Mittelschulen

schulen zu Mainz, Mainz, am 1. Octbr. 1773. Instruction für den dritten Professor der lat. Sprache und der schönen Wissenschaften, in so weit solche von ihm ohne wirkliche rhetorische oder poetische Ausarbeitung in den Mittelschulen gelehret werden. Die in den beyden letzten Regierungsjahren des, der Welt zu früh entrissenen, Emmerich Joseph's in Mainz herausgekommene verschiedne Erziehungsschriften sind im 24sten Bande unsrer Bibl. S. 532 — 542. angezeigt und nach Verdienst gelobt worden. Um so viel weniger wird das Publicum an der Lesens- und Befolgenswürdigkeit dieser Anweisungen zweifeln. Sie sind aber keines Auszugs fähig. Wir empfehlen sie den Schullehrern zum aufmerksamen Durchlesen. — Schreiben aus Würzburg vom 13. Jul. 1777. Folgendes verdient aus demselben abgeschrieben zu werden: „Gestern „geruheten Sr. Hochf. Gn. in Gegenwart vieler auswärtigen „sowohl als einheimischen Domcapitularen, (deren Namen „der Länge nach hergesetzt sind) aller Ministers, des Hofstaa„tes und einer großen Menge vom Bürger- und Bauernstan„de, sich die Schuljugend der Dörfer Wiesenfeld und „Steinbach vorführen, um dieselbe in der Glaubens„lehre, bibl. Geschichte, Buchstabieren und Lesen „dritthalb Stunden lang prüfen zu lassen.*) Höchst„dieselbe gaben den Pfarrern und Lehrern vor ihrem Hinweg„gehen Merkmale der größten Zufriedenheit in den gnädigsten „Ausdrücken zu erkennen. — Bey dieser Gelegenheit muß „ich Ihnen einen sehr würdigen Cavalier nennen, den Frey„herrn von Lochner, Oberamtmann zu Rotenfels, der „beynahe 70 Jahre alt ist, und dennoch sehr oft in eigner „Person die Schulen seines Oberamts besucht, den „Kindern die Schulbücher schenkt, ihren öffentli„chen Prüfungen in der Kirche beywohnt, und die „Belohnungen hergiebt. Viele Bauern waren dumm „genug, sich den besten Erziehungsanstalten frech zu widerse„tzen. Lieber meinen Kopf herab, sprach einer mit „hingestrecktem Halse zum Hrn. Oberamtmanne, als mei-

 „nem

*) Andre „Väter der Völker“ bekümmern sich dafür um den Fortgang der Stutereyen ihrer Lande, lassen sich alle Jahre, anstatt der Schuljugend, die Füllen aus denselben vorführen, um daher zu der, zur Aufnahme ihrer Unterthanen so diensamen, parforce Jagd die erforderlichen Subjecte auf den traurigen Fall eines deficit zu ziehen.



„nem Kinde die neuen Bücher in die Hand. Bey der „nächsten öffentlichen Prüfung machte es ein Bauernjunge „vorzüglich schön: ist das nicht eine Freude, sprachen Se. „Gnaden, und fragten: wer ist der Vater von diesem Kinde? „— Nun streckte der Bekehrte seinen Hals und Hut hervor, „nicht mehr den Kopf daran zu setzen, sondern Thränen der „Reue, Dankbarkeit und Freude vorzuzeigen.“ Möchten beyde Exempel allgemein nachgeahmet werden! Wie sehr vieles könnten — nur die Minister und die Oberbeamten in den Districten, zur Aufnahme der Schulanstalten, zur Aufmunterung beydes der Lehrer und der Lernenden, durch ihre bloße Gegenwart bey den öffentlichen Prüfungen und Redeübungen beytragen! Aber so dünkt auch dieses Opfer ihrer Zeit den meisten schon zu theuer. Kaum daß an vielen Orten die Prediger bey jenen Feyerlichkeiten erscheinen! — Auswärtige Litteratur; eine Recension eines, in Deutschland wenig bekannten, theologischen Werks des verstorbenen Abbate Anton Genovesi *): vniuersae theologiae christianae elementa dogmatica historica critica *Antonii Genuensis*, olim in regia Neapol. Vniu. P. P. P. Venedig 1771. 2 Bände in 4to. — Kurze Anzeigen von zwölf protestantischen Schriften. Als eine Probe mag die von der Herder'schen Preisschrift, Ursachen des gesunkenen Geschmacks, hier stehen: „ein „Mann ohne Geschmack, andre nennen ihn einen Verderber des guten Geschmacks, schreibt vom Geschmack, „und seine Schrift wird gekrönt. So ist mancher ein Lehrer „der Beredtsamkeit, ohne selbst beredt zu seyn.“ Ueber unsre Bibliothek ergeht ein ziemlich hartes Urtheil. Wir wollen jetzt nichts gegen dasselbe erinnern. Die Erörterungen würden uns zu weit führen. Wer in den Principien so wenig einig ist, als dieser V. und die Verf. der Bibl. kann nicht, mit einigem guten Erfolge, für die Wahrheit streiten. Verständige Leser und die ruhiger sind wie dieser V. mögen entscheiden.

Im zweyten Stücke stehen zuerst Recensionen von 14 Schriften katholischer Verfasser von unterschiedenem Inhalte. Aus der von P. *Schaaf* Praelect. de locis theolog. wollen wir doch, vielen unsrer Gottesgelehrten zur Beherzigung, folgendes hierher setzen: „Das 8te B. hat die Aufschrift: *S. Scri-*

*) Eben desjenigen, dessen Grundsätze der bürgerlichen Oekonomie ins Deutsche übersetzt sind. S. unsre Bibl. B. 19. S. 305. f.

„*S. Scripturae lectio* etiam in lingua *vernacula cuilibet* „de se est licita. Beweise aus den alten Monumenten sind „in Menge angeführt. Im 7ten K. wird die bekannte regu- „la IV. indicis untersucht und dargethan, daß man dieses „Gesetz keineswegs aus Neid gegen die Layen verfaßt „habe; eine so niederträchtige Absicht konnten auch nur „niederträchtige Seelen, Riesen aus der Welt der kleinen „Geister, erdichten, — Die wahre Ursache wird hier ange- „zeigt: die Hrn. Protestanten würden ja selbst eine Ueber- „setzung, wie z. B. die berufene Wertheimische ist, nicht „jeden lesen lassen; wie sehr hat nicht bey der Bahrdtischen „Uebersetzung jeder, der nur noch einen orthodoxen „Blutstropfen hatte, den Kopf geschüttelt! *)" — Es folgen drey Briefe eines Reisenden über Fulda durch Thüringen, im September 1777. geschrieben. In den Trivialschulen sowohl als in dem Gymnasio zu Hammelburg ist der von Fulda adoptirte Emmericianische Schulplan das Muster für die Lehrende. Alles ist daselbst bemühet, diese schon gute Anstalten zur Vollkommenheit zu bringen, — der Stadtmagistrat, der Seelsorger, der Civilbeamte, die Schulcommission zu Fulda. Der Pfarrer und der Beamte zu Hammelburg, zween Patrioten, haben die Senatoren der Stadt dahin bewogen, daß sie für ihre Trivialschulen Weltgeistliche als Lehrer von Fulda begehret, und sich zur reichlichen Unterhaltung derselben einmüthig verpflichtet haben. — Bey einer Disputation im dasigen Kloster wollte ein alter ehrwürdiger Franciscaner, der sich durch Belesenheit, Fleiß, und einige Kenntniß orientalischer 2c. Sprachen über das Gemeine der seraphischen Brüder erhebt, und ehemals Palästina besucht hatte, aus der Grundsprache selbst beweisen, daß „der ge- „wöhnliche Achilles der christlichen Theologen gegen „die Juden," nämlich die Prophezeihung Jacobs an Juda, 1 B. M. 49. von gar keiner Kraft sey. Der Gedanke aber war kaum halb ausgedacht, und der Pater hatte auch noch nicht die Hälfte dieses Textes hebräisch abgelesen, als alle übrige Paters aus vollem Bauche lachten: „da merk-

*) Bisher hat dieses Buch blos in dem Index der Herren Götze, Piderit u. a. gestanden. Seit Kurzem (1 Febr. 1778.) aber ist leider auch der weltliche Arm gegen dasselbe in Bewegung. Indessen wird jeder ächte Protestant behaupten, Jedermann müsse die Wertheimische und Bahrdtische Uebersetzung lesen und frey untersuchen dürfen.

„te ich, das Licht, welches ich eben zu sehen glaubte, war „nur ein betrügerisches Meteor! wie fremde ist diesen, „schon theologischen, Männern die hebr. Sprache! — „Ich konnte den gegenwärtigen Ordensobern meine Verwun„derung hierüber nicht bergen; ich bat sie, ihre junge Theo„logen auch die, zur wahren festen Gottesgelahr„heit nöthige, orientalische Sprachen lernen zu las„sen. Sie versicherten mich, daß in einem andern Kloster „ihrer Provinz, nahe an Fulda gelegen, ein erfahrner „Mann darinn junge Geistliche unterrichtete." — Mit einer kurzen Nachricht von einer, in Rom kürzlich erschienenen, Schrift des Abbate Gaetano Sertor (Verfassers der in Deutschland nachgedruckten, auch übersetzten Satire, Il Conclave*)) Saggio istorico critico *sulla vanita ed insufficienza della antica Filosofia pagana* colle massione (wird massime heißen müssen) e co' preceti della *morale christiana*, werden diese Briefe geschlossen, — das ganze Stück aber mit dem Beschluß der Mainzer Instruction für den dritten Professor der lat. Sprache und der schönen Wissenschaften ꝛc. von welcher im vorigen der Anfang geliefert worden, und die wir allen Lehrern zum eignen Lesen nochmals empfehlen.

Gegen die Sprachrichtigkeit haben die Verfasser dieser periodischen Schrift hin und wieder gesündigt. S. 131. (B. 1. St. 4.) zum Exempel heißt es: „wehe uns, wenn wir mit „eigenen Augen nicht mehr sehen; weder mit eigenen Hän„den fühlen;" wofür, unsres Dafürhaltens, noch zu setzen gewesen wäre. Auch haben wir an andern Orten vors erste statt fürs erste, fande statt fand, zwey Männer anstatt zween Männer, u. dgl. mehr bemerkt.

* * *

Johann Caspar Lavaters neue philosophische Bluttheologie in nuce. 1776. ohne Druckort. 4. Bogen 8.

Die wunderliche Grille, welche in diesen Blättern beleuchtet wird, und in den sogenannten neuen Miscellaneen bekannt gemacht wurde, rührt nicht von Lavatern, sondern wie man jetzt

*) S. unsre Bibl. B. 33. S. 512. f.

jetzt weiß, von S** her. Ersterer hat sich darüber in dieser Bibliothek B. XXVIII. St. I. S. 306. selbst erklärt. Sie besteht in dem philosophisch seyn sollenden Beweise: „Daß die Erlösung des Menschengeschlechts durch Jesu Blut aus dem Grunde erweislich und begreiflich sey, weil jedes Leben nicht anders, als durch den Tod eines andern Lebens, wieder hergestellt werden könne.“

Unsere Leser möchten sich vielleicht der Art, wie Hr. S. aus diesem Vordersatze argumentirte, nicht recht mehr bewußt seyn; ich will daher seine ganze Schlußfolge hersetzen:

„Da nun kein Leben ohne organischen Körper uns bekannt ist, kein organischer Körper, der nicht fester und flüssiger Nahrungsmittel von andern getödteten Ganzen bedarf; da kein Leben ohne Tod des andern erhalten werden kann: sollte das künftige himmlische Leben ohne organischen Körper möglich seyn? Dieser organische Körper keiner Nahrungsmittel bedürfen? Diese Nahrungsmittel nicht aus festen und flüssigen Theilen bestehen? Diese nicht durch den gewaltsamen Tod eines organischen Lebens zubereitet seyn müssen? Diese nicht genossen, und unserm Körper einverleibet werden? Da keine Vergebung oder Lebensherstellung ohne Blutvergießen geschieht, sollte das ewige Leben ohne Blutvergießen zu erhalten, möglich gewesen seyn? Ein Wink! Wer es fassen mag, der fasse es!“ — und wer das nicht kann, der lasse es bleiben!

Das letztere that der Rec. und glaubte, daß andere ehrliche Leute, die mit ihm sich im gleichen Falle befänden, es eben so machen würden, und daß daher diese Grille eben so bald wieder würde vergessen seyn, als sie erschienen war. Gleichwohl hat man sie hie und da einer sorgfältigen Wiederholung gewürdiget; und eben dieses geschieht nun auch in den angezeigten Blättern, auf welchen der billige Leser Hrn. Lavaters gemißbrauchten Namen von selbst auslöschen wird.

Es muß also doch wohl Leute gegeben haben, auf welche diese handgreifliche Sophisterey einigen Eindruck machte, weil man geflissentliche Widerlegungen derselben für nöthig erachtet hat. Und das muß einen in der That befremden. Denn man braucht ja keine Philosophie, sondern nur gesunden Menschensinn zu haben, um sogleich einzusehen, daß der Schluß von dem, was in diesem Leben geschieht, auf das, was in dem künftigen geschehen muß, gar sehr verwegen sey. Gesetzt also auch, daß alle die angezeigten Vordersätze wahr wären; (und einige derselben sind es doch wirk-

lich nicht. Z. E. daß es ganz und gar kein Thier, noch weniger irgend einen Menschen geben soll, der wissentlich von natürlich gestorbenen Körpern sich erhalten könnte. Kennt der Verfasser denn keine Raben, Füchse, u. s. w.? und hat er nicht in Hawksworths Reisen gelesen, daß die gewöhnliche Speise der armseligen Küstenbewohner an der Magellanischen Meerenge, faule Seehunde und andere todte Fische sind, welche das Meer auswirft?) Aber gesetzt es sey wahr, daß hier unten alles, was lebt, von gewaltsam ermordeten organischen Wesen leben müsse: folgt daraus, daß eben diese Weise auch dort, wo überhaupt nicht mehr gegessen und getrunken werden soll, beybehalten werden müsse? Was würde Hr. S. sagen, wenn jemand nach eben dieser Schlußart beweisen wollte, daß wir im ewigen Leben auch heirathen und Kinder zeugen würden, weil in diesem Leben sich alles, was Odem hat, zu begatten und sein Daseyn fortzupflanzen pflegt? Würde er da nicht auf den Wortverstand der Schriftstelle dringen, daß man im Himmel weder heirathen, noch sich heirathen lassen werde? Und warum fiel ihm nun nicht auch der Spruch bey, nach welchem das **Reich Gottes nicht im Essen und Trinken besteht**? Aber die Bibel scheint nach und nach selbst denen, welche eine abergläubische Verehrung eines jeden Buchstabens derselben affectiren, nur dann untrüglich zu seyn, wenn sie ihre eigene vorgefaßte Meinungen begünstiget, und dann muß die Philosophie sich, wie eine Metze, von ihnen aushunzen lassen. Ist die Bibel aber einmal so unhöflich, die Meinungen dieser Herren nicht bestätigen, ihnen wohl gar widersprechen zu wollen: so thut man, als wenn sie gar nicht in der Welt wäre, und dann ist die **Philosophey**, (wie sie in der Geniesprache heißt,) gut genug, als Nothhelferinn gebraucht zu werden.

Aber Hr. S. meinte ja vermuthlich nicht, daß Christus noch in jenem Leben gegessen werden sollte; er wollte nur beweisen, daß der organische Leib desselben hier auf Erden habe geschlachtet und von uns gegessen werden müssen, damit der verklärte Leib unserer Seele mit ihm gefüttert würde, und Leben und Kraft für die Ewigkeit erhielte.

Sonderbar genug. Also sollen wir schon jetzt Nahrung für einen Leib genießen, den wir noch nicht haben? Oder haben wir ihn vielleicht schon in uns, schon innerhalb des groben irdischen Leibes, der vielleicht nur die äußere Schale desselben ist? Wie sehr sind dann nicht alle Menschen, welche

vor

vor Christi Geburt lebten, und die vielen Millionen derer zu beklagen, welche zwar nach dieser Zeit lebten, aber doch nie Gelegenheit hatten, Christen zu werden, und also von dem organischen Leibe desselben mit zu essen? Was wird aus dem verklärten Leibe dieser Armen nun geworden seyn? War, wie Hr. S. zu erkennen giebt, zur Erhaltung desselben nicht der Genuß des organischen Christuscörpers schlechterdings nothwendig: so ist jeder derselben, der nicht davon genossen hat, nicht davon genießen konnte, rein todt, und die armen Seelen mögen nun ohne verklärten Leib in der Ewigkeit herumlaufen. Und wenn nun unglücklicher Weise, nach der Meinung einiger neuern **Blutphilosophen**, von welchen die **Vernunftphilosophen** — will's Stupor! bald verdrengt werden sollen, Leib und Seele ein und eben dasselbe Ding sind: so sind alle die Millionen Seelen zugleich mit dahin. Schade um so viel wackere Geschöpfe Gottes!

Die angezeigten Blätter enthalten zuerst eine Vorrede des Herausgebers, der sich **Werner** unterschrieben hat. Ob dieses sein wahrer, oder nur ein angenommener Name sey, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß der Mann, der diese Vorrede schrieb, besser gethan hätte, ernsthaft, als launigt, zu schreiben, weil das letztere gar nicht seine Sache zu seyn scheint.

In dem Schriftchen selbst, welches eben so wenig ein Muster guter Schreibart ist, wird unter andern Gründen, welche der Hypothese des Hrn. S. entgegen gesetzt werden, ihm auch dieses zur Last gelegt, daß sein Argument die Wahrheit der Lehre von der **Transsubstantiation** voraussetze. Daß diese Beschuldigung nicht durch Consequenzmacherey entstanden, sondern in der Sache selbst wirklich gegründet sey, bedarf wohl keines Beweises. Denn wenn der **wirkliche** Genuß des **wirklichen** Leibes Christi zur Erhaltung oder Wiederherstellung des verklärten Leibes unserer Seele in der That so nothwendig ist, als Hr. S. uns überreden will: so muß nothwendig das Brod und der Wein beym Abendmahle in **wirkliches** Fleisch und Blut Christi verwandelt werden; oder der verklärte Leib bekömmt nur Rauch statt Speise zu genießen, wobey er sich denn, vorausgesetzt, daß er wirkliches Fleisch und Blut zu seinem Unterhalte bedarf, vermuthlich schlecht befinden würde. Aber, wie man sagt, so sollen gewisse Bekenner der neuern Bluttheologie, dieser Lehre von der Verwandlung auch wirklich nicht unhold seyn, und sie, wo

möglich, wieder in die protestantischen Kirchen einzuführen wünschen. C'est un malheur des hommes, de se degouter enfin de la raison même et de s'ennuyer de la lumiére. Les chimeres commencent à révenir et plaisent, parcequ'elles ont quelque chose de merveilleux. — *Leibniz.*

Mt.

Prüfung und Beantwortung der Lavaterschen Meynung, fortgesetzt von einem Freunde der Wahrheit. Bremen, bey J. H. Cramer, 1777. 8. S. 311.

Prüfung und Beantwortung der Lavaterschen Meynung beendigt von einem Freunde der Wahrheit. Bremen bey J. H. Cramer, 1777. 8. S. 192.

Der Verfasser des in der A. d. B. B. 29. 2 St. S. 467. angezeigten Sendschreibens an Hrn. Lavater, worinn dessen eigentliche Meinung von der Kraft des Glaubens und des Gebets nach exegetischen Gründen geprüft und verworfen wird, erwartete, und zwar mit Recht, von dem berühmten Urheber dieser Controvers eine Gegenantwort, in der er entweder seine Hypothese zurücknehmen, oder auch das darwider gesagte mit neuen Gründen entkräften müßte. Keines von beyden ist bisher geschehen, und es gewinnt den Anschein, als wenn für Hrn. Lavater das eine so unmöglich sey, als das andere. Inzwischen wurden durch dieses Sendschreiben zwey andere Schriften, ihrem Inhalte und Vortrage nach, von sehr ungleichem Werthe veranlaßt, wovon die bessere den Titel führet: **Eines Layenbruders einfältige Fragen über die Bremische Prüfung der eigentlichen Meinung Lavaters von der Glaubenskraft, in einem Sendschreiben an den Herrn Prüfer.** Frankfurt und Leipzig 1776. — die schlechtere aber in eben dem Jahre ohne Namen des Verfassers und des Orts, als **ein Sendschreiben an den Bremischen Beantworter der Lavaterischen eigentlichen Meinung** erschien. Unser Verf. hat in seiner fortgesetzten Prüfung insonderheit auf den ersten Gegner Rücksicht genommen; in der beendigten Prüfung aber hat er es lediglich mit dem letztern zu thun, der als der unwissendste und unverschämteste Fanatiker bloß gestellet wird, und kaum eine solche Antwort verdienet hatte.

Der

Der V. bemühet sich mit seiner schon bewiesenen Gründlichkeit den Ungrund und die Schädlichkeit der Lavaterischen Meinung darzuthun. Er spüret zuerst in einem besondern Abschnitte dem Gange nach, den diese Meinung in dem Gedankensysteme des Hrn. L. genommen hat, die in seinem mit dichterischen Ideen angefüllten Geiste, bey den Aussichten in die Ewigkeit, auf die bekannten Schriftstellen Marc. XVI. 17. Jo. XIV, 12. Marc. IX, 23. Jo. XVII, 20—24. stieß, allgemein verheißene Wunder und Gebetskraft darinn anzutreffen vermeinte, den Grotius und Wirtz in solcher Auslegung auf seiner Seite fand, und nun, wider alle Philosophie und Erfahrungen, auf vermeinten unwidersprechlich klaren Aussprüchen der Schrift, sein System von der moralischsinnlichen Unterhaltung der Gläubigen mit Gott aufführete. Die Untersuchung, die doch offenbar hierbey nicht zu übersehen war, ob es heut zu Tage und seit einer langen Reihe von Jahrhunderten noch Menschen gegeben habe, die auf diese Art mit der Gottheit umgiengen, ob das Eigentliche der Religion Jesu (nach L. Meinung) überall in unsern Zeiten verschwunden sey — diese so sehr zur Sache gehörige, für den Glauben und die Gemüthsruhe eines rechtschaffenen Herzens höchst wichtige Untersuchung wollte Hr. L. gar nicht dabey angestellt wissen. Und warum nicht? weil alsdenn die einmal liebgewonnene und durch die feurige Einbildungskraft verschlungene Idee dieses moralisch sinnlichen Umgangs mit Gott gänzlich aufgegeben werden mußte. Aber wie kann ich sie aufgeben, hieß es in Lavaters Schriften, so lange sie mir mit den leserlichsten Buchstaben in mehr als einer Stelle der Bibel da steht? Dieser Irrthum ist es nun, den unser Prüfer mit exegetischen Gründen bestreitet, mit so vieler Gelehrsamkeit, Scharfsinn, und nach so richtigen Auslegungsregeln, daß man aufs deutlichste das Gegentheil der Lavaterschen Meinung in allen obgenannten Stellen erblickt. Zusammenhang, Zeit, Veranlassung machen es sonnenklar bey Marc. XVI. und Jo. XIV, 12. daß die Verheißung der Wundergaben speciell, bloß an die Eilfe gerichtet sey, deren Unglauben, Furchtsamkeit (und wie wir noch hinzusetzen würden, deren Befremdung über den Auftrag auch den Heiden, πασῃ τῃ κτισει, das Evangelium zu predigen) bestraft und gehoben werden sollte. Eben so richtig und gut entwickelt ist der Unterschied des Wunderglaubens und des seligmachenden Glaubens bey Erklärung der Worte Marc. IX, 23. deren Schwierigkeiten auf eine so ungezwungene aus der ganzen

zen Situation sich ergebende Art gehoben werden, daß wohl keine erhebliche Zweifel mehr übrig bleiben dürften. Bey dem Wunderglauben kam es auf den entwickeltern Begriff des Messias keinesweges so sehr an, als vielmehr auf das Vertrauen, daß Jesus ein Wunderthäter sey, und die Kranken heilen könne, wodurch, nach dem weisen Plane Gottes, die Hauptabsicht der Wunder, das ungezwungene Bekenntniß der von Jesu geschehenen Thatsachen, vor aller Welt erreichet würde. — Wenn man zu diesem allen das so genannte hohepriesterliche Gebet, Joh. XVII. aus dem, wie es uns scheint, weit richtigerm Gesichtspuncte betrachtet, daß es zum unmittelbaren Gegenstande die Predigt der Apostel und die durch ihre mit Beweisen des Geistes und der Kraft versehene Predigt zum Glauben an das Evangelium gebrachte Personen hat: so ist denn auch die letzte exegetische Stütze dem Lavaterschen System entrissen, und es zerfällt, freylich zum Misvergnügen des Baumeisters, durch die unwiderstehliche Macht der Wahrheit in seine Trümmern. Das einzige Mittel bliebe Hr. L. nun noch übrig, wie der Recensent im 29 Bande d. A. d. B. bemerket, statt philosophischer und exegetischer Gründe, ein augenscheinliches Wunder aufzustellen, und die armseligen Raisonnements ungläubiger Zweifler zu beschämen. Wie starke Versuche Hr. L. wirklich zu diesem entscheidenden Puncte gemacht habe, und wie wunderlich sein Urtheil dadurch über die Gaßnerischen Gaukeleyen gestimmt sey, ersah das Publicum zur Genüge aus seinem in dieser Sache mit dem Hrn. D. Semler geführten Briefwechsel. Unser V. hat diesen Briefwechsel als zuverläßige Urkunden abdrucken lassen, und seiner Schrift eingerückt, außerdem aber noch ein merkwürdiges Schreiben des Hrn. L. an den P. Gaßner vom 29 Merz 1775 hinzugefügt, woraus man mit Erstaunen sieht, wie eine Lieblingsidee dem Verstande eines sonst so vortrefflichen Mannes mitspielen kann. Gott Lob! daß dieser Mann von apostolischer, oder wie Hr. L. lieber will, evangelischer Kraft mit seinen Teufelsbeschwörungen zu einer Zeit auftrat, wo auch die Erleuchtung katholischer Länder schon zu groß, und die Macht aufgeklärter und rechtschaffener Prälaten zu wenig eingeschränkt war, als daß der Betrug hätte unentdeckt bleiben können. Was hätte man sonst nicht von der übereilten Vertheidigung und Anpreisung dieses Wunderthäters durch einen so berühmten protestantischen Gottesgelehrten für traurige Folgen unter Katholiken und Protestanten befürchten müssen!

In

In der zum Beschlusse der fortgesetzten Prüfung angehängten Dissertation, finden wir den Plan der Vorsehung zur Erhaltung und Ausbreitung der Religion unter den Menschen gut aus den Datis der weltlichen und biblischen Geschichte ausgehoben und zur Bestätigung des Satzes angewandt, daß fortgehende Wundergaben weder nöthig sind, noch ihre Fortdauer über die Zeiten der apostolischen Männer hinaus richtig erwiesen werden könne. Augenzeugen der Wundergaben, die durch die Hände der Apostel mitgetheilet waren, darf man nicht über den Anfang des dritten Jahrhunderts hinaus suchen. Und merkwürdig ist es doch, daß die Zeugnisse der Kirchenväter aus diesem Zeitalter so schwankend, so zweydeutig in dieser Sache, ja wohl gar, wie aus der Stelle Arnobii adu. gentes Libr. 1. erwiesen wird, so abgefasset sind, daß man eben nicht auf die Fortdauer der Wundergaben in ihren Zeiten schließen kann. Wichtig scheint uns das in der Kirchengeschichte erzählte Wunder bey dem vom Julian versuchten Tempelbau zu seyn, welches zwar zur Entscheidung der Frage: ob die Fortdauer der Wunderkraft bey einzelnen Personen fernerhin zu behaupten sey, nicht gehört; aber dennoch uns sehr erheblich in andern Absichten vorkömmt. Warburtons Beweis für dieses Wunder läßt nur noch einige Zweifel übrig.

Wir haben uns bisher nur mit dem zweeten Theile oder der fortgesetzten Prüfung beschäfftigt: die geendigte Prüfung hat es, wie schon gemeldet, mit dem fanatischen Gegner des Verf. zu thun, und enthält nebenher einige Erläuterungen der in der ersten angeführten Gründe. Wir zweifeln nicht, daß diese wohlgerathene Prüfung nebst der in des XXX Bandes 2ten Stücks befindlichen Recension und weitläuftigen Beurtheilung dieser Streitsache alles mögliche für denkende Leser werden erschöpft haben, was nur exegetisch und philosophisch Gründliches über den Ungrund der Lavaterschen Hypothese gesagt werden könne. Und so bedürfte es denn weiter keines Feldzuges.

Bf.

Das Neue Testament, Luthers Uebersetzung unbeschadet, zum täglichen Gebrauche für unstudirte Christen aller Art, durchaus verständlich aufs neue übersetzt von M. Johann Gottfried Sillig, Diakonus

konus zu Döbeln. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilscher. 1778. 94 Seiten in 8.

Es ist bloß das Evangelium Matthäi, das wir vor uns haben; Hr. S. verspricht, ihm die übrigen Bücher des N. T. der Reihe nach folgen zu lassen. Ohne uns in eine umständliche Beurtheilung einzulassen, und einzelne Fehler in dieser neuen Uebersetzung aufzusuchen, wollen wir bloß einige Stellen daraus unsern Lesern vorlegen, um sie selbst urtheilen zu lassen, ob Hr. S. nach seiner Absicht eine deutsche und genaue Uebersetzung geliefert habe. Wir setzen neben der Silligschen Uebersetzung die Bahrdtische, und unter beyde eine eigene. Die erste Probe sey Matth. I, 18. bis zu Ende des Kapitels.

„18. Mit der Geburt des Messias Jesus aber giengs also zu. Als Maria, seine Mutter, mit Josephen versprochen war; so entdeckte man ihre vom heiligen Geiste gewirkte Schwangerschaft, ehe sie noch einander ehelich beygewohnet hatten. 19. Joseph aber, ihr Bräutigam, der, als ein rechtschaffener Mann, sie nicht öffentlich beschimpfen wollte, war Willens, die Verlobung in der Stille aufzuheben. 20. Indem er nun damit umgieng, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume, und sprach: Trage kein Bedenken, Marien, deine Braut, zu heyrathen; denn ihre Schwangerschaft rührt vom heiligen Geiste her. 21. Sie wird nämlich einen Sohn gebähren, dem du den Namen Jesus geben sollst: denn er wird die Menschen, die ihm gehorchen, von ihren Sünden befreyen. 22. Das mußte sich aber alles so schicken, damit

„B. Bey der Geburt Jesu selbst sind folgende Umstände merkwürdig — Seine Mutter, Maria war mit Joseph versprochen! Ehe sie aber einander heyratheten, befand sie sich schwanger: nämlich durch ein göttliches Wunder. Joseph, ihr Bräutigam, der ein sehr billiger und rechtschaffener Mann war, wollte die Verlobung in der Stille aufheben, um sie nicht der öffentlichen Schande Preis zu geben. Allein ehe er seinen Vorsatz ausführte, erschien ihm ein Bote Gottes im Traum, der ihm sagte, er dürfe kein Bedenken tragen, seine Braut zu heyrathen: denn ihre Schwangerschaft sey vom heiligen Geiste gewirkt worden; und er solle dem Sohne, welchen sie gebähren würde, den Namen Jesus beylegen, weil er bestimmt sey, die Menschen, welche sich seiner Führung anvertrauen würden, von der Macht der Sünde zu

mit auf diese Weise zuträfe, was der Herr durch den Propheten gesagt hatte, welcher spricht: „23. Sehet, eine Jungfrau wird schwanger seyn und „einen Sohn gebähren, und „sie werden seinen Namen Immanuel heißen, auf deutsch: „Gott mit uns, oder Gott „hilf.“ 24. Als nun Joseph aus dem Schlafe erwachte, so that er sogleich, was ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm seine Braut zu sich. 25. Doch wohnte er ihr nicht ehelich bey, bis sie ihren erstgebohrnen Sohn zur Welt gebracht, dem er den Namen Jesus gab.

zu befreyen. Auf solche Art traf ein, was der Prophet sagt: „Siehe eine Jungfrau wird „schwanger werden, und einen „Sohn gebähren, den man „Immanuel nennen wird, wel„cher so viel ist, als: Gott un„sere Hülfe!„ — Joseph aber gehorchte augenblicklich dem göttlichen Befehle, und heyrathete seine Braut; der er jedoch nicht ehelich beywohnete, bis sie ihr erstes Kind gebahr, dem er den Namen Jesus beylegte.“

„Mit der Geburt Christi aber gieng es also zu. Als seine Mutter Maria mit Joseph versprochen war, ward sie schwanger, ehe sie noch Joseph zu sich nahm, vom heiligen Geiste. Und Joseph war ein gütiger Mann, der sie nicht zu Schanden machen wollte, gedächte sie aber heimlich zu verlassen. Indem er aber mit diesen Gedanken umgieng, erschien ihm ein Engel des Herrn im Traume, und sprach: Joseph, du Sohn Davids, mache dir kein Bedenken, Mariam, dein Gemahl, zu dir zu nehmen; denn das Kind, womit sie schwanger geht, ist vom heiligen Geiste. Und sie wird einen Sohn gebähren, und du sollst seinen Namen Jesus heißen; denn er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden. Das alles aber geschah, damit erfüllet würde, was der Herr durch den Propheten gesagt hat: „Eine Jung„frau wird schwanger werden, und einen Sohn gebähren; „und man wird ihn Emmanuel heißen, das ist verdollmetschet, „Gott mit uns.“ Als nun Joseph erwachte, that er, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm sein Gemahl zu sich, wohnte ihr aber nicht bey, bis sie ihren ersten Sohn gebahr; und er nannte ihn Jesus.“

Noch eine Probe nehmen wir aus der Bergpredigt, Matth. VI, 1 — 15.

„1. Neh-

1. „Nehmet euch in Acht, daß ihr mit euern Allmosen nicht vor den Leuten groß thut, um von ihnen bewundert zu werden; denn sonst habt ihr keine Belohnung von eurem Vater im Himmel zu gewarten. 2. Wenn du also Allmosen austheilst, so thue es nicht gleichsam unter Trompeten und Pauken, wie es die Scheinheiligen in den Bethäusern, und auf den Straßen zu machen pflegen, damit die Leute viel davon reden sollen. Sie haben wahrhaftig ihre Belohnung weg. 3. Sondern wenn du Allmosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, 4. Damit dein Allmosen kein großes Aufsehen mache: und dein Vater, welcher weiß, was im Verborgenen vorgeht, wird dirs öffentlich vor der Welt vergelten. 5. Und wenn du betest, so mach es nicht, wie die Heuchler, welche am liebsten beten, wenn

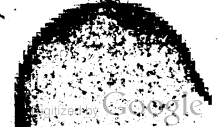
„B. Wenn ihr aber diese himmlische Tugend ausübet, so hütet euch nur, daß ihr nicht damit prahlet. Sonst habet ihr in den Augen eures himmlischen Vaters kein Verdienst. Jede gute That verliert durch die Begierde sie sehen zu lassen. Thut ihr also Gutes, so macht es nicht wie jene Heuchler, welche nur den anschreyenden Bettlern in den Synagogen und auf den Straßen Allmosen geben, nur um von den Leuten gesehen zu werden. Ich versichere euch, daß solche Leute ihren Lohn dahin haben. Wenn ihr Wohlthaten erweiset, so thut es ohne Geräusch. Euer himmlischer Vater, dem auch die verborgenste That nicht unbemerkt bleibt, wird euch dann selbst, was ihr zu verlieren scheint, ersetzen. Die Art, wie er euch eure Tugend belohnen wird, wird für Andre desto glänzender und in die Augen fallender seyn. Auch bey eurem Gebet hütet euch vor der pralenden Andacht. Macht es nicht wie jene, die sich darauf legen, die Betglacke in den Synagogen oder an der Ecke einer Straße abzuwarten, und dann stehen zu bleiben, in ihrer Andacht von allen Menschen bemerkt zu werden. Ich sage euch, die Andacht dieser Leute hat keine Belohnung zu hoffen, als die, welche sie bereits hat, (die Bewun-

wenn sie sich in die Synagogen und an die Ecken der Gassen hinstellen können, um daselbst von den Leuten bemerkt zu werden. Ich versichere euch heilig, daß sie weiter keine Belohnung zu hoffen haben. 6. Wenn du also beten willst, so schließ dich lieber in dein Kabinet ein, und bete da ganz in der Stille und Einsamkeit zu deinem Vater: und dein Vater, dem auch die verborgensten Dinge bekannt sind, wird dich dafür öffentlich belohnen. 7. Bey euerm Gebete müsset ihr aber auch nicht so viel plappern, wie die Götzendiener, welche sich einbilden, daß sie desto eher erhört werden, wenn sie recht viel Worte machen. 8. Ahmet sie darinnen ja nicht nach; denn euer Vater weiß alles, was ihr nöthig habt, ehe ihr noch darum bittet. 9. Betet demnach also: Gott unser Vater, der du alle Himmel beherrschest, laß uns dei-

nen

Bewunderung des Pöbels.) Ihr aber, wenn ihr betet, so thut es erstlich in der Stille, und glaubt gewiß, daß euer himmlischer Vater, dessen Augen auch das Verborgenste nicht entgeht, euch die Erhörung eures Gebets desto öffentlicher angedeihen lassen wird. Hütet euch aber auch zweytens bey eurem Gebete vor jener wortreichen Gedankenlosigkeit, die ihr an den Heyden findet, wenn sie um einen Götzen herumschwärmen, und immer eben dasselbe Geschrey wiederholen, in der Meinung, daß dies die Bedingung der Erhörung sey. Ahmet sie darinnen nicht nach. Ihr habt an Gott einen Vater, dem alle eure Bedürfnisse bekannt sind, ehe ihr sie ihm im Gebete vortraget. Lernet vielmehr, wie ihr (in wenigen Worten nicht jeden verkehrten Wunsch eures Herzens, sondern gewählte und wohl überlegte Gegenstände ihm in eurem) Gebete vortragen müsset, aus folgendem Beyspiele. Gott! Vater der Menschen! erfülle unser aller Herz mit Ehrfurcht gegen dich, als das allervollkommenste Wesen. Gründe und erweitere dein Reich, welches da ist, wo durch deinen Geist Weisheit und Tugend blühen. Lehre uns alle im Gehorsam gegen deine Gebote und in der Ergebung in deinen Willen unsre Ruhe und Glückseelig-

keit



nen Namen aber alles heilig halten, und dir zur Ehre leben. 10. Gründe und erweitere dein Reich' unter uns, daß sich wahres Christenthum immer mehr ausbreite. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. 11. Gieb uns heute unser täglich Brod. 12. Und verzeih uns unsre Vergehungen, wie wir auch unsern Beleidigern vergeben. 13. Und laß uns nicht in Versuchung gerathen, sondern erlös uns von allem Bösen. Denn du hast und behälst immer und ewig, die höchste Herrschaft und Gewalt und Majestät. Amen! 14. Denn wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch auch euer himmlischer Vater die euern vergeben. 15. Wofern ihr aber Andern ihre Fehler nicht verzeihet, so wird er euch die euren auch nicht verzeihen.“

keit finden. Befreye uns durch deine liebreiche Fürsorge von ängstlichen Sorgen für die Zukunft. Verzeihe uns, wenn wir von Sünden übereilt werden, wie wir auch unsern Nebenmenschen gern alle Beleidigungen vergeben wollen. Laß uns in Stunden, wo wir zur Verläugnung der Wahrheit oder der Tugend gereitzet werden, nicht unterliegen. Errette uns von allem, was uns wahrhaftig unglücklich macht. Auf dir steht unser Vertrauen: denn du bist unser Herr, du bist mächtig, du bist der Besitzer aller Schätze des Himmels und der Erden; du bist und bleibest es in alle Ewigkeit. Amen! Wundert euch nicht über den Zusatz bey diesem Gebete: wie wir auch unsern Nebenmenschen gern alle Beleidigungen vergeben wollen. Denn unter dieser Bedingung allein könnet ihr Vergebung für eure Sünden bey eurem Vater hoffen. Und sobald ihr dazu nicht bereit und willig seyd, so bittet ihr auch Gott umsonst um Verzeihung eurer täglichen Uebereilungen.“

„Euer Allmosen gebt nicht vor den Leuten, um von ihnen gesehen zu werden; ihr habt anders keinen Lohn bey eurem himmlischen Vater. Wenn du Allmosen giebst, so laß nicht vor dir ins Horn blasen *), wie die Heuchler thun in

den

*) Eine morgenländische Sitte, die noch Hr. Niebuhr, Reisebeschreibung nach Arabien Theil I. S. 151. zu Basra fand.

den Synagogen und auf den Gassen, damit sie von den Leuten gepriesen werden. Warlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du Allmosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, daß dein Allmosen verborgen sey; so wird dein Vater, der in das Verborgene sieht, dirs vergelten öffentlich. Und wenn du betest, so mache es nicht wie die Heuchler, die gern stehen und beten in den Synagogen und an den Ecken der Gassen, daß es die Leute sehen. Warlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin. Wenn du beten willst, so geh in dein Kämmerlein, und schließ die Thür zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen; so wird dein Vater, der in das Verborgene sieht, dirs vergelten öffentlich. Auch sollt ihr, wenn ihr betet, nicht viel plappern, wie die Heiden: denn sie meynen, sie werden erhöret, wenn sie viel Worte machen. Werdet ihnen nicht gleich; denn euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet. Darum betet also: Unser Vater im Himmel, gelobet sey dein Name! Unser nothdürftiges Brodt gieb uns heut. Und vergieb uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern. Und laß uns nicht in Versuchung kommen; sondern erlöse uns von dem Bösen. Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Amen! Denn wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euer himmlischer Vater auch euch vergeben. Wenn ihr aber den Menschen ihre Fehler nicht vergebet, so wird euer Vater auch eure Fehler nicht vergeben“.

Wir glauben genug zum Urtheil über die Silligsche Uebersetzung für unsre Leser abgeschrieben zu haben, und haben selbst beyde Stellen genau nach den Worten übersetzt. Ueber andere Stellen, wo wir auch, Hr. S. wortreiche Perioden ungerechnet, den Sinn des Evangelisten verfehlt fanden, wollen wir nichts weiter anmerken. Nur gleich im folgenden Verse sehen wir, daß ihm der jüdische Gebrauch unbekannt gewesen, wenn er übersetzt: „Wenn ihr fastet, so machet nicht, wie die Scheinheiligen, eine traurige verstellte Miene; denn sie nehmen mit Fleiß finstere Gesichtszüge an, damit ihnen die Leute ihr Fasten ansehen können“ Die Juden ließen ihr Gesicht ungewaschen und streueten Asche aufs Haupt, wenn sie fasteten. Dieses nennt der Evangelist ἀφανίζειν τὰ πρόσωπα, und setzt ihm entgegen: „Wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Gesicht.“

Sammlung auserlesener geistlicher Lieder, zur Vermehrung der reinen Andacht und des vaterländischen Gesangbuchs. Nebst einer Vorrede, die Verbesserung des öffentlichen sonntäglichen Gottesdienstes betreffend. Carlsruhe, bey Macklot, 1778. 8. S. 186.

Unter allen bisher erschienenen neuen Gesangbüchern ist dies das geringste. Ungeachtet die Sammlung neuer und verbesserter Gesänge, als ein Vorschlag zur Verbesserung des Markgräflich Badischen Gesangbuchs, die schon 1774 erschienen, und von uns (Bibl. B. XXV. S. 457. fg.) angezeigt worden ist, keine erheblichen Fehler hat; so ist sie doch, wie wir gewiß wissen, nur in wenigen Kirchen eingeführt worden. Die Liebe zum Alten, die politischen Verhältnisse, und die große Abneigung so vieler Theologen gegen jeden auflodernden Funken von richtigem Geschmack, ist auch in diesem Lande diesem wichtigen Theile der Verbesserung des Gottesdienstes bisher im Wege gestanden. Einige ungenannte Prediger im Lande haben diese Sammlung, die mit jener gar nicht verdient in eine Klasse gesetzt zu werden, herausgegeben. Die Vorrede ist seicht, bald ernsthaft, bald halbwitzig, zudringlich und fast durchgängig unüberlegt geschrieben. Sie ist eigentlich Declamation gegen die Evangelien und Episteln, wiewohl die besten und triftigsten Gründe hier nicht einmal gesagt sind. Uns scheint es überhaupt unklug und unvorsichtig zu seyn, dergleichen unausgemachte Dinge, Vorwürfe gegen das Konsistorium, Sticheleyen, Tadel, halb wahre und schiefe Vorschläge mit dem Gesangbuche dem gemeinen Manne in die Hände zu geben. — Wie kann in einer großen Stadt die Taufe immer öffentlich und unter dem Glockengeläute geschehen? und wozu das Läuten? Die V. wollen, daß man am Ostertage auf dem Gottesacker zusammen kommen, und zwischen den Gräbern vom erstandenen Jesus reden soll. Offenbar sieht man da die enge Bekanntschaft mit der Welt — Wie das an Orten, wo man schon lange, wie billig, die Begräbnißstätten weit von der Stadt angelegt hat? Wie alsdann, wann rauhe Witterung die Gräber mit Schnee bedeckt? In dem Gesangbuche selber sind die bekannten Sammlungen wieder ausgeschrieben worden. Vieles, das offenbar noch Verbesse-

rung,

rung und Berichtigung braucht, ist beybehalten worden. Ueberall kommen noch viele unverständliche ebräischartige Wörter vor. Die fürchterlichen unbiblischen Ideen von Busse, Satan, Moses, Gesetz, Hammer, Fluch, Tod, Höllenglut ꝛc. herrschen noch eben so in dieser Sammlung, wie in der ältesten; Ist etwas faderes, sinnloseres, als der Anfang des vierten Gesanges: „Warum willst du draussen stehn?“ Wie sehr hinkend ist das Gleichniß v. 13: „Wie ein Adler fliegt zur Speise; so vergehet unsre Zeit.“ Wie viel Härte, wie viel Rauhes und Ungeformtes ist in dem Liede: „Jesus Christ der Heiligste.“ S. 21. ein offenbarer Sprachfehler, einer unter fünf hunderten — „alles schreckt.“ Sollte man „schnöde Welt, Sündengräuel,“ in neuen Verbesserungen erwarten? S. 26. wird der Ausdruck des Propheten vom jüdischen Staate „verderbt vom Fuße bis zur Scheitel,“ wieder auf das allgemeine Naturverderben der Menschen gezogen. S. 53. „Ich bin zu schwach aus eigner Kraft, zum Siege meiner Leidenschaft,“ sagt gerade das Gegentheil, und sollte heißen, „über meine Leidenschaft;“ S. 59. ließt man die schrecklichen Aeußerungen immer wieder: „Vom Teufel hart verstrickt war ich, Mein bestes Thun galt vor Gott nicht, War durch und durch verdorben;“ S. 60. „hielt heimlich seines Arms Gewalt“ — ein dunkler, dem gemeinen Volke unverständlicher Ebraismus. Entweder verstehen wir gar nichts von Poesie, oder das Lied „Als der Herr sein Volk begrüßte“ ist voll steifer, dunkler, unphilosophischer Zeilen. Wozu S. 63. ein Lied über die zehn Gebote, da diese bekanntlich kein Kompendium der Moral für Christen seyn können? Auch in den Gesängen beym Gewitter herrschen nicht die rechten Begriffe, die unter den Landleuten ausgebreitet werden müssen. Bey so vielen innern Fehlern verliert das Buch noch desto mehr von seiner Brauchbarkeit, da gar keine Orthographie darinn ist, die Lettern für den bejahrten Theil der Gemeine zu klein, und das Papier sehr schlecht ist. Zugleich zeigen wir hier an

Beytrag zu Kirchenliedern von N. Fr. Heß, Marggräflich Badischen Landgeistlichen. Colmar, bey Neukirch, 8. 2½ Bogen.

Der V. hat einige schwere alte Lieder verbessert, auch sind einige neue von ihm selber beygebracht. Durchgängig finden

wir hier mehr Genie, mehr poetisches Talent, mehr Richtigkeit in Gedanken, und mehr Bestimmtheit im Ausdrucke, als in der oben angezeigten Sammlung. Aber wir zweifeln sehr, ob sie fliessend, leicht, natürlich genug sind, um als Kirchenlieder gebraucht zu werden. Die Nachahmungen der Klopstockischen Sprache, die hier so sichtbar sind, mißlingen gemeiniglich, und sind zu schwer und zu dunkel für den gemeinen Mann — Ist es möglich, daß ein Mann, der sonst in vielen Dingen so hell zu denken scheint, S. 33. den Sterbenden noch ein Gebet wider Satans Anfall in den Mund legen kann? Wir bedauern alle Christen, die von ihren Lehrern mit diesen schrecklichen Besorgnissen ohne Noth gemartert werden.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Das Reichs-Friedensschluß-mäßige Revisionsgericht über die Urtheile des Kayserlichen- und Reichs-Cammergerichts. Aus ächten Urkunden und Gründen, vornemlich aus der von dem glorwürdigsten Kayser Joseph dem Ersten und gesammten Reiche denen zur Revision der K. und R. C. G. Urthel in der Münsterischen Erbmänner-Sache deputirten Ständen und ihren Subdelegaten, als Kayserl. und Reichs-Commissariis ertheilten Kayserl. und Reichsvollmacht, erläutert. Zur Vereinigung beyder Religionstheile, zur Befestigung des Verbandes zwischen Haupt und Glieder, im heil. Röm. Reich deutscher Nation; zur Sinnesänderung derer, welche dagegen arbeiten, und zur Ueberzeugung derjenigen, welche zweifeln. In patriotischer christkatholisch-evangelischer Freymüthigkeit ohnpartheyisch vorgestellt. 1776. Fol.

Wieder

Wieder ein Titel, der eine halbe Seite einnimmt; aber auch nicht ohne Ursache, denn es existirt noch eine Schrift unter dem Titel:

Revisionsgericht über die Urtheile des Kayserl. Reichs-Cammergerichts, bey dessen itzigen Visitation, aus Gesetzen und Reichsacten erläutert, im Jahr 1776. Quart.

Beyde dürfen nicht mit einander verwechselt werden. Die Schrift, von der hier die Rede ist, enthält eine gesetzmäßige Bestimmung zweyer Hauptanstände, welche sich bey der im vorigen Jahre getrennten Visitation des Cammergerichts in Ansehung der Revisionssachen hervorgethan haben. Der erste, ist der wegen der Churmaynzischen Anmaaßung, in jedem Revisionssenate Sitz und Stimme, oder wenigstens das Directorium zu führen, wesfalls im Jahre 1766. von Churmaynz auf einmal vier Subdelegirte einrückten, und gleich in der am 18ten May 1767. gehaltenen dritten Session erklärten: „Wenn es zu Formirung der Revisionssenate komme, „seyen Moguntini nach den Reichsgesetzen und Observanz zu „Führung des Directorii und Ablegung ihrer Stimme in sol„chen Senaten, gleich den übrigen Herren Subdelegirten be„rechtigt, auch hierzu von Ihro Churfürstlichen Gnaden zu „Maynz ausdrücklich instruirt und befehliget." Der zweyte war der, daß die Kayserlichen Commissarien in jedem Revisionsconsesse, dem sie beygewohnet, ordentlich mit votiren, oder im Fall einer Stimmgleichheit mit ihrer, als einer entscheidenden Stimme, den Ausschlag geben zu können, behaupteten.

Der bescheidene Verfasser dieses Aufsatzes gedenkt dieser Streitigkeiten nicht namentlich; sondern liefert einen chronologischen Auszug dessen, was seit dem Jahre 1644. wegen der Revision im Reiche verhandelt worden.

Den Anfang macht das aus der Churmaynzischen Canzley s. d. Frankfurt den 20 Jun. 1644. ausgefertigte Gutachten der im Fürstenrath aus 8 katholischen und 5 evangelischen Deputatis bestandenen Reichsdeputation zu Verbesserung des Justizwesens, worinn darauf angetragen worden, gegen den 1 März 1645. zwey, und das nächstfolgende Jahr wiederum zwey iudicia reuisoria anzuordnen, und worinn unter andern



auch geäußert wurde, daß die Röm. Kayserl. Majestät und Ihro Churfürstlichen Gnaden zu Maynz, als welchen vermöge der Reichssatzungen und Kraft führenden Reichsdirectorii, beyde Räthe durch die Ihrige auf einmal besuchen zu lassen oblieget, jedesmal zwey Reichsgesandten dorthin abordnen möchten.

Hierauf folgen die im Frieden zu Osnabrück art. V. §. 51. und 53. wo erstlich in Ansehung der ordinairen Reichsdeputationen die Verfügung gemacht wurde, daß solche nach völliger Religionsgleichheit bestimmt werden sollten; hergegen in Ansehung der Frage: Ob und wie weit obigem Deputationsgutachten die Kraft eines verbindlichen Reichsschlusses beygelegt werden sollte? die nähere Bestimmung dem nächsten 1654. zu Stande gekommenen Reichstag vorbehalten wurde, wo denn auch nachher die endliche Erörterung und Einrichtung des Schematis derer Revisionsdeputationen erfolgte, so daß sothanes Deputationsgutachten nur in so ferne verbindlich war, als dasselbe in dem R. A. 1654. seine Genehmigung und nähere Bestimmung erhielt; wo aber wohlbedächtlich eine Aeußerung, daß Churmaynz jene Revisionsräthe auf einmal zu beschicken habe, nicht wiederholt, und also nicht genehmigt worden. Da nun die 24 Stände jeder Classe dieser Revisionsdeputationen Reichsfriedensschlußmäßig, nach der Religionsgleichheit auf beyden Seiten gleich gestellt sind, und gleichmäßig in vier abgesonderte Räthe oder Senaten vertheilet werden sollen; so folgert der Verf. daß zu jedem Revisionsrathe sechs Stände subdeputirt werden müssen; daß diese Subdeputation nach der Religionsgleichheit von beyden Seiten geschehen müsse; daß also in jedem Revisionssenate eine gleiche Anzahl von beyderseitigen Religionsverwandten seyn müsse; daß jeder derer im Schemate benannter 24 deputirten Stände nur in einem Revisionssenate seyn könne; daß, wenn gleich einer derer im Schemate benannter 24 deputirter Stände in allen oder in den meisten Classen der fünf Revisionsdeputationen ist, derselbe dennoch nur in einem Revisionssenate seyn könne; daß endlich in jedem Revisionssenate natürlicher Weise der Vorsitzende das Directorium zu führen habe.

Es wird hiernächst erinnert, daß von 1654 bis 1776 nur eine einzige Revisionssache das Glück gehabt, in den Jahren 1705 bis 1709 zu einer Reichs-Friedensschlußmäßigen Revisionsdeputation von 6 Ständen nach beyderseitiger Religions-

gionsgleichheit und ohngeachtet entstandener Stimmengleichheit zur Entscheidung zu gelangen. In dieser Sache wurde durch ein Commißionsdecret d. d. 14 Febr. 1708. die Absicht geäußert, denen Revisoren eine Kayserl. Commißion beyzuordnen, welcher aber die Erbmänner widersprochen, ohne daß es übel aufgenommen worden wäre. Vor dem 1648 zu stande gekommenen Friedensschlusse, wird ferner bemerkt, seyen bey Revisions- und Deputationssenaten besondere Kayserliche Commissarien gewesen, hätten auch mit gestimmt; ihr Votum aber sey nicht Decisiuum und Conclusiuum gewesen: nach dem Reichsfriedensschlusse aber von 1648. dürfe die Kayserliche Commißion die Religionsgleichheit nicht aufheben.

In Ansehung der Churmaynzischen Vorrechte wird von §. 23. an ausgeführt, daß vermöge J. R. A. bestimmt sey, daß jeder, der Revision zu suchen begehrt, dieselbe, wenn Churmaynz nicht dabey interessirt ist, daselbst, sonst bey Chur Trier, ausbringen solle; daß Churmaynz die zur Revision deputirten Stände zu beschreiben habe; daß Churmaynz in allen 5 Classen der Revisionsdeputation von den 24 Ständen einer seyn solle; nicht aber, daß es in allen 4 Revisionsräthen, worinn sich die 24 Stände, von denen Churmaynz der erste, aber nur einer ist, vertheilen, sitzen solle. Auch sey im R. A. 1654. §. 130. bey Anordnung der 5 Revisionsdeputationen und 4 Revisionsräthe nicht verordnet, daß in jedem derselben neben den 6 deputirten Revisoren eine besondere Kayserliche Commißion sitzen solle: wie denn auch die zu Regensburg 1707. ausgefertigte Reichsinstruction der zur Visitation des Kayserl. und R. C. G. angeordneten außerordentlichen Reichsdeputation ausdrücklich sage, daß sie ihre Conferenzen mit den Kayserl. Commissarien, oder auch nach Beschaffenheit der Sache ohne dieselben anstellen könnten.

So hat der Verf. dieser Abhandlung ohne alles Wortgepränge die Wahrheit in ihrer natürlichen Gestalt dargestellt; und in unsern Tagen ist sie jedem Patrioten willkommen, wenn sie sich ihm nur als eine so selten gewordene Erscheinung zeigt. Der letzte §. enthält nur einige kurze Erinnerungen über das, was in unsern Tagen geschehen ist, mit dem Beysatze, daß diese auf ächte Urkunden sich gründende Wahrheiten auf mannichfaltige Weise zur allgemeinen Wohlfahrt des deutschen Reichs und zur Beförderung derer Reichsväterlichen Absichten Joseph des Andern dienen. Denenjenigen aber, denen damit gedienet ist, Mißtrauen und Mißverständnisse, Trennun-

zen und Spaltungen, Umsturz und Zerreissung einzuführen, zu unterhalten, zu verbreiten, aufs äusserste zu treiben, und darauf ihre Erhabenheit zu bauen u. s. w. denen dienen und gefallen sie nicht. Sollte, denen zu gefallen, oder aus Furcht, ihnen zu mißfallen, und ihre Verfolgungen zu erleiden, der Patriot schweigen, gegen ihre Vorwürfe verstummen, und seine allen Deutschen gemeinsame patriotische Stimmfreyheit verläugnen?

Verordnung an des Kayserlichen Reichscammergerichts Pfennigmeistern, wornach sich derselbe zu Befolgung des neuern allgemeinen Reichsschlusses zu achten hat. Den 29sten Febr. 1776. Nebst Beylagen.

Litt. A. Auszug Kayserl. allergnädigsten Rescripts an das Kayserliche Reichscammergericht, dessen künftige Einrichtung und Unterhalt betreffend. d. d. Wien, den 20 Nov. 1775. Und

Litt. B. Neue Matricula Vsualis, oder Anzeige u. s. w. Wetzlar 1776.

Vermittelst dieser Verordnung wird des Kayserl. Reichs-Cammergerichts Pfennigmeistern aufgegeben, dem Kayserl. Rescript d. d. 30sten Nov. 1775. zufolge, als vermittelst dessen, dem C. G. die Ratification des unterm 25sten Octobr. 1775. an den Kayser erlassenen Reichsgutachtens bekannt gemacht, und dessen Vollziehung, zumalen in Betreff des Unterhaltungswesens aufgetragen worden, folgendes zu beobachten.

Was erstlich das zum Behuf der zu beruffenden acht Cammergerichts-Beysitzer verwilligte halbe erhöhte Ziel betrifft, nach Vorschrift des bemeldeten Reichsschlusses, in der Ostermesse 1776. die eine, und in der Herbstmesse die andere Hälfte davon in Empfang zu nehmen und zu berechnen.

Damit er den Betrag jedes zu entrichtenden Ziels übersehen könne, soll er sich die beyliegende Usualmatrikel zur Richtschnur dienen lassen, und soll er, falls Zahlungen von mindern Betrag anerboten würden, solche blos abschlägig annehmen,

men, nur allenfalls interimsweise quittiren, und dem Anzahler einen Auszug aus der Usualmatrikel zu Händen stellen.

Da zweytens der 20 Fl. Fuß in Ansehung der Einnahme sowohl als der Besoldungs-Ausgabe dem Cammergerichts vorgeschrieben: so wird derselbe zugleich angewiesen, wie er sich in dieser Rücksicht zu verhalten habe, weßfalls ein Verzeichniß der Gold- und Silbersorten, und wie hoch solche anzunehmen, beygedruckt ist.

Wie es mit allen das Cammergericht betreffenden Angelegenheiten bisher gegangen, ist bekannt. An Projekten und frommen Wünschen fehlt es nicht. Wir wünschen des Kayserlichen Reichscammergerichts Pfennigmeistern von Herzen gute Messen.

Ak.

Beyträge zu der juristischen Litteratur in den Preußischen Staaten. Eine periodische Schrift. Erste Sammlung, welche zwey Quartale enthält. Berlin bey Voß. 1775. 368. S. groß Octav.

Der Plan dieses juristischen Journals ist: jede Sammlung soll sechs Abschnitte haben. Der erste soll praeiudicia iuris; der zweyte Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene Gegenstände; der dritte Hülfsmittel zur juristischen Praxis; der vierte Gelehrtengeschichte und litterarische Nachrichten; der fünfte Anzeigen von neuern juristischen Schriften; der sechste Nachrichten von statutarischen Rechten enthalten; alle halbe Jahre soll eine Sammlung herauskommen. Der Mitarbeiter sind mehrere; einer von ihnen ist Herausgeber.

Soviel vom Plan überhaupt. Was den Inhalt der vor uns liegenden ersten Sammlung betrifft: so steht in dem ersten Abschnitt voran eine Einleitung oder Abhandlung von den juristischen Präjudizien, und dann kommen wirkliche Präjudizien der Churbrandenburgischen Gerichtshöfe. Neunzehn Fälle sind ausführlich erzählt. Darauf folgen kurze Rechtssätze mit darunter allegirten Urtheilssprüchen, zuweilen auch Gesetzen und Beweisstellen aus Autoren. Der Nutzen solcher Sammlungen ist unläugbar. In der Einleitung aber haben wir das nicht gefunden, was wir suchten: eine genaue

Bestim-

Bestimmung des Werthes und Ansehens der Rechtspräjudizien. Der V. sagt: sie sind keine Gesetze, wenn sie der Landesherr nicht bestätiget. Freylich nicht schlechterdings, nicht einzeln, nicht gleich nach der Publication. Aber wie wann ihrer mehrere gleichförmige auf einander gefolgt sind, wenn alle Erfordernisse einer gültigen Rechtsgewohnheit dabey vorhanden sind? Der V. sagt weiter: „Höchstens, können sie „als Gesetze gelten, wenn eine Rechtsfrage in einigen Fällen „ununterbrochen auf einerley Art entschieden ist.“ Ueberhaupt verdiente diese Sache schon längst, daß sie ein philosophischer Kopf bearbeitete, und auf gewisse Grundsätze reducirte. Denn sind in irgend einer Materie Dunkelheiten, Ungewißheiten und Widersprüche, so ist es in dieser.

Die Abhandlungen und übrigen Stücke im zweyten Abschnitte sind 1) von Aufhebung der Gemeinheiten. Die Sache ist nicht dogmatisch abgehandelt. Der Verf. erzählt nur etwas weniges von der in den Preußischen Staaten wirklich geschehenen Aufhebung der Gemeinheiten, und specificirt die Schriften, die seit einiger Zeit in so großer Menge über diesen Gegenstand geschrieben worden sind.

2) Von dem juristischen Werth der Dichtkunst. Man glaube nicht, hier einen Beweis zu finden, daß die Dichtkunst in der Rechtsgelehrsamkeit nützlich sey. Der V. erzählt die größtentheils schon bekannten Dinge, daß die alten Völker ihre Gesetze in Verse gebracht, daß in Justinians Institutionen und Pandecten Homer oft citirt werde; daß und warum die Dichter bey den Römern keine Immunität genossen, daß das canonische Recht übel auf sie zu sprechen sey; daß die Deutschen viele Sprichwörter und Reimen haben &c. &c.

3) Resolution Sr. Königl. Majestät auf eine im Kabinet geführte Beschwerde über die der Debitricin während dem Indult obliegende Bezahlung der Zinsen. Besser hätte diese Resolution wohl im ersten Abschnitt gestanden.

4) Erörterung der Rechtsfrage, ob ein Vormund oder dessen Sohn seine Pflegbefohlne heyrathen könne? Der V. sagt mit einigen Juristen ja; weil die Obrigkeit bey uns Obervormund sey, und der Vormund jährlich Rechnung ablege. Der Grund kommt uns nicht sehr stringent vor. Wenn nun der Vormund seine Frau dahin bringt, daß sie ihm falsche Quittungen giebt; was kann da die Obrigkeit thun? Oder was hilfts viel, wenn der Mann condemnirt wird,

wird, seiner Frau den Rechnungsrest zu bezahlen? Und wird das Gesetze, daß der Vormund jährlich Rechnung ablegen soll, an allen Orten befolgt? etc. etc.

5) Anekdoten; nemlich juristische, oder Beyträge zu einem Vademecum für lustige Juristen. Die meisten sind gut. Vorzüglich hat uns die erste gefallen. Ein Weinhändler aus Frankfurt am Mayn klagte aus folgendem Schuldschein wider E. S. v. B.

> Gott allein alle Ehre! Lob! und Dank! für alle uns erzeigte Gnade! in Geist- und Leiblichen, in Zeit und Ewigkeit. Durch Gottes Gnade und Seegen! Gott sey Lob und Dank dafür! bin ich Endes unterschriebener an Hrn. P. A. M. für bis dato erhaltene Weine 478 Thlr. in Golde zu bezahlen schuldig.
>
> v. B. in tiefster Demuth des Herzens und Leibes, wie wir alle zu thun schuldig sind und bleiben müssen.

Wenn man die lächerlichen Wendungen, Histörchen u. dgl. die zuweilen in gerichtlichen Acten vorkommen, sammeln wollte: so könnte man wirklich viel Stoff zum Lachen geben. Dem Recens. stieß noch neulich eine drollichte Stelle in einem Zeugenverhör auf. Der Artikel hieß: „Wahr, daß Beklag„ter seine Frau dergestalt geschlagen, daß sie davon eine „Schwüle auf dem l. v. Hintern bekommen? Antw. Ja. *In„terrogatorium speciale*: Wie lang und hoch diese Schwüle „auf dem l. v. Hintern gewesen? Antw. Zeuge habe sie nicht „gemessen."

Im dritten Abschnitte stehen: 1) eine kurze Anweisung zum Referiren; 2) kurze Regeln von Abfassung der Sentenzen; 3) alphabetisches Verzeichniß unrichtiger Wörter und Redensarten, deren man sich in einigen Gerichtshöfen zu bedienen pflegt. Die Anweisung zum Referiren ist nur für Anfänger bestimmt. Hier und da enthält sie ganz gute Regeln. Wir halten aber auf alle Anweisungen zum Referiren nicht viel. Sie haben ungefähr eben soviel Nutzen, als die Anweisungen zur Dicht- und Redekunst. Wenn ein Mensch Kopf hat, und gute Muster liest: so wird er ohne alle Regeln die besten Relationen machen; so wird er von selbst einsehen, daß er in der Erzählung des facti nur das anführen darf, was unter den Partheyen nicht streitig ist, (S. 107) daß er die unnöthigen Klauseln der Sachwalter ohne Beden-

ken



auch in der Relation weglassen kann, (Ebendas.) daß er bey Excerpirung der Replik und Duplik nur das anzuführen hat, was neues darinn steht, (S. 108) daß er sich an den verworrenen Vortrag der Partheyen nicht binden, sondern nur das Wesentliche aus den Schriften nehmen muß, (Ebendas.) und noch hundert andere Dinge, worüber ihm hier Regeln gegeben werden. Beynahe dasselbe müssen wir auch von den Regeln zu Abfassung der Sentenzen sagen. Die Muster, welche man in Hommels T. Flavius in großer Menge findet, sind, um den Zuschnitt eines Urtheils zu lernen, besser, als alle Regeln. Bey dem alphabetischen Wörterverzeichniß haben wir verschiedenes zu erinnern. Viele Wörter darinn sind selbst nach des V. Meinung nicht unrichtig; sondern nur unrichtig geschrieben, z. E. Ambt, Angele, Articul, Auff, ausbindig rc. diese gehörten also nicht hinein. Dann Orthographie gehört doch wohl nicht zu den Hülfsmitteln zur juristischen Praxis. Ein größerer Fehler ist, daß viele der besten altoberdeutschen Wörter für unrichtig und verwerflich erklärt sind, bloß weil sie in der gewöhnlichen hochdeutschen Sprache nicht coursiren; Wörter, deren Begriff man doch sonst nicht auszudrücken im Stande ist. Hätte der V. überlegt, was Hr. Adelung in der Vorrede zu s. Wörterbuch S. XI. über die Vorzüge der oberdeutschen und Mängel der hochdeutschen Sprache sagt: so würde er gewiß weniger Wörter aus den Gerichten relegiren. Z. E. das Wort Begangenschaft, das der V. nicht gelten lassen will, ist ein gutes, durch kein anderes, zu ersetzendes Wort. Hr. Adelung erzählt am a. O. eine artige Anekdote, die den Nutzen und die Unentbehrlichkeit dieses Wortes beweist. Daß Anberaumen besser und richtiger sey, als anberamen, wie der V. glaubt, glauben wir nicht. Denn das Wort kommt von Ram, ramen, Ziel, zielen her, und die alten Monumente sagen allzeit anberamen. Anberaumen ist neu. — Dergleichen Anmerkungen wären noch viele zu machen, wenn es der Mühe verlohnte.

Vierter Abschnitt. Nachrichten von den Duisburgischen Rechtslehrern, ihrem Leben und Schriften; eine Geschichte des Cammergerichts zu Berlin, mit untermischten Nachrichten von der Preußischen Justizverfassung; sie ist noch nicht geendigt, und obgleich der Verf. die Materie noch bey weitem nicht erschöpft, dennoch ein sehr nützliches Unternehmen. Lebensbeschreibung des Großcanzlers und Staatsmini-

sters

sters von Jariges. Tabellen über die am Cammergericht, bey den Mittelmärkischen Untergerichten und dem Criminalsenate in Berlin entschiedene Sachen.

Fünfter Abschnitt. Anzeigen von neuern juristischen Schriften. Der V. will nur die im Brandenburgischen herauskommende recensiren. Die Beurtheilungen sind übrigens ziemlich vom gemeinen Schlage. Fast alles wird gelobt. Der Herausgeber der Gundlingischen rechtlichen Ausarbeitungen, verdient nach dem V. den Dank aller Rechtsgelehrten; in *Heineccii* recitationibus ad institutiones „hört man den „großen Lehrer, der den Catheder nie bestieg, ohne sich zu den „vorzutragenden Wahrheiten gründlich vorbereitet zu haben.“ Von diesen Urtheilen und andern mehr möchten wir keines unterschreiben.

Sechster Abschnitt. Vom statutarischen Rechte; nemlich 1) eine Nachricht vom Ostfriesischen Rechte; 2) von einigen besondern Rechten im Fürstenthum Meurs und 3) im Herzogthum Cleve und der Grafschaft Mark. Soviel vom Inhalt des Buches. Noch einige allgemeine Anmerkungen müssen wir machen. Mit dem Ausdruck und der Sprache des Herausgebers und Vorredners sind wir nicht sehr zufrieden. Man sieht es sehr deutlich, daß er gern schön und modern schreiben möchte, und darüber wird sein Ausdruck oft äußerst schwankend, zuweilen auch gar dunkel und unverständlich. Z. E. man lese folgende Stelle: „Ob es Nachdenken und Mühe erfordere, aus oft weitläuftigen „Acten das factum — — in die Enge zu ziehen, die „zuweilen durch einander kreuzende Meinungen „und Gedanken, so wie Lichtstrahlen gleichsam auf „einen Brennpunct zu bringen“ (Was soll das heißen, was kann es heißen? dem Verf. war es offenbar nur darum zu thun, die schöne Metapher anzubringen.) „das Ideal „des conclusi daraus zu bilden“ (Man will in dem Journal kein Ideal eines conclusi, sondern das wirklich gefällte conclusum wissen; aber freylich Ideal ist ein Modewort) „ob das leicht sey, das werden vielleicht manche glauben.“ (Manche glauben ob dieß leicht sey, ist gegen alle Grammatik.) „Sie zu überzeugen müssen sie „selbst Versuche machen“ (Um sich zu überzeugen, daß es nicht sey, rc. würde sagen, wer sich richtig ausdrückte.) „doch kömmt jene Beschwerlichkeit nicht in allen, nur „in den meisten Fällen vor. Die Forderung indes-

„sen

„sen" (wie hängt das mit dem vorhergehenden zusammen, und worauf bezieht sich das indessen?) „alle Allegaten „nachzuschlagen, würde zu strenge seyn." Solcher Stellen sind noch viele in der Vorrede. Zuweilen begegnet es den Verf. auch, daß sie um etwas witziges zu sagen, etwas falsches sagen. Z. E. in der Vorrede heist es: „Ein Jurist, „der im Bücherstaube beym Gewühle starrer Commentarien, „etwa eines Alteserra ꝛc. Caranza ꝛc. Fabrottus ꝛc. „Trotzius, (furchtbare Namen) grau geworden ꝛc." Wir kennen keine starre Commentarien dieser Männer; wissen im Gegentheil, daß sie unter die eleganten und besten Juristen gehören, und haben von der Litteratur dessen keine gute Idee, dem ihre Namen furchtbar sind.

Auf die Recensenten ist der Herausgeber, ob er gleich, wie oben angemerkt, selbst recensirt, offenbar übel zu sprechen. In der Vorrede thut er einen gar hitzigen Ausfall auf dieses Geschmeiß. Sie sind ihm eine Schande des Jahrhunderts, eine Pest, gegen die man den Kordon einer obrigkeitlichen Censur ziehen sollte. Durch eine solche von der Landes- oder Stadtobrigkeit angeordnete Censur würde man, sagt er, dem androhenden Verfall der Wissenschaften vorbeugen, und den ohnehin so schweren Weg zu den gesunden Quellen derselben erleichtern. Wir, die wir leider selbst Recensenten sind, dürfen, vi L. 10. D. de iurisdict. darüber nicht wohl urtheilen; überlassen also die Sache lediglich höherm Ermessen der respectiue Landes- und Stadtobrigkeiten.

Sr.

D. Johann Tobias Carrachs rechtliche Urtheile und Gutachten in peinlichen Sachen, im Namen der Hallischen Juristenfacultät ausgearbeitet. Herausgegeben von Heinrich Otto König. Halle, bey Curt, 1775. 370 S. in Fol.

Ein vortreflliches Werk in zweyer oder dreyer Zeitungen Mund! Schade nur, daß in dem Munde solcher Zeugen gar oft keine Wahrheit besteht. Wir rechnen diese Sammlung zu den Dingen, von welchen der Dichter ausruft: quantum est in rebus inane! Ein großer Theil des Buchs hat an sich, und der übrige wegen der äussern Einrichtung, keine Brauchbarkeit

barkeit. Was nützt die beynahe ein ganzes Alphabet starke Relation, num. 1. in Sachen eines Renthmeisters, der wegen vieler Malversationen in Inquisition war? Die wenige allgemeine Rechtssätze, welche darinn vorkommen, verdienten warlich nicht, daß man um ihrer willen die ganze Relation drucken ließ. Am Ende ist sogar eine Generalbalance aller Activ- und Paßivschulden des Inquisiten angehängt, die einige Bogen einnimmt. Welcher Mensch in der ganzen Christenheit mag denn das lesen? Dergleichen an sich unnützer Relationen sind noch viele in der Sammlung.

Aber auch diejenigen, die noch gemeinnützige Sätze enthalten, sind in der Form, worinn sie erscheinen, nicht zu benutzen. Es steht vor den Relationen weder ein allgemeiner Inhalt noch Summarien, und ein alphabetisches Register der merkwürdigen Sätze ist auch nicht da. Wie soll man also finden, was man sucht?

Vor dem Titel steht ein abscheuliches Gesicht, gestochen von Frau Phillippin geb. Sysangin, das den verstorbenen Verfasser vorstellen soll.

✝

D. *Io. Aug. Hellfeldi* Opuscula et dissertationes iuris ciuilis priuati, edita a *Io. Christiano Fischero.* Ien. Lipſ. et Francof. impensis Editoris 1775 ohne Vorrede und Register. 586 S. in 4.

Die Hellfeldischen kleinen Abhandlungen waren einer neuen Auflage nicht unwerth. Der V. hat sie auch, wie die Vorrede versichert, verbessert und vermehrt. Wie viel oder wie wenig dieser Verbesserungen sind, kann der Rec. nicht sagen, da er von den ersten Abdrücken der einzelnen Abhandlungen nur wenige bey der Hand hatte, und also keine vollständige Vergleichung anstellen konnte. Einige hat er verglichen, und nichts von Veränderungen finden können.

Hier sind die Titel der sämmtlichen Stücke, worunter die von Hrn. Hellfeld nicht selbst, sondern nur unter seiner Aufsicht von den Respondenten ausgearbeitete mit * bezeichnet sind.

1) * Differt. de legis Mosaicae valore hodierno. 2) Comm. de disputationibus fori. 3) Diss. de genuino fundamento iurisdictionis feudalis eiusque limitibus. 4) Diss.



de eo, quod ob species nouiter repertas circa transactionem iuris est. 5) Progr. de modis obligandi per religionem. 6) * Diss. de actore forum rei haud semper sequente. 7) Differt. de diuerso pignoris iure, liberis in parentum bonis competente. 8) Diss. de hypotheca mobilium. 9) * Diss. de praerogatiua hypothecae publicae tacitae aeque ac expressae competente. 10) * Diss. de hypotheca fisci, praesertim in bonis post contractum quaesitis. (Von der über diese Dissertation entstandenen Controvers sogleich ein mehreres). 11) Progr. de eo quod in hypothecis tacitis aequum vel iniquum est. 12) Progr. de eo, quod in hypotheca tacita minoribus competente aequum videtur. 13) Progr. de oppignoratione allodiorum auitorum. 14) Comm. de intercessione mulierum et Scto Velleiano. Der Titel dieser Abhandlung hieß vorher: de condictione mulieri intercedenti competente. Hier ist sie in Ansehung der Ordnung etwas verändert, und mit einigen Zusätzen bereichert worden. 15) * Diss. de pactis euictionis causa initis secundum ius commune et statuta Hamburgensia. 16) Diss. de probatione per exempla, seu copias documentorum. 17) Diss. de effectu poenae conuentionalis sponsalibus adiectae. 18) Diss. de effectu clausulae codicillaris testamento, quod rumpitur, adiectae. 19) * De transmissione iuris succedendi antecessoris morte non delati. 20) Progr. de successione ex iure communionis. 21) Diss. de violenta rerum nostrarum defensione. 22) Diss. de iure creditorum allodialium intuitu feudi et concursus feudalis. 23) * Diss. de iure creditorum vasalli in percipienda ex fructibus feudi solutione. 24) Progr. de bonis debitorum post eorum cessionem distrahendis. 25) * Diss. de beneficio competentiae ex proprio aeque ac tertii iure. 26) Progr. de herede allodiali debita feudalia a vasallo soluta repetente. Wir hätten gewünscht, daß Hr. H. die in diesem Programm nur angefangene Abhandlung bey dessen Aufnahme in die Sammlung vollendet hätte. Uebrigens macht Herr Fischer Hoffnung, auch die übrigen Hellfeldischen Dissertationen aus dem Staats- Privat- Fürstenrechte, Lehn- und peinlichem Rechte zu sammeln. Auch ist in Hrn. Fischers Vorrede gar lieblich zu lesen, wie er seine wenige litterarische Verdienste hintereinander her erzählt, und so geltend zu machen weiß.

Erläuterung meiner Abhandlung vom Pfandrechte des Fiscus an den Gütern desjenigen, mit welchem er einen Vertrag eingegangen hat, von D. Joh. Bernh. Christoph Eichmann. Frf. u. Leipzig. 1774.

Im L. 28. D. de iure fisci steht: wenn ich mir eine Hypothek auf das sämmtliche Vermögen eines Menschen, gegenwärtiges und künftiges, geben lasse, dieser Mensch aber auch mit dem Fiscus contrahirt: so gehe mir der Fiscus vor, in den Gütern nämlich, die der Schuldner nach Schliessung des Contracts mit dem Fiscus erwirbt. Die Ursache, welche Ulpian anführt, ist: quia fiscus praeuenit causam pignoris. Was das heißen soll, weiß nun der Himmel. Genug der Fiscus hat den Vorzug. Hr. geh. R. Hellfeld schrieb im J. 1771. die vorhin angeführte Dissertation, de hypotheca Fisci, worinn er behauptete, die Ursache dieses Vorzugs liege in der Priorität der Zeit. Wann man dies von einer fingirten Priorität versteht: so läßts sich wohl sagen. Nun ließ Hr. Schott in Leipzig eine Disputation vertheidigen, worinn die Hellfeldische Meinung angegriffen und behauptet wurde, der Grund jenes fiscalischen Vorzugs liege in einem Privilegium. Das ist dann nun freylich ganz offenbar. Aber Hr. D. Eichmann in Jena schrieb zur Vertheidigung des Hrn. Hellfelds im J. 1773. eine Abhandlung vom Pfandrechte des Fiscus, darinn er zugab, daß die fiscalische Priorität der Zeit nur erdichtet sey; doch aber nicht leiden will, daß man sage, der Vorzug des Fiscus sey ein hypothecarisches Privilegium. Herr Schott antwortete darauf in seiner Kritik. Aber Herr Eichmann will das letzte Wort haben, und giebt die Erläuterung seiner Abhandlung heraus, wo er dann nun mit seinem Gegner so weit zusammenrückt, daß er gesteht, der Vorzug des Fiscus gründe sich in einem Privilegium. Nur will er nicht zugeben, daß man dessen Hypothek eine privilegirte nenne. Lieben Leute! ists dann der Zeit, des Papiers, der Dinte und der Druckerfarbe werth, über einen blossen Namen so viel Lärmen zu machen?

B—



Gedanken über einige Puncte des Criminalrechts in drey Abhandlungen von Andreas Zaupser, Hofkriegsraths-Secretär in Baiern. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. München, 1777. gedruckt bey Vötter. 79 S. in 8.

Recensent hat diese Schrift in ihrer ersten Auflage nie zu Gesicht bekommen; und er beurtheilt sie daher als eine ganz neue. Ob gleich gute Schriften von Baiern aus jetzt nicht mehr unerwartet sind; so müssen wir doch gestehen, daß uns diese Schrift, da sie mit einem philosophischen, von Vorurtheilen freyem Geiste und mit einer bescheidenen Freymüthigkeit geschrieben ist, eben deshalb, weil sie in Baiern geschrieben worden, um desto mehr gefallen hat. Des V. Absicht, bey einzelnen Puncten die positiven Gesetze mit philosophischen Augen zu betrachten, und das Fehlerhafte davon zu zeigen, ohne wider die Ehrfurcht der gesetzgebenden Gewalt zu verstoßen, ist ihm sehr gut gelungen. Er gesteht zwar selbst, daß das Meiste schon von andern gesagt worden. Sein Verdienst aber besteht darinnen, daß er die in andern Schriften zerstreuten Gründe concentrirt, und durch seine eigne verstärkt hat. In der ersten Abhandlung handelt er von dem Gebrauche der peinlichen Frage (S. 7—30.) Er hat die Gründe, welche Sonnenfels in seiner Abhandlung von der Tortur anführt, genutzt, und andere hinzugefügt. Er setzt sich über den Gesichtspunct, aus welchem der bloße Rechtsgelehrte, nach Anleitung der positiven Gesetze, die Tortur ansieht, hinweg, um als Philosoph alles das Abgeschmackte und Unschickliche der Folter vor Augen zu legen. Sie ist ihm nicht bloß Mittel, die Wahrheit zu erforschen; sondern wahre Strafe, ehe man noch weiß, ob Strafe statt finden kann; als Mittel ist es unsicher, und eben deshalb von schrecklichen Folgen, u. s. w. Die zwote Abhandlung betrifft das Ebenmaaß der Strafen mit den Verbrechen. (S. 31—59.) Ueber diesen äusserst wichtigen und intricaten Punct hat nun freylich der V. manches Gute gesagt. Aber wir müssen gestehen, daß er, so wie viele andere, die wir darüber gelesen haben, diese Frage nur einseitig betrachtet und entscheidet. Man bleibt gemeiniglich nur bey einem und dem andern Grundsatze stehen, und macht diesen zum Maaßstabe der Strafen. Allein bey wirklicher Anwendung auf einzelne Fälle sieht man bald, wie dieser Maaßstab, weil andere

oft

oft wichtigere Grundsätze in Betrachtung zu ziehen sind, und mit den angenommenen in Collision kommen, unzureichend seyn. Unser V. nimmt den gewöhnlichen Maaßstab an, nämlich die Triebfedern zum Verbrechen. Im abstracten Raisonnement paßt da alles recht gut: Wer aus Geiz Betrügereyen und dergleichen Verbrechen begangen, werde mit Geld; welcher aus einem falschen Stolze verbrochen, werde mit der Schande; welcher Verbrechen der Wollust begeht, werde mit körperlichen Strafen; wer aus Müßiggang und Faulheit Verbrechen, besonders Diebstahl, begeht, werde mit öffentlicher Arbeit; und wer aus Menschenhaß und Grausamkeit andere ermordet, werde mit dem Tode bestrafet. Allein, wie gesagt, in der Anwendung stößt man auf Schwierigkeiten, die sich nicht heben lassen. Indessen sagt der Verf. darüber sowohl, als über verschiedene gänzlich zu verwerfende Strafen, manches Gute. Auch eifert er wider den öftern Gebrauch der Todesstrafe; ob er sie gleich bey grausamen Mördern für rechtmäßig hält. Zu wünschen wäre, daß der, auch schon von andern gethanene, Vorschlag, einen, der unschuldig ins Gefängniß gekommen ist, durch eine öffentliche Genugthuung schadlos zu halten, mehr beherziget würde. Die dritte Abhandlung handelt von den Asylen oder Freyungen (S. 60—79.) Gleich der Begriff, den der V. von den Asylen giebt, daß es Zufluchtsorte sind, wo die Missethäter wider die Verfolgung der Gerechtigkeit gesichert sind, zeiget, von welcher Seite er sie betrachte. In der Ausführung ist seine Absicht nur die, aus der Geschichte der Asylen zu zeigen, daß sie bloß aus Begnadigungen der Fürsten entstanden; und daß dieselben, wenn sie von den Fürsten unabhängig seyn sollten, ihrer Natur nach abgeschmackt und gefährlich sind. Die Schreibart des V. einige einzelne Ausdrücke ausgenommen, ist gut.

III.

Anfangsgründe des Wechselrechts von D. Johann Daniel Heinrich Musäus, außerordentlichem öffentl. Lehrer der Rechte zu Kiel — Kiel u. Hamburg, bey Bohn. 1777. 6 Bogen in 8.

Der Verf. gab im Jahre 1774. einen Entwurf zu einer Einleitung eines Wechselrechts heraus, welchen er schon damals

damals in eine ausführliche Einleitung zu verwandeln versprach. Jene Sciagraphie liegt, außer einigen wenigen Veränderungen in der Ordnung, bey gegenwärtiger Einleitung zum Grunde. Da wir über das W. R. schon mehrere Lehrbücher haben, und bey einem neuen es darauf ankommt, ob der Verf. theils die ganze Wissenschaft durch eine bessere und natürlichere Ordnung mehr ins Licht gesetzt, und deren Studium erleichtert habe; theils die einzelnen Lehren faßlicher, an Folgerungen fruchtbarer, und auf einzelne Fälle anwendbarer gemacht; theils mehr die ächten Quellen und das Neueste von den Hülfsmitteln benutzt habe: so ist die Frage: Ob und in wie weit der Verf. diese Forderungen erfüllt habe? Die Anordnung des Ganzen ist gut. Der erste Abschnitt enthält eine allgemeine Einleitung zum W. R., wo von dem Wechselgeschäffte überhaupt, vom Ursprunge und Nutzen der Wechsel und des W. R. von den Quellen und Hülfsmitteln desselben gehandelt wird. Der zweete Abschnitt redet von dem Wechselcontract, denen darzu fähigen Personen, der Art, denselben zu schließen und zu endigen, und endlich von den eignen Wechseln. Der dritte Abschnitt geht die zufälligen Stücke beym Wechselcontract durch, als die Sicherheit für die verschiedenen dabey vorkommenden Personen, den Wechselprotest, die Acceptation zur Ehre der Wechselbriefe, und die außerordentliche Endigung und Aufhebung des Wechselcontracts. Im vierten Abschnitte endlich wird von der gerichtlichen Verfolgung der aus dem Wechsel entstehenden Gerechtsamen, und also vom Wechselprocesse und von dem Rechte der Wechsel im Concurse gehandelt. Wider diese Ordnung läßt sich nun wohl nicht viel einwenden, da es die natürlichste, und eben deshalb auch von andern schon, wo nicht in allen, doch in den meisten Stücken beobachtet worden ist. Was aber die Stellung einzelner Sätze anlangt, da hätten wir gewünscht, sie wären in manchen Stücken anders geordnet, da zuweilen von Dingen geredet wird, wozu der Begriff, oder der zum Grunde liegende Satz erst in der Folge vorkommt. In Absicht der vorgetragenen Grundsätze selbst müssen wir an dem Verf. vorzüglich billigen, daß er hauptsächlich, wie billig, die Grundsätze des allgemeinen Wechselrechts vorzutragen die Absicht hat, diese aber nicht aus der Uebereinstimmung mehrerer Wechselordnungen, sondern aus der Natur dieses Geschäftes herholt, und nur dann, wenn in einem Punkte in dieser oder jener W. O. etwas besonders bestimmt ist, dieses als eine Ausnahme anführt:

führt: denn aus einem blos aus verschiedenen Wechselordnungen zusammengeschriebenen Buche, so wie Siegels Einleitung, kann nie ein brauchbares Lehrbuch werden. Bey dem allen aber hat der Verf. doch bey der Ausführung der einzelnen Materien, die Vorstellung, welche wir uns von einem Lehrbuche über das W. R. machen, so wenig, als seine Vorgänger, erfüllt: (unter welchen er besonders die Selchowischen Grundsätze sich zum Muster erwählt hat). Denn schon darinnen versieht es der V., daß er zuweilen die Begriffe nicht deutlich und bestimmt entwickelt; noch mehr aber, daß er nicht immer allgemeine, mit dem Ganzen zusammenhängende, an Folgerungen fruchtbare, und eben deshalb auf vorkommende Fälle leicht anwendbare Grundsätze bildet. Gleich anfänglich §. 4. ist der Begriff vom Wechsel im wissenschaftlichen Verstande höchst unbestimmt, und wird es durch die hinzugefügte unnöthige und allenfalls in die vom Verf. besonders ausgeführte Lehre vom Nutzen der W. gehörigen Zusätze noch mehr. Es wundert uns überhaupt, daß der Verf. hierbey sowohl als an andern Orten die von ihm angezogene vortreffliche Abhandlung Büschens vom wahren Grunde des W. R. bey Entwickelung dieses Geschäfftes nicht mehr genutzt habe: und es kommt uns vor, als habe er sie so wenig, als sein Vorgänger Selchow, der sie in der neuen Auflage seines Lehrbuchs auch anführt, ohne sie zu nutzen, gelesen. Oft scheint der Verf. zu vergessen, daß er ein Lehrbuch schreibe, und läßt sich über Nebendinge in ein weitläuftiges allenfalls denen Vorlesungen vorzubehaltendes Raisonnement ein. Irrig ist §. 7. der Begriff des Wechselgeschäffts, welches nicht, wie der Verf. will, in einem Vertrage, Geld auszuzahlen u. s. w. sondern in einem aus Handlungen und Verträgen zusammengesetzten Geschäffte besteht. Daß zum Wesen des Wechsels ein Instrument nöthig sey, (§. 43.) gehört wohl ad communes errores Dd. Und zu diesem Instrument soll erforderlich seyn (§. 44.) die Anrufung des Namens Gottes — Sonderbar! §. 47. redet der Verf. von Meßwechseln, ohne sie zuvor erklärt zu haben, welches erst §. 76. geschieht. Das Indossement, wovon §. 52. folgl. gehandelt wird, ist ihm, wie den meisten seiner Vorgänger, eine Art Cession, von welcher es doch in wesentlichen Stücken unterschieden ist. „Den Wechsel in des Trassaten Haus zu lassen, oder die Acceptation von andern anzunehmen, ist gefährlich.“ (§. 62. und 65.) Was heißt das? Lernt man hieraus, was Rechtens sey? — „Die



Präsentation muß ohne Einschränkung und Bedingung geschehen," (§. 67.) ist so, wie es da steht, weder ganz wahr noch ganz falsch. — Ob einer aus dem, was der Verf. §. 72, von der Scontration sagt, lernen werde, was sie sey? daran zweifeln wir. Wie unbestimmt und unrichtig der Verf. sich ausdrücke, kann auch der §. 87. zum Beyspiele dienen, wo gesagt wird, daß die Wirkung eines eignen Wechsels die sey, daß der Aussteller zur Zahlungszeit verbunden sey, welche Verbindlichkeit auch auf die Erben gehe. Versteht der Verf. unter, verbunden seyn, den Zusatz: bey persönlichem Arrest; so paßt die Verbindlichkeit der Erben darauf nicht. — Warum der Indossant eines eignen Wechsels nicht nach Wechselrecht belangt werden könnte, davon sehen wir keinen Grund. Um nicht zu weitläuftig zu seyn, übergehen wir das übrige, wo wir noch manche unser Urtheil rechtfertigende Anmerkungen dieser Art machen könnten; besonders verfällt er in der Lehre vom Wechselprocesse in mancherley Irrthümer. So viel wollen wir nur noch anführen, daß die meisten Verf. von Lehrbüchern über das W. R., so wie unser Verf., uns nicht eigentliche wahre Grundsätze des allgemeinen Wechselrechts, aus denen man im vorkommenden Falle sogleich, ohne eben alle oder die meisten Wechselordnungen durchzulaufen, vor deren Entstehung schon ein allgemeines Wechselrecht vorhanden war, einen Streit mit Gewißheit entscheiden kann, liefern; sondern gemeiniglich nur das ganze Wechselgeschäfte historisch erzählen, so wie man etwa auf der Schreibestube eines Kaufmanns es lernen würde. Und auf diese Weise schreibt einer dem andern es nach, so daß es uns an einem wissenschaftlichen Wechselrechte noch gänzlich mangelt, und so lange mangeln wird, bis ein Nettelbladtischer, Böhmerischer oder Pütterischer Kopf sich darüber machen wird. Uebrigens hat der Verf. überall auf die Litteratur, ohne der Sache zu viel zu thun, Rücksicht genommen.

Fk.

Diplomatische Beyträge zu den Geschichten und den deutschen Rechten. Leipzig, bey Böhme. 1777. 246 Seiten in 8.

Solche Beyträge müssen dem Geschichtschreiber und Rechtsgelehrten allemal willkommen seyn, wenn sie von einem

Manne

Mannes besorgt werden, der das Erhebliche und Brauchbare von dem Unerhebichen zu unterscheiden weiß, und durch Anmerkungen das Merkwürdige auszeichnet und erlautert. Und dieses ist der Fall bey dieser Sammlung, deren Herausgeber, wie wir aus verschiedenen Anmerkungen schließen, Herr D. Anton in Görlitz ist. Wir wollen die darinn enthaltenen Stücke nebst dem, was der Herausgeber dabey geleistet hat, kürzlich anzeigen: 1) **Geschichte der Belagerung der Stadt Wien 1529. aus einer gleichzeitigen Handschrift.** Sie scheint sehr authentisch zu seyn. Als eine Beylage hat der Herausgeber eine archivalische Nachricht von der von den Sechsstädten bey diesem Kriege erforderten und von denenselben geleisteten Hülfe, mit erläuternden Anmerkungen, beygefügt. 2) **Vorstellung der Gerechtsamen des Herzogs Albrechts von Oesterreich auf die Krone Böhmen, gegen Kasimir von Pohlen,** 1438. aus einer gleichzeitigen Handschrift, gleichfalls mit historischen Anmerkungen erläutert. 3) **Geschichte des Kriegs zwischen den Eidgenossen und dem Herzoge von Burgund, Karl dem Kühnen,** aus einer gleichzeitigen Handschrift. 4) **Von dem Gerichtszwange der Westphälischen heimlichen Freygerichte,** welchen dieselben im 15ten Jahrhunderte über die Oberlausitz auszuüben gesucht haben; eine Abhandlung von dem jüngst verstorbenen Senator zu **Görlitz, Crudelius,** die schon in dem Lausitzischen Magazin von 1772. abgedruckt gewesen, und wovon wir im Anhange zum 13ten bis 24sten Bande unser Urtheil gefällt haben. Weil aber damals die nöthigen Urkunden nicht mit abgedruckt worden; so erscheint sie hier von neuem mit den Urkunden, welche besonders dem deutschen Alterthumsforscher und Rechtsgelehrten angenehm seyn werden, weil manches von dieser immer noch sehr verhüllten Lehre aufgedeckt, und besonders bey Gelegenheit eines von einem Gauckler **Nickel Weller** wider die Stadt **Görlitz** bey einem W. Gerichte angestellten Processes, theils die Verfahrungsart der Westphälischen Gerichte erläutert worden; theils die Mittel daraus zu ersehen sind, die man anwenden mußte, um sich gegen die unrechtmäßige Gewalt derselben zu schützen. 5) **Vermischte Urkunden.** Es sind deren zehne, davon die drey ersten, welche die Geschichte des **Herzogs von Sagan, Johann des zweyten,** oder des **Grimmigen** angehen, eben nicht sonderlich wichtig sind; wichtiger ist die 4te, ein von den Schlesischen Fürsten und



Städten im Jahre 1435. errichtete Landfriede, der hier richtiger, als in Sommersbergs script. rerum silesiac. geliefert wird. In der 5ten thut der Kurfürst von Sachsen, Friedrich, denen Reichsständen die Befehdungen von Otto Schenken kund, von 1509. Die drey folgenden betreffen den Krieg wider die Hussiten und die Türken. Die 9te ist des Königs von Böhmen Johannes Privilegium über die Lehngüter der Bürger zu Görlitz. Unter der 10ten Nummer befinden sich einige Nachrichten von den Gauckeleyen des obengenannten Nickel Wellers. 6) Einige Urthel der Schöppen zu Magdeburg. Diese waren uns, nächst den N. 4. vorkommenden Urkunden, die angenehmsten, weil sie vieles zur Erläuterung der deutschen Rechtsgelahrheit beytragen können. Es werden hier aus der großen Sammlung, die sich davon nach des H. Angabe, im Görlitzer Archiv befinden, 5 Stücke, nebst einem von den Schöppen von Dona, geliefert, die in allem Betrachte interessant sind: und wir wünschen, daß mehr dergleichen zum Vorschein kommen möchten. Der H. verdient alle Aufmunterung zur Fortsetzung dieser Sammlung; nur bitten wir ihn, daß er sich noch sorgfältiger, als jetzt, hüte, solche Dinge darinnen aufzunehmen, die den größten Theil des Publicums nicht interessiren.

Uf.

---

3. Arzneygelahrheit.

Steph. Blancardi Lexicon medicum tripartitum renouatum etc. Editio nouissima, cui quae nouiter inuenta aut nunc rectius cognita sunt, addidit et interiecit D. *Iac. Frid. Isenflamm*, in Acad. Erlang. Med. et Anat. Prof. Vol. II. N — Z. Lipsiae, Schwickert 1777. in fortlaufender Seitenzahl bis 1478. 8.

Bey der Anzeige des 1 Th. hat Recensent bereits sein Vergnügen und einige Wünsche geäußert. Es ist sehr vieles geschehen, und Alles, was man von Einem Manne erwarten kann. Narcosis ist wohl mehr Betäubung als Unempfindlichkeit.

lichkeit. Beym Pes anserinus oder Gänsefuß wird auf Chenopodium verwiesen. Aber daraus wird man diese Pflanze, die von ihrer geglaubten Wirkung auch Schweinetodt heißt, noch nicht näher kennen lernen. Es ist die species Chenopodii strammonii folio oder Chenop. hibridum Linn. Mehrere botanische Artikel sind nicht so bestimmt, als sie in unsern Zeiten seyn sollten. So ist bey Succisa nicht angeführt, daß sie beym Linne eine Art von Scabiose sey. Frutex wird Staude, Gesträuch, Staudengewächs, und Suffrutex blos Gesträuch übersetzt. Warum nicht nach dem genauern Sprachgebrauche frutex ein Strauch, und suffrutex eine Staude? Das hindert aber nicht den Dank, den wir Hr. J. für so viel wichtige Verbesserungen schuldig sind. Am Ende, unter der Aufschrift Band III. folgen reiche Register, ein prosodisches, das fürwahr manchem Gelehrten noch nöthig wäre; dann ein griechisches, das wir größer erwartet hätten, wenn wir ansehen, was Gorräus und Castelli aus dieser Sprache zu erklären für nöthig erachtet haben; sodann ein deutsches, französisches, englisches und holländisches. Bey einer einmal zu erwartenden fernern Auflage wünschten wir die Verbindung mehrerer Gelehrten.

Ml.

Briefe an Aerzte. Erste Sammlung, von Marcus Herz, d. A. D. zu Berlin. Mietau, 1777. Hinz. 8. 215 Seiten.

Es sind drey Briefe, die einige medicinische Beobachtungen von gutem Werthe, aber auch manches Theoretische enthalten, das wir als ein transitorisches Verdienst derselben gern loben, aber nicht recensiren wollen.

Erster Brief. Vom Essigclystiere. Gleichviel Weinessig und Wasser miteinander vermischt, haben in einigen Fällen vorzüglich Abführungen von schleimigen und alten verhaltenen Unreinigkeiten bewirkt, nachdem andre gewöhnliche Clystiere es nicht vermocht hatten. Hr. H. schreibt dem Essige eine kühlende, auflösende, nervenverändernde und antiseptische Kraft zu, und bestimmt daraus die Fälle, worinn diese Clystiere anzuwenden sind. Vom Mißbrauche der reizenden, u. a. schreibt er gelehrt und ausführlich. Die erste Idee vom Essigclystiere, als ausleerendem Mittel, (denn sonst ist es von



von Whytt, Portal, u. A. schon genug empfohlen,) gab ihm Herr Clossius; doch fand er, daß schon Riviere dasselbe in der Cholera und in hysterischen Zufällen verordnet hatte. — Umschläge von eiskaltem Wasser auf den Magen haben ein heft'ges schmerzhaftes Erbrechen, wie auch ein andermal beängstigende Aufspannungen des Leibes von Blähungen, wowider auch zugleich innerlich Eiswasser verordnet wurde, augenscheinlich gehoben. Dergleichen sind auch bey äußerlichen Geschwülsten, Verhärtungen, u. s. w. mit Nutzen gebraucht worden. Sowohl diese, als (in einem Falle) die Essigclystiere wurden mit Zustimmung des Herrn Theden verordnet, der sich besonders um den Gebrauch des kalten Wassers schon in seinen Werken verdient gemacht hat. Hr. H. meint, daß bloß aus der Kälte des Wassers alle diese Wirkungen im menschlichen Körper herzuleiten seyn, worinn wir ihm nicht gänzlich beystimmen. Inzwischen bestimmt er hiernach den Gebrauch desselben richtig genug, bejahend in einer Schwäche von Erschlaffung der Fasern, verneinend in Steifigkeiten, die, weil sie ebenfalls ein Unvermögen zur Bewegung verursachen, ganz unbequem, auch Schwächen genannt werden. Das soll nun beydes auf den zu dünnen oder zu zähen Leim zwischen den irdischen Theilen der Fasern ankommen, da denn die Kälte des Wassers jenen heilsam verdickt, diesen hingegen, schädlich, noch zäher macht. Durch solche todte Kräfte lassen sich die großen Wirkungen des kalten Wassers in lebendigen Körpern wohl schwerlich genüglich erklären. Doch man lese den V. selbst sowohl hierüber, als über die Einwickelungen in Flanell, und die diaphoretischen äußerlichen Mittel, weil manche gute Wahrheit, die Vielen nützlich seyn kann, zwischen der Theorie steckt. In dem, was Hr. H. wider Alexanders Schwitzpunkt erinnert, S. 91. u. f. geben wir ihm größtentheils Beyfall; glauben aber beynahe, daß es Herr Alexander selbst thun würde und könnte, ohne sich für widerlegt zu halten. Das Factum bleibt wahr, daß eine zu große Hitze den Schweiß oft hindere. Sey es nun gleich von einer Nebenwirkung der Hitze auf die Gefäße, so kann man doch immer behaupten, daß im lebendigen Körper nur ein gewisser Grad der Hitze erfodert werde, wenn der Schweiß ausbrechen soll, daß dieser bey verschiedenen Personen verschieden sey, und daß man ihn ganz schicklich den Schwitzpunkt nennen könnte. — In einer convulsivischen Engbrüstigkeit hat sich der Bisam nebst andern Nervenarzneyen wirksam bewiesen. —

Den

Den von de Haen gerühmten Nutzen der Lysimachia vulg. im Durchlaufe von Schwäche haben einige Versuche des V. bestätigt. — In convulsivischen Krankheiten hat der Gebrauch der Zinkblumen und des Dippelschen Oels zwischen den ausführenden Mitteln gut gethan. In dem S. 116. 1c. erzählten seltsamen Falle sollte man fast versucht werden, einen Muthwillen bey dem Kranken zu argwohnen, wenn nicht so viel andre Umstände das Gegentheil erwiesen. Man möchte es eher eine abwechselnde Manie mit seltsamen Zuckungen nennen, wobey das Bewußtseyn blieb, obgleich die Finger eingeschlagen wurden und der Mund schäumte.

Der zweyte Brief enthält ein Paar Fälle, worinn die Kunst nichts vermochte, nebst guten Anmerkungen des V. darüber. Der eine, von einem beständigen Aufstoßen, das einen so starken Schall wie ein Pistolenschuß verursachte. Es war Verdacht auf Würmer bey dem Kranken: sicherlich war sein Magen von vielen Monaten her äußerst verdorben. Hr. H. verordnete ihm eine Menge der verschiedensten Hülfsmittel ohne allen Nutzen. Die ebenfalls angewendete Wurmcur ist nicht beschrieben, und kann, wenn man nachrechnet, nicht lange fortgesetzt worden seyn, welches doch gleichwohl oft bey solchen Zufällen unumgänglich nöthig ist. Der Kranke ward zuletzt sich selbst überlassen, und die Zufälle vergiengen nach Verlauf vieler Monate allmählig. Der zweyte Fall war eine hartnäckige und zuletzt tödtliche Leibesverstopfung bey einem Greise, der einen großen Hodenbruch hatte, welcher inzwischen doch zurückgebracht worden war. Es giebt bey Personen von solchen Gebrechen nicht selten ganz unerklärbare Vorfälle, die große Aufmerksamkeit verdienen. Wie glücklich, daß ein Mann, wie Herr Richter in Göttingen ist, seine tief dringende Untersuchungen itzt der Lehre von den Brüchen widmet: und was können wir von ihm nicht hoffen!

Der dritte Brief. Hr. H. hat einigemal vom Gebrauche der Eicheln vortreffliche Wirkungen gesehen. Sie wirkten mehr durch den Schweiß als Urin. Oft hat er nichts damit ausgerichtet, und dieß bringt ihn auf sehr ausführliche Betrachtungen über die Mißlichkeit der medicinischen Beobachtungen, worinn leider nur allzuviel Wahres ist. Zuletzt führt er ein Schreiben von Herrn Leßing an, worinn von einer kleinen unbedeutenden Schrift des Arnold de Villa nova, (oder wie er auf dem Titel heißt Nova Villa) gehandelt wird, die bisher unbekannt geblieben ist, und worinn den Eich-

blättern



blättern ganz übertriebene Heilskräfte zugeschrieben werden. Der Titel dieses Aufsatzes heißt: Tractatus de virtutibus benedictae quercus, in foliis, glandibus, capulis et fisco (Visco) atque gallis. Das ganze Werk ist zwey Quartblätter stark, und als ein Anhang einer elenden Schrift beygedruckt, die unter dem Titel: Tractatus descriptionum morborum in corpore humano existentium, 1496, ohne Anzeige des Orts, erschienen ist.

G.

Raph. Joh. Steidele — Sammlung verschiedener in der chirurgisch-praktischen Lehrschule gemachten Beobachtungen, I. Band, Wien bey Trattner, 1776. 8. 179 Seiten.

Im Ganzen 20. Beobachtungen, die nichts Sonderliches oder Hervorstechendes enthalten: 1. und 2. Von tödtlichen Kopfwunden. Eine Frau stürzte vom Gerüste herab, und verfiel in eine starke Betäubung, die der Trepan zum Theil minderte. Endlich entdeckte man einen schlangenweis gegen den Rand der Augengrube hinlaufenden Spalt. Leichenöffnung und Urtheil des Verf. daß diese Wunde tödtlich gewesen sey. Ein Holzhacker, seines Lebens überdrüßig, schlug sich mit der Hacke vor den Kopf. Man bemerkte nichts, und doch zeigte sich ein Rückenkrampf. Die Trepanation half nichts. Die Krämpfe, der Kinnbackenzwang, das beschwerliche Schlucken nahm immer zu. Das Gehirn ward nach dem Tode angefressen und mit einem gelbgrünlichten Eiter bedeckt gefunden. 3. Von einer Wunde an dem Seitentheile des Kopfes. Nach dem Tode waren alle Theile des Kopfes unversehrt; hingegen die Leber am innern hohlen Theile, nebst der Milz, vom Brande angegriffen, woraus eine stinkende Jauche floß. (Der Verf. sieht dies, als eine zufällige Ursache an; wir empfehlen ihm des Hrn. Haase Diss. de abscess. hepat. zum Nachlesen.) 4. Von einer Quetschung am Kopfe. 5. Von einer mit Zufällen vergesellschafteten Quetschung am Kopfe ohne Blutunterlaufung. 6. Von einem complicirten vernachläßigten Beinbruch und nachhero gemachter Amputation. 7. Von einer durch die Operation geheilten vollkommenen Mastdarmfistel. 9. Von einer Bälgleingeschwulst,

schwulst, von welcher der Patient durch die Ausrottung befreyet worden. 10. Von einer durch Absetzung der arthritischen Materie entstandenen und in kalten Brand übergegangenen Geschwulst am Kniegelenke. 11. Von einer tödtl. Kopfverletzung. 12. Vom Kaiserschnitt. 13. — 15. Vom Steinschnitt. 16. Von einem durch die Kastration ausgerotteten Fleischbruch. 17. u. 20. Von einer am Arm ausgerotteten Bälgleinsgeschwulst. 18. Von einer tödtl. Wassersucht, mit einer Sackwassersucht im Netz vergesellschaftet. 19 Von einer Kopfverletzung. — Größtentheils alltägliche Beobachtungen, alltäglich beschrieben.

Om.

Magazin vor Aerzte. Herausgegeben von Ernst Gottfried Baldinger — zu Göttingen. Erstes bis neuntes Stuck. 1775. 1777. S. Cleve, Bärstecher.

Herr Baldinger hatte den nützlichen Plan gemacht, dieses Magazin nach dem ehemaligen beliebten Commercio Norico einzurichten, ihm mit dem Journal de Medecine eine Aehnlichkeit zu verschaffen, und es für Abhandlungen über alle Theile der Arzneywissenschaft offen zu lassen. Alle neue Entdeckungen, Beobachtungen von Epidemieen oder einzelner Krankheiten, medicinisch-litterarische Nachrichten und Neuigkeiten, Biographieen von Aerzten ꝛc sollten darinn Platz finden, und er versprach aus seiner eigenen Feder viele Aufsätze aus der Literairgeschichte. Kurz der Entwurf war für die Leser so reizend, als er für das ganze Publicum interessant seyn mußte. Wir müssen auch zu des V. Ehre bemerken, daß es uns angenehmer ist, daß er diesen Plan in der That in den 9 vor uns liegenden Stücken ausgeführet hat, als daß er sein Wort wegen der Herausgabe selbst, da in jedem Monate ein Stück erscheinen sollte, nicht gehalten. Sat cito, si sat bene! Wozu eben alle Monate sich die Sclaverey aufgelegt, in großer Eilfertigkeit etwas fertig zu liefern, wozu man nicht hinlängliche Materialien hat? Freylich wenn man bald hie bald da eine unfruchtbare Beobachtung aufgreift, eiligst eine Uebersetzung machen läßt, die übrigen Blätter mit Anekdötchen, mit Titeln

von Büchern anfället, so wird immer leicht ein Stück fertig; aber was ist dem ernsthaften Arzte, der nach der Vorrede nützliche Dinge sucht, damit gedient, eben an einem gewissen Tage im Monate ein Stück fertig zu finden? Die erste Einrichtung war nach einem so vortrefflichen Entwurfe gemacht, daß man den V. nicht inständig genug bitten kann, lieber alle Pränumeranten oder sonstige kleine Vortheile diesem Plane aufzuopfern, sich künftig nie auf gewisse Stückenzahl im Jahre einzuschränken, sondern uns nachher desto brauchbarere Stücke zu liefern. Bey seiner ausgebreiteten Correspondenz kann es ihm nicht an Beyträgen fehlen, und rückt er alsdenn nicht alles Eingesandte ohne Unterschied ein, sondern wählet, so wird er eben dadurch auch noch immer bessere Mitarbeiter finden, die sichs zur Ehre rechnen werden, mit von der Gesellschaft zu seyn. Man kennt des V. thätigen Eifer und ausnehmende Geschäftigkeit, gemeinnützige Dinge seinen Zuhörern und dem ganzen Publico bekannt zu machen, und er kann also einen gutgemeinten Rath dieser Art nicht verachten. Bey unsrer späten Anzeige dieses Magazins müssen wir befürchten, vielen Lesern zu spät zu kommen; dürfen es aber andern, die es noch nicht gelesen haben, nicht unterlassen zu empfehlen, und wenigstens sie mit dem Inhalte der verschiedenen Stücke bekannt zu machen. Der Debut im ersten Stücke wird den wenigsten Lesern gefallen, besonders der Ton, wenn er satyrisch oder witzig seyn soll. Interessanter ist Johann Fordyce Abhandlung von dem halbseitigen Kopfweh, von J. C. G. Ackermann übersetzt. Der V. half sich endlich nach einer vierjährigen Plage dieser Art durch den Baldrian. Gmelins Vergleichung einiger Rinden, welche an die Stelle der Fieberrinde empfohlen worden sind.

St. II. J. W. Steins Abhandlung von dem wechselseitigen Nutzen und Schaden des Wendungsgeschäftes, je nach Beschaffenheit des Geburtsfalles, verdiente allerdings bekannter gemacht zu werden. Aber der Sonnenstich von Hrn. Hensler S. 153 beschrieben, sieht uns mehr einer aus dem Unterleibe entstehenden, als einer idiopathischen Krankheit des Kopfes ähnlich. Jeder Leser würde übrigens Hrn. Baldinger ohne Zweifel verbunden seyn, wenn er mehrere Beobachtungen dieses hellsehenden vortrefflichen Arztes liefern wollte. Gmelin vom Einflusse der Naturgeschichte in die Haushaltungskunst, und Schröter von versteinerten Knochen, müssen wir überschlagen, da sie nicht eigentlich in ein medicinisches

Archiv

Archiv gehören. Marx von der Wirkung der Eicheln. Wir wünschen andern Aerzten und Kranken größern Nutzen davon als wir selbst gesehen haben. Joh. Bianchi von dem Urin eines Kranken mit blauem Bodensatze, dazu wir keine Parallele wissen. Bey der Mund-perre S. 179. hätte die Dosis vom Opium bestimmt werden müssen. S. 181. daß sich aus der angefüllten oder leeren Urinblase bey einem Kinde nicht urtheilen lasse, ob es gelebt habe. S. 183. von den Bibliotheken in Moskau und darinn befindlichen medicinischen Manuscripten — den antiquarischen und gelehrten Aerzten, die immer mehr aussterben, ohne Zweifel willkommen. Von U. von Hutten venerischer Krankheit S. 185. wird sehr tröstlich für solche seyn, die Appetit zum Taffia und Guajac fühlen; denn v. H. curirte sich schon vor ein paar hundert Jahren damit ohne allen Taffia, und ohne eben die Empfehlungen eines Franzosen erst abzuwarten. Die Anekdote S. 192. wollen wir abschreiben: „Als der Pabst Hadrian VI. mit Tode abgegangen war, schmückte das römische Volk die erste Nacht her„nach die Thüre seines ersten Leibarztes mit Blumenkränzen „und der Ueberschrift: dem Befreyer seines Vater„landes."

St. III. Von den Salzen und deren arzneylichen Wirkungen. Wir wünschen, daß andere Leser eine weniger empfindliche Zunge haben mögen, um dies von Hrn. B. ihnen vorgesetzte Gericht appetitlicher zu finden, als wir. Liegt es an dem Gerichte oder an der Zunge, wir finden es so versalzen, daß es uns nicht genießbar, wenigstens sehr unverdaulich vorkömmt, und wollen daher dem Leser ein Stücklein davon mittheilen: S. 230. Wirkung des Borax. „Nun bleibt uns „abermals der Borax in seiner Wirkung zu betrachten übrig. „Ohne weitere Erklärung muß uns hier die Erfahrung allein „das Licht geben, das wir suchen; freylich wird dasselbe daher „nur unvollkommen seyn. Doch wollen wir versuchen, wie „weit wir kommen können. Die Erfahrung zeigt uns, daß „dieses, außer den grobgemischten metallischen Salzen, das „einzige Salz ist, welches uns übel macht, und zum Bre„chen disponirt, wenn es auch in geringer Dosis gebraucht wird. „Vermuthlich ist außer seinem salinischen Reize die Beymi„schung seiner gröbern, glashaften, alkalischen Erde daran „Schuld, daß dieser Reiz stärker wirkt, obgleich die damit „verbundene, grobe, eckelhafte Fettigkeit und deren innere Be„wegung hier etwas zur Wirkung beytragen mag. Denn auch

„ein innerlich stark bewegtes warm gemachtes Fett reizet, mit „Dünsten den Magen so stark, daß ein Brechen erfol„gen kann, da sonst der Magen gegen die Reize ziemlich un„empfindlich und hart ist," (der Magen des Recens. nun eben nicht, der wird fast schon zum Erbrechen gereizet, indem er dieses abschreibt,) „wenn ihn nicht dunstige Blähungen zum „Aufstoßen bewegen, und seine natürliche Bewegung verstär„ken oder verändern."

J. F. Gmelin von den Gewächsen, deren knollichte Wurzeln gespeiset werden S. 232. herrlich, wohlschmeckend und herzstärkend nach dem vorigen Gerichte. Auch werden selbst die Bleygifte von Percivall S. 268. einem jeden unserer Leser noch immer besser bekommen, als jene medicinischen Salze. P. will oft vom äußern Gebrauche der Bleymittel üble Folgen bemerkt haben, die mit denen von innerlich genommenen eine Aehnlichkeit hatten. Also völlig das Gegentheil vom Goulard.

St. IV. enthält einen Auszug aus de Smeth merkwürdigen Dissertation von der fixen Luft, daran ohne Zweifel Hr. Hahn Antheil hat, und die mit der Spielmannischen über eben dieselbe Materie die beste ist. Denn Ackermanns Uebersetzung von Cartheusers Abhandlung von dem festen, flüchtig öhlichten Salze, welches bisweilen in den ätherischen Oelen gefunden worden. Die von eben demselben fleißigen Manne gemachte Uebersetzung der Leidenfrostischen Schrift von der Kriebelkrankheit verdiente allerdings in einem Werke dieser Art, aufgehoben und bekannter gemacht zu werden, da sie Erfahrungen enthält. Herr Leidenfrost hatte schon 1770 in den Duisburgischen Anzeigen das Mutterkorn von dem Verdachte gerettet. Aber die bösartigen Nebel, giftigen Kräuter rc. bringen uns in der That in der Aetiologie noch immer dem vorigen Jahrhunderte näher. D. Marcard von Dampfbädern S. 360. verdient Aufmerksamkeit, zumal wenn man weiß, was Dominicetti zu Chelsea dadurch ausrichtet. Prof. Weigel beweist S. 375. daß die Schwämme zum Gewächsreiche gehören, auf eine überzeugende Art. Dr. Reichard zeigt an, daß sich Islands Lichen auch bey Frankfurt am Mayn finde. — Doch wir sehen uns genöthiget, aus den folgenden Stücken unsre Leser nur auf die interessantesten Aufsätze aufmerksam zu machen, und ihnen nicht den Inhalt nach der Ordnung abzuschreiben oder alle Abhandlungen zu beurtheilen. Der Herausgeber hat die nächsten Stücke durch die Mannich-

faltigkeit

faltigkeit und Verschiedenheit der Materien weniger trocken und unterhaltender zu machen gesucht. Hr. Kölpin hat im Vten Stücke den Eichenschwamm bey Verblutungen sehr wirksam gefunden, vornemlich die Stücke desselben, welche dem Orte nahe sind, wo der Schwamm an dem Baume festgesessen hat. Herr Stein zu Cassel zeigt die Vortrefflichkeit der Zange bey einer schweren Geburt. In diesem St. macht Hr. Baldinger den Anfang, ein Verzeichniß der classischen Schriftsteller über die practische Arzneykunst zu liefern, mit seiner bekannten Kritik begleitet, das Anfängern allerdings werth seyn muß.

St. VI. Der Brief des Bar. von Asch über die Heilart der Pest in Jassy war schon 1771 im hanoverischen Magazine abgedruckt, und wird vielen einen ganz andern Begriff von diesem Uebel beybringen, als sie vorher davon hatten. Papins über die Ursache des Todes der Ertrunkenen, Erstickten, Erfrornen ꝛc. verdiente eine Uebersetzung und hier eine Stelle. Der Aufsatz ist lehrreicher, als man aus jener Gegend (Würzburg) wo man in Deutschland am letzten die Hexen verbrannte, gewohnt ist. Vielleicht hat selbst Portal seine Methode aus dieser Schrift geborgt; oder war jene eher bekannt, als diese 1771 erschienene Schrift? Die Franzosen pflegen sonst nicht sehr getreu es anzugeben, wenn sie dergleichen gelehrte Diebstähle begangen haben. Die Briefe über Hofmanns Abhandlung von Pocken hätten wir an Hrn. Baldingers Stelle, aus mehr als einer Ursache herausgelassen. Wer des Herausgebers Ton noch nicht kennet, hat bey Gelegenheit des Unzerischen Pulvers S. 546 gute Gelegenheit dazu. „Grasgrün „werden die schönen Patienten aus solchem Zeuge, machen „Cardialgien und sind mehr als halbe Gifte; die Erfinder der„selben verdienen mehr als Satyre.“

St. VII. ist größtentheils chymischen Inhalts. Pallas Entdeckung des Geheimnisses, wie der Holländer de Bils die Leichen balsamirte. Einer der wichtigsten Aufsätze im ganzen Werke, besser als alle Uebersetzungen von Inauguraldissertationen u. dergl. obgleich aus einem andern Journale entlehnet. Doch zeichnen sich in diesem Stücke noch Engelström von den Hindernissen und dem Fortgange der Mineralogie in den letztern Jahren, aus. Die angehängten Anekdoten dienen meistentheils mehr zur Aufmunterung, als zum Unterrichte, und auch deswegen rathen wir, sie auch künftig nicht wegzulassen.

St. VIII. Hier fängt der Sammler an, durch eingerückte Beobachtungen von schweren Krankheiten das Urtheil erfahrner Aerzte zu vernehmen, davon wir immer die Fortsetzung wünschen, wenn sie so gut beschrieben werden, wie D. R. das so genannte Podagra S. 696 beschreibt, das hier eigentlich ein versteckter Fehler in der Brust ist, wovon wir dem Kranken keinen guten Ausgang prophezeyen, wenn ihm nicht, lange Zeit angewandte Zugmittel, kleine Gaben von der Ruhrwurzel oder der Meerzwiebel, ohne allen Gebrauch von Stärkungen, helfen. **Neubauers** Leben, freylich nicht in der Manier von Schroekh, oder einem französischen Panegyristen, aber doch unterhaltend beschrieben, so daß man N. in Pantoffeln kennen lernt, und den großen Verlust fühlt. Du Roi von den Extracten nach der la Garayischen Methode zu Neuwied verfertigt, nebst dem Briefe von Dr. Kaempf, gehöret mit unter die merkwürdigsten Abhandlungen, zeiget auch den Preis von verschiedenen auf diese Art zubereiteten Mitteln an; doch scheinen uns die Kräfte derselben S. 710 fast so beschrieben zu seyn, als sie die Brunnenärzte von den Quellen angeben, denen sie vorgesetzet sind. Die Liebhaber der sogenannten Bestucheffischen Tropfen finden S. 752 eine die Verfertigung derselben betreffende Merkwürdigkeit. Bey dem Verzeichnisse auserlesener practischer Bücher sind die englischen Beobachtungen S. 733 unrichtig angezeigt, von dem Originale der Arzneykundigen Abhandlungen sind nur erst zween Bände heraus, und dies sind nicht die Medical Inquiries, sondern Medic. Transactions.

St. IX. Enthält das Ende der im vorigen angefangenen Krankengeschichte, das uns denn nicht bewegt unser kurz vorher hingeschriebenes Urtheil wieder auszustreichen. Zween ganz ähnliche Fälle machen es dem Recens. glaublich, da sich das in der Brust ausgetretene Wasser aus vielen Zufällen nicht wohl verkennen läßt, daß man vielleicht noch einmal von einer Paracenthesis etwas hoffen könne — doch in einem Journale wird man kein medicinisches Gutachten erwarten. Die Bemerkungen und Zweifel über die Milchversetzungen S. 79[illegible] sind sehr sinnreich; aber in der Wochenstube selbst findet man, daß beyde Meinungen irrig sind, man darf sie nicht ganz leugnen, diese Depots, aber auch nicht alles daraus erklären. **Bergmanns** Abhandlung von der weißen Magnesie S. 761 ist die vollständigste und deutlichste, die wir kennen. Ebenderselbe vom Nickel S. 817 ist mehr für den Mineralogen wichtig.

wichtig. Zuletzt werden neue Ausgaben von einigen griechischen Aerzten angekündigt. Ueberhaupt weiß der Herausgeber dieses Magazins seinen Lesern so mancherley Unterhaltung zu verschaffen, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß die Fortsetzung einem jeden willkommen seyn wird, wenn gleich alle Aufsätze nicht nach der strengsten Wahl eingerückt sind. Bey einer nicht zu übereilten Ausgabe des Werks wird es allezeit gewinnen.

Pd.

Raph. Joh. Steidele, der Anat. der prakt. Chir. und der Geburtsh. außerord. öffentl. Lehrers, des K. K. vereinigt. Span. und heil. Dreyfaltigkeits-Hospital bestellten Wundarztes, Abh. von Blutflüssen, Wien bey Trattner 1776. 8. 145 Seiten.

Der Verf. gehört zu den Vielschreibern, die seit einiger Zeit aus der Wiener Schule gekommen sind. Jeder Meßkatalog stellt seinen Namen zur Schau der gelehrten Welt auf, und der Kenner — prophezeyet ihm das Schicksal der Dichter, die sich durch allzu vieles Singen um die Ewigkeit singen. In gegenwärtiger Schrift handelt der Verf. von der Beschaffenheit und Bewegung des Blutes durch die schlagenden und zurückführenden Adern und derselben Structur — höchst mager und zum Theil falsch; von Blutflüssen, ihrem Unterschiede, Ursachen, Folgen und Heilung überhaupt — nichts weiter, als was in jedem guten pathol. Compendium weit kraftvoller und besser gelehrt wird; von den äußerl. Blutflüssen insbesondere, ihren Ursachen, und den verschiedenen Methoden, dieselben zu stillen — auch hier fehlt es an Unrichtigkeiten nicht; endlich von innerlichen Blutflüssen, ihren Kennzeichen, Unterschied und tödtlichen Folgen — noch ganz erträglich, obgleich auch viel auszufegen seyn möchte. — Nun einige Beweise. S. 2. Die Gefäße insgemein sind langhäutige Schläuche, welche Blut oder andere Säfte in sich enthalten. Wie herrlich erklärt! S. 23. Die frühzeitige Stillung des Blutes bey Wunden ist einigemal schädlich. Warum hier nicht alle die Fälle genau bestimmt, in welchen die Kunst nöthig oder schädlich wer-

den kann? denn dies erwartet eben der Anfänger, für welchen doch der Verf. eigentlich will geschrieben haben. S. 27. f. werden die gerinnenden und zusammenziehenden Mittel verworfen, und der Eichenschwamm empfohlen, nebst der Kompression und Unterbindung. Gut. Aber auch hier fehlt die nöthige Bestimmtheit, ohne welche der liebe Herr vom Scheersack und der Engel vom Schuhpech, Menadie, keinen vernünftigen Gebrauch alles dessen wissen, was hier die Länge und die Quere gerathen wird. S. 68. Wenn eine junge vollblütige Person aus der Nase blutet. — so ist er kritisch. Der Sprachgebrauch erlaubt diesen Ausdruck nicht. S. 115. wird das Blutspeyen, Blutbrechen und das Blutharnen übergangen, weil sie den Arzt angehen, und innerlich Blutflüsse heißen, wo vieles Blut in einer der drey Haupthöhlen, als in den Kopf, oder in die Brust, oder in den Bauch, oder Gebährmutter, sich ergießt. Diese Erklärung ist nicht richtig; denn alle heißen innerliche, weil sie innerhalb des Körpers von innern Ursachen entstehen, und sodann sich durch Ausflüsse äußern. Allenthalben werden erst die Mittel des Arztes nöthig seyn, ehe der Wundarzt erscheint. Und hören sie dann auf innerliche zu heißen? — Ueberhaupt würden wir dem Verf. rathen, künftig seine Schriften planmäßig und mit Ersparniß aller unnützen Weitschweifigkeit zu verfertigen; denn so, wie sie gegenwärtig sind, verrathen sie blos einen Mann vom Handwerke, dem sein Bischen Erfahrung das Herz abdrücken will; auch dabey einen guten Freund zu Rathe zu ziehen, der die Sprachunrichtigkeiten ausstreicht — etwan einen Prof. der deutschen Beredsamkeit, der das thut, was mancher Prof. der lat. Beredsamkeit, mit dem Schulexercitium oder der Disp. seines theuren Hrn. Kollegen thun muß. — Am Ende stehen noch 2 Kupfert. worauf einige Instrumente zu Stillung des Nasenblutens und anderer Blutgefäße, eine Nadel zu Unterbindung der Schlagadern, Karpiewalger, das engl. Tourequet, und ein andres, eine Aderpresse, — größtentheils eigne Erfindung oder Verbesserung — abgezeichnet werden.

Om.

4. Schöne

4. Schöne Wissenschaften.

Von der wahren Güte der Schauspiele für beyde Partheyen, von D. Joh. Friedr. Teller, Leipzig 1776. bey Schneidern, 4 B. kl. 8.

Unmaaßgebliches Gutachten über die von Herrn D. J. F. Teller herausgegebene Abhandlung von der wahren Güte der Schauspiele. Leipz. 1778. bey Schneidern 5 B. 8.

Die erste Schrift ist eine förmliche Predigt, von der Casualgattung, gehalten bey Gelegenheit, daß eine Schauspielergesellschaft in Zeitz eingekehret ist. Der erste Theil, worin das Schauspiel als ein erlaubtes Vergnügen vorgestellt wird, ist recht gut, nur nach Hrn. T. bekannter Manier, ziemlich gewitzelt. Gleich der Anfang ist gemäßigt, ein Gebet schließt den Eingang. Darauf wird der Unterschied zwischen den Schauspielen richtig bemerkt, und gezeigt, daß die Einwürfe, die man von den alten Schauspielen hergenommen hat, auf unser Theater nicht passen. Der Nutzen der Schauspiele wird angegeben; doch werden auch ganz richtige Vorsichtsregeln beygebracht, wobey uns das über Gewissenhaftigkeit, den Nutzen und die Absicht des Vergnügens, und den vorsichtigen Gebrauch gesagte sehr gefallen hat. Soweit ist die Predigt bloß moralisch. Der Eingang aus Luc. 8, v. 4. enthält eine ziemlich gezwungene, aber doch auch nicht widrige Anwendung des daselbst angeführten Umstandes. Sonderbar ist die Anwendung des Spruches: Kaufet die Zeit. „Wir kehren," sagt der V. „es gemeiniglich um: anstatt sie zu kaufen, verkaufen wir sie für unsere Vergnügungen." Die weniger bemittelten Bürger zu Zeitz werden erinnert, das Schauspiel als ein ihnen weniger erlaubtes Vergnügen anzusehen. Es sey ja nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme. Ganz gut, wenn nur der V. keine reservationem mentalem dabey gehabt hat. — In dem zweyten Theile wird das Schauspiel von Seiten des Nutzens betrachtet. Bis dahin war Rec. der an demselben Tage diese Predigt und die

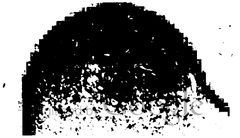
die vom Selbstmorde gelesen hatte, fast ungewiß geblieben, ob beyde von demselben Verfasser herrühren könnten; aber in dem zweyten Theile merkte er mehr Uebereinstimmung. Hr. T. behauptet daß es bey den Schauspielen gar nicht die Absicht sey, die Tugend zu lehren oder zu lernen, daß man auch die Tugend dadurch nicht lernen könne. Die Schauspieler beurtheilt er sehr hart, und wirft gute und schlechte durch einander. Immer mehr verliert er den richtigen Gesichtspunkt. Weil die christliche Tugend auf dem Theater sich nicht lehren lasse, so könne es überhaupt nicht bessern. Dabey verwickelt er sich zum öftern in einer Menge von Citaten, fängt von Gesetz und Evangelium eine Predigt an, eben wie in der Abhandlung vom Selbstmorde, und verliert sich in einer langen Ausschweifung über das Verderben des Menschen. Das menschliche Herz ist nach der Parabel Luc. 8. ein Acker, der Dornen und Disteln trägt. Aber der Herr D. verstümmelt die Schrift: es giebt ja nach dieser Parabel auch einen guten Acker, der hundertfältige Früchte trägt. Kurz der ganze zweyte Theil ist bis auf eine oder die andere Stelle, ein sehr seltsames Gemische. Selbst das Schlußgebet, worinn vom Durchbruch der Gnade geredet wird, contrastirt sehr mit dem Eingangsgebete.

Es ist hier nicht der Ort, wo wir die Vertheidigung der Schauspiele übernehmen könnten; inzwischen mag es doch nicht ganz unnütz seyn, den Standpunkt zu zeigen, aus welchem man nach unserer Meinung das Schauspiel betrachten müßte. Zuerst glauben wir, aber in einem ziemlich andern Verstande als Hr. Teller, daß die höchste Absicht des Schauspiels nicht sey, die Tugend zu lehren. Das Schauspiel ist ein Gemählde menschlicher Gesinnungen, Leidenschaften und Handlungen, also ein Kunstwerk, wobey es, wie bey andern Kunstwerken, auf Schönheit und Wahrheit ankömmt. Besucht man das Schauspiel blos zum Vergnügen; so hat man keine edlere Absicht und nicht mehr Nutzen, als wenn man zum Zeitvertreibe ein Concert oder ein Gemäldecabinet besucht. Die Kunst in den lebendigen Gemälden auf dem Schauplatze einzusehen, zu beurtheilen, und seine eigene Geisteskräfte zu bilden, ist die Absicht, warum der Kenner der Aufführung guter Schauspiele beywohnt. Daß Schauspiele nicht wider die moralische Güte anstoßen müssen, versteht sich von selbst, und sie müssen vielmehr, wegen des moralischen Stoffes, sehr gut zur moralischen Besserung der Zuschauer zu brauchen seyn, obgleich

diese

diese nicht ihr höchster Zweck ist. Bey dieser Vorstellung wird man manchen Unrichtigkeiten und Schwierigkeiten, die in den beyden angezeigten Schriften vorkommen, ausweichen können. Hr. T. sagt beständig, Tugend könne nicht auf dem Theater gelehrt werden, weil diese blos aus der Schrift gelernt werden kann. Das ist sehr seltsam. Die christliche Tugend unterscheidet sich von der philosophischen oder natürlichen ja nicht in dem materiellen der Handlungen, sondern durch die Bewegungsgründe, durch das Verhältniß, in welchem sich der Christ mit Gott betrachtet, durch die Erwartung höherer Vollkommenheiten, in einem andern Leben. Diese Bewegungsgründe schließen die natürlichen nicht aus. Die Schrift berührt viele moralische Gegenstände nur kurz und allgemein, weil sie nicht dazu gegeben ist, die Vernunft unnöthig zu machen, sondern nur ihr zu Hülfe zu kommen. Daher bleibt der natürlichen Moral noch viel nöthiges und nützliches zu untersuchen übrig. Das Schauspiel, die Geschichte, und die erdichtete Erzählung können in Absicht auf Gesinnungen und Handlungen in besondern Fällen, ungemein viel lehrreiches hergeben, und Liebe der Tugend wie Haß des Lasters erwecken.

Der Gegner des Herrn Tellers ist ein mit der Moral und der Religion es wohlmeinender Mann; der aber die Streitfrage ebenfalls nicht von der rechten Seite betrachtet. Er sieht die Moral als den Zweck des Schauspiels an. Dichter und Moralist sind ihm unzertrennlich. Den Schauspieler hält er blos für das Werkzeug des Dichters, für das Sprachrohr, wodurch er Moral lehret. Das ist viel zu wenig. Die Kunst des Schauspielers kömmt eben so sehr bey dem Ganzen in Betrachtung, als die Kunst des Dichters. Ein dramatisches Stück wird durch die Action erst ein vollendetes Kunstwerk. Ferner glaubt dieser Verf. Herrn Teller damit zu widerlegen, daß er sagt, die Moral des Schauspiels sey aus der christlichen Religion entlehnt, und könne daher allerdings den Menschen bessern. Das kann nur bey solchen Stücken richtig seyn, wo die eigentliche christliche Moral hinein verflochten wird, dergleichen wir aber nicht billigen möchten, so wie auch Hr. Teller die Einmengung der Religion in das Schauspiel nicht mit Unrecht verwirft. Ueberhaupt scheint unser V. von den Grenzen der philosophischen und christlichen Moral nicht recht klare Begriffe zu haben; auch geneigt zu seyn, dramatische Stücke mehr in Absicht auf die Moral als die Kunst zu schätzen. Eine Predigt, selbst von dem unwissendsten Stu-



deuten gehalten, soll besser seyn als ein Schauspiel, ein gutes verstehen wir. Nach unserm Geschmack ist ein Trunk klares Wasser aus einem reinen Glase besser, als der schönste Wein in einem schmutzigen Gefäße.

Ina von Waller, ein Trauerspiel in drey Aufzügen, von Schink. Berlin, 1778. bey Himburg. 6½ Bogen in 8.

Dieses Stück könnte zufälliger Weise ein Gegenmittel gegen das Wertherfieber seyn. Ein armer Arzt, der in das Stück mit hineingezogen wird, erklärt sich über diese neumodische Krankheit recht gut. Auf die Frage: Warum bey der großen Menge von Kranken seine Kunst nicht gewinne? erwiedert er: „Weil das Uebel bey ihnen im Kopf und im Herzen ist. Aus„schweifende Leidenschaften, überspannte Empfindungskraft, „Originalgeist, zu heftige Befassung mit einem Gegenstande, „unthätiger Enthusiasmus, brausendes Blut, Lieblingsbe„gierden, denen man den Zügel schiessen läßt, düstre Me„lancholie, die aus dem unthätigen, dichterischen, schwärme„rischen Leben entspringt, der man hernach zu sehr nachhän„get, das sind die Krankheiten unsers Zeitalters, von dem „unsere witzigen Köpfe die Quelle sind, die morden die Men„schen hin, stürzen sie ins Grab — und unsere Kunst darbt, „weil wir kein Mittel dawider haben.“ Wenn man das Stück lieset, so scheint es, wegen der höchst gespannten Empfindungen, übertriebenen Handlungen, der neumodischen Sprache und der Auslassungen und Abbeissungen, daß der Verfasser selbst von dieser Krankheit nicht wenig befallen sey. Nach vorherigem Purgieren und Aderlassen, wird ein fleißiges Studieren und Applicirung zu Sachen, die im gemeinen Wesen nützlich sind, die beste Cur seyn; denn fürs Theater scheint Hr. S. nicht Anlage zu haben, so daß man von ihm je etwas sonderliches hoffen könnte. Die Fabel des Schauspiels wird dadurch sehr unwahrscheinlich, daß die Heldinn, welche als eine sehr tugendhafte Person geschildert ist, die Liebe des Grafen begünstiget, und ihm, der sie nach ihrer Aussage für eine Wittwe hält, zur Heirath Hoffnung macht, ungeachtet sie weiß, daß ihr Mann, von dem sie verlassen war, noch am Leben ist. Dieser kommt wirklich wieder, und der arme Graf hat natürlicher Weise den Tod davon. Wie die Charaktere

in diesem Stücke beobachtet werden, ist gar nicht zu sagen: denn eigentlich sind gar keine Charaktere darinn. Von der Erfindung ist auch nichts zu sagen: denn der Verf. stiehlt wie ein Rabe, aus Lessing, aus Göthe, aus Shakespear, welchem letztern er seinen armen Apotheker aus Romeo und Julie abgeborgt, und in sein Stück geflickt hat. (Aber wie jener Bucklichte das Kleid eines geraden Menschen lieh, und es sich zurecht machen ließ, hat er sich auch diesen Apotheker zu eigen gemacht.) Vom Plane ist auch nichts zu sagen: denn der ist so äußerst wetterwendisch, daß man einen großen Theil der Scenen weglassen oder versetzen könnte, ohne daß dem Ganzen ein sonderlicher Schaden geschähe. Vom Dialoge ist eben so wenig zu sagen: denn der strotzt von Wörtern und Phrasen, neustaufgebrachtermaaßen, daß kein Fünkchen Natur übrig bleibt.

Briefe, die Seylerische Schauspielergesellschaft und ihre Vorstellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend. Frankfurt, 1777. bey den Eichenberg. Erben. 15 Bogen in 8.

Den größten Theil des Inhalts macht eine Zergliederung der aufgeführten Stücke aus. Die Urtheile über die Vorstellungen selbst enthalten große Lobsprüche auf die Seylerische Gesellschaft. Die Briefe sind in einem ganz leichten gefälligen Tone geschrieben, ob man gleich scharfsinnige, tiefere, lehrreiche Bemerkungen darinn vermissen möchte. Die aufgeführten Stücke sind: Emilia Galotti, Alceste, von welcher sowohl als von der Composition der Verf. nichts zu ihrem Lobe sagen will, weil Hr. Wieland in seiner beliebten Monatsschrift die Schönheiten beyder so umständlich entwickelt hat, daß man zu dem Lobe nichts hinzufügen kann. Das dünkt uns freylich auch. Aber wenigstens hätte doch hier, wenn man einen Schein der Unpartheilichkeit hätte zeigen wollen, gesagt werden müssen, daß Mlle Zink eine unerträglich steife Prinzessinn ist. Ferner: Henriette, oder sie ist schon verheyrathet, ein Lustspiel von Großmann, das auch in dem zweyten Theile des hamburg. Theaters steht, umständlich zergliedert; Sie läßt sich herab, um zu siegen, welches Stück, vielleicht aus Schuld der

der Uebersetzung, nicht gefiel; die junge Indianerinn, nach einer ungedruckten, vermuthlich von Eckhof herrührenden Uebersetzung; der Jahrmarkt, von Gotter; die eifersüchtige Ehefrau; Alceste noch einmal; Merope, von Gotter, mit guten Anmerkungen über Voltairens Merope; der dankbare Sohn und Walder; der glückliche Geburtstag, ein damals noch ungedrucktes Stück von Schletter, und das immer auch hätte ungedruckt bleiben können; Medea von Gotter, ein für Madame Seyler eigentlich gemachtes Stück, in dem sie auch den größten Beyfall erhielt; Sturm und Drang, ein sehr romanhaftes Stück, das aber dem Verf. der Briefe sehr gefällt. Schwer mag es nicht seyn, dergleichen Sturm- und Drangstücke zu verfertigen, wie denn ihrer auch genug erscheinen. Noch: das Duell von Hrn. v. Jestern, nebst Romeo und Julie, eine ernsthafte Oper von Gotter. Den gar wenigen Effekt dieser Oper, mit langen Arien ohne Recitativ, von schlechten Acteurs gesprochen, die man des Singens wegen wählen muß, nebst dem hölzernen Helmuth dem ältern, der steifen Zinkinn u. a. m. hätte doch wahrhaftig nicht sollen ganz verschwiegen werden. Es ist ein gar zu sehr ärmliches Spiel. Die Freymäurer von Hensel, noch ungedruckt; der Graf von Walltron. Der Verf. wundert sich mit Recht über die entgegengesetzten darüber gefällten Urtheile. Seine Meinung sagt er nur versteckt, und bemerkt, daß er seine gleich bey dem ersten Durchlesen gefaßte Meinung, daß der V. mehrentheils in Rücksicht auf Spektakel und Perspektiv gearbeitet, und sein Stück bey der Aufführung unendlich gewinnen würde, durch die Vorstellung bestätigt gefunden habe. Das Stück ist mit dem größten Beyfalle aufgeführt, und der Verfasser mit dem größten Ungestüm auf das Theater gefodert worden. Hierauf ward gegeben: Der verstellte Kranke von Goldoni; Pyramus und Thisbe, worüber ein satyrischer Brief eines Majors, der es nicht so gut gefunden, wie die Vorstellung in einer Marionettenbude, erdichtet wird. Freylich war auch diese Vorstellung ärmlich genug. Die vortreffliche Musik erforderte, Mad. Hellmuth ausgenommen, ganz andere Sänger und Sängerinnen, und ein viel besseres Orchester. Und nach alledem kann und muß eine Oper nach italiänischer Einrichtung auf einem deutschen Theater nicht gefallen. Die Irrungen, nach Shakespear von Großmann; Robert und Kalliste, das so wenig, wie die Musik des Verf.

Beyfall

Beyfall hat. Unter achtzehn Vorstellungen sind sieben Singspiele, ohne noch einige Stücke zu rechnen, worinn Gesang vorkam. Der Verf. eifert, und nicht mit Unrecht, gegen den gar zu überhand nehmenden Geschmack an Singspielen.

Pz.

Ode auf die Inquisition von Andreas Zaupser, Hofkriegsraths-Sekretär in Baiern.

Es begab sich aber, da die Tage fast erfüllet waren, daß Jesus sollte aufgenommen werden, richtete er sein Angesicht gerade nach Jerusalem: und er sandte Boten aus vor seinem Angesichte. Die giengen hin, und kamen in eine Stadt der Samariter, um ihm die Herberge zu bestellen. Und sie nahmen ihn nicht an, weil seine Reise nach Jerusalem gerichtet war. Als aber seine Jünger, Jakobus und Johannes, das sahen, sprachen sie: Herr, willst du, daß wir sagen, daß das Feuer vom Himmel herabfalle, und sie verzehre? Und er wandte sich um, strafte sie, und sprach: Ihr wisset nicht, von was Geist ihr seyd. Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, die Seelen zu vertilgen, sondern selig zu machen. Luc. 9. K. 51 V. ꝛc.

Gedruckt bey Vötter.

Ode auf die Inquisition ꝛc. Imprimatur. Sign. München, im churf. Büchercensurcollegium den 12ten Aug. 1777.

Franz Xaver Graf, Sekretär.

In so fern man diese Ode als Gedicht betrachtet, zeigt sie einen jungen Dichter, der seinen Ramler fleißig gelesen hat. Wenn man aber die Wahrheiten betrachtet, die in derselben gesagt sind, und den Ort, wo sie gesagt sind: so wird man in ein angenehmes Erstaunen gesetzt, zumal da die oben angeführte Approbation der Censur zeigt, daß sie nicht etwa unter dem Mantel gedruckt ist. Wir glauben von unsern Lesern Verzeihung zu erhalten, daß wir diese Ode ganz hieher setzen. Die darinn gesagten Wahrheiten sind so nützlich, und die Approbation der Censur ist so auferbaulich für manche benachbarte Censur, welche mit kalter Bedächtlichkeit die edelsten Zweige der deutschen Litteratur abschneidet, die den Baum unter der Scheere hält, aus Furcht, er möchte sonst der Geistlichkeit nicht mehr so viel Früchte bringen.

Fährt

Fährt wieder prasselnd auf dein kaum erstorbnes Feuer,
Megäre Inquisition,
Des Orkus und der Dummheit Tochter, Ungeheuer,
Pest der Vernunft, und der Religion!

Tritt wieder deine schwarze Ferse Nationen
Betrogner Sclaven in den Staub,
Und rufen wieder, keines Ketzers zu verschonen,
Die Mönche, deine Knechte, die den Raub,

Verwaister Kinder Erbgut, theilen, und auf Leichen
Gottlästernde Gebethe schreyn,
Wie blutge Tyger, die, wenn sie den Wald erreichen,
Sich brüllend der erwürgten Heerde freun.

Oed liegt Iberien von deinem Drachenhauche,
Fleiß, Wahrheit, Freundschaft, Künste fliehn,
Des Denkens Freyheit stirbt, im Scheiterhaufen Rauche
Durch dich erstickt, Geistermörderinn!

Schon droht dein offner Schlund (wen soll die Unschuld schützen,
Da Wohlthun ein Verbrechen hieß?)
Dem weisen Olavid, der orthodoxe Pfützen
Durch Ketzer Hand zu Eden bauen ließ.

Welch gräßlicher Triumph! dem Gottmensch an der Seite,
Im Heiligthumes Innersten
Sitzt die mit Gift geschwollne Hyder, schnaubt nach Beute,
Und würgt, die ihrer Raubsucht widerstehn,

Der Flüche schrecklichster, den je der Bannstral blitzte,
Wird mit Posaunen kund gethan,
Sieh deine Göttinn, Volk! ruft donnernd der erhitzte
Mönch mit dem Dolch, stirb, oder bete an!

Er rufts, und tauft mit Blut, und predigt mit den Flammen,
So predigte einst Muhamed,
Und zog nach Mekah hin, die Bürger zu verdammen,
Die muthig ihn nicht ehrten als Prophet.

O Duldung, Gotteskind! Du aus des Mittlers Wunden
Hervorgegangne Schöne, du,
Durch die Germaniens drey Kirchen eng verbunden
In Eintracht blühn, und schwesterlicher Ruh,

Vertraute Friederichs, die seine mächtgen Staaten
Mit ausgespannten Schwingen deckst,
Und nun berufen von dem Solon der Sarmaten
Nach Warschau Fried' und goldnes Alter trägst:

O kehr

O kehr den finstern Blick nach Süden, wo mit Thränen
Die Menschheit dich um Hülfe fleht,
Und hör das Mordgeschrey, das Röcheln, und das Stöhnen,
Das dir die Luft mit Asch' entgegen weht,

Flieg hin mit Cherubs Kraft, und stürz das Unthier nieder,
Daß es zurück zur Hölle fährt,
Und lehr der Eifrer Schwarm, die irrgegangnen Brüder
Durch Sanftmuth zu bekehren, nicht mit Schwert. *)

Musenalmanach für 1777. herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg, bey Bohn, in Duodez.

Musenalmanach MDCCLXXVII. Göttingen, bey Dieterich, in Duodez.

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1777. Leipzig, bey Weygand, in kl. Octav.

Leipziger Musenalmanach aufs Jahr 1777. Leipzig, bey Schwickert, in kl. Octav.

Wir haben gleich die Titel dieser vier Almanache in derjenigen Rangordnung hieher gesetzt, welche sie uns, ihrem innern Werthe nach, zu verdienen scheinen, und nach welcher, wie uns dünkt, auch die Aufnahme des Publicums sie gewürdiget hat. Freylich ließe sich aus allen vieren manches wegwerfen, und durch strenge Auswahl ein fünfter zusammentragen, der dann der beste seyn würde; dieß sey indeß ja kein ermunternder Wink für Nachdrucker und ihre lohnsüchtigen Handlanger! — In dem Hamburgischen Almanach findet man abermals einige vortreffliche Stücke von Klopstock, Gleim, Gerstenberg, Bürger, Pfeffel und Hölty; auch unter den Beyträgen des Herausgebers, der Grafen von Stolberg u. a. manche sehr glückliche Gedichte. Einige üppige Ausbrüche

*) Wir hören doch, daß diese Ode in München Aufsehen erregt hat. In der ehemaligen Jesuiter- itzigen Michaeliskirche, hat der Exjesuit Gruber, bey dessen Predigten schon oft die Besessenen ex condicto heuleten, dawider geprediget, und den Verfasser ein Teufelskind genannt. Wenn er das ist, wollten wir Hrn. Gruber rathen, ihn zu exorcisiren.



brüche überspannter Phantasie, der Modesucht und zweckloser Spielerey liefert dieser Kalender nun einmal jedes Jahr; viele Blumen, die bloße Farben und keinen Wohlgeruch haben. Voran steht Gerstenbergs Bildniß. — Herr Göckingk hat gleichfalls viel Gutes, und darunter manches vorzüglich Schönes gesammelt. In beyde Klassen gehören seine eigenen, und Nantchens Gedichte fast durchgehends in die letztere. Auch von Bürger, Kästner und Pfeffel findet man hier schöne Stücke. Unter den kleinern läuft manches schaale Sinngedicht mit unter. Die mit C. H. bezeichnete Erzählung, Jupiters Reise auf die Erde, verräth sehr viel Anlage ihres Verfassers zur erzählenden und satirischen Poesie, die weiterer Ausbildung und Anwendung würdig ist. — Hrn. Schmids Almanach hat wieder die Einrichtung und den Werth der vorhergehenden, die er seit sieben Jahren lieferte; doch scheint er von Jahr zu Jahr an guten Gedichten ärmer zu werden. Denn diesmal liefert er fast lauter Versuche junger Dichter, die zum Theil rohe Probestücke sind, und wenig Hoffnung zu künftigen bessern Arbeiten geben. Unter Schinks und anderer Gedichten sind wahre Armseligkeiten; bloß was Goeckingk und Fr. Schmitt geliefert haben, zeichnet sich vorzüglich aus, obgleich auch der Werth dieser Stücke sich nicht gleich ist. Recensionen haben an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit mit diesem Jahre nichts gewonnen. — Bey dem letztern Almanache, den ein Ungenannter zu Leipzig bey Schwickert herausgiebt, mögen wir uns am wenigsten aufhalten; es ist die jämmerlichste Zusammenstoppelung ohne Wahl und Geschmack, reich an Mittelmäßigkeiten, und noch reicher an poetischen Mißgewächsen.

Frankfurter Musenalmanach auf das Jahr 1777. Herausgegeben von H. Wagner. Frankfurt, bey Bayrhoffer.

Eben derselbe unter der Aufschrift: Poetische Blumenlese auf das Jahr 1777. Herausgegeben von H. Wagner. 11 Bogen in Octav.

Wozu dieser fünfte Almanach noch nöthig war, da man an vieren schon mehr als genug hatte, sehen wir nicht ein: auch

auch gab es ja wohl einen andern Weg, den der Herausgeber hätte einschlagen können, um seine und andrer jungen Dichter Uebungsstücke in die Welt zu schicken, die doch größtentheils sehr mittelmäßig sind, und folglich besser ungedruckt geblieben wären. Indeß kennen wir das Bedürfniß der dortigen Gegend nicht genug, welches der Herausgeber für sich anführt, und wissen nicht, wie weit ihn dieß rechtfertigt. Aber vermuthlich werden doch die eingerückten Stücke berühmter Dichter, Klopstocks, Ramlers, Gleims, ob sie gleich meistens schon gedruckt sind, und zum Theil von den Verfassern selbst nicht mehr anerkannt werden, den übrigen Anfangsstücken nicht vortheilhaft seyn; und liegt dem Herausgeber die Verbreitung des Geschmacks in seiner vaterländischen Gegend wirklich am Herzen; so muß er selbst wünschen, daß man aus dieser Zusammenstellung schliesse, wie groß und weit noch der Abstand jener Anfänger von ihren Meistern ist, und daß manche derselben ihnen wohl schwerlich, oder nie, näher rücken werden. Uebrigens wird eine Fortsetzung versprochen, ob sie gleich, so viel wir wissen, für das gegenwärtige 1778ste Jahr noch nicht erschienen ist.

Wienerischer Musenalmanach, auf das Jahr 1777. Wien, bey Kurzböck, in Duodez.

Hier hätten wir also das halbe Dutzend der Musenalmanache voll! — Der gegenwärtige liefert zuerst ein Schauspielverzeichniß des vorigen Jahrs; dann eine Beurtheilung der neuen Stücke desselben, die ziemlich unpartheyisch zu seyn scheint; darauf folgt eine kleine unbedeutende Operette, Weiß und Rosenbart, nach einem Noverrischen Ballete, von einem gewissen Ratschky; und endlich vermischte Gedichte, die sich größtentheils nicht sehr über das Gemeine und Mittelmäßige heben.

Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde. Sechste Abtheilung, Leipzig, bey Dyck, 1776. Siebente Abtheilung, ebendas. 1777. Achte Abtheilung, ebendas. 1778. 8.

Diese poetische Sammlung bleibt sich in ihrer Fortsetzung noch immer gleich: das heißt, es giebt der guten und

 trefflichen



trefflichen Gedichte sehr wenig, der schlechten mehr, und der mittelmäßigen eine Menge in derselben. Alle in den dreyßig Bogen dieser drey Abtheilungen enthaltenen Gedichte nach diesen drey Klassen auszusondern, wird man uns wohl schwerlich zumuthen; aber die Richtigkeit dieser Klassifikation und des in derselben angegebenen Verhältnisses wird der gewiß bewährt finden, der zur Durchlesung aller dieser Sachen Geduld und Muße hat.

Dz.

Musenalmanach für 1778; herausgegeben von Joh. Heinr. Voß. Hamburg, bey Bohn, in 12.

Musenalmanach. MDCCLXXVIII. Göttingen, bey Dietrich, in 12.

Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1778. Leipzig, bey Weygand, in 8.

Leipziger Musenalmanach aufs Jahr 1778. Leipzig, bey Schwickert, in 8.

Auch auf die Musenalmanache trifft das bekannte Gleichniß zu, welches man sonst auf Journale anwendet: es geht ihnen, wie dem ordentlichen Postwagen; er muß zur angesetzten Zeit fort, leer oder besetzt. Mancher blinde Passagier läuft auf diesen vier Postwagen mit durch; und der letztere ist fast ganz damit angefüllt. Was hilfts, mit dem Postillion hinterdrein darüber herum zu hadern; wenn er sich nur auf künftig den Mißbrauch nicht mehr erlaubt. Lasse er doch lieber, wie es Sitte ist, dergleichen blinde Mitfahrer draussen vorm Thore absteigen, und fahre sie nicht mitten ins Publicum hinein! Manche wackere Leute und treffliche Sachen, welche dießmal mit den beyden ersten dieser Posten, der Hamburger und Göttinger, angelangt sind, waren uns dagegen sehr willkommen. Besonders schien uns die erstere besser, wie vorm Jahre, beladen zu seyn. Die zweyte wird künftig nicht mehr vom Hrn. Göckingk besorgt werden; aber ganz eingehen soll sie nicht.

Mo.

Neue

Neue weltliche hochteutsche Reime, enthaltend die ebentheyerliche doch wahrhaftige Historiam von der wunderschönen durchleuchtigen Kaiserlichen Prinzessin Europa und einem uralten heydnischen Götzen Jupiter item Zevs genannt, als welcher sich nicht entblödet unter der Larve eines unvernünftigen Stieres an höchstgedachter Prinzessinn ein crimen raptus, zu teutsch: Jungfernraub, auszuüben. Aufgesetzet und an das Licht gestellet durch M. Iocosum Hilarium, Poet. caes. laur. 1777. ohne Druckort. 2 Bog. 8.

Wir haben dieses kleine Gedicht zwar von faden Bewunderern jedes Products eines bekannten Dichters erheben hören; aber wir können keinen Grund finden, auch nicht einen, in dieses Lob einzustimmen. Nicht durch Naivetät, noch durch Lächerlichkeit zeichnet sich das Ding aus, und das wären doch wohl die Eigenschaften, wodurch sich ein solches Ding auszeichnen müßte. Die Petulanz des Dichters in Gedanken und Ausdrücken ist zwar sehr groß; aber wenn denn dabey nicht große Lächerlichkeit ist, so wird sie unangenehm. Den Jupiter Homers im Schlafrock, Toffeln, Hose, vorzustellen, der des Morgens acht Tassen Kaffee ausschlürft, und denn vor langer Weile mit einer Pfeife Knaster im Munde zum Himmelsfenster hinauskuckt — wir können es nicht erträglich finden. Man wird uns zwar sagen, daß ein solches Gedicht nur aus einem gewissen Gesichtspuncte angesehen werden müsse: aber wir werden wohl nicht irren, wenn wir für den rechten Gesichtspunct nehmen, daß eine solche Schnurre gefallen müsse; und das thut sie uns wenigstens nicht. Am besten gefällt uns fast die 52 Stanze, wo der Verfasser, statt zu erzählen, was mit der entführten Europa vorgieng, sagt:

> Drum weg mit Schäckereyn!
> Von süßkandirten Zoten
> Wird vollends nichts geboten,
> Hilarius hält fein
> Auf Ehrbarkeit und Mores
> Ihr Herren Auditores.



Interessantes hat die ganze Erzählung nichts, und keine einzelne hervorstechende Stellen sind auch nicht da; wir wollen aber darum nicht sagen, daß das Mechanische der Verse sich nicht über das Mittelmäßige erhebe; doch aber macht beydes einem guten Verfasser keine Ehre. Die letzte Stanze ist noch drollicht genug:

> Nun dank, o frommer Christ,
> Im Nahmen aller Weiber,
> Daß dieser Heyd und Räuber
> Bereits gestorben ist;
> Zwar — fehlts auch zum Verführen
> Nicht an getauften Stieren.

Qu.

Marie von Wahlburg. Ein Trauerspiel, von B. C. d'Arien. Leipzig, bey Weygand, 1776. 8.

Durch und durch gewerthert! Selmann, Hofmeister bey Mariens Söhnchen, verliebt sich in sie — und wird mit superfeiner Empfindsamkeit wieder geliebt. Selmann ist unwiderstehlich. Minna, Karoline, ein abscheuliches Geschöpf, das den Herrn von Wahlburg fesselt, — alles liebt Selmann. Dieser entflieht, erschießt sich im Walde, und so endigt sich nach einigen Seufzern und Klagen von Seiten der Fräulein Minna dies abentheuerliche Stück, bey dem jeder Leser, oder Zuschauer, (wenn es deren geben sollte, woran wir doch fast zweifeln,) die Achseln zucken, und seine verlohrne Zeit bedauern wird.

Fm.

Kurzgefaßtes Lehrbuch der schönen Wissenschaften für Unstudirte von Herrn Prof. Schubart. Leipzig 1777. 7½ B. kl. 8.

Vorlesungen über Malerey, Kupferstecherkunst, Bildhauerkunst, Steinschneidekunst und Tanzkunst, von Herrn Prof. Schubart. Münster, bey Perrenon 1777. 3 B. kl. 8.

Beyde

Beyde Schriften sind von einem ehemaligen Zuhörer herausgegeben, womit sich das mangelhafte auf der einen Seite und das unnöthige, nur in den Discours gehörende, auf der andern, so wie auch der oft affectirte, neologische Ausdruck entschuldigen lässet. Das Lehrbuch fängt mit einem sehr kurzen und sehr unvollständigen Abriß der ganzen Gelehrsamkeit an, der aus einem Lehrbuche der schönen Wissenschaften wegbleiben konnte, und beschäftigt sich übrigens fast ganz mit der Dichtkunst, nach folgender Eintheilung: von der Epopee, dem Drama, der Fabel, der lyrischen Dichtkunst, der Idylle, der Satyre, der Elegie, den Romanen, dem Lehrgedicht, dem poetischen Brief, den der V. ganz verwirft, dem Sinngedicht, worauf auf den letzten Blättern ein weniges von der Beredtsamkeit, vom Briefschreiben, und von der Declamation vorkömmt. Die Ausführung ist größtentheils litterarisch; von der Theorie kommt außer den meist sehr magern Definitionen nichts vor. Als ein Lehrbuch zur Geschichte der schönen Wissenschaften, besonders der Dichtkunst, ist dies Büchelchen zu unvollständig und zu unrichtig. Schubart ist ein seichter Kopf, der sich uns nur durch seine Dreistigkeit, von allen Dingen, auch die er nicht versteht, zu urtheilen, bekannt gemacht hat. Durch sein Unglück verdient er Mitleiden; aber seine Schriften werden dadurch nicht um ein Haar besser. Dies Büchelchen besonders wimmelt von Unrichtigkeiten, seichten Beurtheilungen, und keckgesagten ungegründeten Aussprüchen. Alle zu zeigen, ist warlich der Mühe nicht werth; aber wir wollen doch einiges anmerken. — Um das vortreffliche Dictionnaire Encyclopedique sollen wir die Franzosen noch lange beneiden? das wohl eben nicht. Geßner wird dem Theokrit, Moschus und Bion vorgezogen, weil er moralisch besser schreibt, obgleich diese, wie der V. sich ausdrückt, menschlicher schreiben. Was soll das seyn. Die alte Benennung, höhere Wissenschaften, für Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Arzneywissenschaft, könnte nun wohl allmählich abgeschafft werden. Winkelmann und Mengs werden zu Riedel und Flögel als Schriftsteller über die Schönheit gesetzt. Die Gesellschaft ist wirklich sehr ungleich. Die Kraft der Seele, welche das Schöne hervorbringt, soll das Genie seyn, eine unphilosophische Definition, und welche ohnedem zu enge seyn möchte. Kant hat doch wohl Recht zu sagen, der Deutsche verliere sich mehr ins Prächtige als in das Erhabene. Es wird ja damit uns und der Mes-

de das Erhabene nicht abgesprochen. Ariost ist wohl mehr der Lieblingsdichter der Welschen als Tasso, und das mit Recht. Lavater ist nach des V. Empfindung der beste geistliche Liederdichter, den wir haben; Klopstocks Lieder glaubt er, können nur Christen von erhabenen Gesinnungen erbauen; Schlegels Gesänge seyn rein versificirt, und im wahren Geist des Christenthums geschrieben. Diese Urtheile sind wohl höchst schwankend: was sind Christen von erhabenen Gesinnungen unterschieden von dem Geiste des wahren Christenthums? — Und die vielen mystischen dunkeln pretiösen und ganz leeren Stellen in Lavaters Liedern, qualificiren ihn warlich nicht zum besten geistlichen Liederdichter, der, nebst dem guten alten Paul Gerhard, gewiß Gellert ist. Ein sonderbares Urtheil von Hallern, als Satyrenschreiber, das auch Schubarts sonderliche Schreibart zeigt: „Ruhig und ohne Geist zersetzt er die Narren, als wär's Rindvieh." Sehr unrichtig ist das von Wieland: „Seine sämmtlichen Romanen sind lauter Nachahmungen. Sein Don Sylvio und Agathon sagen unter verschiedener Einkleidung einerley Sachen: — Uebergang von der Schwärmerey zur Vernunft." Es ist wohl wahr, daß sich Hr. W. in seinen Schriften oft wiederholt; aber welcher große Unterschied ist doch zwischen Don Sylvio und Agathon! und um gerecht zu seyn, muß man auch eingestehen, daß sehr viel dazu gehört, dasselbe Thema mit solchem Reichthum und Schönheit und verändert, zu behandeln. Die mittelmäßige Geschichte, M* R*, wird viel zu sehr gelobt. Welch ein Abstand zwischen Agathon und M* R*! Ein poetischer Brief hat für den V. eben das Interesse, als ein gereimter Morgen- und Abendseegen. Es kommt darauf an, wie der Morgen- und Abendseegen gereimt ist, so könnte er sich doch gut lesen lassen, und so auch ein poetischer Brief. Man muß, besonders in Anfangsgründen für junge Leute, keine Art der Dichtkunst ganz verwerfen. Die Vorlesungen über die schönen Künste sind viel zu mager und unvollständig. Ein Verzeichniß von ein paar Dutzend Kunstwörtern aus der Malerey beenget noch dazu den Platz. Das meiste ist auch hier litterarischen Inhalts. Wir halten es einem jungen Menschen sehr schädlich, solche Kollegien wie diese sind, zu hören; sie lernen nichts gründliches, beten ihrem Lehrer Machtsprüche nach, werden fein früh voll Eigendünkel, verachten Meister, deren Werke sie noch nicht einmal verstehen,

ßen, und bleiben bey allem Gegaukel, das ihnen ihr Lehrer vormacht, unwissende Tröpfe.

Komisches Theater der Franzosen für die Deutschen. Herausgegeben von J. G. Dyck. Leipzig in der Dyckischen Handlung 1777. Erster Theil. 1 A. 3 Bog. 8. Zweyter Theil. 1 A. 4 B.

Der Vorsatz der Herausgeber, die neuen verwirrten oder faden Originalschauspiele, womit man bis zum Eckel belästiget wird, durch erneuerte Stücke der Ausländer zu verdrängen, und insbesondere einige der besten französischen Lustspiele auf deutschen Boden zu verpflanzen, verdient allen Beyfall und Aufmunterung. In den meisten Uebersetzungen, die wir bisher haben, erkennet man sogleich die fremde Sprache. Außer Herrn Lessings meisterhaften Uebersetzung des Diderotschen Theaters, und Hrn. Gotters neuern Arbeiten in dieser Art hat man nur etwa noch von einigen einzelnen Stücken gute Uebersetzungen, die aber doch noch einer Durchsehung bedürfen. Herr Pfeffel, der uns fünf Bände theatralischer Belustigungen nach französischen Mustern geliefert hat, verdient als Uebersetzer viel Lob; er hat aber zu viel schlechte Stücke gewählt, weil er alle schon übersetzte Stücke aus seiner Sammlung ausschloß. Da nun einmal unser Theater der fremden Stücke nicht ganz entbehren soll, ob wir gleich immer glauben, das beste französische Stücke werde wegen der großen Verschiedenheit der Pariser Sitten, von den Sitten unserer deutschen Städte, und der großen Verschiedenheit des Spiels deutscher und französischer Schauspiele, niemals auf einem deutschen Theater sonderliches Glück machen können, so machen sich Herr Dyck und seine Freunde um das deutsche Theater dadurch verdient, daß sie einen Theil der vorzüglichsten und brauchbarsten Stücke der Franzosen im eigentlichsten Verstande haben verdeutschen wollen. Ganz geht dieses freylich nicht an, und ist oft den größten Unbequemlichkeiten unterworfen; indessen ists ihnen doch gelungen, die Stücke dem Deutschen näher zu bringen. Ihre Wahl ist auf folgende Stücke gefallen. Im ersten Bande 1) der poetische Landjunker nach Destouches. Die Scene liegt in Sachsen, welches die Sache etwas unwahrscheinlich macht. Die Umstände einer von Paris entfernten französischen Provinz in



Absicht auf Geschmack und Cultur werden schwerlich auf irgend einen District von Sachsen passen, eher auf diese oder jene andere Provinz von Deutschland. 2) der Ball, und 4) die beyden Hüte, zwey Lustspiele aus den Proverbes dramatiques, von Carmontel. Die meisten Scenen des erstern Stückes gehören dem Uebersetzer. Die Intrigue desselben beruhet auf einer Aehnlichkeit der Statur und Nachahmung der Stimme, welches die Handlung gezwungen macht. Der Schluß des andern ist durch einige in dem zweyten Bande zugesetzte Scenen verändert worden. 3) Julchen oder die glückliche Probe, von Saintfoix. Die Scenen dieses und jener beyden Stücke sind in Paris gelassen. Die große Aehnlichkeit zweyer Schwestern, worauf das Stück beruht, macht es unwahrscheinlich. 5) Der Ehescheue nach Dorats Celibataire von Hr. Gotter. Die Scene ist in Deutschland, der Ehescheue ist von Seiten seines Vaters ein Franzose, um sein Vorurtheil wider den Ehestand wahrscheinlicher zu machen. Man erfährt diesen Umstand wohl etwas zu spät. Man sieht es dem Stücke doch an, daß es mehr für Frankreichs als Deutschlands Bedürfniß gemacht ist. Der Ehescheue, der seine Geliebte einem andern zuspielen will, um seinem System getreu zu bleiben, ist nach deutschen Sitten unnatürlich. Die Verstellung des heimlich verheyratheten Rittmeisters gegen seine Frau, seine Lage in Absicht auf die ihm zugedachte Geliebte des Ehescheuen, die diesen heftig liebt, und beredet wird, sich zu stellen, als ob sie den Rittmeister heyrathen wollte, möchten das Stück gezwungen und wohl gar etwas langweilig machen. Die Vorstellung zeigt auch, daß der Kammerherr Mönch, beym Parterre das beste thut.

Im zweyten Bande, 1) die gegenseitige Probe, nach le Grand, von Hr. Meißner. 2) Der zerstreute nach Regnard von Hr. Dyck. Hätte dieses Stück nicht können etwas wahrscheinlicher gemacht werden? die Zerstreuung des Klarenbachs ist gar zu übertrieben, zumal da er sonst ein in Geschäften und Actenarbeiten sehr brauchbarer Mann seyn soll. 3) Die Grazien nach Saintfoix von dem Uebersetzer der Julchen. 4) Alter hilft vor Thorheit nicht, oder der junkerirende Philister, eine Posse, nach Molierens Bourgeois gentilhomme, vom Verf. des Doctor nolens volens, ganz drollicht übersetzt. Der Schauplatz ist in Leipzig. Der Titel aber ist nicht passend, außer dem studentikosem Stile, wird niemand verstehen, daß Philister einen Bür-

ger

ger bedeuten solle. Oft ist auch die Wendung des Hrn. Uebersetzers ziemlich gezwungen, und die Laune wirklich zu einförmig. 5) Der Finanzpachter, nach Saintfoix, von Herrn Meißner. Das Stück ist dem Inhalte nach französisch geblieben; es muß aber auch in Deutschland rühren und einnehmen.

Lieder zweyer Liebenden. Herausgegeben von Göckingk. Leipzig 1777. bey Weidmanns Erben und Reich. 8½ B. kl. 8.

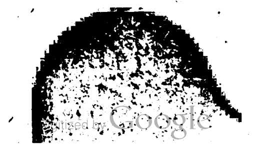
Hier ist mehr als Sappho, mehr als Babet, mehr als — doch welcher Leser wird es nicht wissen, was wir ihm hier für Lieder, voll der innigsten Empfindung, der süßesten Naivetät, des feinsten Muthwillens und der herzlichsten Unschuld ankündigen sollen. Sie zu recensiren haben wir inzwischen keine Lust, weil wir sie lieber noch einmal lesen wollen — doch eins nicht zu vergessen, eine wohlgemeinte Warnung dieser Lieder und auch an unsere etwanige Leserinnen, außer der Poesie, es nicht zu wagen, ihrem Liebhaber den Schlüssel zur Gartenthür zu senden, oder das Billet:

Für einen Mann zu kochen und zu spinnen —
Unwürdiger Beruf!

sich für ihren künftigen Ehestand zu merken, und die Haushaltungsgeschäfte als zu niedrig anzusehen. Es hat auf alle Weise schlimme Folgen, wenn man die Gesinnungen der Poesie ins gemeine Leben überträgt. Eine Wahrheit, die nicht zu oft und nicht stark genug gesagt werden kann.

Proben deutschen Gefühls und Geschmacks, in Gedichten und Uebersetzungen aus Griechen und Römern, von M. J. G. P. Thiele. Frankf. und Göttingen, bey den Eichenberg. Erben und Vandenhöcks Wittwe, 1774. 15 Bog. gr. 8.

Man erkennet in diesen Arbeiten einen muntern Jüngling, der mit einem lebhaften Gefühl einige Kenntnisse verbindet; der aber auch, wie es solchen zuweilen zu gehen pflegt,



sich zuviel zutrauet, daher dictatorisch spricht, große Worte verschwendet, das Sonderbare sucht, und selbst in den Aufschriften nicht bey dem Gewöhnlichen bleiben will. Die Gedichte machen mehr Geräusch in Worten, als sie Begeisterung und Empfindung verrathen. Des Verf. Leyer scheint nur eine Saite zu haben. Der Kayser, die Kayserinn, verdienstvolle Gelehrte, junge Gelehrte, Studenten, Vater, Mutter, Schwester, alles wird fast in gleichem hochfahrendem, wörtervollem, sinnleerem Tone besungen. Die Uebersetzungen beweisen, daß Hr. T. die Griechen und Römer mit Gefühl gelesen habe, und er that sehr wohl sie zu unternehmen, aber wir glauben nicht, daß es frommet, eben diese Stücke gedruckt zu sehen. Der gefesselte Prometh (sollte doch wohl Prometheus heißen) vom Aeschyl erfodert einen Leser, der sich ganz in das alte Griechenland, ja in die ältesten Zeiten zu versetzen wisse, und wird für einen Deutschen gar zu viel verlieren. Das Stück aus den flehenden Jungfrauen ist, da es abgerissen ist, unverständlich. Den Oden des Pindars scheint Hr. Th. auch kein rechtes deutsches Gewand umwerfen zu können. Hier sind die beyden ersten olympischen geliefert. Des Sophisten Lucians Gespräch, Freund des Vaterlandes, scheint uns keiner Uebersetzung werth zu seyn. Die Absicht, wozu die kleinen Reden, eine aus dem Thucydides, und zwey aus Tacitus, wie auch des Tyrtäus Kriegslieder in Prosa, dem Publicum vorgelegt sind, sehen wir auch nicht ein, es müßte denn seyn, den Bogen zu füllen. In dem Vorberichte zu den Uebersetzungen vertheidigt Hr. Th. die Freyheit, die Buchwörter mit neuen oder mit veralteten zu bereichern. Sehr richtig; nur müßte es mit mehrerer Kenntniß der deutschen Sprache als Hr. Th. hat, und nicht in dem plumpen und decisiven Tone geschehen seyn. Tragen wir lieber in dogmatischen Sachen unsere Meinung einfältiglich vor, und gewöhnen uns immer zu bedenken, daß andere Leute vielleicht eben das schon einsehen, oder wenn sie anderer Meinung sind, Recht haben können. Sagen z. E. in einer sehr gleichgültigen Sache nicht; Löwe werd ich nie schreiben; sondern Leue, und erklären den nicht gleich für einen Unsinnigen, für ein Schaaf, der einem großen Schriftsteller eine unächte Schrift zuschreibt.

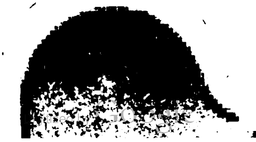
Pz.

5) Schö-

5. Schöne Künste, Musik.

Joh. Fr. Christ, Abhandlungen über die Litteratur und Kunstwerke, vornemlich des Alterthums, durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet, von Joh. Karl Zeune. Leipzig, 1776. 8. bey Saalbach. 25 Bogen.

Des verstorbenen Leipziger Professor Christens nicht gemeine Kenntnisse sind bekannt, dessen besonderes Latein noch immer auffallend und undeutlich ist. Es ist zu loben, daß man diese Schrift, welche Zuhörer im Collegio nachgeschrieben, der gelehrten Welt mitgetheilet hat. Es ist solche in zwölf Abschnitte abgefaßt, unter welchen sich der dritte von Aufschriften, der vierte von alten Münzen, der fünfte von Statuen, und der siebente von Gemmen, vorzüglich auszeichnen. Weil dieses Buch von allen Freunden des Alterthums gelesen werden wird, wollen wir uns hier nicht auf Alles einlassen. Wir nehmen den Abschnitt von Münzen vor uns. Numa oder Servius sollen die ersten Münzen in Italien eingeführt haben. S. 138. Warum nicht die Hetrurier und ältesten Einwohner Campaniens? Vor Quartumviri S. 144. wäre richtiger quatuor viri zu schreiben. Zu S. 145. die römischen Silbermünzen waren denarii, quinarii, und sestertii, setzen wir noch, unter den Kaysern aber nur denarii und quinarii. S. 150. wo von numis contorniatis die Rede ist, treten wir der Meinung bey, daß solche in spätern Zeiten, unter Valentinian gepräget worden sind. Zur S. 150. erinnern wir, daß noch viele alte bleyerne Münzen da sind, Ficoroni Schrift i piombi antichi beweiset es sattsam, und man findet dergleichen noch in allen vorzüglichen Münzsammlungen. S. 153. Zur richtigen Eintheilung der alten Münzen gehören auch die genugsam entdeckten Hetrurischen, Spanischen, Gallischen, u. a. m. Da aber der Verf. sich auf die römischen eingeschränkt, und von diesen ausführlich genug gehandelt hat: so findet man leider hier, so wie in andern Eintheilungen, das alte Münzstudium im Ganzen noch nicht bearbeitet. Dem Herausgeber war dieses zu erfüllen übrig; allein



es ist unterblieben. Warum konnte man nicht hier eines Wise commentarius in numismata Bodlejana, eines Froelich notitia elementaris numismatum, eines Bouteroue, Barthelemy, Florez, Velasquez und Pellerin Schriften nutzen, und das Beste daraus kürzlich vortragen? Johann Albrecht Fabritz, S. 176. nicht Andr. Fabritz, ist der Name des Herausgebers und Vermehrers der Bandurischen Münzbibliothek.

Wir gehen zum Abschnitt von Statuen, und rühmen Christens Fleiß und gelehrtes Reisen. Viel hat hier Christ gesagt, das Winkelmann nachher auch sagt; mit was vor Behutsamkeit sprach derselbe nicht von dieser Kenntniß? Recht macht er einen Unterschied unter griechischen, römischen und ausländischen alten Werken, unter welchen er nicht sowohl Aegyptische, als auch vielmehr Hetrurische, Campanische, Sicilianische und andere Völker verstanden haben mag; denn alles, was nicht ägyptisch, griechisch oder römisch ist, den Hetruriern zuzuschreiben, ist und bleibt uns noch immer ein sichtbarer Fehler. Ist denn andern Bewohnern Italiens, die zu ihren Zeiten mächtig, reich und volkreich genug waren, gar nichts von Kunstwerken beyzulegen? Kurz, und für den Anfänger hinreichend sind die Lehren, das Neue vom Alten zu unterscheiden; genug ist vom Marmor und Erzt gesagt. Ueberhaupt ist nicht zu leugnen, daß dieser Abschnitt der vollkommenste im ganzen Buche ist, und alle andere an Schärfe und dem Lehrreichen übertrifft. Daß der Herausgeber aus Winkelmanns Geschichte der Kunst und dessen Anmerkungen das Wichtigste zur Bereicherung und Erläuterung, nebst den neuen Entdeckungen, sowohl im Texte, als hauptsächlich in Anmerkungen, beygebracht hat, ist vorzüglich zu loben. Auch hätte derselbe Winkelmanns übrige Schriften nutzen sollen, und zum Beyspiel S. 252 da die Rede von den Französischen und Barberinischen Schildern ist, letzteres für neu, und jenes nicht für so gar alt, aus W. allegorischem Versuch S. 19. ändern und verbessern können. Bey wiederholter Ausgabe dieses nützlichen Buches wollten wir anrathen, die guten alten Werke, die sich in Deutschland befinden, nicht ganz zu vergessen; sondern das Vorzüglichste aus der Königl. Preussischen, Chursächsischen, Wallmodischen und andern Sammlungen, dem deutschen Alterthumsforscher zur nähern Kenntniß, und dem Vaterlande zur Ehre, mit anzuführen, auch den

guten

guten Cicero. Namen nicht wieder mit Zum, u. dgl. abdrucken zu lassen.

Zf.

Vom Alter der Oelmalerey, aus dem Theophilus Presbyter. Braunschweig, in der Buchhandlung des Waysenhauses. 1774. 8. 6 Bogen.

Der berühmte Herr Lessing ist der Verf. dieser Schrift, in welcher derselbe dem Johann von Eyk die Erfindung, weswegen sein Name länger, als zweyhundert Jahre mit so vielem Ruhme genannt worden, gänzlich abspricht, und behauptet, daß die Oelmalerey nichts weniger, als eine so neue Erfindung sey, sondern manche Jahrhunderte zuvor schon bekannt gewesen. Diese Beweise sind klare, deutliche, unverdächtige und unwidersprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus, deren Bekanntmachung mit Dank anzunehmen ist, welchem der Wunsch könnte beygefüget werden, daß man der wißbegierigen Welt die ganze Schrift des Theophilus künftig gütigst mittheilen möge.

U.

Elisium, ein musikalisches Drama vom Hrn. Capellmeister Schweizer. Königsberg, bey Hartung. 1774.

Es ist wohl nichts unschicklicher, als das Verfahren des Componisten, der einer jeden Poesie ohne Unterschied ihres Charakters dieselbe Musik anzwingt. So finden wir hier zu einer Poesie, die in ihrer ganzen Anlage, Einrichtung und Ausführung nichts großes hat, eben dieselbe Musik, wie die zur Alceste ist; eben dieselbe Ausführlichkeit in den Arien; eben denselben Reichthum oder vielmehr dieselbe Ueberladung von Verzierungen im Gesange; eben das Mannichfaltige, Schwärmende in der Begleitung. Hiezu kömmt noch, daß es dem Stücke selbst an Handlung fehlt, daß es an sich schon langsamen Gang geht. Das Gedehnte und Weitschweifige des Gesanges macht es also doppelt langweilig; und die einzelnen Schönheiten darinn sind um so weniger fähig, uns für

Lan-

Langweile zu schützen, da sie unter einer Menge der bekanntesten Gedanken stehen, die man aus hundert italiänischen Werken schon kennt. Freylich für die, die keine oder doch wenig italiänische Musik gehört haben, mag der Gesang unterhaltend genug seyn: und Rec. hat hievon wirklich einleuchtende Beyspiele erlebt. Er hat dieses Stück an großen und kleinen Orten aufführen gesehen; da, wo nie italiänische Musik hingekommen war, unterhielt das Stück sehr, und gefiel der Neuheit wegen; wo aber fast jeder italiänische Musik kannte, wurde auch fast allgemein gegähnt.

Da das Stück schon so bekannt ist: so wollen wir uns auf keine ausführliche Zergliederung einlassen, sondern nur noch sagen, daß uns das Finale am besten gefallen hat, weil es seinem Gegenstande am angemessensten ist. Nur sind uns die Worte:

O ihr Väter, zeigt im Bilde,
Zeiget ihnen unser Glück!
Eure Lehren sind ein Blick
In elisische Gefilde.

die häufigen Transpositionen desselben Gesanges hinauf und hinunter sehr anstößig gewesen. Auch hat Hr. S. selbst in diesem kleinen Liede sich nicht des wilden schwärmenden Schlusses in dem Instrumente enthalten können. Wir dächten itzt, da man diesen Schluß schon seit geraumer Zeit in allen Bierhäusern hört, wäre es doch wohl einmal Zeit, daß sich die Componisten seiner schämten.

Sechs Sonaten fürs Clavier, der hochwohlgebohrnen Frau Landshauptmannin von Schönberg, in Bautzen, unterthänigst zugeeignet, von Johann Wilhelm Häßler. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1776.

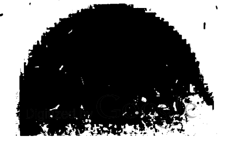
Der V. ist ein Nachahmer unsers C. P. E. Bach, und oft ein glücklicher Nachahmer; oft aber auch ein kühner Abschreiber: denn wir finden ganze Stellen, ganze Sätze, die gerade zu aus Bachischen Sonaten und Concerten ausgeschrieben sind. Wir bedauern dieses um desto mehr, da uns H. H. da, wo er seinen eignen Gang geht, sehr wohl gefällt. Auch scheint uns der Grund der gar zu sclavischen Nachahmung nicht

Flüch-

Flüchtigkeit bey Hrn. H. zu seyn: denn im Ganzen sind die Sonaten fleißig gearbeitet. Vielleicht ist die Ursache davon eine enthusiastische Liebe für die Bachischen Werke mit der der V. nichts anders spielt und spielen mag, als diese, das erste loben wir; denn Bach ist allemal das vornehmste und würdigste Muster; das andere müssen wir aber tadeln; denn die nothwendige Folge davon ist immer diese, daß der V. sclavischer Nachahmer wird. Nur durch die Vergleichung verschiedener Werke, schlechte und gute, mittelmäßige und große, lernt man den Werth eines jeden genau bestimmen, lernt man endlich seinen eigenen Werth kennen und schätzen. Hängt man aber beständig an einem Muster, so bekömmt unser Kopf und Herz völlig die Richtung des andern, es wird uns alles an ihm lieb, seine Fehler so gut, als seine Vorzüge, und beydes ahmen wir ihm gerne nach. Nun aber ist der Mann, den wir uns zum Muster versetzten, durch den besondern Schwung seines Genies, durch langes gründliches Studium, durch häufige Erfahrung und eigene lange Uebung dahin gekommen, wo er ist, und durch alles dieses zusammen der große Mann geworden, der er ist. Sein Nachahmer aber, der an ihm hängt, kann sich endlich durch langen Umgang seine Manier eigen machen, all' sein äußeres Wesen annehmen, kann in vielen Stücken derselbe scheinen, und doch dabey ein mittelmäßiger Kopf bleiben.

Daß Hr. H. seinen Bach noch nicht ganz kennt und völlig richtig beurtheilt, sehen wir z. B. daraus, daß er häufigen Transpositionen, und schnellen Ausweichungen eben so gern an allen Orten nachahmt, als die Ausführung des Thematis, das wahre Claviermäßige und das fortdauernde Edele. Hr. H. sehe nur einmal selbst, ohne Rücksicht, daß er der Autor ist, die außerordentlich häufigen Transpositionen fast auf allen Seiten an, und er wird sich gewiß wundern, daß er sie hat stehen lassen. Und warum verdirbt sich H. H. oft den besten Gesang, die angenehmste Folge von Gedanken durch schnelle, erzwungene Ausweichungen? Hält er das für Kunst, oder für Schönheit? Wir können ihm versichern, daß es beydes nicht ist. Es ist nichts leichter, als eine Reihe der auffallendsten Harmonien hinzuschreiben; aber auch nichts leichter, als dadurch den besten Gesang, dessen Character sanft und ergötzend seyn soll, zu verderben.

Wir rathen also Hrn. H. fürs künftige, sich das Claviermäßige, das ausgeführte Ganze und Edle der Bachischen Manier



mir ganz eigen zu machen, und dann seine eigene Ideen in dieser Manier zu bearbeiten: so kann er uns alsdenn warlich vortreffliche Sachen liefern. Diese zuversichtliche Hoffnung, die wir gerne erfüllt sehen möchten, ist dem V. Bürge, daß uns seine Sonaten merkwürdig gewesen; sie ist auch die Ursache, daß wir dem V. unsere Meinung ganz gesagt haben. Wir könnten übrigens vieles an diesen Sonaten noch loben: wir wollen sie aber nur allen ächten Clavierspielern, als solche empfehlen, die zu den besten itzt herausgekommenen Sachen zu hören, und dann mögen sie sich selbst die Schönheiten davon zergliedern.

Der Abend im Walde, eine comische Oper in zwey Acten, in die Musik gesetzt von Ernst Wilhelm Wolf, Hochfürstlich-Weymarischen Capellmeister. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch. 1775.

Die Verdienste des Hrn. W. sind bekannt. In jeder seiner Operetten findet man Ausdruck, angenehmen Gesang und reine Harmonie; auch dieser vor uns liegenden Operette fehlt es nicht an diesen guten Eigenschaften. Nur bemerkten wir ungern, daß Hr. W. zu schnell arbeitet: daher fehlt es seinen neuern Arbeiten an Neuheit und völliger Correktion. Um dieses zu beweisen, und um Hrn. W. selbst darauf aufmerksam zu machen, wollen wir alles anführen, was uns im ersten Acte mangelhaft geschienen hat.

Zum Beweise, daß es diesem Werke an Neuheit fehlt, führen wir zuerst die häufigen Transpositionen an, wie S. 13. gleich am Anfange; S. 14. vom 10—13 Takte; S. 15. der Anfang des Allegro; S. 30. auf die Worte: es hatte sich verworren; S. 35. der Anfang, der noch dazu in Absicht der Modulation dem Anfange S. 13. völlig gleich ist; S. 36. und 37. vom Anfange des zweyten Theils bis zum neunzehnten Takte desselben; S. 39. der siebente und achte Takt; S. 42. das letzte Liniensystem; und so fort, fast in jeder Arie. Wir wollen hiermit nicht sagen, daß sich Hr. W. der Transpositionen gar nicht bedienen sollte; denn wir wissen sehr wohl, daß sie oft das ihrige zur Faßlichkeit des Gesanges, und zuweilen auch zum Ausdrucke beytragen: wenn z. B. der Affect

steigt

steigt, und die folgende Zeile über dieselbe Empfindung, denselben Gegenstand mehr sagt, als die vorhergegangene — nur muß sie sich ein Componist nicht zu häufig und ohne besondere Veranlaßung bedienen, sonst fällt man leicht auf die Vermuthung, er arbeite zu schnell, und schreibe immer die ersten Gedanken nieder.

Zum fernern Beweise mögen die vielen bekannten Gedanken, die Andere und H. W. selbst schon so häufig gebraucht haben, dienen: und endlich die gar zu häufigen Wiederholungen. Besondere Beyspiele dürffen wir hievon wohl nicht anführen, da wir in Ansehung der Neuheit aus dem ersten Acte nur das Duett S. 17. uns auszuzeichnen getrauen, und da das Letzte fast jede Arie betrifft. Solche Züge, wie S. 12. im vierten und achten Tacte, können wir nicht für natürliche Erfindungen halten; es scheint uns vielmehr Affectation zum Nachtheil des Gesanges zu seyn.

Daß es diesem Werke an Correction fehlt, das mag zuerst die häufige falsche Anwendung der weichen Tonart beweisen. Wie S. 20. auf die Worte:

Doch diese Freuden
sind auch nur für mich und dich.

Hier weicht H. W. bey Freuden, da es zum erstenmale ausgesprochen wird in die weiche Tonart aus, bleibt neun Tacte drinnen, und schließt auch so. Eben so S. 25. bey den Worten:

wohl ihm, wohl dir, wohl mir.

wo H. W. auch gleich zu Anfange der Worte in die weiche Tonart ausweicht, die Worte viermal wiederhohlt, dabey immer, durch neun Tacte durch, in derselben bleibt und auch drinnen schließt. Noch einmal kömmt dieses in demselben Duett S. 27. vor: wo sie singt:

ein jeder Tag wird unser Glück verneuen!
wohl ihm, wohl dir, wohl mir!

und er:

der gute Vater wird sich freuen!
auch dies verdank ich dir.

Hier bleibt H. W. sechs Tacte durch in der weichen Tonart, und schließt ebenfalls drinnen. Freude kann mit Rührung vermischt seyn, und dieses kann eine kleine Ausweichung in die Molltonart glücklich ausdrücken: wovon wir auch hier in einer andern Aria S. 49. auf die Worte

O da fließen Freudenthränen,
Thränen, so die Liebe weint.



ein sehr glückliches Beyspiel finden. Hier wird die erste Zeile in der weichen Tonart gesungen, und in der andern geht Hr. W. wieder in die harte über: das thut eine sehr rührende Wirkung. Wenn aber der Gesang zu lange in der weichen Tonart verweilt, und gar drinnen schließt, so ist dieses der Ausdruck der Traurigkeit, der Gesang mag übrigens beschaffen seyn wie er will. Ferner finden wir Stellen, wo die Richtigkeit des gramaticalischen Accents nicht zum Vortheil des oratorischen Accents vernachläßigt, sondern ihr ohne Ursache geradezu zuwider gehandelt worden. Wie S. 32. auf die Worte:

lose Kinder, glaubt es mir.

Hier steigt H. W. auf der letzten Sylbe des Wortes, Kinder um eine Sechste in die Höhe; und S. 33. bey den Worten:

Fritz gieng zu Lischen auf die Freydt,

steigt die Stimme bey der letzten Sylbe des Wortes: Lischen, eine ganze Octave in die Höhe, und fällt gleich wieder um eine Septime hinunter. Das ist höchst widrig.

Auch müssen wir noch einiger Malereyen am unrechten Orte erwähnen. Man weiß, daß im komischen Malereyen, auch sogar von Gegenständen des Auges ergötzen, und nicht selten durch ihre Unvollständigkeit ergötzen: wenn aber in einer ernsthaften Arie von edlem Gesange, wie die S. 46.

Wie traurig ist die Stunde,
wenn man sich trennen soll!
da stockt auf treuem Munde
das letzte Lebewohl.

die Instrumente, während dem traurigen Gesange, sich bemühen das Stocken des Mundes auszudrücken, so scheint uns das unschicklich.

So war uns auch in der Arie S. 44. der Ausdruck der Worte;

Wo Wölfe heulen, heult' ich mit

und weiter hin

Je bunter, je lieber,
bald drunter, bald drüber.

sehr anstößig. Fürs erste war hier das Heulen des Wolfes gar nicht auszudrücken: es soll sich hier keiner vor dem Wolf fürchten, auch sagt es keiner, der sich vor dem Wolf gefürchtet hat. Die Worte heißen hier nicht mehr und nicht weniger, als: was alle thun, das thu ich auch. Warum bemühet sich H. W. also hier das Heulen der Wölfe erst im Baß und her-

nach

nach auch in der Singstimme durch das Halten in der Höhe über einen dissonirenden Akkord auszudrücken? Ferner glauben wir, daß das, was Lessing in seinem Laokoon von der Schönheit sagt, die der griechische Künstler bey jedem Ausdruck zu erhalten suchte, auch zum Theil für den Tonkünstler gelte. Ist dieses wahr, so muß der Tonsetzer solche höchst widrige Ausdrücke, wie dieses Allegro und Presto vom Anfange bis zum Ende enthält, gänzlich vermeiden. Wir meynen hier das f in der Oberstimme, wozu fis im Baß angeschlagen wird, und das viermal; die Octaven fis — g am Ende des fünften und Anfange des sechsten Tacts; und über alles das Heulen im Presto, wo alle Stimmen in drey nebeneinander liegenden halben Tönen cis, d, es, durch zwölf Tacte hindurch unaufhörlich heulen. Und was soll das ausdrücken?

Je bunter, je lieber.

das heißt aber:

je wiedriger, je lieber.

Seite 43. ist am Schluß wohl ein Druckfehler, und soll über dem b im Baß, vor der Schlußnote wohl nicht der Sechstenaccord, sondern der Septimenaccord stehen: statt g. f.
d. d.
b. as.

Endlich bitten wir Hrn. W. der jungen Nachahmer wegen, die kleinsten Nachläßigkeiten in der Harmonie zu vermeiden: wie z. B. S. 31. und 32. beym Schluß und S. 45. im zweyten und dritten Tacte. Ueber alles wünschen wir aber, daß H. W. die Aufrichtigkeit, mit der wir unsere Meinung gesagt, nicht vor Mangel an Hochachtung vor seine vielen Verdienste um die Tonkunst halte; vielmehr entsteht aus dieser Hochachtung der Wunsch, in den künftigen Arbeiten des V. auch die letzte Feile erkennen zu können.

Mr.

Deutsche Operetten im Auszuge, mit Musik der besten deutschen Componisten. Erster Theil. Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung. 1776.

Ohne zu untersuchen, was der Herausgeber für ein Recht darzu habe, Auszüge aus Operetten herauszugeben, deren Verfasser noch leben, und die noch immer häufig verkauft und neu aufgelegt werden; und was denn auch wohl dem

Publiko damit gedient seyn kann, einzelne Stücke aus Operetten, die in aller Musikliebhaber Händen sind, zu erhalten, wollen wir uns nur auf die Wahl der Stücke einlassen.

Zuerst stehn vier Stücke aus dem **Rosenfeste** von **Herrn Wolf**, deren Auswahl gleich von dem Mangel an Geschmack und Beurtheilungskraft des Herausgebers sehr deutlich zeigen. Es wird 1) **Nein glaubt mirs nur** — 2) **Ihr schöner Blick** — 3) **Wir reisen seit dem zwölften Jahre.** — 4) **Ihr Mädchen wollt ihr wenn ihr freyt.** Statt dieser beyden letzten hätten wir sicher andere gewählt. Z. B. **Ach Mutter, unsre kleine Zucht,** — oder: **Die Mutter schmält ohn Unterlaß** — oder: **Hannchen siehst du dort den Bach,** oder: **Ich fühl es wohl, und sagt es gern,** — und andre mehr, die alle jenen vorzuziehen sind.

Dann kommen sechs Stück aus der **Jagd** von **Herrn Hiller**, von denen wir, da bey einem solchen Auszuge einmal das Allerschönste erwartet wird, zwey nicht würden gewählt haben, nemlich: **Wenn mich nur mein Röschen liebt,** und **Mein Engelchen was machst** — Dies letzte ist an seiner Stelle mit der komischen Aktion verbunden, recht sehr gut; nur wird doch wohl in Gesellschaft niemand diese komische Aktion machen wollen, und sich durch die Fistel antworten. Dafür hätten wir lieber gewählt: **Der Graf bot seine Schätze mir; Du stiller Wohnplatz süßer Freuden; Mein Hannchen war für mich allein; O daß mich doch sein Herze liebte,** u. a. m.

Darauf folgen sechs Stücke aus der **Liebe auf dem Lande** von **Herrn Hiller**, deren Auswahl eben so wenig befriedigt, als die der folgenden sieben Stücke aus **Lottchen am Hofe.** Der Raum erlaubt uns nicht, auch dieses ausführlich zu zeigen. Sonderbar ist es immer, daß ein Mann, der weder Geschmack noch Beurtheilung hat, verlangt, seine Leibstückchen sollen auch unsre Lieblingsstücke seyn. So viel an uns ist, wollten wir also wohl die Fortsetzung dieser Sammlung freundlichst verbitten. Lieber wünschten wir, daß die kleinen, faßlichen Gesänge dieser Operetten durch irgend ein Mittel unter dem gemeinen Volke eben so ausgebreitet werden könnten, als es die Poesie der mehresten Romanzen dieser Operetten, durch die Bänkelsänger, und mit Liedlein zu drey Pfennige handelnden Weiber und Knaben bereits geworden sind. Jedoch sind auch schon durch die theatralischen Vorstellungen

sungen sehr viele jener Melodieen unter dem Volke ganz allgemein geworden.

Aria: Luci amorose, aus der Oper Issipile, vom Hrn. Capellmeister Schwanenberg, mit der deutschen Parodie, in der Operette: Der Deserteur.

Herr S. wird dem Parodisten gewiß nicht Dank dafür wissen, daß er seiner angenehmen schönen Arie deutsche Worte angezwungen hat. Der Gesang in italiänischer Manier, der uns zu italiänischen Worten sehr wohl gefällt, seys, daß wir da einmal völlig italiänischen Gesang erwarten, oder daß wir mit der Sprache nicht so ganz vertraut sind, als mit unserer Muttersprache, dünkt uns zu deutschen Worten immer zu sehr gedehnt, zu sehr verziert. Selbst alsdann, wenn auch die Worte vollkommen zu dem Gesange passen, welches hier nicht überall der Fall ist.

Vollständiges Liederbuch der Freymäurer, mit Melodieen in zwey Büchern. Herausgegeben von einem alten Mitgliede der Loge Zorobabel. Koppenhagen und Leipzig. 1776.

Lieder zum Gebrauch in den Logen, mit ausgewählten und verbesserten Melodieen. Erste Sammlung. Breslau, bey Korn. 1777.

Oden und Lieder mit Melodieen, fürs Clavier gesetzt und herausgegeben von einem Liebhaber der Musik, C. G. Telonius. Hamburg, bey Bock. 1777.

Herrn *von Hagedorns* Oden und Lieder zum Singen bey dem Clavier, in Musik gesetzt von *Johann Anton Kleberger*, des Gymnasiums zu Friedberg Conrector — *Erster Theil.* Friedberg in der Wetterau, zu finden bey dem Autor.

Alle diese Lieder erheben sich nicht über das Mittelmäßige. Die Lieder des Herrn Telonius sind noch die besten.

Musikalischer Blumenstrauß für das Jahr 1776. von Joh. Andre. Offenbach.

Scherzhafte Lieder von Herrn Weisse. In Musik gesetzt von Joh. Andre.

Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang, von *Goethe*. In Musik gesetzt und seinem gnädigsten Landesherrn, dem durchlauchtigsten Fürsten von Isenburg und Büdingen, unterthänigst zugeeignet von *André*. Offenbach am Mayn, bey dem Verfasser.

Es fehlt den musikalischen Ausarbeitungen des Herrn André nicht an Gefühl, an angenehmen, oft auch ausdrückendem Gesange: dies haben wir schon von ihm gerühmt, da er die Tonkunst noch als eine Nebenbeschäfftigung trieb. Itzt aber, da er sich ganz ihr widmet, (denn er ist gegenwärtig Musikdirector bey der Döblinischen Schauspielergesellschaft in Berlin,) itzt hoffen wir in seinen künftigen Arbeiten auch völlige Reinigkeit der Harmonie, Richtigkeit und Feinheit des Rhytmus, Einheit und Simplicität im Gesange, ohne Einförmigkeit, durchgedachten Ausdruck, (nicht Wortausdruck,) angemessene und Wirkungthuende Begleitung, und ein übereinstimmendes und dem Sujet angemessenes Ganze zu finden. Er hat zu allem diesen Anlage; aber alles dieses erfodert auch Arbeit.

Vh.

Huit Fugues pour le Clavecin ou l'Orgue composées par *W. I. Ph. Kirnberger*, Musicien de Chambre de Son Altesse Royale, Madame la Princesse Amelie de Prusse, Abesse de Quedlinbourg. Chez I. I. Hummel, a Berlin avec Privilege du Roi, à Amsterdam &c. Prix Fl. 16.

Fughe

Fughe e Capricy pe'l Clavicembalo ò per l' Organo composti e dedicati al Celebre Signore *C. P. E. Bach*, dal Suo Servo, ed Amico, *F. W. Marpurg*, Opera Prima. Chez I. I. Hummel, à Berlin avec Privilege du Roi, à Amsterdam &c. Prix. F. 2.

Es ist von doppeltem Nutzen, wenn Schriftsteller, die durch ihre theoretischen Werke eine Nation in der Kunst unterrichten, diesem Unterricht auch ihre praktischen Ausarbeitungen zu Beyspiele beyfügen. So erscheinen hier H. M. und H. K., deren theoretische Schriften schon längst mit dem verdienten Beyfall aufgenommen worden, und noch immer die brauchbarsten und vollständigsten sind, zu gleicher Zeit mit Fugen, die dem jungen Componisten als Muster angepriesen werden können. Es ist ein angenehmes Geschäfte des Kenners, in den Ausarbeitungen verschiedener Componisten charakteristische Spuren ihres Geistes aufzusuchen und zu finden. So wird man in diesen Fugen sehr leicht Hrn. K. als den speculativischen, tiefdenkenden Kopf, als den strengen correkten Harmoniker erklären, und in Hrn. M. sehr bald den Mann finden, der auf eine gefällige Art das Angenehme vorzüglich sucht.

Kleinigkeiten muß man billig an Männern von so bestimmten Verdiensten nicht tadeln: sonst würde der Rec. Hrn. K. fragen, warum er in der sechsten Fuge gleich im Anfange dreymal aus der Tonica in die Dominante und wieder in die Tonica modulirt hat? und Hrn. M., warum er in seinen Präludien so häufige Transpositionen angebracht?

Hr. M. verdient für seine Arbeiten noch besonderes Lob, da bey ihm die Tonkunst nur Nebengeschäfte ist, und er doch in seinen musikalischen Schriften und in seinen Fugen manche Tonkünstler von Profession beschämt.

Br.

6. Romanen.

Lottchens Reisen ins Zuchthaus von F. A. G. K. — Erster Theil 304 S. Zweyter Theil 373 S. 8. Leipzig, bey Müller, 1778.

Der Einfall, eine lasterhafte Dirne durch die mannichfaltigen Austritte des Lebens endlich an den Ort ihrer Bestimmung ins Zuchthaus zu bringen, ist ganz leidlich; aber auch sicherlich das Beste im ganzen Buche. Denn die Ausführung gleicht vollkommen dem wässerichten, aufgedunsteten, geschmacklosen Kürbisse, den der witzige Setzer, gewiß nicht ohne Absicht unter den voranstehenden Konspectus des ersten Theils als Schlußleiste angebracht hat. Die ganze Komposition der Geschichte sowohl, als der Charakter, geht so wider den Mann, ist so voll ungeschmacktes Zeuges, daß dem geduldigsten Leser diese Lektüre aneckeln muß. Nur ein paar Armseligkeiten des Verfassers wollen wir hier im Vorbeygehen anmerken. Herr von Reitznitz schreibt seiner Gemahlin S. 53: „In der größten Eil, und wegen des Unerwarteten, nicht weniger großen Bestürzung, melde ich dir, „daß ich gestern zum Premierminister ernennet worden bin, „und zwar ohne alle mein Ansuchen, welches mich unendlich er„freuet, (hierzu eine Note unterm Text, iucundus enim est „honor vltro datus Plin. l. I. ep. XV.) Noch mehr aber „vergnügt das mich, daß nicht der Schade eines andern mir „den Weg zu größern Ehren gebahnt. (Hierzu wieder eine „Stelle aus dem Cicero pro Roſcio Amerino) — — Aber, „meine Beste, ich brauche 2000 Thaler Geld, wie wäre es, „wenn du deiner Mutter recht **ums Maul herumgiengst**, „und sie überredetest, daß sie dir diese Summe gäb? — — „Nun kommen doch unsere Mädchen auch in die große Welt. „Vor Lottchen ist mir zwar nicht bange, sie ist falsch **wie „Galgenholz, pfiffig wie der Teufel**, und setzt sich über „die Pedantereyen des Christenthums hinaus —" So Dorfjunkermäßig schreibt kein Minister, und wenn es auch nur des Küsters und Kaisers Nicolaus Klimms Minister gewesen wär, geschweige einer aus Dresden. Dieser Romanenminister begleitet den Hof nach **Warschau**, und wenig Seiten darauf schwatzt einer was von dem Dessauischen **Philanthropin** daher,

daher, als einer gleichzeitigen Begebenheit. Diesen Parachronismus hätten die zween Gönner und berühmten Schriftsteller, denen der V. sein Manuscript zur Prüfung vorgelegt hat, nicht übersehen sollen. Der Anstrich von Schulgelehrsamkeit, den er seinem Buche dadurch geben wollen, daß er die gemeinsten Gedanken mit griechischen und lateinischen Stellen belegt, die augenscheinlich aus Sentenzenbüchern zusammengehascht sind, ist eine Armseligkeit mehr. Den zweyten Theil hat Recensent nicht gelesen: denn wer den ersten kennt, wird sich vor dem zweyten hüten. Aus dem vorangesetzten Inhalte ergiebt sich aber, daß Lottchen noch nicht im Zuchthause ist; daher zu befürchten ist, der Verf. werde uns mit noch mehrern Theilen heimsuchen.

Zlr.

Die Leiden des jungen Franken, eines Genies. — Minden, bey Körber, 1777. 7 Bog. 8.

Eine Satire auf die den Deutschen so bekannten Leiden, und auf manche andere Modenarrheiten in der deutschen empfindelnden und Schönengeisterwelt. Ohngeachtet dem V. allerdings hie und da Züge mißglückt sind, und er zuweilen zu sichtbar nach Witze hascht; so können wir ihm doch unsern Beyfall nicht ganz versagen. Wir sind gewiß, daß mancher Leser in diesen Paar Bogen viel Wahres und viel auf sich selbst Anwendbares, auf eine meistentheils angenehme und leichte Art Gesagtes finden werde. Der Anfang aber ist weit besser, als das Folgende; insonderheit die Briefe von Franken an seinen Freund sind unleidlich übertrieben und langweilig, und die Scherze über den geschnitzten Amor, die Gottheit des Helden, sind viel zu weit getrieben.

Die Geschichte des jungen Franken ist eigentlich diese. Er mit aller Anlage zu einem empfindelnden Gecken und Dichter kleiner Lieder, wird von seinem practischen Vater auf die hohe Schule geschickt, um das Jus zu lernen, welches er nicht thut, sondern sich mit schönen Wissenschaften, und zwar auf läppische Art die Zeit vertreibt; (ein Fall, der noch auf mancher Universität vorfällt) und der bey Gelegenheit auf die kalten Hunde schimpft, die sich überwinden können, mit den trockenen Wissenschaften zu thun zu haben, und in Collegia zu gehen,

Wie er zu Hause kömmt, weiß der junge Herr nichts brauchbares, und muß deswegen harte Begegnung von seinem Vater erfahren, welches seine Leiden ausmacht, und ihm die kläglich-läppischen Briefe auspreßt, die hier vorkommen. Er soll nunmehro noch Jus lernen; aber es will ihm nicht schmecken, er macht Empfindeleyen, Narrenpossen und kleine Gedichtchen, und letztlich verliebt er sich in eines ehrlichen Pachters schöne Frau, die er bethört, und die er beynahe zu Falle bringt; als ihm aber hier etwas in den Weg kömmt, daß er nicht gleich Pistolen von seinem Nebenbuhler (denn so sieht er den Ehemann an) bekommen kann, so erhängt er sich an eine geliebte alte Eiche empfindsamlich. Was uns nicht gefällt, ist, daß er durch einen gemeinen Strick stirbt; es hätte wenigstens das Strumpfband seiner Geliebten seyn sollen. Für ein Product, das nicht lange leben kann, weil die Thorheiten, die es belacht, bald ganz vergessen seyn werden, ist es immer gut genug.

Drey hüpsche kurzweilige Mährlein. Gestellt und beschrieben durch'n Grafen Anton Hamilton. Nunmehro aber ihrer sonderbaren Lieblichkeit halber aus dem Französchen ins Teutsche gedolmetscht, durch Görg Bider, dermalen Boten zu Lauchstädt, weiland erbern Schustergesellen. Begreifend: Historiam der Flördepina, Historiam der Fakkardine, und Historiam 'nes Widders. Hintendran ein Vocabularius. Im Jahr unsers Herrn Gepurt Tausend Siebenhundert Siebenzig Sieben. 582 Seiten in 8.

Warum kann denn kein Mensch in unserm lieben deutschen Vaterlande eine eigene Manier, und nur einen Einfall haben, ohne daß gleich ein Rudel Gecken angesprungen kommen, und ihm jede Bewegung nachäffen? Da hat einer Daniel Säuberlich zu Ende des Jahrs 1776 einen Musenalmanach von Volksliedern mit einer altdeutschen Vorrede herausgegeben, und hier macht ihm ein Herr Verf., der sich zu Lauchstedt, wie er schreibt, aufhält, schon um nächsten Februar

bruar 1777 auf seine Weise alles nach; und hierbey läßt er es nicht einmal bewenden, sondern auch den Wandsbecker Boten, (der, so gern man ihn selbst hat, durchaus nicht nachgeahmt werden muß,) und verschiedne andere, hat er zugleich mit copirt. Es ist zwar überhaupt ein äußerst thörichter Einfall, ein Buch, das in gutem fließenden Französischen geschrieben ist, in unsern Zeiten in Altdeutsch zu übersetzen; man sieht gar keine Mittelidee, die auf den Gedanken leiten konnte. Aber nun vollends wird der Einfall dadurch abgeschmackt, daß die Sprache dieses Buchs nichts weniger als Altdeutsch ist. Lauter höchst moderne Gedanken, Wendungen und Ausdrücke, auf eine komisch seyn sollende Art mit einigen Redensarten aus der Bibel und aus andern alten Schriftstellern durchspickt, hin und wieder Wielands Manier im Erzählen der Feenmährchen, an andern Orten wieder andere Manieren nachgeahmt, alles mit einer Sündfluth von 'n 'n, und n' n', von Apostrophen forn und hinten, macht einen Jargon aus, mit dem man den Teufel bannen könnte.

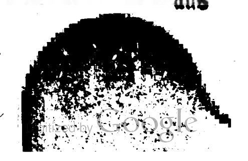
Nicht ohne Verdruß haben wir dieses wunderseltsame Buch durchblättert, denn es durchzulesen war uns unmöglich; und was den Recensenten am meisten ärgerte, war, daß aus allem deutlich zu ersehen ist, daß der V. dieses tollen Dinges im Stande gewesen wäre, eine gute Uebersetzung von Hamiltons Mährchen zu liefern, und aus lächerlicher Grille etwas originales zu machen, ganz unnützes Zeug hinschreibt.

Zwischendurch sind Verse aus bekannten Romanzen von Bürger, auch Verse von Wieland u. s. w. mit eingewebt. Zuweilen ist auch wohl mal ein: „hast wohl Recht, Bürger! „hast wohl Recht!" und dergleichen mit eingestreuet, woraus man sieht, daß der Verf. das Werk hat originalisiren wollen; er hat sichtbarlich auch die Erzählung verändert, aber niemand, der billig denkt, wird von uns verlangen, daß wir Vergleichung mit dem Originale anstellen sollten.

Es ist höchst wunderseltsam, daß man uns nun den Hamilton, den Don Quixote, den Moliere, den Candide von Voltaire, sämmtlich in die einförmige Laune des schon vergessenen Hofmeisters, neuen Menoza und Claudine von Villabella, umgießen will, gerade ob diese Schriftsteller nicht ihr Originales hätten, das wahrhaftig mehr werth ist, als dieses kahle langweilige Getändel und Getrödel.

Zuletzt steht noch ein Vocabularius, (wie der Verf. schreibt, und sich mit einem ältern Gebrauche vertheidigt) der

aus



aus 10 Seiten besteht, worinn einige in dem Buche vorkommende alte Wörter erklärt werden; und hierinn steckt noch das Beste von dem ganzen Buche, denn der V. scheint wirklich einige Kenntnisse in der alten Sprache zu haben; wie wir überhaupt glauben, daß er weder ohne Kenntnisse noch ohne Fähigkeiten sey, die nur diesesmal durch einen seltsamen Einfall irre geführt sind. Qu.

---

7. Mathematik.

Philosophical Transactions. Wittenberg, bey Dürr. *Vol.* 56. für 1766. 151 Quartseiten, die im Originale 301 betragen, 15 Kupfertafeln. *Vol.* 57. in 2 Theilen 263 S. 26 Kupfertaf.

Noch immer hat man den Eifer zu bewundern, mit dem die Herausgeber Mühe, Zeit und Kosten aufwenden, eine so viel Nützliches enthaltende Sammlung uns bequem zu liefern, wobey sie doch von Deutschland bisher nicht nur keine Aufmunterung, selbst kaum Entschädigung rühmen können.

Einleitung zur mathematischen Bücherkenntniß. Neuntes Stück. Bresl. 1777. 8. bey Meyern.

Bey der jetzigen Menge von Journalen, da manche Wissenschaft mehr als eines hat, fehlt es doch nur der Mathematik daran. Destomehr Verbindlichkeit ist man Herrn Prof. Scheibel in Breslau schuldig, der seit einigen Jahren von mathematischen Büchern Nachricht ertheilet hat. Er hat unterschiedene wichtige neuere angezeigt; erzählt aber auch die alten. Die ersten sechs Stücke machen einen Band aus; das siebente 1775. betrifft die Trigonometrie; das achte 1776. enthält vermischte Bücher; im gegenwärtigen werden die Schriften von der Optik, Katoptrik und Dioptrik in chronologischer Ordnung genannt, wobey er sich der Verzeichnisse des ersten Prof. der Mathem. zu Breslau, Grisch, bedienet hat; aber vieles aus eigenem Vorrathe beyfügt. Seltene, oder sonst merkwürdige Bücher werden oft umständlicher beschrieben. Hrn. Sch. Urtheile sind mit Einsicht und Billigkeit abgefaßt.

Tafel

Tafel der Sinusse, Tangenten und Secanten mit ihren Logarithmen, nebst den Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1 bis 20000. Wien, bey Trattner. 1777. 1½ Alph.

Das Format ist eigentlich groß Oktav; aber mit einem so breiten Rande, daß es wie Quart aussieht. Es ist ein Abdruck von Rivards Tafeln, von denen die erste Ausgabe Par. 1743. gr. 8. herausgekommen ist; aber seitdem auch eine dritte oder vierte sich vergriffen hat. Hr. Major Unterberger, und Hr. Oberlieut. Pichler, von der K. K. Artillerie, haben gegenwärtige Ausgabe besorgt, die Druckfehler so viel als möglich zu vermeiden gesucht, und die sich bey zweymaligem Durchlesen des vollendeten Abdrucks gefunden, auf einer Seite angezeigt. Nach dem kurzen, aber zulänglichen Unterrichte vom Gebrauche, folgen diesem deutschen Abdrucke eigen, Logarithmen der Sinus des ersten halben Grades durch alle Secunden. Darauf durch alle Minuten Logarithmen der Sinus, Tangenten, Secanten, und Sinus und Tangenten selbst; die natürlichen Linien, nur für den Halbmesser 100000. Die Secanten selbst, die Rivard auch gegeben hatte, sind weggeblieben. Logarithmen der natürlichen Zahlen. Ueberall Differenzen beygefügt. Rivards Einrichtung ist in der That für eine Handausgabe sehr bequem, und diesen Abdruck empfehlen auch weisses, starkes Papier und sehr leserliche Ziffern.

Nouvelles litteraires — par l'Auteur du Recueil pour les Astronomes. III. Cahier. Berlin, bey dem Verf. und Haude und Spener. 78 Octavseiten.

Erst Nachrichten von astronomischen Schriften, dann Lebensläufe, Peter Horrebows, wozu Herr Kratzenstein dem Hrn. Bernoulli den Aufsatz mitgetheilt hat; des P. Beraud, eines vormaligen Jesuiten aus Lyon. Er war seines Landsmanns Hrn. de la Lande Lehrmeister. Auch Hrn. Lamberts Leben, dessen eigentliches Geburtsjahr Hr. B. nicht weiß; doch ohngefähr aus dem chronologischen Kennzeichen bestimmt, daß Hr. L. selbst erzählt, er habe im Alter von 16 Jahren

Jahren einen Kometen beobachtet, und dessen Bahn gezeichnet; ob es aber der von 1742 oder 1744. gewesen, bleibt unentschieden. Dieser Gelehrte ist ein Beyspiel, wie ein grosses Genie Hindernisse überwindet, selbst durch dieselben sich grösser zeigt. In seinem Vaterlande fehlte es ihm an Werkzeugen; aber mit den schlechten, die er sich meistens selbst verfertigte, richtete er mehr aus, als andere mit bessern; daher kam aber auch die Angewohnheit, daß er selbst in Berlin, wo er es anders haben konnte, immer Mittel brauchte, bey denen sich mit alle seinem Genie, die Vollkommenheit nicht erreichen ließ. Hrn. L. für die Wissenschaften so wichtiges Leben wird besonders lehrreich, wie es Hr. Bernoulli beschreibt, der ihn so genau gekannt, so richtig zu schätzen weiß. Den Beschluß machen Aenderungen im Verzeichnisse der Astronomen.

Umständliche Anweisung, wie alle Arten von Fernröhren in der größten möglichen Vollkommenheit zu verfertigen sind, von Hrn. Nic. Fuß — Aus dem Franz. übersetzt und mit einigen Zusätzen vermehrt, von Ge. Sim. Klügel. 1777. Leipzig, bey Junius. 56 Quartseiten. 2 Kupfertafeln.

Der Titel zeigt noch mehr vom Inhalte an, als in der Folge vorkommen wird. Ein Vorbericht Hrn. Leonhard Eulers. Man habe zu einer allgemeinen Regel gemacht, daß der Fernröhre Längen, wie das Quadrat der Vergrößerung wachsen müssen. So sey die Länge für starke Vergrößerungen ganz ungeheuer geworden, und doch habe man die Entdeckungen damit nicht gemacht, die sich davon erwarten ließen, durch ein Fernrohr, das 200mal im Diameter vergrößert, müsse der Mond mehr als die Hälfte des sichtbaren Himmels einnehmen, und das hätte die wichtigsten Entdeckungen versprochen. Nun habe man gefunden, daß bey so starken Vergrößerungen Verwirrung durch Regenbogenfarben entstand; Newton habe die Ursache entdeckt, sey dadurch auf die Spiegelteleskope gebracht worden, die durch die Erfindung des Gregory mehr verbessert worden sind .... (In diesen Sätzen ist weder mathematische, noch historische Richtigkeit. Daß sich die Längen, wie die Quadrate der Vergrößerungen verhalten, ist Hugens Satz, Dioptr. Prop. LVI., und beruhet mit auf Newtons

nus Entdeckungen, von der unterschiedenen Brechbarkeit der Farbenstrahlen. Aus Hrn. E. Vortrage müßte man urtheilen, diese Entdeckung sey spät nach jenem Satze gekommen. Jacob Gregorius hat sein Teleskop in seiner Optica promota 1663. pag. 92. und f. beschrieben, ehe Newtons Lehre von den Farben bekannt war: also hat er nicht Newtons Teleskope verbessert. Durch ein Fernrohr, das 200mal vergrößert, würde niemanden einfallen, den Mond ganz zu übersehen, weil niemanden einfällt, was einen Winkel von mehr als 100 Graden einnimmt, alles auf einmal zu betrachten. Also würde man dadurch nur ein Stückchen vom Monde beobachten, das bloßen Augen, selbst einem mäßigen Fernrohre, unmerklich wäre. Und wenn man nicht genau wüßte, wo dieses Stückchen innerhalb der bekannten Theile des Mondes liegt, würde man nicht eigentlich wissen, was man sähe. Wenn man einen Körper genau will kennen lernen, muß man nicht nur einen einzelnen Theil sehr groß sehen; sondern dieses Theiles Lage und Verhalten wenigstens gegen seine benachbarten wahrnehmen. Das geht nun bey starken Vergrößerungen nicht wohl an, weder mit Fernröhren, noch mit Mikroskopen, wenn man nicht wenigstens zuvor den Gegenstand durch schwächere hat kennen gelernt: und das ist die Ursache, weswegen die wichtigsten Entdeckungen nicht durch erstaunlich vergrößernde Werkzeuge sind gemacht worden, nicht aber die Undeutlichkeit wegen der Farben. Selbst wäre es nicht sicher, auf den ganzen Mond die Regel anzuwenden, nach der man die Vergrößerung der Fernröhre berechnet: denn eigentlich beruht der Grund dieser Regel darauf, daß man die Tangente der halben scheinbaren Größe durchs Fernrohr findet, wenn man die Tangente der halben scheinbaren Größe für das bloße Auge mit dem Quotienten der Brennweiten multiplicirt. Nur wenn beyde scheinbare Größen klein bleiben, darf man sie selbst statt ihrer Tangenten setzen, und das geht schon bey mäßigen Vergrößerungen nicht an, wenn die letztere mehr als einige wenige Minuten beträfe; beym Monde gar nicht. Wenn die Verhältniß der Brennweiten = 200 : 1; und des Gegenstandes halbe scheinbare Größe = 15 Minuten, so kömmt die durchs Fernrohr, nach den Tangenten = 41 Gr. 6 M.; nach der gemeinen Regel 50 Gr. Aber weder jenen noch diese Winkel wird man durch ein solches Fernrohr auf einmal übersehen wollen.) Besser erzählt Hr. E. was er selbst geleistet, die Abirrungen der Farben durch Verbindung mehrerer brechenden Materien zu

heben,

heben, und wie dadurch Dollond auf die achromatischen Fernröhre geleitet worden, deren Veranlassung allerdings Hrn. E. zu danken ist, und die nun durch seine Rechnung noch mehr Vollkommenheit erlangen. Hrn. F. Arbeit besteht in Berechnungen, wie Objectiv- und Ocularglåser nach Hrn. E. Formeln, zu Fernröhren beschaffen seyn müssen. Meist nimmt er das Objectiv aus drey Theilen zusammengesetzt an, die beyden äußersten von Kronglase, die mittelste von Flintglase. Er giebt unterschiedene Fernröhre an, sowohl Galliläische, als Sternröhre und Erdröhre. Unter den ersten macht den Anfang eines 1 Zoll lang, das fünfmal vergrößert; ein astronomisches mit zwey Ocularen, etwa 7 Fuß lang, vergrößert 320 mal. Hr. Klügel hat sehr oft die Rechnungen berichtiget, und sonst lehrreiche Erinnerungen beygebracht. Zuletzt wird auch für zusammengesetzte Mikroskopen ein dreyfaches Objectiv vorgeschlagen. Hr. Kl. zweifelt aber wohl mit Recht, ob sich so dünne Linsen als erfordert wird, verfertigen lassen.

J.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Specimen Zoologiae geographicae, Quadrupedum domicilia et migrationes sistens. Dedit tabulamque mundi zoographicam adiunxit *Eberh. Aug. Guilelm. Zimmermann*, Professor Brunsuicensis. Lugduni Batau. apud Theod. Haack et soc. 1777. 4 mai. 685 Seiten und eine große Charte.

Dieses dem philosophischen Geiste und den Einsichten des Verfassers viele Ehre machende Werk ist ein wichtiger Beytrag zu der, dem menschlichen Verstande noch zu sehr verhüllten Lehre, von den Absichten der Dinge, und von der vortrefflichen Einrichtung und Haushaltung der Natur. Wie oft hört man den vornehmen und geringen Pöbel den Fleiß des Naturforschers verlachen, der keine Mühe, Kosten und Gefahr sparet, um sich soviel möglich alle Geschöpfe des Erdbodens bekannt zu machen? Wozu nützt mir, fragt er, zu

wissen

wissen, wie die Egyptische Ratze aussieht, und daß sie da oder anderwärts zu Hause gehört? Unvernünftiger Mann, der so urtheilt! Es ist hier der Ort nicht dir zu antworten und deine Unbedachtsamkeit zu widerlegen; aber lese das Buch, welches wir jetzt anzeigen, mit Vernunft und ohne Vorurtheil, und lerne daraus, wie weise und wie klug die Vertheilung der Thiere auf dem Erdboden von dem Schöpfer gemacht sey; wie der Bau, die Natur, und die Kleidung eines jeden Thieres zu dem Himmelsstrich am besten paßt, worin es großer Absichten wegen lebt, durch die dein und aller Weltbürger Glück, vielleicht durch hundert oder tausend in der Reihe zwischenstehende Maschinen und Dinge, die näher auf dich wirken, befördert werden muß. Erröthest du denn nicht über deine Undankbarkeit gegen die Güte deines Schöpfers? Merke, daß diese Untersuchungen dich auf die geheime Geschichte unsrer Erde führen, von der alle Alterthumsforscher schweigen, und du studierst in den Thieren zugleich die Schicksaale und die Einrichtung des Weltkörpers, der dich trägt. — Mit vieler Belesenheit und guter Beurtheilung hat der Verfasser die alten und neuen Werke der Zoologen über die vierfüßigen Thiere genutzt, alle ihre Bemerkungen von den Heymathen und den Wanderungen dieser Thiere ausgezogen, mit einander verglichen, daraus die eigentlichen Gegenden der Erde und die Gränzen bestimmt, innerhalb welchen diese oder jene Thiere zu Hause gehören, und endlich aus allen diesen Vordersätzen allgemeine Schlüsse gezogen. Das Werk ist in vier Abschnitte oder Hauptstücke getheilet, eine weitläuftige aber sehr interessante Einleitung voran gesetzt, und Zusätze und Verbesserungen hinten angefügt. Das 1ste Kapitel handelt von den Thieren, die fast über die ganze Erdfläche verbreitet sind, und ihren Ausartungen. Sollte der Hund wirklich nur ein gezähmter Wolf und keine besondere Gattung (species) seyn? Im 2ten Kapitel kommen die Thiere vor, die sich nicht so allgemein, als die erwähnten, doch aber weit, verbreitet haben. Das 3te Hauptstück betrachtet die Thiere, welche in engere Räume eingeschlossen sind, und das 4te handelt überhaupt von der Zerstreuung der Thiere über die Erde, mit einigen Folgerungen zur Geschichte der Erde. Wir enthalten uns übrigens alles Auszugs, da wohl niemand, dem die Kenntniß der Natur nicht ganz gleichgültig ist, dies Buch ungelesen lassen wird. Es ist zu wünschen, daß der Verfasser die übrigen Klassen des Thierreichs mit glei-

cher Sorgfalt und in eben der Absicht ausarbeiten wolle, und daß man auch aus den verschiedenen Floren, Reisebeschreibungen und botanischen Werken die Gränzen natürlicher Klimaten und Gegenden auszeichnen, und soviel es angeht, bestimmen möchte, innerhalb welchen die Pflanzen, jede nach ihrer Art und Endzweck, wachsen und zu Hause gehören. Mit dem Mineralreiche hat es wohl eine andere Bewandniß. Der kalte Nord und das heiße Peru bringen beyde Gold und Silber hervor. Gleichwohl scheinen einige unterirdische Schätze nur gewissen Ländern verliehen zu seyn. Z. B. das Zinn, der Kobold, die sogenannte Meerschaumerde, woraus die türkischen Tobackspfeifen gemacht werden, u. dgl.

J. A. de Luc Untersuchungen über die Atmosphäre, und die zu Abmessung ihrer Veränderungen dienlichen Werkzeuge. Aus dem französ. übersetzt, Erster Theil. Leipzig in der Müllerischen Buchhandl. 1776. gr. 8. 640 S. 2 Kupfertafeln.

Die Urschrift kam bereits 1772. in zwey Theile in groß Quart zu Genf heraus, von welchen nur der erste Theil, den wir hier anzeigen, ins deutsche übersetzt ist. Unstreitig ist dieses ein sehr wichtiges Werk für die Naturlehre, und man kann aus dem Titel schon den Endzweck desselben errathen, der darauf abzielt, die Barometer und Thermometer zu dem größten Grad der Vollkommenheit, und die, mit dem Barometer anzustellenden Höhenmessungen zu der möglichsten Genauigkeit und Zuverläßigkeit zu bringen. Eigentlich beschäftigt der Verfasser sich in diesem ersten Theile nur mit der Verbesserung der gedachten Werkzeuge, und behält die Anwendung derselben zu Messungen und Untersuchungen der Atmosphäre für den zweyten Theil auf. Die ausführliche Geschichte der verschiedenen Theorien und Erfindungen solcher Werkzeuge geht voran; jede Methode wird mit vieler Gründlichkeit und Gelehrsamkeit beurtheilt, die Unvollkommenheiten angezeigt, und endlich die mit wahrem Witze und vielem Scharfsinn erdachten Mittel zu ihrer Verbesserung, die sich auf eine Menge von Versuchen und mathematische Berechnungen gründen, angegeben. Alle wesentliche und zufällige Eigenschaften der Luft kommen dabey in Anschlag, und die Kennt-

niß,

niß, die wir bisher von ihnen gehabt, gewinnt in aller Absicht dabey. Zugleichen werden die Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten der gläsernen Röhren, des Quecksilbers, der andern flüßigen Körper, und aller Materialien, die man zu solchen Werkzeugen braucht, genau erwogen, mit einander verglichen, die Mängel soviel möglich abgeholfen, und alle, bey und nach der Verfertigung vorkommende Erscheinungen, z. B. das Leuchten des Barometers, erklärt, und die besten Handgriffe bey der Arbeit angezeigt. Alles gründet sich auf genaue und mühsame Erforschung der Natur. Ein solches Werk muß nothwendig in seinem Zusammenhange gelesen und mit Aufmerksamkeit studieret werden. Eins folgt so auf das andere, daß ein guter Auszug sehr weitläuftig ausfallen würde. Wer dies Buch mit gehörigem Nutzen lesen kann und will, der wird auch ohne unser Erinnern die vortreff lichen Anmerkungen des Hrn. Hofrath Kästner darüber, in seiner Abhandlung von Höhenmessungen durch das Barometer, die seinen Anmerkungen über die Markscheidekunst S. 348. u. f. w. angehängt ist, dabey zu Rathe ziehen.

Abhandlung vom Hornerzte, als einer neuen Gattung Silbererz, abgefaßt von Christian Hieronymus Lommer. Mit einem Kupfer. Leipzig, 1776. gr. 8. 66 Seiten.

Wir müßten diese kleine Schrift größtentheils abschreiben, wenn wir dem Leser einen ausführlichen Begriff von seinem für alle Mineralogen wichtigen Inhalt geben wollten. Die seltene Vererzung des Silbers durch die Kochsalzsäure, welche Hornerz genannt wird, (und eine alkalische Silberschwärze, die dabey bricht) untersucht und beschreibt der Hr. Bergmeister Lommer, an dem vorzüglichsten Geburtsort derselben, Johanngeorgenstadt, sowohl chymisch als nach allen ihren äußeren Veränderungen, Farben, Krystallisationen, Lagerstädte, Geschichte, und übrigen Merkwürdigkeiten. Solche Monographien, so kurz sie auch immer seyn mögen, wenn sie von Kennern verfertiget sind, nutzen der Mineralogie mehr, als alle weitläuftige Hypothesen und Erklärungen natürlicher Gegenstände, die hinter dem Ofen ausgedacht werden, und mit der Natur selten übereinkommen, sie mögen nun so scharfsinnig seyn, wie sie wollen. Er.

Versuch einer Krystallographie, oder Beschreibung der verschiedenen, unter dem Namen der Krystalle bekannten, Körpern des Mineralreichs eigenen, geometrischen Figuren, mit Kupfern und Auslegungsplanen, durch den Herrn de Romé Delisle, der Churfürstl. Maintz. Akademie nützl. Wissensch. Mitglied. Aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen. Nebst Herrn Hills Spaterzeugung und Hr. Bergmanns Abhandlung von Spatgestalten. Aus dem Englischen und Lateinischen übersetzt von C. E. Weigel, Professor der Chymie und Pharmacie etc. Greifswald bey Röse, 1777. gr. Octav. 450 Seiten, mit 7 Tabellen, die Hillische nicht mitgerechnet, und 11 Kupfertafeln.

Wer Gelegenheit gehabt hat, viele Mineralsammlungen in Augenschein zu nehmen, wird uns gewiß darin beypflichten, daß die wenigsten nach der wahren Absicht, wozu sie eigentlich dienen sollten, eingerichtet sind. In den meisten trifft man eine große Menge schöner geschliffener Steine von Agaten und Marmorarten, große Lasten versteinerter Körper des Thier- und Pflanzenreichs, schwere reichhaltige Stufen von Gold und Silber, und einen hinlänglichen Vorrath zu ganzen Grotten von Drusen und Crystallen an. Aechte Mineralogen haben schon längst gegen solche Sammler geeifert, welche nicht die wahre Naturgeschichte unsrer Erde und der mineralischen Körper studieren und befördern wollen, noch können; sondern vielmehr, weil es so Mode ist, oder zur Pracht und um ihre Augen zu ergötzen, einen Guckkasten von Raritäten anlegen, womit sie so lange spielen, bis sie es überdrüßig werden. Auch ist es eine jetzt schon abgemachte Sache, daß auf Farbe und Figur im Mineralreiche weniger, als auf die chymischen Bestandtheile der Körper, bey der Classification zu sehen sey. Das hindert aber nicht, daß die Abänderungen der Figur und Farbe bemerkt werden können, wenn nur die Geschlechter und die Hauptabtheilungen auf dem innern und wesentlichen Unterschiede der Mineralien gegrün-

det sind. Es ist vielmehr zu der völligen Ausarbeitung des Systems nothwendig, auf diese Eigenschaften auch mit Acht zu geben; und es wäre einem Naturforscher unanständig, Gestalten und Abweichungen, die die Natur selbst gebildet hat, mit Verachtung anzusehen; nur muß alles in seinen Schranken bleiben, und die classischen und generischen Charaktere nicht mit den Kennzeichen oder Eigenschaften der Arten und Abarten vermengt werden. Aus diesem Gesichtspunkte allein betrachtet, verdient die Unternehmung des Herrn Delisle, die Figuren der verschiedenen Crystallen der Salze, Steine, Kiese und Metallen zu beschreiben und abzubilden, viel Lob; noch mehr aber wird der Nutzen seiner Arbeit hervorleuchten, wenn wir an den Einfluß desselben auf die nähere Kenntniß der physikalischen Ursache der Krystallisation überhaupt denken. Keine Lehre in der Chymie ist weniger ausgearbeitet, als die von den Ursachen und Gesetzen, nach welchen die Natur die unorganischen Körper zuweilen in regelmäßige und bestimmte Gestalten bildet; und gerade das, was uns bisher dabey unerklärbar geschienen, und die vielen Abweichungen von der, diesem oder jenem Körper eigenen Figur, worinn er gemeiniglich anzuschießen pflegt, müssen uns ermuntern, alle Aufmerksamkeit anzuwenden, um die Naturgesetze bey diesem Geschäfte zu ergründen. Wie lange ist es wohl her, daß wir mit Gewißheit erfahren haben, daß Krystallen nicht bloß aus einer nassen, sondern auch aus einer durch das Feuer hervorgebrachten Flüßigkeit entstehen können? Diese Bemerkung hat über die Erzeugung verschiedener Mineralien ein großes Licht verbreitet, und beweiset, daß unsere Mühe bey dergleichen Beobachtungen nicht vergeblich sey. Es hat uns befremdet, daß ein Salz, ein Erzt, unter so verschiedenen Gestalten angetroffen wird; wir haben die Anomalien bisher nicht erklären können, und einige ließen sich dadurch verleiten, die ganze Sache für ein bloßes Spiel der Natur anzusehen, welches ohne Regeln geschehe und keine Aufmerksamkeit verdiente. Man lese aber jetzt die dem Delilischen Werke angehängte Bergmannische Abhandlung von den Spatgestalten, so wird man finden, daß man sich hierinn geirret habe. Herr Bergmann lehrt ausdrücklich, daß alle Gestalten der Kalkspate, sie mögen so verschieden seyn, wie sie wollen, bloß durch veränderte Zusammensetzungen der, dieser Steinart eigenthümlichen oder ursprünglichen, schiefwürflichten Figur entstehen; und so können alle übrige geometrische Körper, die die Salz- Stein- Kies- und



und Erzkrystallen zeigen, in wenige einfachere Gestalten zerlegt werden. Ist das nicht weit genug gekommen? Wer traut sich nun wohl zu beweisen, daß es unmöglich sey, künftig die Ursache zu entdecken, warum zwey ihrer Natur nach, so weit wir sie bis jetzt kennen, ganz verschiedene Körper, dennoch einerley einfache Krystallisation besitzen? Ursachen dazu müssen nothwendig vorhanden seyn; weil die Natur immer nach Gesetzen handelt, von welchen sie nicht abweicht. Vergebens aber würde man ihr ihr Geheimniß hierinn abzugewinnen suchen, wenn man nicht vorher alle Gestalten, unter welchen die krystallisablen und krystallisirten Körper des Mineralreichs vorkommen, aufs sorgfältigste bemerken wollte. Das hat nun Herr Delisle in dem vorliegenden Werke, soweit seine Bemerkungen und Materialien aus andern Schriften, bey der französischen Ausgabe, die zu Paris im Jahr 1772. herauskam, reichten, mit vielem Fleiß gethan; und dem deutschen Uebersetzer muß man den Ruhm lassen, daß er viele bedeutende Zusätze, Berichtigungen und Ergänzungen aus andern, größtentheils später herausgekommenen Schriften an gehörigen Orten eingeschaltet hat. Aus Privatnachrichten wissen wir, daß des Herrn Delisle Bemerkungen über diesen Gegenstand sich jetzt schon wieder so gehäuft haben, daß er an eine zweyte französische Ausgabe nächstens Hand anlegen wird. Unter den vier Klassen von salzichten, steinichten, kiesichten und metallischen Krystallen kommen alle Arten vor. Einen Auszug leidet dieses Buch gar nicht, und kleine Fehler muß man an einem solchen Werke nicht rügen.

Ioh. Ant. Scopoli, S. C. R. M. in monetariis et montanisticis Consiliarii etc. Crystallographia Hungarica. Pars. I. exhibens Crystallos indolis terreae cum figuris rariorum. Pragae apud W. Gerle 1776. in 4to pag. 139. Tab. 19.

Die bey dem Delislischen Werke geäußerten Betrachtungen, über den Werth der Untersuchung der Krystallen, rechtfertigen auch die Unternehmung des Bergraths und jetzigen Professors der Chymie und Botanik zu Pavia, Herrn Scopoli, die ihm bekannten, in den niederungarischen Bergwerken zu Schemnitz so häufigen Krystalle zu beschreiben. Seine Arbeit ist also, aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, nicht

nicht nur jetzt schon für die Mineralogie vortheilhaft, sondern kann auch künftig der physischen Chymie Nutzen bringen. In diesem ersten Theile werden die steinartigen Krystalle der gedachten Gruben beschrieben, in kalkartige, gypsartige und quarzartige, jede Gattung wieder nach der Gestalt, in verschiedene Arten eingetheilet, und in allem 474. unterschiedentlich gestaltete Abänderungen angegeben. Wer die Schemnitzergruben selbst nicht kennt, wird kaum glauben, daß es da so vielerley Drusen gebe; der Recensent könnte aber aus seiner eigenen Sammlung verschiedene Wüchse figuritter Steinarten von dem einzigen Pacherstolln vorzeigen, die Herr Scopoli nicht genannt hat. Sie sind zum Theil so besonders, daß ihre Abzeichnung beynahe erdichtet scheinen möchte; und doch finden sich diese verschiedenen Arten von Zeit zu Zeit häufig genug und allemal gleich gestaltet. Es ist wirklich schwer hier mit Worten deutlich zu beschreiben, ohne Vergleichungen mit andern bekannten Körpern anzustellen; weil sie, nicht alle wenigstens, regelmäßige mathematische Körper und Figuren bilden. Gleichwohl sind es natürliche Krystallisationen, die eben so gut, wie die andern und größern bemerkt zu werden verdienen. Bey einigen scheint es, als wäre nicht genugsamer Stoff oder ganz günstige Umstände zu einer völligen Entwickelung und Ausbildung der Materie vorhanden gewesen; andere, die neben größern andrer Art sitzen, scheinen erdichtete Krystallisationsauswüchse aus der Mutterlauge zu seyn, die nach dem Anschießen der vorerwähnten Krystallen zurückblieb. Sie können daher vielleicht in der Krystallisationsgeschichte vieles künftig erläutern, wenn man einmal so glücklich wäre, die Natur bey diesem Geschäfte auf der That zu ertappen. Aus diesem Grunde sehen wir nicht so ganz ein, warum Herr Prof. Weigel, S. 21. des alphabetischen Verzeichnisses der Schriftsteller, welches seiner Uebersetzung der Delilischen Krystallographie angehängt ist, von dem Hr. Scopoli urtheilt, er habe die Steinkrystallen auf eine unendliche Art recht spielend unterschieden. Das würde, scheint uns, der nur sagen können, dem die Untersuchung der Krystallen überhaupt gleichgültig wäre; denn sonst wissen wir keinen Maaßstab und keinen Rang anzugeben, wornach diese Krystallisation vor jener dem Naturforscher bedeutender und merkwürdiger seyn sollte; es sey denn, daß man nur große Krystallzacken zu mechanischen Arbeiten suchte, oder so, wie es die Holländer mit den Conchylien, machen wollte, die nur die grö-

βern und schönern Schalgehäuse mit grossen Kosten und Mühe sammlen, die kleinern aber, welchen Plancus ein eigenes Werk widmete, unter dem verächtlichen Namen von Specu-latie-Gods, verwerfen. Bey den Quarzcrystallen hat Hr. Weigel gleichwohl bey seiner Uebersetzung des Delislischen Werks das Buch des Hrn. Scopoli in seinen Anmerkungen genutzt. Bey den übrigen steinartigen Krystallen konnte er es darum nicht brauchen, weil es ihm zu spät zu Händen kam.

Jr.

Verhaltungsregeln, bey nahen Donnerwettern .... dritte vermehrte Auflage; Gotha, Ettinger, 1778. 89 Octavs. 1 Kupfert. von ½ B.

Der Hr. V. Hr. Archivar Lichtenberg, hat sich die Erinnerungen, die ihm wegen der vorigen Ausgaben bekannt geworden, zu Nutze gemacht und beträchtliche Zusätze beygefügt, von den hier was auszuzeichnen desto weniger nöthig ist, jemehr diese kleine lehrreiche Schrift selbst durchgelesen und befolgt zu werden verdient.

B.

J. A. de Luc Reise nach den Eisgebürgen von Faucigny in Savoyen. Aus dem Französischen. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. 11 Bog. kl. 8. sauber gedruckt.

Die drey ersten hier beschriebenen Reisen sind aus dem grossen Werke des Hrn. de Lüc über die Atmosphäre genommen. Die Absicht derselben war, das Gesetz zu entdecken, nach welchem die Hitze des siedenden Wassers abnimmt, je höher der Ort liegt. Hr. de L. hat gefunden, daß die Unterschiede der Hitze in harmonischer Progression fortgehen, wenn die Barometerhöhen in einer arithmetischen stehen. Die vierte Reise war den Versuchen mit dem Hygrometer, und zwar dem neuen von Hrn. de Lüc erfundenen gewidmet. Diese ist nicht von Hrn. de L. selbst, sondern von einem Reisegefährten desselben beschrieben. Alle sind sehr lehrreich, und ungemein unterhaltend abgefasset. Die Uebersetzung, welche schon im Anfange

fange dieses Jahres in dem hannöv. Magazine von den drey ersten Reisen erschienen ist, läßt sich sehr gut lesen. Der Uebersetzer hat in der Vorrede den Zweck dieser Reisen gut erklärt, und, wofür wir ihm sehr danken, von dem Hrn. de Lüc verschiedene persönliche Umstände mitgetheilt, wodurch man diesen wackern Mann noch mehr lieb gewinnt. In dem Vorbericht zu der vierten Reise giebt er auch eine Beschreibung des von de L. erfundenen Hygrometers aus den Philos. Transactionen, und den Memoiren des Abbé Rozier.

Betrachtungen von dem großen Nutzen und Schaden der vierfüßigen Thiere — Bunzlau, im Verlag des Waisenhauses, 1776. 5 Bog. 8.

Der Verf. ist Prediger zu Grünberg, und hat, wie er in der Vorrede erzählt, sich immer bemühet, seine Gemeinden durch Belehrung von dem Nutzen der Geschöpfe zur Dankbarkeit gegen den Schöpfer zu ermuntern. Das ist, wenn es auf die rechte Art geschieht, sehr rühmlich, und es mögen auch diese Blätter für eine und die andere Klasse von Lesern nicht unnützlich seyn. Die Schreibart des Verf. ist sehr altfränkisch und sonderbar, am meisten, wenn eine theologische und erbauliche Betrachtung, oder gar ein witziger Einfall vorkömmt. Was er von dem Nutzen der Thiere beybringt, ist aus allen vier Welttheilen zusammengesucht, und daher zu weitläuftig, um hier geprüft zu werden. Nur können wir nicht umhin, zu bemerken, daß die vierzehn Arten des medicinischen Gebrauchs der vierfüßigen Thiere fast in allen Stücken unkräftig, ja albern und auch schädlich sind, z. E. die Schaaflorbeern zu Austreibung der Pocken. Es ist gefährlich, wenn ein Prediger solche Arzneymittel anführt, weil der gemeine Mann ohnedem zu sonderbaren Hülfsmitteln sehr geneigt ist. Die proceßmäßig abgefaßte Untersuchung des Schadens, welchen manche Thiere den Menschen zufügen, worinn der Verf. einen Sachwalter der Thiere abgiebt, wird uns auch zu weitläuftig. Den rechten Fleck dürfte er bey allem, was er vorbringt, nicht getroffen haben. Wir glauben nicht, daß Gott seine Freunde in der Gefahr, worinn sie unschuldig verfallen, nicht umkommen lasse, sollte er auch durch seine Engel der Löwen Rachen zuhalten, und der Schlange ihren Biß nehmen. Auch können sich die reißenden Thiere, wie der V.

sehr christlich anmerkt, nicht damit entschuldigen, daß sie mehr die mahumedanischen und heidnischen Einwohner eines durch den gerechten Zorn Gottes ziemlich entvölkerten Asia und Ostindien, und die Nachkommen Chams in Afrika, als die wohlgesitteten christlichen Einwohner von Europa fressen; denn wahrhaftig die Löwen und Tyger fräßen Lavatern mit seiner Frömmigkeit, Pfenningern mit seinem Bonsens, Gedeon Krallpfoten mit seiner Priesterwürde, Herdern mit seinen Geheimnissen, Goezen mit seiner Wachsamkeit, selbst unsern Verfasser mit seiner Weltschweifigkeit, und andere wohlgesittete Christen mehr, wenn sie ihnen nur in den Wurf kämen.

Jl.

Pitt. von Tourneforts Beschreibung einer Reise nach der Levante. Aus dem Französ. mit vielen Kupfern. Nürnberg, bey Raspe, gr. 8. I. B. 1776. S. 503. II. B. 1777. S. 516. III. B. 1777. mit einem vollständigen Register. S. 641.

Tournefort ist unsern Lesern viel zu gut bekannt, als daß wir noch nöthig hätten, seine Schriften zu empfehlen, und den Entschluß des Verlegers zu billigen, der uns hier eine deutsche Uebersetzung seiner Reisen liefert. In der Beschreibung dieser Reisen hat er sich nicht nur als ein großer Kräuterkenner, sondern auch als Geschichts- und Alterthumsforscher, und als Geograph ausgezeichnet. Sie mußte also in mehreren Rücksichten sehr willkommen seyn, und war es desto mehr, da sie in einer sehr angenehmen Schreibart abgefasset ist. Von der Uebersetzung müssen wir sagen, daß sie getreu und fließend ist; nur hätten wir gewünscht, daß, was folgende Naturforscher, Hasselquist, Forskal, Niebuhr, Kämpfer, Gmelin, u. a. m. in der natürlichen Geschichte dieser Gegenden geleistet haben, mehr genutzt, und die Bauhinische und Tournefortische Namen auf Linnäische zurückgebracht wären. Oefters hat es der Hr. Uebers. gethan, aber an mehrern Orten, B. I. S. 21. 30. 60. 70. 72. 358. 359. 372. 373. 377. 380. 398. 401. 438. B. II. S. 41. 156. 189. B. III. S. 96. 129. 151. 195. 242. 254. 329. 441. u. a. vermissen wir diese Bemühung, die die Brauchbarkeit dieser Uebersetzung sehr

sehr vermehren würde, bey Pflanzen; auch (B. I. S. 60. 67. denn die wilden Ziegen, von welchen hier die Rede ist, sind nichts anders als Ouis Shepsiceros beym Linne). S. 158. 227. 319. 349. 382. auch (B. III. S. 459.) wo unter dem Namen Kuhhornschnecke oder Buccinum von dem Turbine peruerso die Rede ist, bey Thieren, und (B. I. 218.) und (B. III. S. 286.) auch bey Mineralien. Stachys cretica latifolia (B. I. S. 625.) ist sicherlich nicht Stachys cretica Linn. so wenig als Serpentin (B. I. S. 340.) grüner Marmor; jenes scheint eine Spielart der Sideritis cretica Linn. zu seyn, dieser ist eine eigene Steinart, und von dem Marmor sehr verschieden, allein der Uebers. scheint so wenig als Tournefort den Marmor recht zu kennen, denn B. II. S. 83. ist von einem Bandjaspis die Rede, der eine Art eines blaßrothen Marmors seyn soll. Zu vielen Pflanzen und Thieren, die wir in diesen Reisen beschrieben finden, haben wir schon eingeführte deutsche Namen, und wir sehen nicht ein, warum sie der Uebersetzer nicht genutzt hat. Mehrere Beyspiele davon kommen B. I. S. 158. 319. u. a. vor: Cedrus lycia B. I. S. 337. soll vermuthlich Iuniperus lycia heißen, und statt Leins B. III. S. 286. muß nothwendig Saamens stehen, wenn ein Zusammenhang herauskommen soll. Statt Nägelein (B. I. S. 280.) einem Provinzialausdrucke, würden wir lieber Nelken, statt Bocksdorn, (B. I. S. 70.) Tragant; statt Geishaare (B. I. S. 330.) Ziegenhaar, statt heimlich (B. II. S. 112.) lieber zahm, statt Schlingbaum, (B. III. S. 102.) unter welchem andere Viburnum Lantana verstehen, Gerberbaum, statt Elephantenkopf (B. III. S. 139.) oder Elephantenfuß (B. III. S. 257.) Hahnenkamm, statt Gerberkraut, (B. III. S. 144.) worunter man sonst Achillea Millefolium versteht, Johanniskraut; statt das Honig, (B. III. S. 144. und 158.) der Honig, statt Rohm (B. III. S. 201.) Rahm, statt blaue Stärke, (B. III. S. 383.) worunter viele die Smalte verstehen, Lakmus, statt der Butter (B. III. S. 393.) die Butter, statt Sorten (B. III. S. 445.) Arten, statt der Salbey (ebend.) die Salbey gesagt haben. An einigen wenigen Stellen dünkt uns die Uebersetzung zu wörtlich, und wegen der vielen Zwischensätze etwas steif; z. B. (Th. I. S. 311.) Mehrere Anmerkungen wären allerdings nöthig gewesen, vornehmlich da, wo Tournefort seine Lieblingshypothesen auskramt, die durch das Ansehen eines so großen Mannes leicht zu sehr gefallen können. Wir hätten sie wenigstens (B. I. S. 87.) wo von

von dem Wachsthume der Steine die Rede ist, (B. I. S. 255. u. f.) wo er die Entstehung des unterirdischen Feuers zu erklären sucht, (B. II. S. 253.) wo von der Heilung der Pest gesprochen wird, (B. III. S. 133.) wo die Erde von Sinope mit einem Eisensafran verglichen, und (B. III. S. 231.) wo der Lasurstein für eine Art Grünspan oder corrodirtes Gold, und seine Kiesadern für Goldfäden gehalten werden, recht sehr gewünscht. Alle hätten auch leicht aus den unzähligen Erfahrungen der Neuern widerlegt werden können und sollen. Die Kupferstiche sind gut.

Ok.

Der Kukuk, oder Lottingers Nachrichten über die Naturgeschichte dieses wunderbaren Vogels. Aus dem Franz. übersetzt. Strasburg, 1776. kl. 8. bey König. 80 Seit. nebst einem Vorber.

Die Geschichte eines Vogels, der, so gemein er auch ist, doch so viel besonderes in seiner Natur hat, verdiente allerdings durch genauere Beobachtungen in ein helleres Licht gesetzt zu werden, und das um so mehr, da sie auf der einen Seite selbst bis auf unsere Zeiten durch Fabeln und Widersprüche entstellt, auf der andern Seite Manchen ganz unglaublich war; und Rec. muß bekennen, daß der V. sehr vieles darinn geleistet hat. Seine genaue und anhaltende Aufmerksamkeit auf das ganze Betragen des Vogels belehrte ihn, daß der Kukuk wirklich sein Ey in das bereits gebauete und mit Eyern gefüllte Nest kleinerer Vogel legt, und ihnen die ganze Sorge für seine Brut überläßt, und daß diese, so eigen sie auch sonst sind, fremde Eyer, wenn sie auch den Eyern des Kukuks oder den ihrigen noch so sehr gleichen sollten, anzunehmen, und eher ihre eigenen Eyer und das ganze Nest verlassen, doch das Ey des Kukuks geduldig ausbrüten, und noch nachher den jungen entwickelten Vogel, wie ihre eigene Junge, so lange speisen, bis er sich seine Nahrung selbst anschaffen kann. So war eine Wahrheit bestätigt, die schon ältere Naturforscher lehreten.

Aber der V. zerstört auch Irrthümer, in welche der Naturforscher diese Wahrheit eingehüllt hatte. Er sah, daß der Kukuk nur selten die Eyer frißt, die er in dem Neste antrifft, in

in welches er sein eignes legt, und niemals konnte er wahrnehmen, daß der junge Kukuk den Vogel verzehrte, der ihn in seinem Neste beherbergt, ausgebrütet und aufgezogen hatte.

Das folgte unmittelbar aus den vielen Bemerkungen, welche er mit großer Sorgfalt angestellt hat, und dafür verdient der V. den aufrichtigsten Dank und Beyfall seiner Mitbürger; aber wenn er und seine Freunde, mit welchen er Briefe wechselte, vornehmlich in dem zweyten Abschnitte, die Absichten der Vorsehung dabey ergründen, und sie gleichsam entschuldigen wollen, warum sie hier von ihrem allgemeinen Plane abweicht, so möchte ihm vielleicht Rec. seine Stimme versagen, wenigstens muß er gestehen, daß ihn dieser Theil der Abhandlung nicht so befriedigt hat, wie der erstere.

Der Uebersetzer, ein Liebhaber der Naturgeschichte zu Strasburg, rügt einige Fehler des V. und liefert einige Zusätze. Außer den Nestern der gemeinen und der kleinsten Grasmücke, (Motacilla Hypolais und Trochilus) wählt sich der Kukuk auch noch die Nester anderer Vögel, vornehmlich aus dem Geschlechte der Bachstelze, (Motacilla) der Lerche und des Buchfinken zu Beherbergung seiner Eyer. Ob, wie Pallas bemerkt haben will, der Kukuk sein Ey immer wieder in das Nest eines Vogels von der nemlichen Art lege, wie der war, von welchem er ausgebrütet wurde, müssen erst wiederholte Beobachtungen außer Zweifel setzen.

Pm.

D. Jacob Christian Schäffers fernere Versuche mit dem beständigen Electricitätsträger, nebst Beantwortung einiger dagegen gemachten Einwürfe. Mit einer Kupfertafel. Regensburg, bey J. L. Montag, 4. 1777.

Herr S. hat diese fernern Versuche in zween Abschnitte vertheilt. Der erstere enthält Versuche mit dem Electricitätsträger allein. Da die Materie, woraus der Electrophor besteht, ingleichen die Größe, wie auch die Form, eine sehr merkliche Verschiedenheit in den Wirkungen selbst hervorbringen; so hat Hr. S. sechs Electrophore, die alle in diesem Betracht von einander verschieden sind, zurichten lassen, und die

die Grade ihrer Wirksamkeit so viel möglich bestimmt. Die Resultate aller dieser äußerst mühsamen Untersuchungen lassen sich hier nicht anführen; bloß zur Probe des Verfahrens ziehen wir den Erfolg des 99sten Versuchs aus. Die Unterscheiben der sechs Electrophoren wurden anfänglich in einem kalten, nachher aber in einem geheizten Zimmer, 6. 25. 50. 100 und 200 mal mit einer Bürste von Hasenfell überfahren, und so lange Funken gezogen, bis sich weder helle noch sichtbare Funken mehr zeigten. Hr. S. gesteht ungerne, daß sich aus der Zahl der Funken nichts beständiges und sicheres angeben lasse, als bloß dieses zwiefach allgemeine: daß bey allen Electricitätsträgern in kalten Zimmern die Funken ungleich früher aufhören als in warmen; und daß die papiernen und staniolenen, länger als die messingenen und kupfernen, und diese wieder länger, als die drey- und viereckichten Oberscheiben, Funken geben. Der Electricitätsträger von Eisenblech gab nach sechsmaligem Reiben der Unterscheibe 984, nach zwölfmaligem 1093, nach 25maligem 1146, nach 50maligem 1326, nach 100maligem 1547, und endlich nach 200maligen Reiben 1751 Funken unausgesetzt fort und fort hintereinander. Diese Versuche machen von der Stärke der Schäfferischen Electrophore eben nicht den vortheilhaftesten Begriff. Der Rec. hat einen Electrophor von Zinn 1½ Fuß im Durchmesser und mit einem Gemische von Pech, Gummilack und Geigenharz ausgegossen in einem mäßig geheitzten Zimmer, aber bey sehr feuchter Witterung, mit der flachen Hand 12mal im Kreise überfahren, und 2000 Funken gezogen, ohne noch den mindesten Unterschied zwischen dem erstern und letztern zu bemerken, jeder erschütterte die Hand, und war wenigstens 2 Zoll lang, auch hörte man bey dem letzten Aufheben des Obersatzes, das Knistern noch so wie bey dem erstern. Die Materie, womit man reibt, und die Art, wie gerieben wird, haben einen nicht geringen Einfluß in die Wirkung dieser Maschine. Der Recensent hat durch das Reiben mit der Hand immer eine starke Wirkung hervorgebracht, die eine Bürste oder ein anderer Körper, der sonst nicht unwirksam ist, sogleich wieder vernichtete. Der Fall ließe sich so gar umkehren, die Hand vernichtete in einem Augenblicke, was ein anderer Körper vorher gut gemacht hatte. Der 103te Versuch ist aus den Wirkungen der electrischen Atmosphäre erklärbar. Der zweete Abschnitt zeigt die Wirkung des Electrophors auf bewegliche Körper vermittelst gewisser Personen, in einer beträchtlichen Menge von Ver-

suchen,

suchen, die denen ganz besonders angenehm seyn werden, die das Glück haben, sich unter die gewisse Personen zählen zu können. Die Beantwortungen der Einwürfe und das beygefügte Attestat des Herrn Professor Epp in München, hätten wegbleiben können; so lange jeder, der diese Versuche mit widrigem Erfolge anstellt, eben das Recht hat, das Hr. S. sich in der Vorrede anmaaßt: „so lange mir niemand einen „Irrthum zeigt, wird man mir die Freyheit lassen, meinen „und andern Augen zu trauen und dabey stehen zu bleiben." Der Recensente, der seinen Augen sicher trauen darf, muß sich, wiewohl ungerne, auf seine schon ehemal gethane Erklärung auch hier wieder beziehen, mit dem Zusatze, daß er diese sämmtlichen Versuche mit Electrophoren von 2. 4 und 6 Fuß im Durchmesser, und die noch dazu nach der neuern Verstärkungsart zu einer ungeheuern Wirkung erhoben waren, sorgfältig wiederholt hat; aber, wie er es durch Zeugnisse erfahrner Männer bewähren könnte, noch zur Zeit ohne allen Erfolg. Zum Beschluß noch eine Stelle aus der Beantwortung des siebenten Einwurfs. „Ich habe an dem Schlusse meiner „Schrift von dem Electricitätsträger, eine Geschichte aus der Erfahrung erwähnt, und ich nehme itzt keinen Anstand, mich selbst als denjenigen zu nennen, durch dessen Anrühren, jener Person ihre Gliederschmerzen augenblicklich erregt worden sind. — Diese Person leidet viele Jahre abwechselnd unerträgliche Schmerzen an einer Nervenkrankheit. Sie bat mich ihren Puls zu fühlen, ob sie gleich damals keine Schmerzen noch ihre Krankheit (Zufälle) hatte. Ich hatte ihre Hände kaum angefaßt, so spürte ich Zuckungen und widernatürliche Bewegungen, und in wenigen Augenblicken brachen die Zuckungen und Bewegungen so stark aus, daß der ganze Körper zitterte, und solche Stöße gab, daß ich nachlassen mußte. Selbst die Sprache wurde stammelnd, und in das ganze Gesicht trat eine ungewöhnliche Röthe. Als ich sie hierauf frey ließ, verlohr sie auch die Zuckungen, die Sprache wurde wieder ordentlich und die Röthe verlohr sich. Bey der zwoten Berührung fand sich alles eben wieder so, wie bey der erstern. Bey allem dem, fährt Herr S. fort, bleibt zwischen Schmerzen und Krankheiten regemachen, und zwischen Schmerzen und Krankheiten vertreiben, noch, wenigstens dermalen, ein großer Unterschied, und ich würde, wenn man mich fragte, nach hiesigen leidigen Exempeln und Erfahrungen, vor letztern jedermann mehr warnen, als rathen." U. d. v. R. W.

Neue

Neue electrische Versuche mit der von dem Herrn van Marum erfundenen Electrisirmaschine, und dem vom Hrn. Schäffer bekannt gemachten Electricitätsträger, in einem Schreiben an Hrn. Justitzrath Gondela, bekannt gemacht von Joh. Georg Heinze. 4. 1½ Bogen.

Herr H. hat an der angezeigten Electrisirmaschine verschiedenes noch mangelhaft gefunden; seine dabey gemachten Beobachtungen haben ihm die Mittel gezeigt, dieser Maschine eine weit bequemere Einrichtung zu geben, die wir ehestens von ihm zu erwarten haben, und der wir mit Verlangen entgegen sehen. Der übrige und größte Theil dieses Schreibens enthält dreyßig Versuche mit dem Electrophor, welche theils die Körper, womit man reibt, theils die Materien, woraus Electrophore bestehen, und endlich auch das verschiedene Verhalten der entgegengesetzten Electricitäten dabey betreffen. Hr. H. sagt einmal von den Schäfferischen wunderbaren Versuchen: „sie sind, so viel der vorzüglichsten ich davon gemacht habe, alle von gleich glücklichem Erfolg und mit Verwunderung von mir und andern Kennern gesehen worden,“ nennt aber außer dem Einlenken schwebender Körper in die Mittagslinie keinen Versuch besonders. Sollte er seinen 23sten Versuch zu den gesetzmäßigen Schwankungen rechnen; so hätten wir dagegen verschiedenes noch einzuwenden: denn die Regensburger Stadtwage war weder isolirt noch electrisirt. Der am Ende beschriebene Versuch mit einer gläsernen Kugel ist nicht neu. Schon 1746 hat ihn Winkler mit Kugeln von allerley Materien gemacht, und in einer Einladungsschrift: de imagine motuum coelestium viribus electricis efficta beschrieben. Bekanntlich hat Nackstrow den Versuch mit der Glaskugel sehr verfeinert.

Anfangsgründe der Electricität, in acht Vorlesungen abgefaßt und mit einer Kupfertafel erläutert durch Abel Socin. Hanau, 1777. 8.

Wenn man sieht, daß der größte Theil des electrisirenden Hausens, aus Mangel einer guten Anweisung, nur Funken

ken zieht, Glöckchen läuten und Püppchen tanzen läßt, oder höchstens Flaschen ladet, nur spielt und nicht untersucht: so muß man es dem Verfasser recht sehr Dank wissen, daß er sich durch seinen ehemaligen Lehrer, den Herrn Daniel Bernoulli, aufmuntern lassen, eine Art von Schulbuch nach Franklins System über die Electricität zu schreiben. Franklins Briefe sind zu dieser Absicht nicht geschickt, da sie die genaueste Kenntniß der Anfangsgründe voraussetzen. Die Werke des Pater Beccaria haben weder das Glück noch das Unglück gehabt, einem Uebersetzer in die Hände zu gerathen, und Priestley Geschichte der Electricität kann zu solchem Endzwecke nicht gebraucht werden. Es mußte ein Buch seyn, „in dem einer, der gar keine Kenntniß von der Electricität hat, findet, wie er es anfangen soll, um dazu zu gelangen, und wie er nach und nach von den ersten Anfangsgründen bis auf die Erfindungen der neuesten Zeiten fortschreiten müsse. Keine Lection sollte etwas vorausgesetztes enthalten. Nach der ersten sollte man alles in der zwoten, und so ferner begreifen können;“ und dieser Vorschrift ist der V. treulich nachgekommen. Die acht Vorlesungen, deren jeder am Ende ein Verzeichniß des dazu erforderlichen Apparats beygefügt ist, sind: 1) von den electrischen und unelectrischen Körpern, insonderheit von der Anziehungskraft der erstern. 2) In welcher die Zurückstoßung, und hauptsächlich, daß es zweyerley Electricitäten giebt, bewiesen wird. 3) Die einige Erklärungen über die vorhergehenden enthält, und von der Electricität handelt, welche die electrischen Körper andern mittheilen. 4) Fortsetzung der Electricität durch die Mittheilung. 5) Von dem Dunstkreise electrischer Körper. 6) Von den verschiedenen Wirkungen, so durch das Reiben bey dünnen electrischen Körpern hervorgebracht werden. 7) Fortsetzung über die Bänder und Symmers Versuche mit seidenen Strümpfen. 8) Ueber den Electrophor des Herrn Volta und demselben ähnliche Erfahrungen. Bey dieser letztern Vorlesung können wir nicht umhin, einige Anmerkungen zu machen, um dem V. zu zeigen, daß wir seine Schrift mit Aufmerksamkeit gelesen haben. S. 102. heißt es: „die Thatsache bleibt, daß der Kuchen und alle geriebene Flächen electrischer Körper keine Funken gegen unelectrisirte geben, wie eine Siegellack- oder Glasstange.“ Wenn das Wort unelectrisirte auf Flächen gezogen werden soll: so ist der Satz in soferne wahr, als sich zwo Flächen völlig eben und in völlig gleicher Entfernung aller ihrer Theile von einander denken

lassen. Die electrische Materie bleibt alsdenn zwischen ihnen gleich ausgetheilt, und kann durch Hinschießen auf einen Punct keinen Funken erregen. Geht aber das Wort unelectrisirte auf Körper: so verhält sich die Sache mit einer gewissen Einschränkung anders. Bleibt der Kuchen auf dem Teller und also einem ableitenden Körper liegen; so schlägt seine Oberfläche gegen einen entgegengebrachten nicht flachen Körper zwar eben so wenig einen Funken; wird er aber aus dem Teller genommen und frey gehalten, so schlägt jede seiner Flächen gegen ableitende Körper eben sowohl Funken, als eine Siegellack- oder Glasstange. S. 109 u. f. „dem Schlage kann man meistens ausweichen, und doch einen eben so starken Funken von der Trommel bekommen, wenn man erstlich oben die Trommel und hernach den Teller berührt." Dieses wünschten wir bestimmter ausgedrückt; denn wenn man die Trommel berührt und die Hand wegzieht, und hernach auch so den isolirten Teller berührt, so erstirbt die Electricität, und dieses um so viel eher, wenn man erst den Teller und dann die Trommel einzeln berührt. Den stechenden Funken kann man ganz vermeiden, wenn man erst den Finger an die Trommel bringt, ehe man sie auflegt, und wenn sie liegt, mit einem andern Finger den Teller anrührt. Die Fortsetzung soll folgen, wenn diese Vorlesungen Beyfall erhalten. Kann der unsrige etwas dazu beytragen: so sey er hiermit öffentlich gegeben.

Eu.

---

9) Geschichte.

Briefe den gegenwärtigen Zustand von Nordamerika betreffend. Erste Sammlung. Göttingen, bey Dieterich, 1777. Ohne die beygefügte Tabelle, 8 Bogen in 8.

Daß es vielen schwer fällt, über die Rechtmäßigkeit des jetzigen amerikanischen Kriegs, aller schwarmweise darüber herauskommenden Schriften ungeachtet, ein richtiges Urtheil zu fällen, ist kein Wunder. Die meisten Brochüren sind Ausgeburten des Partheygeistes; es wird darinn alles übertrieben,

trieben, und im falschen Lichte vorgestellt; oder über die Gründe des Gegentheils zu schnell hinweg geeilt. Und wer kann sie alle lesen? gleichwohl enthält fast jede einzeln brauchbare Bemerkungen, die in andern fehlen. Ueberdieß erfodert die Prüfung aller gegenseitigen Gründe eine eben nicht sehr gemeine Kenntniß der englischen Staatsverfassung, der amerikanischen Kolonien und deren Einrichtung.

Ein Mann, der Kenntniß, Belesenheit und historische Talente hat, kann hier viel Gutes stiften, wenn er theils Nachrichten von den neuesten Auftritten mit Anmerkungen über die Verfassung, Rechte und Geschichte der Kolonien; theils gute und erklärende Auszüge aus den besten neuesten englischen Staatsschriften über die jetzigen Streitigkeiten mittheilt, und so durch eine Zusammenstellung der Gründe und Gegengründe seine Leser in den Stand zu setzen sucht, ein richtiges Urtheil zu fällen. Das ist der Plan, welchen auszuführen der Verf. gegenwärtiger Briefe (dessen Namen wir zu nennen kein Bedenken tragen, Hr. Sprengel) sich vorgesetzet hat. Es wäre zu viel gefodert, wenn man schon in der ersten Sammlung das Versprechen ganz erfüllt zu sehen erwartete. Hier vertheidigt er in einer sehr unterhaltenden Schreibart bloß die Rechte und bisherigen Schritte des Parlaments, so daß allzu amerikanisch gesinnte Leser wohl in manchem Stücke gelindere Begriffe bekommen könnten. Nur möchten vielleicht eben solche den Verf. beschuldigen, daß er bereits Parthey ergriffen habe, zu ministerialisch gesinnt sey, und die Rechte und Foderungen der Kolonien zu gering achte. Unser Urtheil nicht zu übereilen, wollen wir erst die zwote Sammlung abwarten, in welcher er über die wichtigsten Puncte, nemlich über die Freybriefe (Charters, wir würden sie lieber Privilegien oder Freyheitsbriefe nennen) der Kolonien, und über das Taxationsrecht des Parlaments seine Gedanken mittheilen will. Wir vermuthen im Voraus, was er von dem letzten sagen wird; er nennt es jetzt schon gegründet. Wir wollen diesen Ausdruck nicht schlechthin tadeln; hoffen aber auch, daß der Verf. nach seinem Versprechen Gründe und Gegengründe zusammenstellen, prüfen, und denn erst einen Ausspruch thun werde. Bey dergleichen gegenseitigen Schritten muß vieles in Betracht kommen, was bey Privatstreitigkeiten keiner Erwägung bedarf. Selbst was Vorsicht und Klugheit befehlen, ist oft wichtiger, als ein unstreitiges Recht. Die Kolonien haben wirklich starke Gründe für sich,

und darunter ihre Freyheitsbriefe, deren einige kein Wort vom Schatzungsrechte des Königs oder Parlaments enthalten: andere erwähnen desselben, aber in etwas dunkeln, bald möchte man sagen, sich selbst widersprechenden, Ausdrücken. Es kömmt z. B. in dem einem eine Stelle vor, wo nur von Gold- und Silbererzen der Fünfte gefodert wird, für und in Ansehung aller und jeder Arten von Abgaben, Foderungen und Diensten. (Um der Kürze willen verweisen wir Leser, denen die Sache nicht bekannt ist, auf Ebelings Amerik. Bibliothek S. 413 u. f.) Die Könige versprechen aber in eben den Freyheitsbriefen, daß alle dunkle Stellen zum Vortheil der Kolonien sollen erklärt werden. (Der Rec. erinnert sich nicht, diese Anmerkung irgendwo gelesen zu haben; sie scheint den englischen Schriftstellern entwischt zu seyn, verdient aber Erwägung.) Hätten die Kolonien sich jede dem Parlamente beliebige Auflage gefallen lassen, wo wäre die Sicherheit ihres Eigenthums geblieben? — Das ist doch auch wahr. Sie haben Vorstellungen wider das Beschatzungsrecht des Parlaments eingereicht, aber kein Gehör gefunden; welches der Verf. selbst gesteht, aber S. 61 sich äussert, als hätten ihre Vorstellungen keine Aufmerksamkeit verdient. Aber dieß kann schwerlich jemand glauben, der sie gelesen hat. Warum hat man den Kolonien keine Repräsentanten im Parlamente zugestanden? Lord Germaine antwortet, sie hätten keine verlangt. Das kann seyn. Schon die Bestimmung ihrer Zahl würde unabsehliche Schwierigkeiten gemacht haben; und wer sollte sie bestimmen? Und was sollten ihnen die Repräsentanten nützen? damit sie desto dreister und gewisser beschatzet würden! Gesetzt man hätte ihnen ihrer halb so viel als Schottland bewilliget; was hätten 23 Stimmen gegen einen großen Haufen können ausrichten? Der Einwurf, daß der größte Theil der englischen Nation (von 6 bis 8 Millionen wählen nicht völlig 300,000) bey den Wahlen der Parlamentsglieder keine Stimme, folglich auch keine Repräsentanten habe, und doch der Taxation des Parlaments unterworfen sey, ist scheinbar, aber auch weiter nichts. Das Parlamentsglied taxirt sich bey jeder Bewilligung zugleich mit, oder, wie es D. Price ausdrückt, der repräsentirte Theil kann den nicht repräsentirten keiner willkührlichen Macht unterwerfen, ohne sich mit einzuschließen. Ganz anders ist es mit den Kolonien, deren Abgaben kein Parlamentsglied mitträgt. Die Ausflucht, daß Chester, Durham und Lancaster eine Zeitlang auch

auch keine Repräsentanten im Parlamente gehabt haben, paßt folglich nicht hieher. Ueberhaupt fühlten sich die Kolonien schon zu stark, als daß sie sich des Parlaments Willkühr unterwerfen sollten, dem es einmal hätte einfallen können, zu Englands Erleichterung den Kolonien äußerst drückende Beschatzungen aufzulegen. Es war ja schon genug, daß der ausschließende Handel England vortheilhaft beschäfftigte und bereicherte. Die Vortheile aus den Taxationen waren geringe, giengen größtentheils zum Unterhalte der Zollbedienten auf, und dienten bloß zur demüthigenden Erinnerung der parlamentarischen Oberherrschaft, oder zum Mittel für die Minister, ihren Kreaturen Bedienungen in Amerika anzuweisen. — Doch wir müssen abbrechen; vermuthlich wird der Verf. diese Winke und mehrere andere Gründe, die wir übergehen, in der zwoten Sammlung einer Beherzigung würdigen. — Gelindigkeit, oder frühere ernstliche Maaßregeln, ehe die Kolonien sich stark genug fühlten, wären sichere Mittel gewesen, noch eine Zeitlang dem jetzigen Kriege zuvor zu kommen, der, er falle aus wie er wolle, den Engländern nachtheilig ist. Daß der Bruch schwerlich ganz hätte können vermieden werden, haben schon D. Tucker und andere vorher gesagt. — Uebrigens versichert der Rec. daß er ganz unpartheyisch ist. Er schätzt die englische Verfassung und Großmuth, er wünscht, daß Englands Macht keine merkliche Erschütterung erfahren möge: aber er hält sich auch verbunden die Gründe eines jeden Theils zu prüfen.

Völlig treffend schildert der Verf. S. 2 u. f. die Ursachen des jetzigen Kriegs; mit Recht beschuldigt er die sogenannten Patrioten oder die Oppositionsparthey, daß sie durch ihr Geschrey und Machinationen viel zu dessen Ausbruch beygetragen haben, S. 43 u. f. Ein gewisser englischer Schriftsteller sagt von ihnen gar: „wünschen sie den Kolonien Glück, so sind „sie Verräther an England; wünschen sie ihnen Unglück, so „sind sie Verräther an Amerika!“ Von allen Patrioten möchte dieß wohl nicht gelten; wenigstens hat noch ein drittes statt. — Der Behauptung S. 72. u. f. als könne die Krone der Kolonien Freyheitsbriefe ändern, wird ein Engländer, der seine Freyheit liebt, nicht beystimmen. Was bey Georgien S. 81. und andern Provinzen geschehen ist, beweist noch nicht die Rechtmäßigkeit. Eben so hinkend ist es, wenn einige das Taxationsrecht des Parlaments daraus beweisen wollen, weil dasselbe den Kolonien während ihrer Schwäche, oder da sie



aus allerley Anlaß still zu schweigen für gut befunden, Schatzung aufgelegt hat.

Die Zweifel S. 57 über den Verf. der Antwort auf die Declaration des Kongresses, werden wohl jetzt nicht leicht mehr erhoben. Und die Klagen S. 56 als habe der Kongreß unter unsern Schriftstellern so viel Freunde, daß daher viel gründliche Staatsschriften bey uns nicht übersetzt würden, fallen nun weg: die dort angeführte Schrift ist bereits übersetzt, und die Amerikanische Bibliothek nebst dem Amerikanischen Archiv werden uns vermuthlich alle gründliche Staatsschriften der Engländer in getreuen Uebersetzungen liefern.

Amerikanische Bibliothek, herausgegeben von C. D. Ebeling — Erstes Stück. Leipzig, in der Weygandischen Handlung. 1777. 9 Bogen in gr. 8.

— Zweytes Stück. 8 Bogen.

— Drittes Stück. 16 Bogen, mit fortlaufenden Seitenzahlen.

Der Einfall, mehrere über den jetzigen amerikanischen Krieg, auch über andere amerikanische Gegenstände, in verschiedenen Ländern herauskommende Schriften, die bey uns wenig oder gar nicht bekannt, und doch lesenswerth sind, in einer richtigen Uebersetzung, oder auszugsweise, vermittelst einer amerikanischen Bibliothek unter uns bekannt zu machen, auch von neuen dahin gehörenden Büchern und Landkarten, Anzeigen mit beygefügten kurzen Urtheilen, einzurücken, verdient Ermunterung. Nur kommt es auf gute Wahl und Ausführung an. Die vor uns liegenden drey Stücke enthalten Aufsätze, mit welchen die Leser zufrieden seyn werden. Wir wollen sie kürzlich Liebhabern zur Nachricht anzeigen.

Das erste Stück enthält, außer der angehängten Anzeige etlicher neuen Karten von Amerika, blos des bekannten Dr. Price Schrift, die bey ihrer Erscheinung großes Aufsehen in England machte, und in kurzer Zeit vielmal aufgelegt wurde. Unter guten und reifen Gedanken, kommen darinn auch manche schielende vor; das Uebertriebene schimmert oft hindurch. Die in England herausgekommenen Widerlegungen mögen

mögen wohl die ersten enthusiastischen Aufwallungen vermindert haben. Deutschen Lesern, die sich zu viel von dieser Schrift versprechen, wollen wir blos ein paar Winke geben.

Price bildet sich Begriffe, wie er sie braucht. Aus seiner S. 8. vorgetragenen Beschreibung der politischen Freyheit, bey welcher er unter andern vergißt, daß sich Personen gedenken lassen, die als beständige Bevollmächtigte des Staats, von Zeit zu Zeit die nöthigen Gesetze zu desselben Wohl abfassen, schließt er S. 15. daß durch eines Andern Willen gelenkt werden, das Kennzeichen der Sklaverey sey. Aber so wäre selbst in England sehr wenig Freyheit. Unter mehr als 7 Millionen Innwohnern, hat nur ein kleiner Theil bey der Wahl der Parlamentsglieder eine Stimme. Und dieser kleine Theil, selbst viele Parlamentsglieder, sehen sich oft einem fremden Willen, alles Widersetzens ungeachtet, unterworfen: die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Diese flickt der Verf. S. 9. aus Vorsicht in seinen Begriff. Aber können die Ueberstimmten sagen, daß sie keinem fremden Willen unterworfen sind? — Die nach Amerika ziehenden Pflanzer erbaten von den Königen Freyheitsbriefe (Charters); ihnen wurde darin die Pflicht auferlegt, gewisse Abgaben zu bezahlen (S. 182. 366. u. a. O.) die Könige behielten sich vor, obrigkeitliche Personen hin zuschicken, Beschlüsse zu bestätigen oder zu verwerfen ꝛc. So wurden die Pflanzer dem Willen des Königs (und des Parlaments) unterworfen; gleichwohl nahmen sie dergleichen Freyheitsbriefe als Wohlthaten mit Dank an, ohne sich dadurch als Sklaven anzusehen. Warum befinden sie nun mit einemmal, daß sie durch dergleichen Verpflichtungen Sklaven sind? Listig sucht Price den Freyheitsbriefen auszuweichen; er erklärt schlechthin, wenn so etwas darin stünde, so wären sie gesetzwidrig, und daher null und nichtig. Solche Sprache führte keine Colonie während ihrer Kindheit und Schwäche: wenn man seine Stärke fühlt, läßt sich leicht trotzen. — Auch den lächerlichen Wahn wärmt er auf, als wäre kein Mensch erhabner Ideen fähig, der eines Andern Willen für Gesetz achten muß. S. 21. Wie, wenn Jemand die Anwendung auf Price selbst machte! Nach seinen willkührlichen Begriffen muß er alle Franzosen für Sklaven erklären. Aber hat nicht Frankreich alle Arten von großen Männern hervorgebracht? Der Rath S. 61. die Colonien sanft zu behandeln, ist weise, und dennoch unnütz: er kommt etwas zu spät; und hat man denn englischer Seits niemals

Sanftmuth versucht? Aber die Versicherung S. 64. daß man sich in Boston zur Ersetzung des in die See geworfenen Thees bald würde verstanden haben, wenn man weiter nichts gefodert hätte, ist falsch. Warum boten die Bostonianer keine Ersetzung an? Der aufgewiegelte Pöbel hatte kein Vermögen, und die Anstifter, die mit Thee vortheilhaften Schleichhandel trieben, keine Neigung zum Ersatz. — Gewiß beschreibt er wider seine Ueberzeugung, blos den Pöbel in Schrecken und Wuth zu setzen, die Gefahr für England so nahe und so groß, daß man sich wundern muß, wie sich das Reich noch hat bisher erhalten, die erfoderlichen Summen aufbringen, und selbst nach Niederlagen, eine Stärke zeigen können. Hingegen hat er gewiß die meisten Stimmen auf seiner Seite, wenn er S. 93. es für unüberlegt erklärt, mit 30 bis 40000 Mann fast einen halben Welttheil erobern, und eine halbe Million entschlossener Leute, die für ihre Freyheit fechten (oder vielmehr, zu fechten glauben,) bezwingen wollen. — Was Price S. 13. zur Vereinigung aller europäischen Staaten und Abwendung alles Krieges vorschlägt, ist eine nähere Entwickelung des wohlgemeinten St. Pierrischen Traums; aber nichts weniger als neu. Der Rec. erinnert sich vor ungefähr 10 Jahren bey seinem Aufenthalt zu Leipzig in einem Buch das damals unter dem Titel: **Neues Staatsgebäude v. L.** die Presse verließ, aber auch gleich der Vergessenheit entgegen eilte, ähnliche Vorschläge gelesen zu haben, auf deren Ausführung kein kluger Mensch hoffen wird.

Im zweyten Stück findet man die Vertheidigung der Rechte Englands gegen die Colonien, die, wie zuverlässig versichert wird, nicht von D. **Lind**, sondern vom Lord Germaine herrühren soll. Außer etlichen Auszügen von Acten, darin die Oberherrschaft des Parlaments über Amerika festgesetzt wird, ist die Erklärung des Congresses, warum die Amerikaner die Waffen ergriffen haben, angehängt. Diese letzte wird eigentlich in der Vertheidigung widerlegt, von der wir blos anführen, daß sie mehr Thatsachen als Raisonnement enthält. Mancher wird sich sehr wundern, wenn er liest, daß Männer, die er für erhabene Patrioten hält, aus den niedrigsten Absichten handeln; z. B. daß sich der große Pitt einer Acte blos deswegen widersetzte, weil sie ein Lieblingsentwurf der Anverwandten seiner Gemahlin war, mit denen er sich entzweyet hatte, S. 167. u. f. ingleichen daß Lord Kamden und andre Glieder der Opposition sich oft selbst widerspro-

chen

chen haben S. 195. Ueberhaupt kann ein Ausländer manche Aufklärung bey den jetzigen Streitfragen, aus dieser Vertheidigung nehmen, als, daß das Parlament den Colonien schon oft Gesetze gegeben und sie durchgesetzt, auch Schatzung auferlegt hat, u. dgl. Nur ist eine andere Frage, ob was das Parlament that, und die Colonien während ihrer Schwäche und bey der Gefahr von benachbarten Feinden, zu leiden sich veranlaßt sahen, recht, mit ihren erhaltenen Freyheitsbriefen übereinstimmend; und ob es der Klugheit angemessen war, jetzt ihrer Stärke uneingedenk, sie einer Besteurung zu unterwerfen, der sie sich mit aller Macht entgegensetzten.

Im dritten Stück sind die ersten 3 Aufsätze, nemlich Washingtons Tagebuch von 1753.; Betrag des Handels von Großbrit. mit etlichen Colonien vom J. 1697. bis 1773.; und Ein- und Ausfuhrlisten von 3 Colonien nach und aus London vom J. 1773, die viele Seiten füllen, vielleicht für wenige Leser erheblich. Desto angenehmer werden ihnen die eingerückten Freyheitsbriefe von Virginien und Massachuset, seyn. Es kommen Dinge darin vor, die blinde Eiferer und vermeinte Patrioten zuweilen vergessen haben, als, das Recht zu besteuern, welches die Könige sich und ihren Nachfolgern vorbehalten haben; das Verbot gewisse Bäume, die den Königen vorbehalten werden, zu fällen u. s. w.

Daß der Herausgeber sich an keine Zeit und Bogenzahl bindet; sich in keine Streitigkeiten einlassen will; und etliche fremde Ausdrücke durch kurze Anmerkungen zu erklären sucht; billigen wir sehr.

Zugleich mit dieser Sammlung, ist eine andre ähnliche herausgekommen, nemlich das amerikanische Archiv, welches wir gleichfalls nächstens umständlicher anzeigen werden.

Edmund Burkes Jahrbücher der neuern Geschichte der Englischen Pflanzungen in Nordamerika — Aus dem Englischen. Des Zweyten Bandes Erste Abtheilung. Danzig bey Flörke 1777. Ueberhaupt 16 Bogen in 8.

Eben so unterhaltend als der erste Band, aber interessanter, weil hier die nähern Anlässe und Schritte zu dem jetzigen Kriege vorkommen. Wie angenehm ist es, was man vor



mehrern Jahren in den Zeitungen las, und schon halb vergessen hat, nach seiner Verkettung, dem geäußerten Einfluß, den verschiedenen darüber gefällten Urtheilen, Gründen und Gegengründen der beyden Partheyen im Parlament, vollständig obgleich nur auszugsweise, hier mit einemmale gleichsam zu übersehen! Etliche den Ministern gemachte bittre Vorwürfe hat der Uebersetzer in Anmerkungen widerlegt; doch ist größtentheils alles mit ziemlicher Mäßigung abgefaßt. Das gegenwärtige Stück begreift die Jahre 1765. bis 1772. Voran steht **Wesley's sanfte Anrede an die amerikanischen Colonisten.** Sie enthält lauter bekannte Sachen, und ist ohnehin schon gedruckt, hätte also füglich können wegbleiben. Wären dafür lieber die Druckfehler gehörig angezeigt und verbessert worden!

Die vorkommende Hauptfrage ist, ob das Parlament die Colonien besteuern könne. Die Gründe, die dafür und dawider sind vorgebracht worden, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, zum eignen Nachlesen und Beprüfen überlassen. Auch was S. 4. u. f. von den Maaßregeln zur Hemmung des Schleichhandels; und S. 196. u. f. wider den Theezoll, der das Feuer in volle Flammen brachte, gesagt wird, verdient eine Erwägung. Mehrere Nachsicht gegen die Colonien, hätte diese wenigstens noch etliche Jahre hindurch in der äußerlichen Ergebenheit gegen die Mutterinsel erhalten. Inzwischen mochten die Engländer diesen oder jenen Weg einschlagen, die Amerikaner hätten gewiß das Joch des eingeschränkten Handels in die Länge nicht ertragen.

Ph.

Géographie universelle de *Mr. Büsching* — — traduite de l'Allemand avec des Augmentations et Corrections nouvelles fournies par l'Auteur. Tome Neuvieme contenant — — — les Cercles de Baviere, de Franconie, et de celui de la Haute-Saxe les Electorats de Saxe et de Brandebourg... Tome X. contenant la suite du Cercle de la Haute-Saxe, et de la Basse-Saxe les Duchés de Magdebourg, de Brounsvic et de Lunebourg, la Prin-

Principauté de Halberstadt et le Duché de Meclenbourg. à Strasbourg 1776. chez Bauer et Treuttel 8.

Der Titel überhebt uns der Mühe, den Inhalt dieser Bände anzuzeigen. Die Uebersetzung, welche wir in verschiedenen Stellen mit der fünften Auflage des Originals verglichen haben, scheint mit Fleiß gemacht zu seyn. Zusätze sind uns nur wenige vorgekommen.

Johann Matthias Schröckhs — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauche bey dem ersten Unterrichte der Jugend. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai 1777. 557 S. 8.

Jeder Patriot muß sich freuen, daß in kurzer Zeit drey Auflagen dieses vortrefflichen Buchs nothwendig geworden sind. In der gegenwärtigen hat es verschiedene Verbesserungen und Zusätze erhalten. Der wichtigste unter den letztern sind wohl die hinzugekommenen Zeittafeln, welche wir zur Uebersicht und Wiederholung der Geschichte sehr brauchbar gefunden haben. Die ganze Einrichtung des Werkes dürfen wir nicht erst hier beschreiben, da solches bereits im XXVII. Bande dieser Bibliothek S. 25. folg. hinlänglich geschehen ist.

Lb.

Die Allgemeine Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Deutschland und England ausgefertiget. In einem vollständigen und pragmatischen Auszuge. Verfasset von Ludwig Albrecht Gebhardi. Neue Historie, dreyzehnter Band. Halle, Gebauer 1774. 2 Alph. 1½ B. in gr. 8. nebst einer Landkarte.

Vier-



— — Vierzehnter Band, von L. A. Gebhardi. 1774. 2 Alph. 4¼ Bogen.

— — Funfzehnter Band, von M. E. Tozen. 1775. 2 Alph. 8 Bogen, nebst drey Landkarten.

— — Sechzehnter Band, von Joh. Georg Meusel. 1777. 2 Alph. 6 Bogen, nebst zwey Landkarten, und 4 Geneal. Tabellen.

Noch immer gehen beyderley Auszüge aus der großen Universalhistorie, der Leipziger und dieser Hällische, mit ziemlich gleichen Schritten, und auch dergestalt fort, daß jeder seinen eigenen Weg und Vorzug behauptet. Da eben dieselben Gelehrten, welche in den hier anzuzeigenden vier Bänden der Fortsetzung, einen Theil der neuern Europäischen Geschichte von ihnen selbst ausgearbeitet liefern, denselben schon in ausführlichen Werken, welche die Folgereihe der großen Universalhistorie ausmachen, bearbeitet hatten: so kann von dem Auszuge, den sie selbst davon verfertigt haben, eine kurze Nachricht desto hinlänglicher seyn; wiewohl sie auch, zu ihrer Ehre, mehr als einen bloßen Auszug ihrer Arbeiten geliefert haben.

So hat Hr. Gebhardi, welcher im 13ten und 14ten Bande die Geschichte der Reiche Norwegen und Dänemark beschreibt, theils eine vortheilhafte Aenderung in dem Plane, der in seiner größern Geschichte derselben herrscht, angebracht, theils merkwürdige Zusätze beygefügt. Jene besteht darinne, daß, anstatt daß ehemals die Statistik der gedachten Reiche zerstreuet bey jedem Zeitraume angegeben worden, dieselbe jetzt sogleich den ersten Abschnitt, mit der natürlichen Beschaffenheit derselben verbunden, ausmacht. Diese begreifen sowohl die wichtigen Staatsveränderungen in sich, welche seit dem Abdrucke des größern Werkes vorgefallen sind, als auch verschiedenes, was durch neuere historische Untersuchungen, Abhandlungen, Urkunden und Nachrichten genauer entdeckt und aufgeklärt worden ist. In der langen gelehrten Vorrede zum 13ten Bande bestätigt Hr. G. seine Meinung vom Odin, nemlich daß derselbe wirklich in die Mitte des dritten Jahrhunderts gehöre, und rettet insonderheit die

Glaub-

Glaubwürdigkeit der Nachrichten des Snorro Sturläson von demselben. Ohne Zweifel wird diese Untersuchung künftig eine Hauptstelle unter denen von gleichem Gehalte einnehmen. — In der Vorrede zum 14ten Bande theilet H. S. aus neuern Schriften besonders Dänischer Gelehrten, eine Anzahl Verbesserungen zum vorhergehenden Bande mit. — Die Geschichte endiget er mit Friedrich V. nennt aber auch die Hülfsmittel zur Regierungsgeschichte des jetzigen Königs. Eine Karte der Länder, welche ehemals zu Norwegen und Dänemark gehört haben, Stammtafeln und ein ausführliches Register, vermehren die Brauchbarkeit des Buches.

Im funfzehnten Bande beschreibt Hr. Toz die Geschichte der vereinigten Niederlande bis zum Jahr 1774. Statt der vierzehn Bücher, in welche sie in dem größern Werke abgetheilt war, hat sie hier deren nur zwölf, deren jedem ein ausführlicher Inhalt vorgesetzt ist. Die Quellen der Erzählungen sind weit häufiger genannt, als es Hr. Gebhardi gethan hat. In der Vorrede findet man einige ausgesuchte Anmerkungen über die vereinigten Niederlande überhaupt. Von den Landkarten stellt die erste die alten Niederlande und die angrenzenden Länder, die zweyte die nunmehro vereinigten Niederlande in den mittlern Zeiten, und die dritte eben dieselben zur Zeit der Utrechtischen Union vor. Hr. T. beschließt damit, daß er behauptet, in dem vorigen Zustande dieses Staats sey mehr Geräusche und blendender Glanz gewesen; in dem gegenwärtigen aber sey mehr Ruhe und wahre Glückseeligkeit.

Der sechszehnte Band hat den Hrn. Mensel zum Verfasser. Er hat darinne die Geschichte von Frankreich, vom Ursprunge des Reichs bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, oder bis auf den Tod Philipps IV. im J. 1215 beschrieben. Die vorangehende Einleitung oder allgemeine Vorstellung der französischen Geschichte, vom Ursprunge des Staats bis auf gegenwärtige Zeit, S. 1 — 10. ist in diesem Auszuge ganz neu hinzugekommen. Wir halten sie in Ansehung der politischen Veränderungen Frankreichs für wohlgerathen; aber was Religion und Wissenschaften eben daselbst für wirksamen Einfluß gezeigt haben, ist zu wenig berührt worden. Nächstdem hat Hr. M. vergessen, daß der Name des Landes Ungarn für Carl des Großen Zeiten zu früh sey. Neu ist besonders auch die Eintheilung dieser Geschichte in Epochen oder Perioden nach den Hauptveränderungen in derselben,

setzen, anstatt der willkührlichen Abtheilung nach den Regierungen der Könige, die er in seiner ausführlichen Geschichte beobachtet hatte. Weil man mit dieser nicht zufrieden gewesen war: so sieht man es Hrn. M. etwas zu merklich an, daß er die neue Eintheilung halb gezwungen ergriffen hat, und er drückt sich sogar darüber etwas spöttisch aus: „wir könnten nach „dem Beyspiele so vieler wackern Geschichtschreiber alter und „neuer Zeiten die Begebenheiten ununterbrochen nach der Reihe „hin erzählen, bey jeder Regierung eines neuen Königs stehen „bleiben, oder auch Paragraphen und andere Absätze, Ab„schnitte, Kapitel, Bücher ꝛc. machen, wenn wir nur die we„sentlichen Pflichten des Geschichtschreibers dabey möglichst treu „befolgen: unterdessen die Mode will es so: laßt uns also, „da sie nichts unschickliches mit sich führt, ihr nicht ent„gegen schwimmen. Folgende zehn Epochen mögen demnach „unserer Arbeit die Modegestalt ertheilen.“ Gewiß, wenn es weiter nichts als eine nicht unschickliche Mode wäre: so hätte Hr. M. bey seiner ältern Art der Eintheilung, die jetzt außer der Mode zu kommen anfängt, bleiben können. Denn wer kann einen Geschichtschreiber nöthigen, sich nach bloßen Moden zu richten? Oder kehren sich etwa unsere besten Schriftsteller von einem lange gegründeten Ruhme und Ansehen an den vermeinten kraftvollen deutschen Modeausdruck, in welchem jetzt so manche unserer jungen Genies emporflattern? Aber Hr. M. muß ja wissen, daß dasjenige, was er eine bloße Mode nennt, eine wirkliche Verbesserung der historischen Methode ist; daß diese Realabtheilungen recht eigentlich historisch, oder auf die Natur der Begebenheiten gegründet sind; daß sie eben so sehr dem Gedächtnisse, als der beurtheilenden Uebersicht einer großen Geschichte zu statten kommen, u. s. w. Wackere und treffliche Männer haben freylich in alten und neuen Zeiten viel gethan, das man ihnen nicht mehr nachthut; z. E. große Bücher ohne irgend eine Abtheilung oder Absatz zu schreiben, u. d. m. Uebrigens halten wir die Epochen selbst, welche der Verfasser festgesetzt hat, für sehr wohl getroffen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er die vierte, welche bis 1328 geht, noch in diesem Bande zu Ende gebracht hätte; vermuthlich mußte er wegen der verhältnißmäßigen Stärke desselben gegen die andern, beym J. 1315 abbrechen. Die Geschichtbeschreibung ist sonst in dem guten Geschmacke abgefaßt, den man von Hrn. M. schon gewohnt ist. Daß er die Quellen derselben gar nicht angeführt

hat,

hat, kann zwar, wie er auch gethan hat, bey einem solchen Auszuge entschuldigt werden; doch ist daraus eine etwas unangenehme Unähnlichkeit mit den übrigen Bänden des Werks entstanden. Die Karte der verschiedenen Herrschaften, denen die Gallier unterworfen waren, als Klodwig sie mit Krieg überzog, und sich des größten Theils des Landes bemächtigte, ist ganz, und wirklich etwas zu sehr, nach einer französischen copirt. Die Geschlechtstafeln sind Früchte eines nützlichen Fleißes.

Mit Vergnügen sehen wir auch deswegen auf diese Werke noch zurück, weil dadurch die Anzahl ursprünglich deutsch und wohlgeschriebener Geschichten für Leser von mancherley Gattungen ansehnlich vermehret wird.

Ml.

---

10) Gelehrtengeschichte.

Das gelehrte Teutschland, oder Lexikon der iztlebenden teutschen Schriftsteller. Angefangen von — *Hamberger* — fortgesezt von *Johann Georg Meusel*, Quedlinb. Hofr., Prof. zu Erfurt. Dritte Auflage. Lemgo, Meyer. 1776. 2 Bog. über 4 Alph. in 8.

Herr M. der zu diesem gemeinnützigen Werke des sel. Hambergers 1774 einen Nachtrag herausgab, liefert hier eine völlig umgearbeitete, durchaus vermehrte und verbesserte (wie der Titel mit Recht sagt) Ausgabe, wo alle Supplemente am gehörigen Orte eingetragen sind. — Es ist lobenswürdige Dankbarkeit und Bescheidenheit, daß er Hambergers Namen noch auf dem Titel beybehalten hat. — Die Vorrede enthält sonderbare und fast unglaubliche Wunderlichkeiten mancher Gelehrten, die nicht in diesem Buche haben wollen genannt seyn. Zugleich auch Versprechen eines Verzeichnisses von Künstlern, Bibliotheken, Naturalien- und Bilderkabinettern. Herzlich wünschen wir den Fortgang dieser Unternehmung, und dem Verf. daß er sich nicht durch die vielen, und hier noch weit größern, als bey einem

Schrift-

Schriftstellerverzeichnisse, sich findenden Schwierigkeiten abschrecken lasse. — Namen derer, die Beyträge geliefert haben. (Es ist ein verdienstliches Werk, wenn jeder, dem Zeit und Gelegenheit es nicht verbieten, sich bestrebt hier einen Platz zu gewinnen.)

Das Werk selbst. Wir wollen unserer Gewohnheit nach, einige Beyträge liefern.

S. 1 Achard, F. K. ist Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin.

— 6 fehlt Affsprung, Joh. Mich. eine Zeitlang Informator in Amsterdam, jetzt wieder in Wien, geb. zu Ulm, 17.. §§. Patriotische Vorstellung an seine liebe Obrigkeit, die Nothwendigk. einer Verbesserung des Schulwesens betreffend. Amst. 1775. 8.

— 12 Amelang, J. G. Postsekretär beym Generalpostamte in Berlin.

— 13 fehlt Ammon, D. der Arzneygel. zu Schafhausen. §§. Disp.

— 14 Andre, J. seit 1777 in Berlin, Musikdirector bey der Döbblinschen Schauspielergesellschaft.

— 16 d'Annone, J. J. ist auch I. V. D.

— 19 fehlt Baron von Asch, russ. kaiserl. Staatsrath und Mitglied des med. Colleg. zu St. Petersburg. §§. Disp. Aufsätze im Magazin für Aerzte.

— 22 fehlt Bach, Friedemann, älterer Bruder Emanuels wohnt in Berlin, hat verschiedene musikalische Werke herausgegeben.

Bachmann Kaufmann zu Petersb. todt seit 1776.

— 24 Bahrdt, K. F. Direktor des Philanthropin zu Heidesheim.

— 42 Baumann, Ch. J. 2ter Theil vom Süssmilch, 1775. 3ter Th. oder Anmerk. zum 1sten und 2ten Th. 1776. 8.

— 46 fehlt Baylies, Med. D. kön. Preuß. geh. Rath, Leibmedicus, Mitgl. des K. Kolleg. d. Aerzte in Lond. und Edinb. u. Practicus der Med. in Berlin. §§. Aphorisms on the small-pox. 1768. 8. französ. und deutsch von Kölpin. Inoculation of the small-pox. 68. 8. franz. und deutsch. Nachrichten über die Pockeninoculation in Berlin, übers. (aus des V. Handschrift) von D. Krünitz. 76. 8. wo auch ein Verzeichniß aller frühern Schriften des V. ist.

S. 54

S. 54 Behmer, F. E. war geheimer Tribunalsrath zu Berlin; ward als Präsident nach St. Petersburg gerufen, wo er 1776. starb.
Behn, F. D. fehlt: zwölf Oden des Horaz in dieselben Versmaasse. 1775. Lübeck. 8.

— 62 fehlt: Berger, Christ. Gottl. Med. D. u. Praktikus erst zu Berlin, hernach in Westpreußen, hat einen deutschen Traktat von der Dreyeinigkeit, und einen französischen von der Schiffart geschrieben.
auch: Berghofer, Ignaz. lebt zu Wien, geboren zu Passau 1750. SS. Empfindungen aus meinem Leben. Wien. 1774. 8. Briefe vom Verf. der Empfindungen aus seinem Leben. eod.

— 67 Bertram, Ph. E. starb 1777.

— 73 der preuss. geheime Finanzrath Beyer hat die Vornamen: Johann August.

— 77 Bischoff zu Stettin ist längst todt.

— 77 Bitaube ist auch markgräfl. Anspachischer Resident am Preuß. Hofe.

— 89 fehlt Bödeker, J. K. Candidat der Rechte, hält sich zu Wien auf, geb. zu Nürnberg 17 . . SS. Gründlicher Unterricht in Wechselsachen. Frkfurt. 1775. 8. Graf Althaus, ein Lustspiel. Offenbach. 1775. 8. Der Lohn der Rechtschaffenheit, ein Lustspiel. Hamburg. 1775. 8.

— 95 fehlt Börner, Christian Friedrich, ein Bruder Georg Gottliebs, D. der Arzneykunst zu Leipzig. SS. Der Arzt bey der Selbstbefleckung, praktisches Werk von der Onanie, 8. 1776.

— 100 Borelli hat die Vornamen: Johann Alexis.

— 101 Borowsky, G. H. ist am Philanthropin zu Heidesheim.

— 102 fehlt Bourdet, Major u. kgl. preuss. Inspektor der Wasserbaue. Traité des digues le long des fleuves. à Berlin. 1771. 8.

— 111 fehlt von Breitenbach, Churhannöverscher Lieutenant von der Garde, auf Werbung zu Wezlar, geb. in der Wetterau 17 . . Er (nicht Sone) ist der V. der Berichtigung der Leiden Werthers.
Breitinger, J. J. gestorben 1776.

— 112 fehlt Breitkopf, Mag. Phil. zu Leipzig, Verfasser



des deutschen Textes zu der Hassischen Oper Piramo, und verschiedener Uebersetzungen.

Breitsprecher, C. Ph. ist Tribunalsassessor zu Wismar.

S. 115 v. Bretschneider, H. G. war bis 1777. kaiserl. königl. Vicekreishauptmann im Bannat Temeswar, zu Werschez; lebt nach Vereinigung dieses Bannats mit Ungarn, in Wien.

— 131 Brückners, C. Th. J. Pfarrdorf heißt Grossen-Wichlen, nicht Wiehlen.

fehlt von Brühl, A. F. Graf, Generalfeldzeugmeister der Krone Pohlen, zu Warschau. §§. Die Ankunst des Herrn, ein Lustspiel. Warsch. 1775. 8. Verschiedene andere Lustspiele.

— 122 von Brunk, Richard Fr. Phil. Die Anthologie heißt: Analecta veterum poetarum graecorum. Argentor. 1772 – 1776. 3 Tom. 4.

— 129 von Bünau, R. lebt zu Berlin.

Büneckau, Herm. Georg, D. Iur. Rathsherr zu Lübeck, geb. daselbst §. Bibliotheca iuris lubecensis, Lub. 1776. 4.

Bürger, G. A. wohnt im Dorfe Wölmershausen.

— 136 Büttner, Ch. G. starb 1776.

— 141 fehlt Burkhard, ... Dokt. d. A. G. zu Homburg vor der Höhe, geb. zu Basel 17 .. §§. hat die Gedichte der Fr. Elis. Rowe aus dem Engl. übersetzt, die schweizerische Ausg. gr. 8.

— 144 fehlt Calmar, reform. Geistl. aus Ungarn, daselbst geboren, lebt zu Wien. §§. Grammatik einer allgem. Gelehrtensprache. Wien. 1774. 8.

fehlt von Campagne, Alexand. Aug. königl. preuss. Geh. und Revisionsrath, auch franz. Oberkonsistorialrath zu Berlin. §§. Code-Frederic traduit de l'allemand. 1752. 8. le Gouvernement. 8.

Cange, J. H. stand am Philanthropin zu Dessau, izt in Altona.

— 146 fehlt Carl Friederich reg. Markgraf zu Baden. §§. Abrégé des principes de l'économie politique, Carlsruhe (Paris) 1772. 8.

— 149 Carthenser, J. E. starb 1777.

— 153 statt le Cat lies: von Cat.

— 157 Christgau, M. G. todt.

S. 164

S. 164 Claudius, Matth. geboren zu Rheinfeld in Holstein.
— 172 fehlt Coste, R. Pr. Pensionarchirurgus zu Berlin; hat viele medicinische Werke in franz. Sprache geschrieben.
— 174 Cramer, C. F. Johann Andreas Cr's Sohn, geboren zu Quedlinburg.
— 176 Cramer, J. A. Es heißt: soll sich itzt zu Berlin aufhalten. Allein er ist niemals da gewesen. Im Jahr 1776. war er in Freyberg in Bergwerksangelegenheiten, und starb 1777.
— 177 Cranz, D. gestorben 1777.
fehlt Cranz in Westfalen. SS. Gallerie der Teufel. Niederrheinisches Wochenblatt.
— 178 fehlt Crespel, Kaufmann zu Frankfurt a. M. SS. Voyage du P. Eman. Crespel par Crespel son frere. Francf. 1752. 8.
— 183 Curts, G. L. gestorben 1777.
— 190 fehlt Degen, Subconrector in Anspach. geb. 17.. SS. Ueber den Homer. Erlang. 1775. 8. Mehrere kleine Abhandlungen.
— 191 fehlt Deines, Hofrath zu Frankfurt a. M.
— 197 F. W. Dieterich heißt: Dieterichs, lebt auf seinem Guthe Orpensdorf, bey Stendal.
— 203 Döhler, J. F. ist itzt gräfl. Passenheimischer Hofrath zu Wezlar.
— 206 Dohm, Professor in Kassel. Besorgt auch die Herausgabe des deutschen Museum.
— 207 Doppelmayer, ist Stadtphysikus zu Hof im Voigtlande, geboren zu Anspach.
— 211 fehlt Dürr, welcher den Süßmilch fortgesetzt hat.
— 214 Ebeling, Ch. D. ist ein Sohn des folgenden J. J. E.
— 222 Eckhel, J. Sein vornehmstes Werk ist ausgelassen: Numi veteres anecdoti ex museis Caesareo-Vindobon. etc. Vien. Austr. 1775. 2 tom. 4.
— 227 Eichmann, O. T. ist itzt Burgrichter der Kommenthurey Schiebelbein in der Mark.
— 230 Eisenhart, A. W. schon 1770. gestorben.
— 232 fehlt Elisabeth, Königinn von Preussen. SS. Sages Reflexions.
— 235 Engel, J. J. Professor am Joachimsthal. Gymnas. zu Berlin. Unter seinen Schriften fehlen noch: Abhandlungen in der N. Bibl. d. sch. W. Herausgabe



der 1sten Ausgabe von Homes Grundſ. der Krit. Ueberſ. des 2ten Th. der Euleriſchen Briefe an e. d. Prinzeſſinn. Antheil an der Ueberſ. der Sulzerſchen verm. Schriften. — In den Unterhaltungen hat er nie poetiſche Aufſätze geliefert.

S. 242 Erxleben, J. Ch. P. 1777. geſtorben.

— 248 Ewald, Heſſ. Darmſt. Hofrath, geb. zu Spandau, lebt vielleicht noch in Italien, wo er ſchon vor vielen Jahren hingieng.

— 250 fehlt Faber, A. M. Weltgeiſtlicher und Hofprediger zu Bamberg, geb. daſelſt. SS. Eſſai de l'eloquence ſacrée. 1777. 8.

Faber, J. G. itzt als Prof. der Theologie nach Duisburg berufen.

— 253 Fabricius, J. Ch. Prof. d. Oek. zu Kiel.

— 255 Falcke, E. F. H. iſt der Sohn des folgenden J. Ph. A. F.

— 257 fehlt Falk, J. J. Adminiſtrationsrath zu Heidelberg.

— 258 Faul ſchon 1775. todt.

— 262 Feldman 1776. geſtorben.

— 266 Le Fevre lange todt.

Fidler, F. A. zwiſchen Hamburg und Bützow war er Hofprediger in Ludwigsluſt. Itzt iſt er aus Dobberan fortgegangen, man weis nicht wohin.

— 268 Findeiſen, Hofm. zu Ludenhof in Liefland, geboren zu Leipzig.

Es fehlt noch ein Fiſcher, Hohenloh. Regier. und Conſiſtor. Rath zu Oehringen.

— 277 fehlt Moſes Fließ, ein Jude, Dokt. der A. G. zu Berlin, geb. daſelbſt. SS. Diſp.

— 279, 280 Die beyden Forſter, itzt in England, heiſſen Forſter.

— 288 Franke, J. M. todt.

— 295 fehlt Freytag.

— 296 Friderici, J. Ch. 1777. geſtorben.

— 298 Friederich, J. G. nicht mehr Hofprediger, ſondern Superintendent zu Sternberg. Geboren in Halle.

— 305 Füeſſli, H. ſteht als Hofmeiſter in Riga.

— 321 fehlt Gedike, Friedrich, Lehrer am Friedrichswerderſchen Gymn. zu Berlin. SS. Pindars olympiſche Siegshymnen. 1777. Berlin. 8.

S. 326

S. 326 fehlt Georgi, Joh. Gottl. Apotheker und Adjunkt der Akad. zu St. Petersburg. §§. Bemerkungen einer Reise im russischen Reich in d. J. 1772 — 1774. St. Pet. 1775. 2 B. 4.

— 328 Gercken, Ph. W. lebt zu Frankfurt a. M.

— 331 fehlt Gerlach, Rector in Potsdam. §§. Verschiedene kleine Schriften, besonders über die Geschichte von Potsdam.

— 332 Gerling, Ch. K. darauf Prof. der Theol. und Pastor zu Rostock, itzt Pastor zu Hamburg.
von Gerstenberg, H. W. ist königl. dän. Resident und Consul in Lübeck.

— 333 Gerz, J. ist: Canonicus Eccles. Collegiat. B. M. V. Prumiensis; Linguar. Orient. Prof., Subregens Seminarii Clementini ad S. Ioh. Bapt. zu Trier seit 1775.

— 334 Gesner, J. G. billig sollte Hr. M. von einem lübekischen Schullehrer die einzelnen Trauer- und Glückwünschungsbogen nicht vorerzählen, die er von Amts wegen um die Gebühr hat schreiben müssen? Dieß gilt auch von Overbek, S. 840.

— 337 fehlt Geuß, Joach. Michael, Rector der Realschule zu Kopenhagen. §§. Ausführl. Abhandlung der Minirkunst. Kopenh. 1776. 8. Aufsätze in die Einleit. zur mathemat. Bücherkenntniß.

— 338 Gillet, Consistorialrath zu Halberst. geb. zu Berlin.

— 340 fehlt Glave, Hofgerichtsrath zu Königsberg in Preußen §§. Jurist. Disp. zu Halle gehalten.

— 349 Göthe, J. W. Sächs. Weimarscher Geh. Legationsrath, zu Weimar.

— 356 Götze, J. M. Sein Bildniß steht vor seinen Todesbetrachtungen und Sammlungen.
Goldhagen, L. M. darauf Pfarrer zu Nora; itzt Superintendent zu Minden.

— 358 Gondela, Ch. A. 1777. gestorben.

— 359 Gone, A. L. muß heißen: von Gone. Die Berichtigung der Leiden Werthers ist nicht von ihm sondern von Hr. von Breitenbach, s. oben. — Unter G's Schriften fehlt: der höhere Ruf. Wezlar, 12. Einige Heilswahrheiten. Offenbach. 1774. 8.

— 364 Statt von Grel-in, lies: von Gröben, Oberster außer Diensten.

S. 390 von Hän, A. todt.
— 394 Hagen, J. Ph. ist Amtschirurgus zu Berlin.
— 398 von Haller, A. 1777. gestorben.
— 404 Hanisch, G. D. ist itzt Feldprediger zu Rathenow.
— 408 Harschers, J. H. angeführtes Werk steht auch im 23sten Stück der Merkwürdigkeiten von Basel.
— 411 Hartwig, C. L. ist Prediger zu Buchholz bey Treuenbrietzen.
— 415 fehlt Hauffe, Christ. Gottl. Buchhändler in Nürnberg. geb. 1725, §§. Begebenheiten einiger Kaufmannsdiener. Nürnb. 1769. 8.
— 427 von Heinecke, K. H. geboren in Lübek.
— 428 Heinius, J. Ph. statt Prorector, lies Rector.
— 437 fehlt Hemman, K. Pensionarchirurgus in Berlin. §§. Verschiedene medicinische Disputationen zu Jena. 8.
— 439 Henisch, K. Fr. 1776. zu Potsdam gestorben.
— 441 Hennert, K. fehlt: Abhandl. von der Kavallerie in den ältesten Zeiten, nach Erzählung Homers (ohne Namen.) Berlin. 1774. 8. Beschreibung von Reinsberg. 1778. Berlin. 8.
— 444 Herder, J. G. Cons. Rath zu Weimar.
— 450 Herold, J. M. geb. im Meklenb. Strelizischen.
— 452 Hertel, J. W. statt Kapellmeister, lies: Hofrath.
— 456 von Hess, L. itzt in oder bey Hamburg.
— 457 Hesse, P. F. ist Schreib- und Rechenmeister in Berlin.
— 473 Hölty, C. Ch. H. 1776. gestorben.
— 475 Hafer, J. hinzu zu setzen: und in den Beschreib. d. Merkwürdigk. von Basel.
— 482 fehlt Hofmann, Joh. Gottlob, dritter Lehrer an der Thomasschule zu Leipzig. §§. herausgegeben: Gottscheds Sprachkunst, 6te Auflage. Leipz. 1776. 8.
— 486 Holland, G. J. in Potsdam.
— 492 Hoppe, P. todt.
— 493 Hoppe. Statt Zinsemeister, lies: Ziesemeister.
— 508 Jacobsson, J. K. G. geboren zu Elbingen 1726. der Schauplatz u. s. w. hat 4 Bände.
— 509 Jäger, H. F. ist Prof. der Geschichte, nicht der Rechte, zu Mitau.
— 513 fehlt Ibel, gewes. königl. preuss. Lieutenant bey der Artillerie, geb. zu Idstein. Itzt in Spanien, hat ein

ein Buch von der Kriegskunst ins Deutsche übersetzt. Rhenus und Lahna. Frankfurt. 1775. 4.
Frherr von Ickstatt ist todt.

S. 516 Jester. Statt Sekretär, lies: Kriegsrath.
— 527 fehlt von Junk, Erbherr auf Falkenhagen, bey Frankfurt an der Oder. SS. Verschiedene kleine Schriften das Theater betreffend.
— 528 fehlt Jung, Joh. Heinr. Augenarzt zu Elberfelde. SS. Die Schleuder eines Hirtenknaben. Frankf. 1775. 8. Die große Panacee. 1776. Theodicee des Hirtenknaben. 1776. Stillings Jugend. 1777.
— 531 Kämpf. Ist seit 1770. nicht mehr in Homburg, sondern Stadt- und Landphysikus in Diez; hat auch geschrieben: Peter Squenz, eine Farce. Frkfurt. 8.
— 539 Karsten, W. J. G. auch Hofrath. Itzt Prof. der Mathem. und Physik zu Halle, geb. im Strelitzischen.
fehlt: Karsten, Franz Christian Lorenz, Bruder des vorigen. M. Phil. und Lehrer am Pädagogium zu Büzow. SS. Rechenkunst. Wism. und Büz. 1775. 8.
— 561 Klockenbring ist geheimer Canzleysekretär. Geboren nicht in Schweden, sondern im Lüneburgischen.
Klopstock, K. G. auch Markgr. Badenscher Hofrath.
— 572 Koch, B. Hofmeister zu Semlow bey Stralsund, geb. zu Wismar.
— 578 Köppe, Karl Friedrich. Es fehlt: Wichtige Correspondenzen mit der strikten Observanz oder der sogenannten rectificirten Loge. I. Th. 1771. 4. Crata Repoa oder Einweihung der egypt. Priester. 8.
— 581 Kohlbrenner, Churbaierischer wirkl. Hofkammerrath. Der KK. Akademie zu Roveredo Mitglied.
— 599 Krubsacius, F. A. ist Oberlandbaumeister.
— 600 Der Krüger, Uebersetzer des Harwood, schreibt sich Crüger.
— 607 fehlt Kyburz, reform. Pfarrer in der Schweiz. SS. Kinderbibel. Augsp. 1756.
— 609 Lambert, J. H. 1777. gestorben.
— 611 Landi, Antonio, Abt, und Hofpoet. Es fehlt: Poesie, in Firenze 1766.
— 631 fehlt Leichsenring, Darmstädtischer Rath in Paris. Journal de Lecture. Paris 1776. 8.

Leisewitz, geb. in Hannover. Sekretär der Landschaft in Wolfenbüttel. SS. Julius v. Tarent.

S. 634 Lenz, J. M. R. kürzlich zu Weimar, jetzt anderswo.

— 635 fehlt Leonhardi, in oder bey Hamburg. SS. Freymäurerlieder.

und Lerch, ruſſ. kaiſerl. Collegienrath und Stadtphyſikus in St. Petersburg. SS. Perſiſche Reiſen, in Büſchings Magazin.

— 637 Leſſing, G. E. iſt in Camenz in der Lauſiz gebohren. Sein Bildniß auch von Bauſe geſtochen.

— 653 fehlt Liſt, G. H. C. zu Einbeck. SS. Verſchied. Aufſätze in den Götting. Abhandl. 1774. und dem Hannöverſch. Magazin 1776.

— 654 Lobſtein, J. M. itzt Prediger.

— 660 Lohmann, J. C. Ch. geſtorben 1777.

— 668 fehlt Ignaz de Luca, k. k. Rath und Prof. der Politik am Lyceum zu Linz. SS. das gelehrte Oeſterreich. 1777.

— 668 fehlt Lucius Jungfer, jetzt verheyrathete Schlegel geb. in Dresden. SS. Briefwechſel mit Gellert.

— 669 Lüdecke, Ch. W. ſchreibt ſich: Lüdeke. Iſt 9 Jahre in Kleinaſien, vornemlich in Smyrna geweſen. Itzt D. der Theol. Prediger der deutſchen Kirche, Aſſeſſor des Conſiſtor. und Scholarche zu Stockholm.

— 674 Luger, Th. Ch. ſchon ſeit 1770. todt.

— 680 Majer, J. Ch. itzt in Kiel.

— 681 Mangelsdorf, K. E. lebt itzt in Deſſau. Lexicon latinae linguae.

— 684 Marcard, H. M. iſt zu Hannover.

— 685 Maria Thereſia hat das Buch franzöſ. geſchrieben: Sentimens et pratiques de piété pour les jours de l'Avent. Vienne, 1773. 12. Es iſt von einem andern überſ. worden.

— 686 Markart iſt todt.

— 687 fehlt Marſchall, D. d. A. G. zu Offenbach, geb. zu Frankfurt a. M. SS. Abhandl. von der Schädlichkeit der Ailhaudiſchen Pulver. Frkft. 1774. 8. Mehr medicinische Schriften.

Martini, Fr. auch Conſiſtorialrath.

— 689 Martini, G. H. itzt in Leipzig.

— 690 Martini, Joh. Chrph. lies: Pfarrer zu Kerkhaſen.

sen, in der Grafschaft Wolfstein bey Nürnberg. §§. Verordnung der Republik Venedig in Ansehung ihrer Ordens- und Weltgeistlichen 1768. Gedichte eines Sclavoniers des Freyherrn von Petrasch herausgegeben, 1 Th. 1767. Musarum Remissio eine lateinische Wochenschrift 1766. Fueßlins Kirchen- und Ketzerhistorie 3 Th. Dessen Lebensbeschreib. Castalio, 1775. dessen Lebensbeschreib. Carlstadt 1776. Gersteweri Sylloge Opp. Exeget. T. I. p. 1, 2. (die vier letztern hat er herausgegeben.)

S. 694 Mascho, Fr. W. Rector in Ruppin.

— 695 Matthäi, Ch. Fr. Prof. der Universität zu Moskau. Unter seinen Schriften fehlen: Gregorii Thessalonicensis X. Oratt. Mosq. 1776. Isocratis, Demetrii Cidone, et Michaelis Glycae aliquot epistolae. 1776. 8.

— 699 Mayer, A. fehlt: Beobachtungen von der nützlichsten Anwendung des Bauholzes. 1776.
fehlt Mayer, Christian Gottlob, ein jüdischer Proselyt im Brandenburgischen, D. der A. G. §§. Uebersetzung des Buches Massoreth Hammassoreth, von Semler mit Anmerkungen herausgegeben, Halle, 1772. 8.

— 700 Mayer, J. Ch. A. Sohn des A. M. S. 699. itzt Prof. der Medicin zu Frankfurt an d. O. geboren in Greifswalde 1747. Von seinen Schriften fehlen: Diss. de calore in febribus vel aucto vel imminuto. 1771. Die Macht der Heilkunst. Eine Ode. 1771. Obs. de variis cataractam extrahendi methodis. c. fig. aen. 1772. Von den Blutgefäßen, m. K. Berlin, 1777. 8.

— 706 Meier, G. F. 1777. gestorben.

— 708 fehlt Meierotto, Heinr. Ludwig, Rector und Prof. des Joachimsthal. Gymnas. zu Berlin. §§. Ueber die Sitten und Lebensart der Römer, Berlin. 1776. 2 Theile 8.

— 714 Mellmann, J. D. geboren im Meklenb. Schwerinschen.

— 721 fehlt Meßmer, reform. Pfarrer in Dresden. §§. Predigten. Basel. 17..

— 722 fehlt der berühmte Abt Peter Metastasio (hieß eigentl. Trapasso, bekam den itzigen Namen von

Vinc. Gravina, der ihn als einen armen Jungen annahm,) kais. Hofpoet zu Wien.

S. 723 Metzger, J. D. itzt Prof. der Medicin zu Königsberg. Geboren zu Strasburg, 1739. Seine erste Schrift fehlt: Diss. de primo pare neruorum. Argentor. 1766. Die Aduersaria medica sind nicht Vltrai. (zu Utrecht,) sondern Trai. ad Mosam (Maastricht) gedruckt. Physiologie. Königsberg. 1777. 8.

— 725 Mey lies: Meyen.

— 728 Meyer, Lieutenant zu Göttingen, nicht Nordheim. Von seinen Schriften fehlen: Erläuterung der Freymäurerey. Lucille und Cleon oder die geprüfte Treue, eine Operette. 8. Gedichte, 8.

fehlt von Meyern, Herz. Braunschweigscher Landdrost zu Brschw. §§. Erörterung ob die Klagen über den Geldmangel gegründet sind. 8.

fehlt Mezburg, K. K. Gesandschaftssekretär in Kopenhagen. Uebers. von Bianchi Gedanken.

Michaelis, Ch. F. ein Sohn von Joh. Dav. M. §. Uebersetzung von Wood über den Homer.

— 733 fehlt Miller, Heinrich, Buchdrucker zu Philadelphia in Nordamerika. Ein gebohrner Deutscher. Er verlegt und schreibt seit 1762 eine ungemein verständig deutlich und kraftvoll geschriebene deutsche Zeitung: „Der wöchentliche philadelphische „Staatsbote, mit den neuesten fremden und „einheimischen politischen Nachrichten, sammt „den von Zeit zu Zeit in der Kirche und ge„lehrten Welt sich ereignenden Merkwürdig„keiten.“ Folio in drey Kolumnen gedruckt.

Miller, Joh. Mart. in Ulm, gebohren daselbst. §§ Gedichte in den Musenalmanachen. Siegwart.

— 737 In den Verbesserungen steht hier der Artikel Mirow, Prediger in Wandsbeck einzurücken; allein Mirow ist schon einige Jahre todt.

— 739 Mittelstedt, M. Th. Ch. 1776 gestorben.

— 742 Möller, H. F. Schauspieler bey der Seilerischen Gesellschaft.

— 743 Möller, V. Ch. Mag. Phil., nicht mehr Director des Pädagogium. Bruder von J. G. P. M. S. 742.

S. 749

S. 749 fehlt Monsperger, Joseph Julian, Exjesuit, Prof. der or. Sprachen zu Wien. §§. Institutiones hermeneut. sacrae. Vindobon. 1776. 8.
fehlt Morgenstern in Potsdam: Mad. de Montreal loisirs d'une jeune Dame. 1776.
— 753 Moser, Fr. K. Nicht er, sondern F. A. Sorge, hat das buntscheckichte Gemälde eines Biedermanns geschrieben.
— 766 Moses Mendelssohn schreibt er sich selbst.
— 767 fehlt Moulines, Wilhelm, ref. franz. Prediger an der Dorotheenstädterkirche, u. Mitgl. d. K. Akad. d. W. in Berlin. §§. Ammian Marcellin, traduit du latin.
— 770 Müller, J. H. 1776 gestorben.
— 774 Müller, J. P. A. ist Prof. der Theol. u. Director des Pädagogiums zu Bützow.
Es fehlt noch ein Müller, nemlich der V. des Preuss. Kriegsrechts.
— 775 Müller, K. W. Statt Stadtrichter, lies: Proconsul. Das Stadtrichteramt ist in Leipzig nur ein herumgehendes Amt.
— 776 Münter, B. gebohren zu Lübeck.
— 783 Musäus, J. D. H. Prof. zu Kiel.
— 784 fehlt Nack, Joh. Bernh. Kaufmann zu Frankfurt a. M. geb. daselbst 1722. §§. Le Beau's Reisen nach Canada, aus dem Franz. übers. Frkf.
— 799 Neubauer, J. E. 1777 gestorben.
— 809 fehlt Niemeyer, Aug. Herm. Mag. Philos. zu Halle, gebohren daselbst. §§. Charakteristik der Bibel. Abraham auf Moria. Diss. de similitudine Homerica. Gedichte. Verspricht eine Ausgabe Homers.
— 812 Nudow ist Doctor der A. G.
— 826 Oesfeld, Karl Ludw. (ein Bruder des Potsdamschen) K. Pr. Hofrath und Einnehmer des Teltowschen Kreises. Hat verschiedene Karten gezeichnet. Unter andern die Karte in Büschings Reise nach Rekahn. Läßt eine Topographie des Herzogthums Magdeburg drucken.
— 827 Oesterreich, M. gestorben 1778.
— 832 Ohlenroth, J. G. ist geheimer Rath.
von Olenschlager, 1778 gestorben.

S. 839 Ott, J. J. ist schon seit 1769 todt.
fehlt Ott, Med. D. zu Schafhausen, Diss.
Otto, F. W. ist Sekretär beym Generalpostamte zu Berlin. Zweeter Sekretär der Ges. der naturforschenden Freunde. Von ihm sind die verm. Beyträge zur physikal. Erdbeschreibung. Brandenb.

— 851 fehlt Passavant, ehemal. Akademist in Berlin. Lebt in Basel.

— 852 Pazke, J. S. ist geboren zu Selow bey Frkf. 1731.

— 855 Pauli, K. E. 1778. gestorben.

— 859 Penzel, A. J. geboren zu Jesniz im Dessauischen, lebt jetzt in Curland.

— 862 fehlt Petersen, Hofdiakonus zu Darmstadt. Hh. Einige einzelne Predigten.

— 871 Pfennigk, J. S. G. ist nicht mehr in Brandenburg.

— 873 Philippi, J. A. ist gewiß nicht Verf. des Buchs: über die Ehe.

— 876 Pilati, K. A. lebte eine Zeitlang mit einer Pension des Königs v. Preußen in Berlin, ist itzt in Holland.

— 886 Polchow, Ch. P. schon seit mehrern Jahren todt.

— 887 Ponter, nicht Ponter.

— 888 Pott, J. H. 1777. gestorben.

— 904 Quarin, J. fehlt Tr. de morbis oculorum.

— 919 fehlt von Reck, Phil. Georg Friedr. kgl. dän. Regierungsrath zu Ranzow. Hh. Nachricht von dem Etablissement der Salzburger Emigranten zu Ebenezer in Georgien. Hamburg. 1776. 8.
Reckert, K. Ch. Commissionssekretär und Actuarius der Justizämter Spandau, Bözow, und Fehlefanz, wohnt in Spandau.

— 928 Reichardt, J. H. K. Preuß. Kapellmeister in Berlin.

— 929 Reiche, K. Ch. privatisirt itzt in Halle.
Noch fehlt ein Reichel, Pfarrer zu Neukirchen bey Bauzen, Verf. des gemeiniglich, aber irrig dem Grafen Zinzendorf zugeschriebnen Buches: der Prophet Jesaias. 1750. 8.

— 948 fehlt Richier de Louvain.

— 954 fehlt Rieder, J. J. der Gottesgel. Licentiat und Beneficiat in Rosenheim. Hh. Wohlriechende Rosen,

d. i.

K i. kurze auserlesene Andachten u. s. w. Augspurg. 1775. 12.
Riedt, F. W. wohnt zu Berlin.

S. 956 Riem, J. ist nicht zu Berlin, sondern in Schlesien.

— 969 fehlt Roques, ref. franz. Prediger zu Homburg v. d. H. geb. daselbst. §§. Qu'en dira-t-on? eine Predigt. Mosers Herr und Diener ins französ. übers. Ist nun todt.

fehlt Rosalino, Franz, weltl. Priester in Wien. geb. daselbst 1740. §§. Auszüge aus den besten Monatsschriften. Wien 1770. f. Warnung der im J. 1773. versammelten französ. Geistlichkeit an die Gläubigen; aus dem Franz. übers. Wien 1776. Gesammelte Fragmente, eine Wochenschrift. 1776. 8. Mehr Uebersezungen aus dem Französ.

— 976 Rudlof, Friedr. August, Bruder des vorhergehenden. Legationsrath zu Schwerin. Ueber Vereinigung des Stift Schwerins, 1775. 4. — Der angeführte Versuch 2c. ist auch in 4.

— 978 fehlt von Rüdinger, Andr. Chstph. kgl. dänischer Infanteriehauptmann und Legationssekretär am preuss. Hofe, in Berlin. §§. Beattie von der Wahrheit, aus d. Engl. übers.

— 985 Maria Antonia, Churfürstinn zu Sachsen. Ihr arkadischer Namen, der auf den Titeln einiger ihrer Werke steht: Ermelinda Talia.

— 986 Sack, Sohn des vorigen, itzt Dom- und Hofprediger zu Berlin.

— 990 von Salis, Ba. fehlt: le Régent Corse. 1768. 8.

— 992 San-Severino, Robert, fehlt Vita di Bianca Capello. Berlin. 1776. 8.

— 1011 Scherer, Ch. A. 1777. gestorben.

— 1013 Scheelig, J. A. G. Prediger zu Zelle, geb. im Hannöverschen.

— 1017 Schimmelmann ist gestorben.

— 1018 Schink in Berlin. Verfasser von allerhand Tractätchen und Schauspielen.

— 1026 Schlettwein, J. A. Prof. zu Giessen.

— 1032 Schmabling, L. Ch. Prediger und Inspector zu Trebra in der Grafschaft Hohenstein.

— 1044 Schmidt, G. L. statt Hofmeister, lies: Sekretär.

tär. Izt expedirender Sekretär und Buchhalter bey der Städtekasse.

S. 1050 Schmitt, Friedr. schreibt sich Schmit.
— 1058 fehlt Schönemann, Joh. Friedr. Rüstmeister bey dem Prinzen Ludwig von Meklenburg-Schwerin, zu Schwerin. SS. Schönemannische Schaubühne. Neue Schönemannische Schaubühne. (Sind mehrere Bände.)
— 1060 Schöpfel, J. W. A. Sekretär beym Oberforstamt zu Neustadt a. d. A.
— 1062 Scholz, Ch. 1777. gestorben.
— 1070 fehlt Schreger, Odilo, Pater, Abt zu Ensdurg, hat vieles geschrieben, z. E. Studiosus iouialis. Dictionarium pauperum studiosorum.
— 1075 Schubart, Ch. F. D. ist gefangen zu Hohen Asperg. Die deutsche Chronik ist keine bloß politische Zeitung; wird zwar itzt noch fortgesetzt, aber von andern.
— 1104 Scriba, D. P. starb im Octobr. 1774. zu Hamburg.
— 1107 von Segner, J. A. 1777. gestorben.
— 1112 Seip, A. L. in Strelitz; lange nicht mehr Prof. in Rostock; und kann es bey seinem jetzigen Amte auch wohl nicht seyn.
— 1115 Selle, Ch. G. Praktikus zu Berlin.
— 1116 Semerau, D. heißt Semrau.
— 1121 fehlt Sennenzwickel, P. Fr. Franziskaner zu Regenspurg. SS. Ernstliche Kurzweil für die Zenonische Gesellschaft. Augspurg. 1756. gr. 8.
Serionne, lies: Serianne. fehlt: sur la liberté de penser, ohne Namen.
— 1129 Silberschlag, J. E. Bruder des vorigen.
— 1133 fehlt Sinapius, Faktor. SS. Abhandl. in den Breslauer. Samml.
fehlt Sinclair, Hessen Homburgischer Geh. Rath. geb. 1708. SS. Vermischte Abhandlungen. Frkft. 1754. 8.
— 1138 Sorge, Fr. A. zuletzt Regierungsadvokat in Wisbaden. Von ihm ist das buntschäckichte Gemälde u. s. w. — S. oben bey Moser. Er ist aber schon seit 1772. todt.
Sorge, G. A. auch todt.

S. 1142

S. 1142 Spengler, J. S. geboren zu Schafhausen.
— 1147 Sprengel, M. C. geboren zu Rostock.
— 1150 fehlt Sprögel, Joh. Theodor, D. Med. Prof. der Physiologie, Sekretär und Archivar des kgl. Colleg. Medico-Chirurg. zu Berlin.
— 1151 fehlt Stadler, Joh. Mich. Kameralmedicus zu Werschez im Bannat Temeswar, geb. zu Wertheim 1734. §§. Versuch über die uralten römischen Herkulsbäder. Wien. 1776. 8.
— 1155 Stark, J. A. Doct. d. Theol. Prof. ders. in Mitau.
— 1163 Diese Schriften sind nicht Trattnerische Nachdrücke, sondern Stücke von Bodmer.
— 1166 Stenzler, L. 1778. gestorben.
— 1169 fehlt Stendel, Joh. Gottlieb, zu Berlin, Toaldi Witterungslehre übersetzt, Berl. 1777.
— 1186 Struensee, K. A. lebte nach seiner Rückkunft aus Dänemark auf seinem Gute Alzenau bey Haynau in Schlesien. Ist jetzt Director des k. Preuß. Bankokontors zu Elbing.
— 1199 fehlt Tauber von Taubenfurt, k. k. Gouvernialrath in Grätz. §§. der Tempel in Gnidus. Fragmente. Antilucian.
— 1200 Teller, J. F. ist in Zeiz, nicht Zerbst.
— 1203 Tempelhoff, G. F. stand in Berlin in Garnison. Tesdorpf, P. H. Warum nicht Kaufmann, statt: Kauf- und Handelsherr? geb. in Lübek. Die angeführte Schrift ist in Versen, das Format folio.
— 1205 Thalemann, Ch. W. 1778. gestorben.
— 1206 Theden, J. Ch. A. in Berlin.
— 1208 Thierbach, J. G. Auch Antheil an Lipperts Daktyliothek.
— 1213 Tiedemann, ist Prof. in Kassel. Tiefensee, Ch. F. 1777. gestorben.
— 1216 von Tirigale, Ricaud, todt.
— 1221 Tode, H. J. Statt Prigier, lies: Prizler.
— 1225 Trapp, E. Ch. am Philanthropin zu Dessau, seit 1776.
— 1227 Trendelenburg, A. F. Bruder des folgenden. Auch Etatsrath. geb. zu Neustreliz.
— 1237 von Trossel, Carl Stephan, Oberster beym dritten Feldartilleriecorps in Berlin. §§. 6 und 7ter Theil des



des Polybius von Folard ins Deutsche übersetzt, Berlin. 1769. gr. 4. starb 1778. im May.

S. 1241 Tychsen, O. G. auch Hofrath. Geboren in Norwegen.

— 1245 Ulber, Ch. S. todt.

— 1250 Unzer, J. Ch. ist nicht des vorigen Sohn, sondern Brudersſohn; geboren, nicht in Altona, sondern in Wernigerode.

— 1252 fehlt Ursinus, A. F. geboren zu Berlin. Kammersekretär daselbst. SS. Altenglische Balladen. Berl. 1777. 8.

— 1253 de Valenti, J. vor Lieutenant muß wohl stehen: gewesener.

— 1254 Vangrow, W. G. muß heißen: Vangerow.

— 1255 Velthusen, J. P. Bruder des vorigen, Sekretär im Adreßcomtoir zu Hannover, geboren zu Wismar. Verpooterte, muß heissen: Verpoorten.

— 1256 Vetter, J. F. itzt in Bützow.

— 1263 von Waasbergh, J. A. J. todt.

— 1268 Wagner, H. L. lebt in Frkft. a. M. fehlt: Leben und Tod Sebast. Sillig. Frkft. 1775. Die Kindermörderinn, ein Trauerspiel.

— 1271 Walch, B. G. ist Hofmeister des Hrn. v. Behr zu Berlin.

— 1279 Walter, J. G. ist derselbe der S. 1281. J. G. W. wieder vorkömmt. Hier steht sein Namen recht geschrieben, und S. 1281. sein Titel recht, nur hinzu zu setzen, daß er auch Prof. der Entbindungskunst ist, und Mitglied d. kgl. Akad. der W. zu Berlin. geboren zu . . . in Preussen. Von seinen Werken fehlt an beyden Stellen: Abhandl. von den Geburtstheilen des weibl. Körpers. Berl. 1776. 4. Myologie. Berl. 1777. 8.

— 1280 Walthard, Bert Ludwig, Buchdrucker zu Bern.

— 1284 fehlt von Warner, k. preuss. Generalmajor. SS. Commentaires sur les Commentaires de Montecuculi. Bresl. 1777. 8. und verschiedene andre Kriegsbücher.

fehlt von Wartensleben Frau Gräfin, geb. Wild- und Rheingräfin, lebt in Mainz, wo ihr Gemal Holländ. Gesandter ist. SS. Der Philosoph ohne es zu wissen. Mainz. 1766. 8. Schreiben an Wieland 1770. 4.

S. 1288

S. 1288 Weber, G. H. Sohn von Andreas W.
— 1291 fehlt: von Wedell in Schlesien, G. M. L. §§. Beurtheil. der Brockenschen Schrift von Vermehrung d. Wachsthums der Bäume. Breslau. 1775.
— 1292 Wegener, K. E. ist nicht Professor, nur Lehrer.
— 1294 Weidmann, P. Schauspieler.
— 1306 Wenzel, K. E. ist in Dresden.
— 1308 Wernicke, J. C. B. Auszustreichen die poetischen Versuche u. s. w., deren Verf. längst todt ist.
— 1314 Wezel, J. K. itzt in Lenz, nicht mehr Hofmeister. Eins seiner Bücher heißt: Belphegor, nicht Belphegon.
— 1330 Willamov, J. G. 1777. gestorben.
— 1331 Willebrand, J. N. muß wegbleiben: Agent der Städte Lübek — bis Petersburg; indem nicht dieser junge Mann, sondern sein Onkel diese Stelle hat.
— 1345 fehlt Wolf, Martin Luther, Prediger an der Peterskirche zu St. Petersburg, geb. in Thorn. §§. Einige einzelne Predigten.
— 1346 Wolleb, E. geboren 1706.
Woltär, J. Ch. geboren zu Werder in der Mittelmark, 1744.
— 1351 Zachariä, F. W. 1777. gestorben.
— 1352 Zachariä, G. S. 1777. gestorben.
— 1357 fehlt Freyherr von Zedliz, Karl Abraham, kgl. preuss. wirkl. Geheimer Staats- und Justizminister, Mitglied der Akademie d. W. zu Berlin; gebor. zu Schwarzwald bey Landshut in Schlesien, 1731. §§. Sur le patriotisme, comme objet d'éducation; discours de réception dans l'académie. Berlin. 1776. 4.
— 1364 fehlt Ziegler, Dominikus, Benediktiner in Ettal. §§. Karl Emanuels Königs von Sardinien Gesetze und Verordnungen übersetzt. Augsp. 1777. 8.
— 1365 Ziegra, Ch. 1777. gestorben.
— 1369 Zollikofer, G. J. geboren zu St. Gallen.

Am Ende dieses Werks ist noch vorhanden:

I. Topographisches Register; sehr nützlich, Hamberger hatte es auch schon. Nur ist es nicht mit genugsamer Sorgfalt gemacht, es stehen Namen hier anders als im Werke selbst. Wir wollen nur einige Exempel geben:

S. 1390 Zweybrücken: Weymann; falsch, W. ist in Königsberg. Idstein: Stiehl, er ist nur im Idsteinischen.

— 1410 Brandenburg: Hasen, falsch. Töllner, steht gar nicht im Werk. Walther, steht im Werke S. 1282. in Neubrandenburg, nemlich im Strelitzischen, nicht in Brandenburg in der Kurmark, wo er auch nicht ist.

Alsdann II. Klassifikation der Schriftsteller nach den Wissenschaften. Eine sehr gute Idee, von Herrn Meusel erst angefangen. Nur fehlen einige wichtige Fächer, z. E. das von Erziehungsschriften.

III. Verzeichniß der in der ältern Ausgabe noch befindlichen indessen verstorbenen Schriftsteller.

Me.

Briefe Pabst Clemens XIV. (Ganganelli.) Nebst verschiedenen Bullen, Breven und der zu Freyburg in der Schweitz von einem ehemaligen Mitgliede der Gesellschaft Jesu auf denselben gehaltenen Leichenrede. Nach der zweyten verbesserten Pariserausgabe aus dem Französischen übersetzt. Zwey Theile. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1777. Zusammen $41\frac{1}{2}$ Bogen, in 8.

Sind diese Briefe wirklich aus Ganganelli's Feder geflossen: so ist der Wunsch desto gerechter, daß von jeher Männer von solchem Geist und von solchem Herzen auf dem päbstlichen Stuhl gesessen haben möchten. Wieviel würde die Kirche und die Welt dabey gewonnen haben! Der große Mann — denn das war er in jeder Hinsicht — handelte als Pabst nicht etwa blos nach den Regeln der Politik, oder nach den Gesetzen einer unvermeidlichen Nothwendigkeit; sondern seine Handlungen flossen in der That mit aus seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen. Er würde, nach diesen Briefen zu urtheilen, gewiß durch noch mehrere große und eines Haupts der Kirche würdige Thaten seinen Ruhm verewigt haben, wenn ein Pabst immer nach eignen Einsichten handeln, und alles, was er wünscht, ausführen könnte. Aber freylich komm

alle

alles auf die Frage an, ob die Briefe, wenigstens ihrem wesentlichen Inhalt nach, ächt sind. Gründe dafür und dagegen findet man in folgender kleinen Schrift:

Schreiben an den Herausgeber der Briefe Clemens XIV. über den gefaßten Zweifel, daß dieser Pabst nicht der Verfasser bemeldter Briefe sey, nebst einer Antwort auf dieses Schreiben. Aus dem französischen übersetzt. Frankfurt und Leipzig. 1777. 3 Bogen in 8.

Das erste dieser Schreiben enthält Zweifel gegen die Aechtheit. In der Antwort bemühet sich der Herausgeber der Briefe Clemens XIV. die Einwürfe zu heben, und die Authenticität der von ihm bekannt gemachten Briefe darzuthun. Wenn die in dem Antwortsschreiben enthaltene Angaben sämmtlich richtig sind: so möchte der Streit ziemlich zum Vortheil der Briefe entschieden seyn. Da die Frage lediglich ein ausländisches Produkt betrifft, so ist unsre deutsche Bibliothek der Ort nicht, wo man eine Untersuchung dieser Sache erwarten könnte. Indessen scheinen doch mehrere Gründe zu bestätigen, daß die Briefe nicht ächt sind.

Cz.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Briani Waltoni in Biblia Polyglotta prolegomena. Praefatus est D. *Ioh. Aug. Dathe*, Prof. Linguae Hebrae. Ordin. Lipsiae sumtibus Weygandianis MDCCLXXVII. 696 Seiten in 8. ohne die 52 Seiten lange Vorrede.

Ein neuer, unveränderter Abdruck der längst bekannten Waltonschen Prolegomenen. Wir brauchen also nicht erst ihren Inhalt zu skeletiren, und bleiben blos bey der Vorrede stehen.

Walton's Prolegomena haben viele Fehler; die aber meistens zu der Zeit, da der berühmte Mann schrieb, nicht zu vermeiden waren; sie sind überdies itzt sehr unvollständig, da die meisten Materien, die darinn behandelt werden, in den neuern Zeiten wichtige Aufklärungen erhalten haben. — Also hätte man sie nicht so frisch weg sollen abdrucken lassen. Aber sie sollten wahrscheinlich ein Verlagsartikel werden, bey dem man dem Autor für seine geringe Mühe nichts zu bezahlen hätte: und ohne daran zu denken, daß ein Buch, das bereits sein 120jähriges Jubiläum gefeyert hat, Zusätze und Verbesserungen bedürfen könnte, wurde die erste Hälfte desselben abgedruckt — und dann sah man sich erst nach einem Gelehrten um, der auf dem Titel seinen Namen setzen, und in einer Vorrede lehren sollte, daß das Unternehmen selbst nicht unnütz sey; allenfalls auch einige Verbesserungen am Ende zusetzen möchte. Und das Loos traf unsern Vorredner „Dimidia fere libri parte typis exscripta, heißt es S. 4. der Vorrede, rogabat bibliopola, vt libro in lucem publicam mox emittendo praefarer," — und weiter unten „Sed cum vereretur bibliopola, *neque id sine causa*, ne repetitio huius libri inutilis videretur quibusdam; qui noua tantum cupiunt, antiqua contemnunt, nisi commendatio accederet, quae eius vtilitatem probaret, concessi tamen illius precibus—" Armes Publikum, was mußt du für alberne Repräsentanten haben, wenn erst der Vorredner ihnen die Binde wegnehmen muß, auf daß sie sehen und urtheilen können!

Wir bleiben dabey, das Buch hätte durch und durch sollen entweder umgearbeitet oder berichtigt werden; itzt ist es wenig brauchbar, zumal, da wir es schon zweymal besonders gedruckt haben, einmal in folio, und einmal in duodez. (Von der letztern Ausgabe scheint nach S. 4. der Vorredner nichts zu wissen). Nun, da der Gedanke ein 120jähriges Buch im Jahre 1777. verbessern zu lassen, dem Verleger so spät beyfiel; so hatte der Verf. der Vorrede nicht Muße genug, das ganze Buch kritisch zu mustern; also streute er nur in der Vorrede einzelne Berichtigungen hin, die aber, wie uns dünkt, neue Berichtigungen brauchen. Wir wollen unser Urtheil durch Beyspiele rechtfertigen.

Beym Ursprung der menschlichen Sprache tritt der Verf. S. 6 – 8. Herdern bey. Wir wissen aber nicht, ob er Herdern recht verstanden habe, wenn er behauptet, es sey von ihm im zweyten Theil seiner Preisschrift gezeigt worden,

„qua

„qua ratione homo linguam inuenire potuerit *atque adeo debuerit*.“ Selbst Herder gesteht, daß er blos die Möglichkeit der Spracherfindung von Menschen selbst erwiesen habe. Eben so unbegreiflich ist uns, wie er bemeldte Preisschrift „a stili elegantia quam maxime commendabilem“ nennen könne.

Die gewöhnlichen Träumereien von der Sprachverwirrung sind S. 9—17 berührt worden. 1 B. Mose XI, 4. will der Verf. mit dem Perizonius übersetzen: „Laßt uns eine Stadt und einen Thurm bauen — **und uns ein Zeichen machen, damit wir uns nicht auf der ganzen Erde zerstreuen mögen.**“ Nur ist weder vom Perizonius noch vom Verf., der bey den Gründen des Periz. stehen bleibt, streng genug erwiesen worden, daß שם, signum bedeute; Denn Jes. LVI. 5. heißt שם **Nachruhm**, und daß im griechischen ein mit dem Hebräischen verwandtes Wort σῆμα signum, monumentum bedeutet, kann blos zufällig seyn. — Wie man sich noch bey Mosis Worten Schwierigkeit machen könne, begreifen wir nicht. Wenn die Hebräer nach rhetorischen Gesetzen geschrieben hätten, so müßte wohl hinter שם sogleich פן נפוץ folgen. Aber wie häufig findet man die unordentliche Art zu Erzählen in den historischen Büchern, da die Sätze, welche in einer nach einer strengen Ordnung verfaßten Erzählung auf einander würden folgen müssen, durch Zwischensätze getrennt sind. Wir tragen also kein Bedenken, den letzten Satz פן נפוץ mit dem erstern zu verbinden: **Laßt uns eine Stadt und Pyramide bauen, damit wir nicht zerstreuet werden.** Gegen den Verfasser und Perizonius ist auch מגדל, das ja schon eben das sagt, was sie in שם finden wollen. — Faber's Erklärung in seiner Archäologie ist mit vieler Animosität erwähnt, und doch der Hauptgrund, warum פן נפוץ nicht auf eine neue Ueberschwemmung zielen kann, gar nicht bemerkt worden. Der Mann ist nun todt; und wenn gleich Faber ein Bischen zu eingenommen von sich war, so hatte er doch Genie, das manchem andern, der sich über ihn lustig machen mag, fehlt; eben daher gefällt es uns nicht, daß ihm der Verf. multas verborum φλυαρίας, insignem loquacitatem und iactantiam vix tolerandam vorwirft.

Die Sprachverwirrung selbst erklärt unser Vorredner auf eine ihm zuverlässig eigene Art S. 15 — 17. Er nimmt eine wahre Sprachverwirrung an; aber blos eine vorübergehende. Aus einer wunderbaren Sprachverwirrung, die auf einmal unter ihnen entstand, schlossen die Menschen, daß ihr Vorhaben Gott mißfällig sey; und unterließen es. Sobald sie es aufgaben, hörte auch die Verwirrung selbst wieder auf. „Quod si, sagt er S. 23., bey einer andern Gelegenheit ganz kurz, miraculum illud, labii confusio cessauit, cum homines a consilio desisterent, vsum linguae suae receperunt." — Keine Erklärung kann unglücklicher seyn! Aber man höre auch den Beweis S. 15. Dicitur linguam illam *vnicam*, quae tunc fuerit, esse *confusam*, Quod confunditur iam existit: existebat vero vna modo lingua. *Confundi* dicitur id, quod turbatur et miscetur in ordine et constitutione sua, non vero quod esse incipit aut oritur. Pugnat igitur cum vsu loquendi, *confusionem* linguae de origine plurium linguarum explicare. — Wie subtil auf der einen Seite, und auf der andern, wie gespielt mit dem unschuldigen lateinischen Wörtchen confundere.! — Es ist zu verwundern, mit wie wenig hellen Blicken Moses gelesen wird! — Die übrigen Argumente beweisen höchstens nur so viel, daß die Sprache, die Noah in die junge, aus der Fluth hervorgetretene Welt gebracht hat, durch die sogenannte Sprachverwirrung nicht ausgerottet worden sey, welches doch hoffentlich heut zu Tage ohnehin niemand mehr annehmen wird! — Falsch ist auch, was S. 16. behauptet wird, daß in Mesopotamien hebräisch gesprochen worden. 1 Buch Mose. XXXI. 47. redet Laban Aramäisch.

Von den Gründen, womit Walton Adam zum Erfinder einer Buchstabenschrift machen will, heißt es S. 18. „non carent omni probabilitate." Uns kommen sie ganz erbärmlich vor. — So soll auch aus Genes. XVIII. 19. folgen, wenigstens soll sich ein argumentum non prorsus contemnendum daraus ableiten lassen, daß Abraham manches möge schriftlich aufgezeichnet haben, weil es heiße: er werde seinem Hause nach ihm, seinen Nachkommen, befehlen, dem einzigen Gott zugethan zu bleiben. — So was hätten wir von unserm Vorredner nicht erwartet! —

Sehr gut wird S. 20. gegen Walton erwiesen, daß aus dem Begriffe der Theokratie noch nicht folge, daß Mose

sich

sich der Aegyptischen Buchstaben nicht könne bedient haben. Uns ist nichts wahrscheinlicher, als daß Mose mit der Aegyptischen Buchstabenschrift seine Gesetzbücher niedergeschrieben habe. Und aus diesem Punkt, dünkt uns, läßt sich mit Zuziehung der ältesten Denkmäler nicht unglücklich die Schrift bestimmen, deren sich die H. Schriftsteller der Hebräer bedient haben. — Die allgemeine Sage, daß Esra die alte Schrift, deren sich die Hebräischen Schriftsteller bedienten, mit der Chaldäischen Quadratschrift vertauscht habe, erklärt er S. 28. für eine traditio a Iudaeis mendacibus profecta. Damit können wir aber nicht vereinigen, wie er S. 50. die Hypothese annehmen kann, daß von den Alexandrinschen Juden der Pentateuchus aus dem Codice Samaritano übersetzt worden sey. Denn ohne der Voraussetzung, daß Esra die Chaldäische Quadratschrift eingeführt habe, läßt sie sich gar nicht vertheidigen.

Die Hebräer sollen von einem Manne, Namens Eber, und nicht von ihrer Aufenthaltsgegend, wie andre glauben, ihren Namen nach S. 21. haben. Dies können wir zugeben, ob wir gleich glauben, daß beyde Meinungen auf eine sehr natürliche Weise können vereinigt werden.

Daß die hebräische Sprache die älteste Sprache der Welt sey, wird mit Walton S. 22. angenommen, und daraus bewiesen, weil die ältesten Nomina propria von hebräischen Stammwörtern abgeleitet werden. — Uns dünkt der Beweis noch immer schwach, wenn ihm nicht noch andre zur Seite gegeben werden. Und wir glauben, es giebt ihrer mehr als einen. Moses rückt z. B. Urkunden in sein erstes Buch ein, die gewiß älter sind, als die Noachische Fluth. Aus der Kindheit der Sprache, und der Denkungsart, aus der ungemein großen Sinnlichkeit aller Vorstellungen läßt es sich gewiß mehr als wahrscheinlich machen, daß sie aus der antediluvischen Welt sind. Aber eben daher sind sie schwer zu erklären; und wer sich nicht ganz in jenes sinnliche Zeitalter versetzen kann, der muß sich nie an die Erklärung dieser Erstlinge der Schriftstellerwelt wagen.

Die jüdische Grille von der Heiligkeit der hebräischen Sprache wird aus den nach Waltons Zeit herausgekommenen Schriften eines Schultens und Frommanns in ihrer Blöße dargestellt. — So auch werden die Schriften angeführt, die nach seiner Zeit über das Alter der hebräischen Vokalzeichen erschienen sind. Sonderbar ist das Versehen eines Du-

puy und Michaelis, die glauben, daß Schultens Verfechter des göttlichen Ursprungs der Punkte sey. Aber der große Mann war dieser Meinung nicht fähig, und er hat sich nach den S. 31. und 32. abgedruckten Stellen deutlich genug, und sehr vernünftig, gerade so, wie es selbst Michaelis thut, darüber erklärt. — Auffallend ist es, daß unser Vorredner in dem Streite über das Alter des Samaritanischen und Chaldäischen Quadratalphabets, die uralte Samaritanische Schrift (wie man sich in diesem Streite sehr unglücklich ausdrückt,) mit der neuern Samaritanischen hat verwechseln können, womit der Samarit. Pentateuchus geschrieben ist.

S. 34. lernen wir die erste Bibelausgabe, der eine Variantensammlung beygefügt war, kennen, die Sebast. Münster 1536. in 4. besorgt hat.

Von der Nisselischen Bibel findet man eine kurze, noch sehr unvollständige Nachricht S. 34. 35. Michaelis hatte in seiner orientalischen Bibliothek Th. X. S. 214. in Zweifel gezogen, ob auch wirklich Nisselius bey seiner Bibelausgabe sich einer Handschrift bedient habe, wie Hr. Tychsen in seinem Tentamen anführt. Hrn. Michaelis Ausgabe der Nissellschen Bibel hatte den hebräischen Titel nicht, auf dem ausdrücklich angemerkt wird, daß sie aus einer Handschrift gemacht sey, und um dieser Ursache willen hat der Verf. den ganzen hebr. Titel abdrucken lassen. Aber der Abdruck ist für den Leser nicht bequem. Denn in der 3ten Zeile sollte אותו entweder ganz ausgelassen seyn, oder wenigstens in einer Parenthese stehen, weil diese 4 Consonanten blos der Anfang des folgenden Wortes, אתותיה sind; das aber nicht ganz auf die Zeile gieng, daher man es in die folgende Zeile nachmals setzen mußte. — Am Ende auf der letzten Zeile ist כיביתי abgedruckt, als wenn es lauter Zahlbuchstaben wären, da doch nur כבת die Zahlbuchstaben sind, und כי ביתי wie zwey Worte gelesen werden müssen. Denselben Fehler hatte aber schon Baumgarten in seiner Nachricht von merkwürdigen Büchern B. II. S. 106. begangen. — Dies ist alles, was wir hier von dieser Ausgabe finden.

Allein ob wir gleich kaum 8 Wochen später, als diese Vorrede geschrieben ist, diese Anzeige verfertigen, so sind wir doch schon im Stande, weit wichtigere, und für die Kritik brauchba-

brauchbarere Nachrichten von dieser Ausgabe zu geben. Wir sollten fast Bedenken tragen, sie hier mitzutheilen, weil uns unsre Anzeige ohnehin schon unter der Hand gewachsen ist: aber wir glauben es den Wissenschaften schuldig zu seyn.

Schon im Julius 1776. hat Hr. Tychsen in eine berüchtigte Zeitung, in das 45ste Stück der freywilligen Hamb. Beyträge, eine weitläuftige Beschreibung dieser Bibel einrücken lassen; aber wenigen kam sie zu Gesichte: denn wer wird solche antikritische Blätter lesen? Auch dem Recensenten fiel sie durch einen Zufall in die Hand. Und erst vor wenigen Monathen, im Anfange dieses Jahres, ist zu Erlangen eine kleine akademische Schrift erschienen, unter dem Titel: Variarum lectionum e Bibliis a Nisselio curatis excerptarum specimen editum a Guilielmo Friderico Hufnagel; sumtu et typis Wolfgangi Waltheri. 1777. 20 S. 4. Letztere Schrift ist auf die Messe gekommen, und wir können Bücherliebhaber und Kritiker darauf verweisen. Aber aus der erstern wollen wir die Hauptdata kürzlich angeben, damit die darinn enthaltenen Nachrichten fürs Publikum wenigstens nicht ganz verloren gehen. 1) Nisselius heißt auf dem hebräischen Titel Jüngling. Er muß also jung gestorben seyn. Vergl. Michaelis Orient. Bibl. Theil X. p. 216. — 2) Die Handschrift scheint blos bey den Punkten zu Rathe gezogen zu seyn. S. 1. König. V, 10. Genes. III, 6. 21. Jes. X, 23. Wenigstens hat Tychsen jede Variante in den Konsonanten und ganzen Wörtern in den dabey gebrauchten gedruckten Ausgaben gefunden. — 3) Der Text ist nach Stephani Ausgabe in 4. abgedruckt; dabey sind folgende Ausgaben, als die 2te Bombergische in 4., wie auch die beyden Menassischen Ausgaben in 4. und 8. in einigen Stellen, wo sie von der Stephanischen sowohl in Buchstaben und ganzen Wörtern, als in Punkten abweichen, verglichen worden. Was abweicht, ist mit einem Circello versehen, z. E. Pred. Sal. II, 20 — 4) Ueber jedes wegen einer Variante in Consonanten oder Punkten merkwürdige Wort ist ein Cirkelchen, bisweilen auch mehrere gesetzt worden, dabey man oft die etwanige Ursache errathen muß. Z. E. Ps. LXXVIII, 8. את. Vielleicht hat man anzeigen wollen, daß in der 2ten Bombergischen und der aus ihr geflossenen Stephanschen in 4. אל stehe. — 5) Das Keri ist wohl oft im Text angezeiget; aber findet sich dann am Rande nicht, z. E. Ps. XVI, 10. 6) Hr. Tychsen

 besitzt



besitzt 2 Exemplare von dieser Ausgabe; aber sie differiren. In einem hat der Setzer Blatt 253. b. in Kap. VII. u. VIII. verwirrt gesetzt; in dem 2ten aber ist die Verwirrung gehoben. Sie scheint also nur in den ersten Abdrücken anzutreffen zu seyn. So viel von dieser Ausgabe!

Wir wollen nur noch bemerken, daß unser Vorredner in der Kritik des A. T. eben dieselben Regeln will beobachtet wissen, die man im N. T. bisher angenommen hat. Eine sehr voreilige Vorschrift! Es ist wahr, in gewissen Punkten bleiben in der Kritik immer dieselben Regeln; sie mag nun die Profan-Schriftsteller oder das N. T. bearbeiten. Aber bey jedem Schriftsteller kommen gewisse eigene Umstände in Betrachtung, die allgemeinen Regeln bald eine eigene Richtung oder Einschränkung geben, bald werden ganz neue Regeln nothwendig. Der Fall ist offenbar beym N. T. — Ja auch da muß die Kritik eine andere Wendung in den Evangelisten, eine andere in den Episteln bekommen. Und, mit Erlaubniß, die bisherigen Regeln, die man in der Kritik des N. T. beobachtet hat, taugen nichts — wenigstens sind sie viel zu schwankend. — Und nun erst beym A. T. — Was wird beym A. T. für ein Ungeheuer aus der Kritik werden, wenn man beym System anfangen, und bey einzelnen Beobachtungen aufhören will. Nur erst einen vollständigen apparatus criticus zusammengeschleppt; dann lauter Observationen gesammelt. Aus diesen Materialien müsse erst das Gebäude entstehen, das Wind und Wellen trotzen kann!

Das Kapitel von den alten Versionen, das bey Walton ungemein mangelhaft ist, hat so gut als gar keine Zusätze und Verbesserungen erhalten. Denn was geschehen ist, ist eine wahre Kleinigkeit, — eigentlich ein Kompliment, das Hrn. Hassenkamp gemacht wird. — Aber der Raum der Vorrede war viel zu enge dazu.

Den Abdruck des Buches selbst haben wir, wo wir ihn nachgesehen haben, noch so ziemlich korrekt gefunden.

Z.

Briefe die neueste hebräische Litteratur betreffend, an Hrn. M. Klugen, neuberufenen Pastor zu St. Afra in Meißen, von Christian Gotthelf Hauck, Pf.

Pf. u. J. Leipzig, bey Sommer. 1776. 156. S. in 8. — Zweite Fortsetzung.

Wir wollen aufrichtig gestehen — zweymal sind wir beym Durchlesen dieser Briefe eingeschlafen! Und doch enthalten sie lauter Polemik, bey der doch sonst ein schon halb träumender Leser wieder zu erwachen pflegt. Darneben darf auch der Recensent von sich versichern, daß er nicht zu den phlegmatischen Seelen gehört, welche bey jeder Arbeit gähnen, daß vielmehr sein Naturfehler ist, daß er jede neue Schrift heißhungrig, selbst mit oft unökonomischer Aufopferung seiner besten Stunden, verschlingt.

Aus diesem aufrichtigen Geständnisse mögen unsre Leser auf den Inhalt dieser Schrift schließen. Alte, abgedroschene Sachen, werden in dem langweiligsten Tone, und mit einer ermüdenden Weitschweifigkeit vorgetragen — und vorgekneert, daß man selbst die jungen Hebräer, (die Schüler des Hrn. M. Klugen) bedauert, denen in diesen Briefen vordocirt wird. Wir wollen keinen Menschen in seiner Ruhe stöhren; aber als ein Theil des Publikums dürfen wir doch wohl den Verfasser bitten, es hinführo mit seinen Leckerbissen zu verschonen — widrigenfalls müssen wir den Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek bitten, uns mit der Recension eines solchen Büchleins zu verschonen.

Kennicott ist der Held, an dem unser Verf. zum Ritter werden will. Aber mit welchem Glück? wollen wir nicht erst sagen. Unsre Leser mögen aus einer Stelle, die wir nicht einmal erst sorgfältig wählen wollen, selbst urtheilen: „Lieben „Alumni, heißt es S. 21, meine Bemühung soll heute da„hin gehen, euch zu überzeugen, daß der so genannte Maso„retische Text der Bibel des A. T. wie er von den Urkunden „Mosis und der Propheten auf das allersorgfältigste durch die „Juden oder so genannten Sopherim ist abgeschrieben wor„den, noch in unsern Bibeln und Exemplarien befindlich ist, „ohne daß eine merkliche Hauptveränderung oder Verderbniß „darinn vorgegangen wäre. (Das wollen wir eben durch Ver„gleichung der kritischen Hülfsmittel erst erfahren.) — Ihr „versteht mich schon, ohne meine Erinnerung, wie ichs mey„ne. Schreibefehler und Druckfehler trefft ihr in allen eu„ren in Händen habenden griechischen und lateinischen Aucto„ren

„ten an, und eine Ausgabe ist vor der andern immer correk-
„ter und brauchbarer. Solche Fehler findet ihr auch in eurem
„hebräischen Codex, welche aber die ächte Ueberlieferung der
„göttlichen Schriften im Ganzen genommen, nicht verdächtig
„machen, so wenig als man einem lateinischen, oder andern
„Schriftsteller die Uebereinstimmung mit des Verfassers Ur-
„kunden abspricht, wenn er gleich Druckfehler hat. Ich ha-
„be in meinem hebräischen Codex schon viele Druckfehler ver-
„bessert" — (ey, da müssen Sie eine vitiöse Ausgabe haben,
— oder wenn das nicht ist: so bitten wir um die Mitthei-
lung des Kennzeichens, wie man einer Abweichung gleich an
der Stirne ansehen kann, daß sie ein Schreib- oder Druck-
fehler sey, dieses Geheimniß wissen wir übrigen ehrlichen Leute
noch nicht,) — „ohne daß ich bey einem jeden gedacht hätte:
„wieder ein Beweis, daß die ganze hebräische Bibel überall
„ein verschmiertes und unzuverlässiges Buch sey, wie diesje-
„nigen strafbar zu reden pflegen, welche ihre Variantensamm-
„lung theuer an den Mann bringen wollen. — (Aber wie
heißt denn der Mann, der so redet? Wir kennen keinen!) —
„Fasset mich wohl, meine Schüler, ich sage, daß meine he-
„bräische Bibel und andere mehrere fehlerhaft geschrieben oder
„gedruckt seyn können, ohne daß daraus ein Schluß gemacht
„werden kann, daß wir den richtigen Text der Schriften des
„A. T. nicht mehr hätten: denn so wenig ich den gedruckten
„Bibeln nach dem Begriffe des gemeinen Mannes eine Un-
„fehlbarkeit beylege, so gewiß glaube ich, daß der Text, wel-
„cher in unsrer und der Juden gedruckten Bibeln, mit allen
„unter und über den Consonanten geschriebenen Vocalen, Ac-
„centen, und übrigen Punkten, aufgenommen ist, bereits vor-
„längst mit den alleraltesten und besten mit dem Original
„übereinstimmenden Exemplarien ist verglichen und berichtigt
„worden, und daß heut zu Tage die Gelehrten lange suchen
„sollten, ehe sie ältere und bessere Handschriften vorfinden, als
„diejenigen sind, worauf sich der masoretische Text gründet
— (— Da haben wirs! Wenn man uns aber doch einmal
sagte, wo der reine Masoretsche Text anzutreffen wäre, — und
bewiese, daß wir nicht einen antemasorethischen Text nöthig
hätten, wenn wir den richtigen erhalten wollen) — Hoffent-
„lich versteht ihr nun lieben Schüler meine Meynung, welche
„behauptet" — Doch es verlohnt sich nicht der Mühe, wei-
ter abzuschreiben. Kein Unpartheyischer wird nach dieser klei-

nen

nen Probe, die noch nicht einmal eine der schlechtesten Stellen enthält, an der Richtigkeit unsers Urtheils zweifeln können.

X.

Chr. Frid. Loesneri obseruationes ad Nouum Testamentum e Philone Alexandrino. Lips. Boehm. 1777. 8. 35 pl.

Man kennt den V. schon aus einigen kleinern Proben als einen guten Philologen aus der Ernestischen Schule, und als einen solchen zeigt er sich auch in diesem Buche. Es ist nicht seine Meynung, durch Vergleichung des Philo die Scribenten des N. T. zu griechischen Puristen zu machen, sondern er erkennt ihren hebräischartigen Styl, und läßt den griechischen Uebersetzern des A. T. den Vorzug vor allen andern zur Erklärung desselben. Allein wie dies nicht allen Gebrauch anderer und rein griechischer Scribenten zur Erläuterung mancher Worte und Ausdrücke aufhebt, wenn er mit der nöthigen Sprachkunde und Vorsicht gemacht wird, so verdiente zu dieser Absicht ein Philo vorzüglich angewandt zu werden, da er ein gleichzeitiger Schriftsteller ist, und über biblische Materien schreibt. Man weiß, wie vortheilhaft er vom Carpzov bey den Briefen an die Römer, und vornehmlich an die Ebräer, verglichen worden. Unser Verf. ist indessen nicht so weit gegangen, als derselbe; sondern hat sich meist nur auf Sprache und Phraseologie eingeschränkt, ohne von den Sachen, den Ideen und Vorstellungsarten, den Raisonnements und Allegorien seines Autors zur Erläuterung des N. T sonderlichen Gebrauch zu machen. Dies wäre aber in der That wichtiger und von größern Nutzen gewesen, als jenes: und da Ernesti, auf welchen sich Hr. L. in der Vorrede beruft, hierzu vornehmlich den Philo empfohlen hatte, so wissen wir nicht, warum er sich darauf nicht eingelassen hat. Bey dem, was er jetzt geleistet, kömmt, die Wahrheit zu sagen, nicht viel heraus. Das meiste ist Ueberfluß, freylich kein schädlicher und besteht aus Erläuterungen oder Bestätigungen von Redarten und Bedeutungen, worüber kein gegründeter Zweifel oder Ungewißheit mehr seyn kann. Wozu nützte es z. E. alle die genug bekannten Bedeutungen von ἀσπάζεσθαι mit Stellen aus dem Philo zu belegen, wie hier bey Matth. 5, 47. vier Seiten hindurch geschehen ist? Was brauchte es einer Erläuterung und Bestätigung aus dem

Philo



Philo, daß ὁρᾳν für νοειν, sehen, für merken und verstehen, gesagt werde, da dies in allen Sprachen geschieht; daß συγκλειειν, includere, παραδοξα, mirabilia, mira, inusitata, ἀποβλεπειν, respicere, rationem habere, u. s. w. heiße? Wozu diente es, anzumerken, daß auch Philo Gott δικαιον κριτην, und einen den Sünden und Lüsten ergebenen, wie die Griechen überhaupt und auch der Lateiner δουλον, und servum cupiditatum, genannt; daß auch er und andre zu drey vorhergenannten Gegenständen τα τρια ταυτα, wie Paulus 1 Kor. 13, 13. hinzugesetzt, daß Philo in eben dem Verstande [illegible] gesagt, wie Ebr. 12, 26. ετι steht? Oft ist auch bey Gelegenheit des Wortes im Texte ein anderweitiger Verstand oder Gebrauch desselben aus dem Philo erläutert, welches nicht hieher, sondern in ein Lexicon gehörte; zuweilen wird die Erläuterung mehr aus andern Schriftstellern als aus dem Philo genommen. Z. E. bey dem καλων εργων προιστασθαι, wo wir wohl den Demosthenem, Athenäum, Polybium, Dionysium von Halik. aber keinen Philo angeführt gefunden. Ferner begegnet es dem Hrn. L. nicht selten, was mehrern begegnet ist, wenn sie auch schon wie er an die hebräische Mundart des N. T. glaubten, daß er Ebraismen verkennt, und mit dem reinen griechischen Stile vergleicht, was nur mit jener zu vergleichen war. Z. E. ἦν διδασκων, für ἐδιδασκε, παντες ἀπο μικρου ἑως μεγαλου, wo auch nicht einmal in einem der angeführten Exempel dieselbe Form des Ausdrucks ist. ου μη τελεσητε τας πολεις, welche Redart nach einer unbemerkten Ellipse so viel als τελειν την ὁδον δια τας πολεις, und τελειν mit dem griechischen ἀνυειν zu vergleichen sey. Sicherer ist es unsers Bedünkens, das τελειν hier aus dem hebräischen תמם zu erklären. Die von wenigen bemerkte Stelle des Philo, darinn das Wort βιαστης, Matth. 11, 12. vorkommt, wovon Stephanus und Alberti kein Exempel wußten, ist unserm V. nicht entgangen; aber gezwungen kömmt es heraus, wenn er eben daselbst βιαζεται, wie Luc. 16, 16. active nimmt. Doch das ist nicht die einzige unrichtige Erklärung, die wir gefunden haben; bey Matth. 12, 7. heißt es, wenn man die Stelle, wo die Worte, ich habe Lust an Barmherzigkeit und nicht am Opfer, hergenommen, vergleiche; so erhelle, daß der Sinn sey: ich will lieber Jemanden Gutes erweisen, als mit Opfern geehret seyn. Wie konnte Hr. L. auf den Einfall kommen, der durch das gleich folgende beym Propheten, und an Erkenntniß

niß Gottes und nicht an Brandopfer, klar widerlegt wird. Eben so sonderbar ist der Einfall, daß v. 12. ἐξελθεῖν, aggredi, heißen soll, Luc. 3, 14. will er das συκοφαντήσητε in der Bedeutung des falschen Angebens und Verläumdens verstanden haben, wobey er des Sculters Einwendung, die jedem gleich beyfallen muß, es sey nämlich das nicht der eigene und gewöhnliche Soldatenfehler, schlecht widerlegt. Es konnte doch dem V. nicht wohl unbekannt seyn, daß Aquila, Symmachus, Theodotion das hebr. עשק, welches auf Beraubung, Unterdrückung und Gewalt geht, oft durch συκοφαντεῖν geben. Gal. 6, 12. soll ὅσοι θέλουσι εὐπροσωπῆσαι ἐν σαρκὶ heißen: qui volunt corpore decori esse, eine Erklärung, die sich gar nicht herschickt und ins Lächerliche fällt. Es sind offenbar, wie es schon Theodoretus und Chrysostomus erklärt haben, τὴν παρὰ ἀνθρώπων θηρώμενοι δόξαν, θέλοντες ἐνδείκνυσθαι παρ' ἀνθρώποις. Kol. 2, 15. will er ἀπεκδυσάμενος nicht active genommen und mit dem folgenden verbunden, sondern gegeben haben: *parátus et instructus*, vt luctator, qui depositis vestimentis nudo corpore colluctatur. Uns kömmt diese Erklärung gezwungen vor, und ohne das zu wiederholen, was Wolf schon dagegen, und für die gewöhnliche Perizonius gesagt haben, wollen wir nur erinnern, daß sie dadurch wegfällt, weil nach dem Zusammenhange das Subject der Rede, nicht Christus, sondern Gott der Vater ist. Was die bey 1 Tim. 1, 19. angeführte Stelle helfe, sehen wir nicht, da in derselben das περὶ (ναυαγήσαντας περὶ γαστέρα ἄπληστον etc.) offenbar so viel heißt als per, welches es in der Schriftstelle nicht heißen kann. 1 Petr. 3, 6. μὴ φοβούμεναι μηδεμίαν πτόησιν; damit soll der Apostel den Weibern befehlen, ihre Pflicht nicht gezwungen und aus Furcht zu thun. Uns scheint er zu sagen, daß sie denn, wenn sie ihre Pflicht thäten, sich vor nichts zu fürchten, vor Niemands Drohungen zu erschrecken haben würden, also nicht die Art und Weise, sondern den Vortheil der Pflichtübung zu bezeichnen. Die Bedeutung von ἐπιλύειν und ἐπίλυσις, daß es so viel als Auslegung heiße, ist ausgemacht genug. Aber der V. irrt sich wohl, wenn er glaubt, daß damit aller Schwierigkeit in dem Verstande der Stelle 2 Petr. 1, 20. abgeholfen sey. Der hinzugefügte Grund v. 21. läßt sich schwerlich damit reimen, oder man muß die Auslegung so nehmen, der Apostel selbst habe nicht seine eigenen Gedanken ausgelegt oder erklärt, das heißt, vorge-

vorgebracht, welches wohl die richtige Erklärung, vielleicht auch nach des Verf., nur nicht deutlich genug geäußerten, Meynung ist, zu deren Bestätigung aber die hier angeführten Stellen aus seinem Autor nichts beytragen. Doch wir wollen aufhören zu tadeln, und auch von dem vielen Guten, wenn gleich nicht neuen, einige Proben geben. Bey Matth. 6, 2. ist die bisweilen verkannte Bedeutung von ἀπέχειν, das Seine weg haben, mit tüchtigen Exempeln bestätigt, obwohl die aus dem Callimachus angeführten Wetstein schon hat. Rec. pflegt sich auf die LXX 4 Mos. 32, 19. zu berufen. Marc. 7, 4. ist der von Krebs gemachte Zweifel wider die gewöhnliche Erklärung von ἀπὸ ἀγορᾶς hinlänglich gehoben. Ap. Gesch. 6, 9. ist von den Libertinern eine Stelle aus Philo beygebracht, die keine Ungewißheit weiter übrig läßt, was es für Leute gewesen. Recens. hatte sie sich schon aus einer Anführung des Ernesti ad Tacit. Ann. II. 85. gemerkt. 2 Petr. 1, 3. 4. ist die active Bedeutung von δεδωρημένης und δεδώρηται, mit so vielen Beyspielen bewiesen, daß billig künftig sich niemand es mehr einfallen lassen muß, die Worte anders zu nehmen.

Cs.

---

12. Erziehungsschriften.

Gegenwärtige auf aller höchsten königl. Befehl bekanntgemachte Einrichtung des akademischen Gymnasiums zu Alten-Stettin. Gedruckt bey Struck, 1777. 7 Bogen in 8.

Man glaube nicht, daß die Bekanntmachung neuer Schuleinrichtungen und Schulgesetze bloß für den Ort und seinen nächsten Umkreis gehöre. Zu einer Zeit, wo jedermann, oft mit sehr weniger Jugend- und Schulkenntniß von Schulverbesserungen spricht und schreibt, sind dergleichen wirkliche Einrichtungen blühender Schulen, gleichsam die Resultate der Prüfung, was sich von den Schulvorschlägen mancherley Art als brauchbar anwenden und in Ausübung bringen läßt. Sie verdienen daher unter den Erziehungsschriften eben so gut ihre Stelle als bloße Speculationen über die Verbesserung des öf-

fentlichen

fentlichen Unterrichts. Aus diesem Gesichtspuncte wollen wir die Schrift, die wir vor uns haben, unsern Lesern bekannt machen.

1) **Historische Nachricht von dem königl. akademischen Gymnasium zu Alten-Stettin.** Es wurde 1543 von den Herzogen Barnim IX und Philippen aus ehemaligen Kanonikaten gestiftet, 1572 verbessert, 1667 von König Carl dem IX aus einem Pädagogium zu einem akademischen Gymnasium erhoben, bey welchem, außer den Zeichen- Sprach- und Tanzmeistern 7 Professoren stehen, nemlich der Gottesgelahrtheit, der Rechtsgelehrsamkeit, der Arzneygelahrheit und Naturgeschichte, der heiligen Sprachen, der Geschichtkunde, Dichtkunst und Beredsamkeit, der Weltweisheit und des lateinischen Styls, und der Mathematik und Naturlehre. Der Hauptprediger ist zugleich jedesmaliger Lehrer der Gottesgelahrheit, und der Archidiakonus Lehrer der heiligen Sprachen und Bibliothekarius. (Sollte sich ein Geistlicher besser zum Vorsteher einer Schulbibliothek schicken, als ein eigentlicher Schulmann?) Der Professor der Philosophie war sonst beständiger Rector, seit 1757 aber wechselt das Rectorat unter sämmtlichen Lehrern jährlich ab. (Ein abwechselndes Rectorat bey einer Schule hat seine guten und bösen Seiten: nur alsdann ist es zu wünschen, wenn es dem beständigen Rektor an Ansehen, Klugheit und Gelehrsamkeit fehlt. Weit eher aber ist es zu vermuthen, daß ein Mann diese Eigenschaften beysammen besitzen werde, als daß jeder bey einer Schule angestellter Lehrer einen Rektor sollte abgeben können.) Zu Erhaltung der Bibliothek wird von den neuankommenden Gymnasiasten etwas zum Antritte bezahlt. Eine Instrumentensammlung wird itzt veranstaltet. Die von 1747. bis 1750. neuerbauten Gymnasiengebäude fassen die Bibliothek, Hörsäle, anatomisches Theater und einige Wohnungen der Professoren in sich. Der Lectionsplan ist auf 3 Jahre eingerichtet, und ist unabänderlich; doch wird jedem ankommenden Gymnasiasten nach Unterschied seiner Kenntnisse und seines künftigen Berufs die Ordnung und Folgen der von ihm zu hörenden Stunden von dem Concilium vorgeschrieben. Die theologischen Lectionen müssen von allen besucht werden, und das mit gutem Recht, weil die Nichttheologen außer ihren Schuljahren ohnedies keinen weitern Religionsunterricht zu haben pflegen. Doch ist derselbe hier etwas undeutlich angegeben: **Die Geschichte der Religionspartheien und Ein-**

leitung in die heilige Schrift, wobey die Religions-wahrheiten vorgetragen und begründet werden, in 6 halben Jahren. Sind Geschichte der Religionspartheyen, Einleitung in die Schrift und Vortrag der Religionswahrheiten, drey verschiedene oder separate theologische Vorlesungen, oder machen sie ein zusammenhängendes Ganzes aus, in dem diese drey Gegenstände zusammengewebt sind? Sollen sie in einem, oder in verschiedenen Anfängen, in 6 halben Jahren geendiget werden? Das letzte vermuthen wir fast daher, weil sie der Jurist nur die 3 ersten halben Jahre hören soll. Der Unterricht in der alten Litteratur wird so ausgedrückt: Die griechische und lateinische Sprache, jede durch 6 halbe Jahre. Das soll vermuthlich ein Cyclus von griechischen und römischen Schriftstellern seyn, der in 6 halben Jahren zu beendigen ist, denn Grammatik wird vorausgesetzt. Aber für Leute, die zur Akademie reif sind, muß doch wohl die Erklärung des Horaz und der philosophischen Schriften des Cicero einen andern Gesichtspunkt, als blos die lateinische Sprache haben. Recht sehr billigen wir es, daß der Prof. der Rechtsgelehrsamkeit nicht die Institutionen, sondern blos das Recht der Natur, und in dem dritten Jahre eine Encyclopädie der Rechtsgelahrheit vorträgt. Jene werden auf Schulen allemal mit Schaden gelesen. Da giebt sich auf manchem akademischen Gymnasium ein 16jähriger Knabe zum Bürger desselben an: stolz, daß er nun akademische Collegia hören kann, läuft er in die Institutionen, da er doch erst so viel Latein lernen sollte, um den Text derselben zu verstehen. Darüber versäumt er denn, was er zuförderst von der Schule mit wegnehmen sollte, und muß sodann, wenn er auf die Universität kömmt, doch mit den Institutionen wieder anfangen. Warum aber der angehende Jurist von den griechischen Lectionen ausgeschlossen wird, sehen wir nicht ein. Man sollte auf Schulen die Dispensationen von Erlernung der griechischen Sprache so sehr erschweren, als nur möglich ist. Wenigstens ist sie jedem Gelehrten zur Kenntniß und Rechtschreibung so vieler tausend Kunstwörter in beynahe allen menschlichen Wissenschaften, nöthig.

II) Rede, welche der zeitige Rektor des Gymnasiums an die in demselben Studierende bey der Bekanntmachung der Gesetze gehalten hat. Sehr nachdrücklich und von Herzen gesprochen.

III)

III) Gesetze für die im Gymnasium Studierenden. Von der Aufnahme der Gymnasiasten; von Abwartung des Gottesdienstes; vom Studieren; vom Verhalten gegen die Lehrer und gegen andere; von den Sitten; vom Verhalten der Convictoristen; von Strafen und Belohnungen. Wir wollen ein und das andere daraus ausziehen. Die Gymnasiasten werden bey ihrer Ankunft von allen Lehrern geprüft, sollen bey einem Lehrer oder in dessen Nähe wohnen, und ihre Wohnung ohne dessen Vorbewußt nicht ändern. Die beygegebenen schriftlichen Ausarbeitungen sollen dem jährlichen Bericht an das Curatorium, Regierung und das geistl. Departement beygefügt werden. (Das hat aber doch wohl nur bey Landeskindern oder Beneficiarien seinen Zweck?) Die Gymnasiasten sollen jährlich einmal öffentliche Reden halten. (Sollen diese Redeübungen mit Einladungsschriften begleitet werden: so muß zuvor den Schwierigkeiten abgeholfen seyn, die man auf andern Gymnasien empfindet, wenn die Kosten öffentlicher Redeübungen den Redenden nicht zur Last fallen sollen.) Keiner soll etwas von seinen Kleidern und Büchern vertauschen. Herumgänge mit Musik, gemeinschaftliches Ausreiten und Schlittenfahren, wie auch Gastereyen, sind verboten. Den Freytisch erhält niemand länger, als auf ein Jahr, und er soll bloß eine Belohnung des Fleißes seyn. Oeffentlichen Widerspruch kann jeder Lehrer sogleich mit dem Carcer und Entziehung des Tisches auf einige Tage bestrafen. (Zur Erhaltung der Autorität sehr zuträglich; außerdem müßte es doch wohl rathsamer seyn, daß nur **Einer**, der Rector, über den Tisch und dessen Entziehung zu disponiren habe.)

IV.) **Von der Verwaltung des Rectorats.** Unter andern hat der Rector auch die Censur, wenn jemand bey dem Gymnasium etwas drucken lassen will.

V) **Von der Lehrart, wie auch den Pflichten der Professoren und anderer Lehrer.** Der Unterricht wird ohnentgeldlich ertheilt. Der Lehrer trägt zuerst den Inhalt eines jeden Vortrags in möglichster Kürze vor, und unterredet sich darnach davon mit seinen Zuhörern in einem freundlichen Tone. Der Lehrer bleibt nach geendigter Vorlesung in dem Hörsaale, bis zur Ankunft des folgenden; kann sich aber auch, wenn dieser zu lange ausbleibt, darüber beschweren. Er muß zuweilen das Dictirte nachsehen, damit nichts verworren und fehlerhaft aufgeschrieben werde. Sämmtliche Lehrer müssen abwechselnd, des dazu bestellten besondern Aufsehers ohnge-

ohngeachtet, die Communität, und zuweilen den Gottesdienst besuchen. Jeder Lehrer führt über eine gleiche Anzahl von Gymnasiasten die besondere Aufsicht, die, wo nicht besondere Verhältnisse darzwischen treten, alljährlich durchs Loos vertheilt werden. Sie sollen ihre Jugend zuförderst gewöhnen, gegen wahre Ehre und Schande, eigentliches Verdienst und eingebildete Vorzüge, Tadel und Beyfall, nie unempfindsam zu seyn. Ueber die Erklärungsart der alten Schriftsteller werden sehr richtige Vorschriften gegeben. Um das Lateinreden geläufig zu machen, so soll entweder die letzte Lection im Anfange jeder Stunde lateinisch wiederholt, und zuweilen der ganze Unterricht darinn ertheilt werden. (Dieß hat der Rec. längst als das einzige ihm möglich gewesene Mittel, das Lateinreden unter jungen Leuten zu befördern, in Ausübung gebracht. Der Unterricht in dieser Sprache muß aber nur bey leichten und faßlichen Materien geschehen, oder der deutsche Vortrag vorausgehen: auch kann das Examiniren eines geendigten Vortrags sehr nützlich in lateinischer Sprache geschehen.) Zur Uebung des lateinischen Styls werden die gehaltenen Lectionen (eines lat. Schriftstellers) ins Deutsche, und nach einiger Zeit wieder in die Ursprache übersetzt, und mit der Schreibart des Schriftstellers verglichen. Ein bekannter Vorschlag zur lateinischen Sprachübung — aber mehr beym häuslichen Unterricht, oder zum Privatfleiß eines jungen Menschen, als in einer öffentlichen Schulstunde, zumal bey einer zahlreichen Classe, brauchbar. Wie will der Lehrer verhüten, daß bey der Zurücktragung der gemachten deutschen Uebersetzung in das Lateinische, nicht zuweilen ein Blick in den Autor geworfen, und das Latein aus ihm entlehnt werde? Das kann ein Lehrer wohl bey einem oder wenigen, die er vor sich an seinem Tische sitzen hat, verwehren, aber nicht bey dreyßigen. Ein anderer, der sich die Ausdrücke des Originals zu diesem Gebrauche gemerkt hat, wird zuweilen mit Willen anders Latein schreiben müssen, um nicht in den Verdacht des Abschreibens zu kommen. Und wenn nun auch jeder Schüler seine Uebersetzung aus eigenem Kopfe gemacht hat: wie soll es der Lehrer anfangen, um sie mit dem Schriftsteller zu vergleichen? Soll er das sogleich in der Stunde thun: wie viel Zeit würde er bey einer starken Classe nöthig haben! Will er einen nach dem andern seine Arbeit herlesen lassen: so werden alle nachfolgenden die Vergleichungen und Verbesserungen der erstern zur Aenderung ihrer eigenen nutzen: und so weiß der Lehrer

immer

immer nicht, ob sein Zögling, aus eigenem Gedächtniß oder auf fremde Veranlassung, die Worte des Texts getroffen habe. Wollte der Lehrer die Correkturen solcher Uebersetzungen, wie von andern lateinischen Ausarbeitungen, zu Hause besorgen: so ist es theils der Mühe nicht werth, weil sie nicht nach eignem Geschmack des Lehrers, sondern nach den bestimmten Worten des Originals geschehen sollen; und das kann der Schüler selbst. Theils kann er seine Arbeit, ehe sie der Lehrer ins Haus bekömmt, ändern. Es folgt also immer so viel daraus, daß man dergleichen Uebungen seinen Schülern, als höchst nützlich zum Privatfleiß, zwar empfehlen, aber nicht wohl in öffentlichen Stunden Gebrauch davon machen könne.

VI) **Von dem Concilium der Professoren.** Es versammlet sich ordentlich alle Mittewochen unter Vorsitz der Visitatoren, verfertiget Protocolle über den Fleiß und das Verhalten ihrer Zuhörer, und schickt solche vierteljährlich an die Curatores; untersucht Klagen, erinnert, wo es nöthig ist, einen Lehrer, ordnet Feyerlichkeiten, Redeübungen, Zuerkennungen von Prämien an, u. s. w.; und bey einem unverbesserlichen jungen Menschen trägt es bey den Curatoren auf dessen Entlassung an — vermuthlich damit diese Entlassung — eine ehrbare Benennung, mehr die Folgen einer Strafe haben möge; denn außerdem sollten Rector und Concilium, die einen jungen Menschen aufnehmen, auch die Macht haben, ihn, wenn er sich nicht will ziehen lassen, wieder zu verabschieden.

VII) **Anweisung für den Bibliothekarius.** Er soll zuförderst ein Verzeichniß der vorhandenen Bücher verfertigen. Das gilt doch vermuthlich nur einmal, und nicht für jeden Bibliothekar — Ueberdem sollte derselbe bereits den Catalogus vorfinden, und die Bibliothek nach demselben übernehmen.

VIII) **Anweisung für den Aufseher über die Studierenden bey dem Gottesdienste und Freytische.** Es ist dazu ein Candidat verordnet, der gegen den Genuß des freyen Tisches diese doppelte Aufsicht führen soll; wirksamer aber würde sie nun wohl mit der Person eines Lehrers verbunden gewesen seyn.

IX) **Anweisung für den Famulus des Gymnasiums.**

Nm.

Nachricht von dem Königl. Joachimsthalischen Gymnasium zum Gebrauch der Alumnen und derselben Eltern und Angehörigen. Berlin, bey Nicolai. 1778. 6 Bogen in 4.

Der Rec. hofft sich viele Leser der A. d. B. durch eine nähere Bekanntmachung dieser lesenswürdigen Nachricht zu verpflichten: sie lernen hier eine vortreffliche Schuleinrichtung aus der wirklichen Welt kennen. Es stehen an dem Joachimsthalischen Gymnasium, außer zween außerordentlichen, sieben ordentliche Professoren, der Theologie nemlich, (wozu das Ebräische und der Dialekt des N. T. gehört,) der Rechtsgelahrheit, (der aber nicht in die akademischen Lectionen eingreift, sondern nur das Recht der Natur, Reichshistorie, Staatenkenntniß und Römische Alterthümer lehret,) der Mathematik und Naturlehre, Beredsamkeit, griechischen und lateinischen Sprache. Die Lectionen sind nach Klassen eingetheilt; und wird die Theologie und Rhetorik in 2, Philosophie, Mathematik und deutsche Sprache in 3, das Rechnen in 4, das Lateinische und Griechische in 5 Klassen gelehrt. In der Theologie wird theils auf Veranlassung biblischer Stellen, theils nach einem dictirten Entwurfe Unterricht gegeben. (Daß es noch einen Fall geben könne, der das Dictiren nothwendig mache, wundert uns; auch halten wir, in der obersten Klasse wenigstens, eine systematische Theologie für zweckmäßiger als eine bloß biblische. Das Griechische, da diese Sprache den Gelehrten nothwendig ist, und jeder Mann von Geschmack sich das Griechische muß empfohlen seyn lassen, wird als eine allgemeine Lection angesehen. Die Gymnasiasten bestehen theils aus 120 Königl. Alumnen, die auf dem Gymnasium wohnen und den Freytisch genießen, theils aus solchen, die in der Stadt wohnen, und nur zu den Lectionen kommen. Beyde werden ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, doch nicht vor dem 13ten Jahre, angenommen. Unter den ersten sind 2 Evangelischreformirte aus Großpolen, 2 aus Litthauen, 2 aus Kleinpolen. Der Exspectant muß die regulairen Declinationen und Conjugationen, auch 3 — 400 Vocabeln wissen. Was zur Reinlichkeit und Anständigkeit des Anzugs gehört, eine doppelte ganze Kleidung, sechs Oberhemden, so viel Unterhemden rc. nebst Betten, muß der Alumnus mitbringen, und das Verzeichniß darüber von den

Seinigen

Seinigen unterschrieben seyn: Kostbarkeiten, selbst silberne Löffel, alle unnöthige Effecten, als Stock und Degen werden nicht angenommen. Alle entbehrliche, und sonderlich den Geschmack und die Sitten verderbende Bücher müssen zurück bleiben, weil die Gymnasienbibliothek den obern Klassen zum Gebrauch offen ist, und außerdem auch noch aus einer besondern Lesebibliothek gegen 12 Gr. vierteljährlichen Beytrag, Bücher, die den Bedürfnissen und dem Alter der Studirenden am angemessensten sind, zum Gebrauch geliehen werden. Sehr gut! da die Büchersucht manchen jungen Menschen verdirbt und in Schulden setzt. Gelder, so den Alumnen zu eigner Disposition mitgegeben oder unmittelbar zugeschickt worden, werden confiscirt und zur Unterstützung der Armen verwandt; sondern alles muß an die Inspectoren geschickt werden, die darüber durch einen Rendanten Rechnung führen lassen. In vielem Betracht sehr heilsam: aber hier finden wir doch eine Unbequemlichkeit. Soll denn der junge Mensch auf der Universität zum erstenmale sich Herr über sein Geld sehen, und nicht vorher nach und nach dazu gewöhnt werden? Die Privatgelder werden nicht an den Lehrer, sondern an die Lehrcasse, bey der Reception an die 6 Thlr. und dann vierteljährig für Stube, Holz, Inspection, Wäsche, Aufwartung, ohngefähr 10 Thlr. voraus bezahlt. Vom Lehrgelde können die Armen, von Erlegung der Stubenmiethe und des Holzgeldes aber niemand dispensirt werden; und der Rector ist angewiesen, keinen Alumnen anzunehmen, bey dem nicht abzunehmen ist, wie der bestimmte Abtrag der vierteljährigen Ausgaben erfolgen werde. Wirklich ist auch die Entfernung ganz armer Jünglinge von der Erlaubniß zu studiren, wo nicht etwa ein außerordentliches Genie eine Ausnahme anrathen sollte, keine Ungerechtigkeit, da sie in dem Verfolge ihres Studirens mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und andere Wege genug zu einem anständigen Fortkommen übrig sind. Die festgesetzten Ferien betragen im Jahre ohngefähr 9 Wochen. In den kürzern Ferien werden die, so über fünf Meilen zu reisen haben, gar nicht entlassen; auch müssen die Eltern vorher schriftlich darum bey dem Rector ansuchen, die Art der Abholung und die Länge der Abwesenheit bestimmen. Wer über die Zeit ausbleibt, muß den versäumten Tisch noch oben drein bezahlen. Eltern müssen bey Ueberbringung der Alumnen, ihre Verwandten in Berlin oder die Häuser, die sie besuchen sollen, angeben; diejenigen aber, so ihre Eltern in Berlin haben, müssen, wenn sie sie,



auf erbetene Erlaubniß besucht haben, ein Zeugniß in das Gymnasium zurück bringen, wenn sie bey denselben angekommen und wieder abgegangen sind. Erkundigungen und Attestatgesuche sollen nur bey dem Rector geschehen: wer vor der Zeit und ohne Befragung der Vorgesetzten zur Universität abgeht, bekömmt weder Empfehlungen noch Stipendien: den künftigen Studiosis medicinae wird nur alsdenn erlaubt, Anatomie außer dem Gymnasium zu hören, wenn sie bereits die nöthigen Schulkenntnisse erlangt haben. Alumnen von denen keine Hoffnung zur Besserung übrig ist, werden nach halbjähriger Frist zurück geschickt, und wer Schulden hinterläßt, dessen Meubles werden zurückbehalten, und nach 5 Wochen verkauft. Das Gymnasium hat 6 bis 8 Inspectoren, unter welche sämmtliche Alumnen vertheilt sind, 2 bis 3 wohnen auf einer Stube, die täglich vom Inspector visitirt wird. Außer den Lehrstunden sind täglich 2 Stunden zum Vergnügen und 3 zum repetiren angesetzt; sie werden an Sommerabenden spatzieren, und mit der Eltern Erlaubniß, auch zuweilen zu guten Schauspielen geführt: auch ist zu ihrer Erholung ein eigener Garten gemiethet, wo sie sich gegen jährliche 12 Gr. in Gegenwart der Inspectoren vergnügen, auch speisen können. Auch ist zum Vergnügen der besten Alumnen der höhern Klassen eine eigene Stube eingerichtet, mit Meublen, einigen Naturalien, Instrumenten und Kupfern versehen, in welcher die von dem Rector ernannten im Winter wöchentlich dreymal zusammen kommen, und mit dessen Vorbewußt, Verwandte und Freunde dazu einladen können; der Besuch der Inspectoren, Lehrer, auch auswärtiger Jugendfreunde dienet dabey zur guten Unterhaltung. Ein nachahmungswürdiges Mittel, durch eine rühmliche Ehrliebe zum Fleiße und Wohlverhalten anzuspornen! Jeder Alumnus muß gewöhnt seyn, sich selbst reinigen und frisiren zu können, und nicht jedem Friseur, sondern nur bekanntlich guten Leuten wird der Zutritt erlaubt. Man wünscht, daß die jungen Leute nicht zum Frühstück mit warmen Getränken gewöhnt seyn; sondern solches mit Wasser oder Milch und Semmel halten möchten. (Doch daß hierinne kein Zwang sey, sehen wir daher, weil nach dem Kostverzeichnisse 6 Gr. vierteljährig für tägliche Reichung des Theewassers gezahlt wird.) Gesetze für die Alumnen. Sie sollen vor und nach den Schulstunden nicht in den Gängen oder vor den Thüren stehen bleiben: das Herausrufen anderer ist verboten. Beschädigungen an Schlössern, Meublen oder Tischgeräthe, wie

auch

auch allgemeines Geräusch, deren Urheber nicht herauszubringen ist, können an einer ganzen Klasse oder einem ganzen Tische bestraft werden. Der bey dem Tische gegenwärtige Inspector kann nach Befinden der Umstände befehlen, daß mehr Essen aufgetragen werde. Dem Inspector muß jeder ohne Widerrede sogleich gehorchen, auch was er zu sehen verlangt, aufschließen und vorzeigen. Tabakrauchen, Karten und Würfel sind ohne Ausnahme verbothen. Niemand darf was verkaufen oder borgen, noch bey einem Handwerksmanne mehr bestellen, als was er von dem Taschengelde einer Woche bezahlen kann. Nach 10 Uhr darf keiner ein Licht mehr brennen lassen. Die Strafen werden in gemeine, scharfe, harte und härtesten Strafen eingetheilt und bestehen in den verschiedenen Stufen des Carirens, des Stuben- und Hausarrestes oder Gefängniß, in der Herabsetzung, im consilio abeundi, und in der Relegation. Geldstrafen sind abgeschafft, und körperlicher Züchtigungen wird nicht gedacht. Fleiß und gesetzmäßiges Verhalten wird durch öffentlichen Beyfall, mehrere Freyheiten, Distinction und Prämien, darzu ein ansehnliches Capital ausgesetzt ist, durch Exemtion von der besondern Inspection, Wahl der Wohnung und des Stubenpurschen, und Empfehlungen zu fernern Beneficien belohnt.

Es sind noch 2 Bogen Tabellen beygefügt, deren eine anzeigt, was jeder Schüler in jedem Schuljahre lernen kann, die andere aber, was die Woche hindurch in allen Klassen docirt wird. Wir wollen zur Probe aus der ersten die Reihe der Lectionen, die zur lateinischen Sprache gehören, hieher setzen. Im 1 Jahre, 200 leichte Stellen oder Sentenzen auswendig — diese und noch 200 andere verstehen, bey deren Veranlassung die regulairen Declinationen und Conjugationen. Im zweyten doppelt so viel Stellen als im ersten Jahre — Construiren — anomal. declin. et coniug. latinismi, so häufig vorkommen. Im dritten, doppelt so viel als im zweyten Schuljahre — Redarten — latinismi — syntaxis, prosodia. Im vierten, cursorisch Lesen des Cicero und Virgil. Nachahmung des Ciceron. Styls. Im fünften, kritisch lesen Ciceron. orat. Horat. Plin. Hist. nat. Römische Alterthümer, lateinischer Styl, lateinische Sprechen. Im sechsten, Fortsetzung. Dem Rec. fiel hierbey auf, daß Virgil nur in dem vierten Jahre, und zwar nur cursorisch gelesen wird, den man doch um so viel brauchbarer erklärt, je reifer die Zuhörer sind; und daß sowohl hier als unter dem Verzeichnisse der Schulbü-



cher, die Briefe des Cicero übergangen werden, eins der schätzbarsten Bücher, die jungen Leuten in die Hände gegeben werden können. Der Anordner der Lectionen, dessen Klugheit man sonst bemerkt, muß einige Ursachen dazu gehabt haben. Wir wünschten bey Gelegenheit davon unterrichtet zu seyn. Im Griechischen werden in den 2 letzten Jahren Gesners Chrestomathie und Homer, und Euripidis Alcestis, gelesen. In der Geographie sind die Klassen, Geographie des Vaterlandes, Geographie von Europa, Statistik; in der Philosophie, Psychologie und Vernunftlehre, Metaphysik, philosophische Geschichte, Encyclopädie der Wissenschaften, und endlich Moral und Recht der Natur. Die Oratorie wird bey lateinischen Mustern durch Zergliederung der Reden getrieben – vortrefflich und gewiß nutzbarer, als alle initia rhetorices. Beym Gebrauche des griechischen N. T. bemerken wir einen sehr vernünftigen Mittelweg. Es ist nicht, wie es auf andern Schulen geschehen, gar von den griechischen Lectionen ausgeschlossen, sondern wird unter dem Namen eines Dialects mit zu der Theologie gerechnet, die vom vierten Jahre an gehört wird.

Iz.

Kurzer Inbegriff der Christkatholischen Lehre zum Gebrauch der Realschulen in Bayern. Landshut, gedruckt und verlegt bey Maximilian Hagen, Stadt- und Landschaftsbuchdrucker, 1774.

Folgender Auszug eines Schreibens von einem römisch-catholischen Gelehrten mag die Stelle einer Anzeige dieses, in Betracht der Gegend, wo es erschienen ist, wirklich merkwürdigen Werkchen vertreten. Sowohl der Brief, als auch das Büchelchen sind uns ein angenehmer Beweis, daß Wahrheit und Duldung auch in solchen Gegenden um sich greiffen, wo der noch nicht so sehr geschwächte Arm des Fanatismus noch sein äußerstes versucht, sie in Schranken zu halten. Hier ist er:

„Dieser Inbegriff ist ein wichtiger Beytrag zur Auf„klärungsgeschichte des Bayerlandes, und ein neuer Be„weis der traurigen Erfahrung, daß in ebenderselben Men„schenfamilie Weisheit und Finsterniß, Sanftmuth, und

„Menschen-

„Menschenhaß beysammen wohnen können, und daß mancher „redliche Mann, der seine von Felsen eingeschlossene Aussicht „erweitern will, fruchtlos wieder abgehen, und erst mancher „verschüttet werden müsse, ehe man Hoffnung hat, Licht und „Wärme in gewisse Gegenden eindringen zu sehen. Wir ver„wundern uns hier, von der Geschichte dieser Schrift, welche „in den Churbairischen Landen einen allgemeinen Lerm erregte, „so lange nichts ausführliches gehört zu haben, und wir wis„sen nicht, ob wir das gänzliche Stillschweigen derer, die dar„an Theil nehmen mußten, für einen ruhigen, verachtenden „Stolz, oder für eine allgemeine Muthlosigkeit des Geistes „zu halten haben."

„Der Verfasser dieses Inbegriffs ist Herr Professor „Westenrieder in München. Er verfertigte ihn auf Be„fehl, und legte ihn ordentlich der Censur vor. Diese ward „vom Herrn Kanonikus und Schulcommissar der baierischen „Landen Kohlmann übernommen. Da er gesunde Augen „hat, so sahe er nichts anstößiges, wo nichts zu sehen ist, „und überließ mithin das Werk dem Druck. Schon ward es „in allen Schulen des Landes ausgetheilet, und von jeder„mann mit Vergnügen gelesen, als ein fanatischer Unverstand, „oder irgend ein feindseliger Dämon es wagte, einzelne Fun„ken von entdeckten unkatholischen Gesinnungen hinzusprühen, „und da man sie nicht sogleich unterdrückte, dieselben in helle „Flammen anfachte, deistische, kezerische Gesinnungen ent„deckte, und in der Eile einen Befehl, die ganze Ausgabe „schleunigst einzuziehen, auswirkte. Der Inbegriff ward ein„gezogen, und der Verfasser, und der Censor vom Volke „verflucht.

„Der Plan dieses Inbegriffs, falls er Ihnen noch nicht „sollte zu Gesicht gekommen seyn, ist dieser: der Mensch er„kennet, empfindet in sein Herz geschrieben die Naturpflichten, „als Mittel zur wahren Glückseligkeit, die Pflichten der Lie„be Gottes, seiner selbst, und des Nächsten. Aber er erken„net sie nur dunkel, erkläret sie oft unrichtig, empfindet sie, „besonders, wenn er auf Abwegen ist, nur schwach; er weis, „sich selbst überlassen, keine wahre höhere Absicht, keine wah„ren Hülfsmittel, worauf er sich stützen könnte. Gott schickte „von Zeit zu Zeit außerordentliche Menschen, schickte Prophe„ten, welche die Stimme der Wahrheit erneuern sollten. Aber „nachdem Gott vor Zeiten manchmal, und auf mancherley „Weise zu uns geredet, so hat er auch am letzten in diesen Ta-

„gen



„gen geredet durch seinen Sohn. Das katholische Dogma, „welches diesem Inbegriff mit einverleibet worden ist, ist von „Sylbe zu Sylbe aus dem Petrus Canisius, und Abt Felbinger abgeschrieben, und die Zusätze, welche allgemeine „Wahrheiten aller Christlichen Religionen enthalten, sind „theils von dem Verfasser, theils aus einem bekannten Plane „geflossen.

„Wir erstaunen, daß man in keiner Angelegenheit einen „größern Mangel an guten Lehrbüchern hat, als gerade in „der wichtigsten, in der Religion. Zwar hat jedes Land sein „Buch, welches das Dogma, und die Widerlegung der Geg„ner enthält; aber die Jugend soll nicht blos wissen, nicht „blos widerlegen lernen; sie soll sich bessern, ihren Sinn um„ändern, Gott und Menschen lieben lernen: und nicht der „theologische Beweis, die scholastische Erklärung, sondern „das, was das Dogma veranlaßt hat, was es auf das In„nere des Menschen wirket, soll die erste Schule des Kindes „seyn.

„Wie viele Menschen vielleicht nicht wissen, sich nicht „bekümmern würden, ob sie eine unsterbliche Seele haben, „wenn man es ihnen nicht gesagt hätte: so werden viele aus „dem Volk Christen, ohne zu wissen, wie sie dazu gekommen. „Sie mußten die Frage, die erste, die man, sobald sie spre„chen konnten, an sie stellte, **was Glaubens bist du**, „und zugleich die Antwort, **ich bin ein katholischer „Christ**, auswendig, mit eben der Gleichgültigkeit auswen„dig lernen, mit der sie jede andere Antwort, die Antwort: „**ich bin ein Türk**: gelernt haben würden. Und wie sie „dann das, was sie seyn sollten, geworden sind, ohne zu wis„sen, warum: so fahren sie fort es zu bleiben, ohne sich je„mals, ob sie's seyn sollen, zu fragen. Daher kommts, daß, „wenn solche Leute unglücklicher Weise anfangen, über ihr „Glaubenssystem zu zweifeln, denselben sogleich die ganze Re„ligion verdächtig wird: daher kommen die heutigen stummen „Uebel, welche jeden Staat untergraben, der größte Aber„glauben auf der einen, und auf der andern Seite die größte „Kälte und Gleichgültigkeit.

„Sind die Pflichten der Natur, welche in den zehn Ge„boten enthalten sind, nicht älter als alle Religion? Gehen „sie nicht jeder Religion voraus? Was würde Europa zusam„menhalten, wenn es keine ersten Grundsätze gäbe, die allen „Menschen ins Herz geschrieben, allen Staaten nothwendig

„sind?

„sind? Eben daraus, weil es solche Pflichten giebt, und weil „wir selbst keine Kräfte haben, wenn wir bloße Naturmen„schen bleiben, sie zu erfüllen, folgt die Nothwendigkeit der „Religion. So fiengen es selbst die Apostel mit den Heyden „an, und so muß es heute zu Tage jeder vernünftige Christen„lehrer mit Kindern, und erwachsenen Unwissenden anfangen, „wenn er keinen Sprung machen, und die natürliche Ordnung „der Sache umkehren will; sonst läuft er Gefahr, Menschen „zu erziehen, denen nachher in den Jahren des Leichtsinns und „der Leidenschaften, die Religion zum Eckel und das Natur„gesetz zum Aergerniß wird.

„Ich für mein Theil finde in diesem Inbegriffe nichts „Lutherisches, es müßte denn die Art des Ausdrucks seyn: „und wenn dieses der Wahrheit schadet, so muß man diejeni„gen Kirchenväter für Heyden erklären, welche heydnische „Schriftsteller in der Schreibart nachgeahmt, und ausgeschrie„ben haben. Aber ich möchte wohl wissen, ob es denn über„haupt einen Ausdruck giebt, den man, wenn er allgemei„ne Christliche Wahrheiten anzeiget, einer gewissen Sekte „beylegen müsse? Was gut, was schön, und recht ist, gehört „allen Sekten und Confessionen zu, die es annehmen wollen.

„Indeß wunderts mich nicht, wenn man manche Aus„drücke, weil sie deutsch sind, hier bey uns nicht verstanden, „und andern eine falsche Wendung gegeben hat. Da derglei„chen Lehrbücher von jeher nichts enthielten, als die Erzäh„lung der Glaubensartikel und Geheimnisse, höchstens die „Beweise dazu, und die Strafen für diejenigen, welche davon „abweichen würden: so ist man durchgehends an eine mysti„sche theologische Schulsprache gewöhnt, und die simple, er„habne, durchdringende Sprache der Religion ist äußerst „fremd, und die Bibelsprache? — — Aber, was weis da „das Volk von der Bibel, wo ihm die simple Sprache seiner „eignen Lehrsätze verdächtig gemacht wird!

„Ich weis nicht, welche Stellen katholischen Eiferern „eigentlich ärgerlich gewesen seyn mögen; ganz gewiß muß ih„nen die schöne Stelle von der Duldung, dessen Gegentheil „die ganze Menschheit zu ihrer Ausrottung aufruft, gewaltig „aufgefallen seyn. — Diejenigen, welche eines anders Glau„bens sind, lieben sollen, niemand seiner Meinungen wegen „kränken, und verfolgen sollen, wie schwer ist das für Pre„diger, welche das Gesetz der Sanftmuth schon erfüllt zu ha„ben glauben, wenn sie Sanftmuth im Allgemeinen gepre-

„digt,

„digt, und in jedem besondern Fall (den einzigen ausgenom-
„men, da sie selbst oder ihre Parthey der Gegenstand dersel-
„ben sind) als eine Folge indifferentistischer Gesinnungen,
„wieder verworfen haben. Warum predigt man weit lieber,
„weit herzlicher über den Text: **Gott ist Richter**, als über
„den: **Gott ist Vater**? Ich weis die Antwort wohl, aber
„ich möchte sie hier nicht laut sagen. Wie glücklich sind Sie
„in ihrem Lande, daß man sie wissen und sagen darf! —“
u. s. w.

Die Stelle von der Duldung, welche unser Correspon-
dent für die Veranlassung des Lermens hält, den man wider
dieses kleine Buch erregt hat, ist folgende:

„Es kann nur eine Kirche die wahre seyn; aber wenn
„du Irrende siehst, die du nicht zurecht bringen kannst: so
„lasse dir ja niemals einkommen, sie mit Gewalt aus ihrem
„Irrthum zu reissen, zu hassen, oder zu verdammen. Du
„bist deine Liebe nicht allein den Christen, sondern allen Men-
„schen schuldig; du mußt nicht nur den, der dir gutes thut,
„du mußt auch deine Feinde lieben. **Liebet eure Feinde**
„rc. **Wer vorsetzlich in einem erkannten Irrthum ver-
„harret, und unbußfertig darin stirbt, wird es wohl verant-
„worten müssen.** Jesus gründete hierauf das größte Gesetz
„seiner Religion, alle Menschen zu lieben. Er ward selbst
„darin, daß er sein Leben für alle Menschen zum Opfer hin-
„gab, das göttliche Beyspiel der unumschränktesten Liebe. Er
„machte diese Liebe zum allgemeinen Zeichen, wornach er sei-
„ne Jünger erkennen, wornach er sie richten wird. So wie
„Gott ein härter Urtheil über Capernaum, als über Tyrus
„und Sidon gesprochen hat: so wird er einen jeden mit Wahr-
„heit und Liebe nach dem Maaße der ihm ertheilten Fähigkei-
„ten und Kräfte richten. — Er wird von dem, der nur ein
„Pfund erhalten hat, auch nur ein Pfund fodern. **Lernet
„von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig
„von Herzen!**“

Um noch einen zweyten Beweis von der aufgeklärten und
richtigen Denkungsart des Verfassers zu geben, welche über-
all durchschimmert, wo er nicht die Lehrsätze seiner Kirche aus
andern Lehrbüchern abschreibt, sondern eigene Erklärungen
über einzelne Artikel giebt, theilen wir noch folgende Beschrei-
bung des **natürlichen Verderbniß** der Menschen mit:

Aber wie groß und mannigfaltig sind die Mängel, und
Unvollkommenheiten bey den Menschen! So wie ein unmün-
diges

ziges Kind da liegt, und sich selbst aus eigner Kraft nicht helfen und retten kann, gehoben und getragen werden muß, ehe es gehen kann: so, und nicht besser, sieht es mit seiner (nemlich des Kindes, nicht des Menschen überhaupt) Seele aus. Wie schwer ist der Mensch dahin zu bringen, daß er einmal recht gründlich und ernstlich nachfraget: welches ist mein wahres Beste? Unser Wille ist voll Partheylichkeit. Wer auf seine Empfindungen und die Erfahrungen seines Lebens acht giebt, wird wissen, wie bald und voreilig er oft zugreift, und seine Schwäche gestehen. Unser Verstand geht nicht weit, und wird noch dazu durch Leidenschaften verdunkelt. Unser Gedächtniß ist mehrentheils mit schlechten und unnützen Dingen beschäftiget. **Die heilige Schrift hat schon den Menschen durch den Sündenfall Adams ihr Verderben und Abweichung und Verführung zu Gemüthe führen wollen.** u. s. w." In dieser letzten Stelle (der einzigen, worin von dem sogenannten Sündenfalle Erwähnung geschieht) und in einigen andern dieser Art, haben wir den weisen Lehrer erkannt, der auf der einen Seite schwache Gemüther durch gänzliche Auslassung oder ausdrückliche Verwerfung gewisser beygebrachter Lehrformeln nicht verwirren; auf der andern aber auch nicht wider sein besser Wissen und Gewissen verjährten Vorurtheilen das Wort reden will. Denn was auch immer einige gar zu reformationssüchtige Feuerköpfe (welche das Kind mit dem Bade ausschütten wollen,) von der Pflicht der gänzlichen Offenherzigkeit beym Vortrage der Religionswahrheiten herdeclamiren mögen: so ists und bleibt es doch für denjenigen, welcher finstere Gegenden mit glücklichem Fortgange erleuchten will, schlechterdings nothwendig, in der Vertheilung des Lichts und Schattens eine weise Oekonomie zu beobachten. Der Augenarzt läßt denjenigen, dem er den Staar gestochen hat, nicht auf einmal das helle Sonnenlicht erblicken; denn er würde es nicht ertragen können; und **Fontenelle** hat recht, wenn er sagt: si j'avois toutes les verités dans ma main, je me garderois bien de l'ouvrir.

Ml.

Nachricht von der bey dem Königl. theol. Seminarium zu Halle neuerrichteten Erziehungsanstalt, und den

dabey

daben zur Bildung geschickter Schullehrer und Hofmeister getroffenen Einrichtungen. Herausgegeben von Ch. G. Schütze, Halle, bey Händel. 1778. 3 Bogen in 8.

Diese kleine Schrift enthält die in den Hallischen Intelligenzblättern vor einiger Zeit eingerückte Nachricht; allein wir zeigen sie hier etwas umständlicher an, da die mehresten unserer Leser die Intelligenzblätter wohl nicht gesehen, da die Sache eine der wichtigsten ist, und wir im Stande sind, etwas ausführlichere Nachricht davon zu geben.

Es ist schon lange (seit 1691) in Halle ein Seminarium, wo Studenten nähere Anleitung haben sich auf Humaniora und Litteratur zu legen; diese Seminaristen genießen mancherley Emolumente; der Director des Seminariums ist der vortreffliche D. Semler, der Inspector der Prof. Schüz. Das Seminarium besitzt Güter, woraus es einen ansehnlichen Fonds hat; der Director und Inspector ziehen etwas Besoldung davon; die Seminaristen bekommen auch daraus. Es giebt ihrer zweyerley; Seniores und Alumni. Die letztern genießen ihr Beneficium, vier Groschen wöchentlich, nur ein Jahr; die erstern sind 1) *ordinarii*, oder domestici, haben im Hause des Directors freye Wohnung; es sind ihrer 6, der älteste bekömmt wöchentlich 1 Thlr. die andern 16 Gr. 2) *extraordinarii*, 3 bis 4, wöchentlich 8 Gr. Zusammen sind nie über 100 Seminaristen. Sie müssen collegia biblica und horas canonicas halten. Der verdiente D. Semler that auch hier Vorschläge zu besserer und gemeinnützigerer Einrichtung. (Man sehe Dreyhaupts Beschreibung des Saalkreises im 2ten Theile.) Itzt ist dieses Institut von neuen, und zwar mehr zu pädagogischem Zwecke eingerichtet, die Seminaristen bekommen Anleitung zur Erziehungskunst, und üben sie zugleich practisch aus. Und dieß durch die Thätigkeit eines der würdigsten Minister unserer Zeit, des Freyherrn von Zedlitz, der, außer der allgemeinen Anordnung, auch einzeln tief ins Detail gehende Ideen, Vorschläge, Einrichtungen gegeben hat, die diese Erziehungsanstalt, unpartheyisch gesprochen, vor den meisten andern auszeichnen.

Itzt giebt es also hierbey dreyerley zu unterscheiden: 1) die Directoren des Seminariums, 2) die Seminaristen, (Studen-

(Studenten, die schon völlig, oder fast absolvirt haben, und von den Directoren gewählt werden), 3) die Schuljugend. Die Seminaristen, die auch noch andere nützliche Kollegia besuchen können, erhalten von den Directoren Unterricht in allem, was zur Erziehungskunst wichtig ist, als, um nur einige Materien zu nennen: „über den Unterschied von Erziehung und Information; über die wichtigsten neuen Projecte und Ideen in der Erziehung; über die Association der Ideen; Gedächtniß und Art es zu üben; tabellarische Methode; Leidenschaften und Neigungen; Mittel zur Aufmerksamkeit; Entwickelung des Verstandes; Unterschied zwischen Gelehrsamkeit und gesunden schlechten Menschenverstand; Strafen und Belohnungen der Jugend. Ueber die Verbindungen aller Wissenschaften untereinander; Nutzen derselben, und Einfluß auf die Nation, Nutzen jeder einzelnen. Ueber den Nutzen der Religion; Unterschied von Religion und Theologie; Tugend, wahrer Werth derselben, natürliche Kräfte dazu, Tugend im Verhältniß gegen Religion; Religion im Verhältniß gegen Vernunft; Toleranz. Ueber die Nothwendigkeit, daß alle Bürger in etwas den Staat, wozu sie gehören, kennen, weil sie einst in Verhältnisse dagegen kommen werden, und weil sie Vaterlandsliebe haben müssen. (*Zedlitz* Discours sur le patriotisme. A. d. B. XXX, 1.) Ueber die Grenzen des Schul- und Universitätsunterrichtes; Vorzug des öffentlichen vor dem Privatunterricht; sokratische Methode; Betragen der Lehrer gegen die Jugend und die Eltern; u. s. w.“ — Man hat an vielen Orten so laut und oft gewünscht, daß auf Universitäten eine eigne Facultät der Pädagogik errichtet würde; hier kann man diesen Wunsch, obgleich ohne den Namen, ausgeführt finden. Hier werden also alle, die sich künftig zu irgend einer Art von Jugendunterricht widmen wollen, die wichtigsten und nöthigsten Anleitungen bekommen, welches mit der Zeit (wie aller Anfang schwer ist) immer vollkommner werden wird.

Allein, was ist alle Theorie ohne Ausübung? darum ist hier zugleich eine Erziehungsanstalt errichtet, die wir nun näher unsern Lesern anzeigen müssen. Jeder Knabe bezahlt 100 Thaler; davon wird alles (die Wäsche ausgenommen) bestritten, nemlich: Mittags- und Abendtisch, Frühstück und Vesperbrod, Oberaufsicht, Stubenmiethe, Holz und Licht; Information und Specialaufsicht, Kleidung, Reinigung der Wäsche, Aufwartung, und wöchentliches Taschengeld der Kin-



den. Es ist für Rekreationen, für Bewegung des Körpers, praktisch und nützlich eingerichteten Unterricht, für gehörige Vertheilung der Stunden, für Sammlung von Bibliothek, Modellen, Naturalien u. s. w. hinlänglich gesorgt. Der Klassen sind 8, nebst einer Selekta. Es wird Nachdenken, Verstand, Begriffe von Religion, Moral, Naturhistorie, Geographie u. s. w. auf die allersimpelste und einzig wahre Art den Kindern Anfangs beygebracht, und so mit natürlicher Folge gestiegen, daß sie am Ende in Philosophie, Geschichte, Mathematik, Griechischen und andrer Sprachkenntniß die möglichst größten Fortschritte machen. Aber hier müssen wir unsern Lesern dieses Büchlein selbst empfehlen, weil wir es sonst ganz excerpiren müßten. Man wird mit Vergnügen bemerken, wie stufenweise alles fortgeht, wie nie mehr als zwo Stunden Unterricht unmittelbar auf einander folgen, und wie in Ansehung der Schwere und Leichtigkeit der Materien auf die Morgen- und Nachmittagsstunden Rücksicht genommen worden. Vornemlich, wird man überall sehen, leuchtet das Bestreben hervor, die Kinder zu einst glücklichen und guten Menschen zu bilden.

Die Adresse ist: An Hrn. Prof. Schütz, Inspekt. des kgl. Semin. zu Halle, frankirt.

Ta.

Pädagogische Unterhandlungen herausgegeben von dem Dessauischen Erziehungs-Institut. Fünftes, sechstes und siebentes Stück.

Das fünfte Stück enthält 1) Erklärung des Landesvaters. Da sie nothwendig viele unserer Leser und alle Freunde des Dessauischen Instituts interessirt; so wollen wir sie hier ganz einrücken: „Da die itzige Verfassung des „Instituts binnen kurzer Zeit einen ansehnlichen Kostenauf„wand zu seiner Gründung und Vervollkommnung erfordert; „so werd ich, um meine Liebe und mein Vertrauen zu dieser „gemeinnützigen Anstalt dem Publiko zu zeigen, und um von „meiner Seite nichts zu unterlassen, wodurch das Beste des„selben befördert werden kann, die von mir nach binnen vier „Jahren versprochene 2000 Rthl. vielleicht in den beyden er„sten Jahren, vielleicht in noch kürzerer Zeit, zum Gebrauch

„des

„des Instituts auszahlen lassen. Ich muß aber zugleich dem „Publico bekannt machen, daß dieses und das versprochene „Gebäude Alles sey, wozu ich mich verbinde, und was ich thun „kann. Es wird daher vom Publico abhängen, ob es durch „fortgesetzte Beyträge dieses auf die allgemeine Schulverbes„serung abzielende Unternehmen unterstützen, und desselben „Dauer versichern will, oder nicht. Dessau den 12 Jenner „1778. Leopold Friedrich Franz, Fürst zu Anhalt.“ 2) Vom Fürsten genehmigte Bestimmung der Direktion. Basedow ist Direktor der Lehre. Es hängt also von ihm allein die Methode und die Ordnung ab, in der die Wissenschaften, Sprachen und Künste gelehret werden sollen. Jeder Lehrer ist verbunden, in solchen Dingen, die allein die Lehre betreffen, Basedows Rath und Anordnungen zu folgen, so wie Basedow alle Verantwortung, die aus diesen von ihm allein gemachten Anordnungen und Einrichtungen entsteht, allein übernimmt. Basedow verfertigt die nöthigen Bücher entweder selbst, oder läßt sie durch andere nach seiner Vorschrift verfertigen. — Die Besuche der Fremden, die Correspondenz und die Oberaufsicht in allen Stücken, die in den vorhergehenden Punkten nicht bestimmt werden, und nicht unmittelbar die Lehre betreffen, besorgt Wolke, als Vicekurator mit einem von ihm gewählten Gehülfen, der noch gesucht wird. — Die grössere Rechnung des Instituts führt Wolke, die kleinere ein von ihm erwählter Lehrer. Die grössere wird vierteljährig geschlossen, mit den dazu gehörigen Belegen versehen, von dem fürstlichen Commissarius, Hofrath Herrmann untersucht, und die Richtigkeit derselben bescheinigt. Die kleinere wird jeden Monat geschlossen, und von Herrmann und Wolke untersucht. Aus diesen beyden Rechnungen formirt der Hofrath Herrmann jährlich eine Hauptrechnung, und macht solche öffentlich durch den Druck bekannt. Ihre Einrichtung kann man aus derjenigen sehen, welche diesem Stück der Unterhandlungen eingerückt ist unter No. 3) Hauptrechnung über die Einnahme und Ausgabe des Edukationsinstituts zu Dessau, vom 11ten Nov. 1776, bis zum 1sten October 1777. Laut dieser Rechnung war das ganze Vermögen des Instituts am 12ten Jenner 1778, 2528 Rthl. 4) Fortgesetztes Verzeichniß der neuen Wohlthäter des Instituts. 5) Briefe. a) an den Vater eines ältern Philanthropisten von Basedow. b) an das Institut von der Gräfin von Wartensleben, nebst

einen Auszug eines Schreibens dieser Dame an den Basedow. 5) an das Institut. d) an einen Lehrer des Instituts von einem Kenner desselben, man kann hinzusetzen, von einem Manne, der die Nothwendigkeit der Schulreformation einsieht, denn das beweist sein Brief. 6) Basedows Vorrede vor einem zusammenhängenden Auszuge aus Youngs Nachtgedanken, gerichtet an der Fürstinn von Dessau Königliche Hoheit, und auch den Zustand des Instituts betreffend. Dieser Auszug aus Young ist eine Chrestomathie von der Art, wie Basedow sie aus den alten lateinischen Auctoren theils bisher gemacht hat, theils ferner noch machen will. In dem Institute werden diese Youngisch-Ebertschen Erbauungen den Lehrern und den erwachsenen Zuhörern erstlich zweymal ganz erklärt: einmal der Sachen, das ist der Moral und der natürlichen Religion wegen, und hernach um nöthige Anmerkungen über die poetische Schreibart zu machen. Wenn nun dieses geschehen ist, so wird täglich, nach dem kurzen Morgengebete, und nach oft zu wiederholenden Vorstellungen aus der heiligen Schrift, ein Stück aus diesem Auszuge den erwachsenen Pflegesöhnen wechselsweise bald von diesem bald von jenem Mitbruder vorgelesen, welcher des Abends vorher von B. oder einem andern Lehrer geübt ist, die Lection des folgenden Tages, den Sachen und der Schreibart gemäß, richtig und kräftig auszusprechen, und vorzulesen. — Das übrige dieses Abschnitts sind Klagen über die Wichtigkeit der Schulverbesserung, über die verzögerte oder ausgebliebene Hülfe des Publicums u. s. w.

7) Von gesuchten Arbeitern an der Vervollkommnung des Instituts. Das Institut bedarf eines Bandes meisterhafter deutscher Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen, und sucht zu dieser Arbeit unbeförderte ledige Männer, welche sich dort aufhalten können. Ferner bedarf es seiner Absicht halber noch einige kleine deutsche Schriften oder Theile derselben, besonders solche, deren Inhalt und vertraute Schreibart für die Kindheit und erste Jugend am nützlichsten sind, meisterhaft ins Lateinische übersetzen zu lassen; wozu es gleichfalls solche Männer sucht. Ferner wird gesucht ein Gehülfe Basedows, dessen Eigenschaften, Kenntnisse u. s. w. S. 445, 446. beschrieben werden. Dieser soll auch mit der Zeit sein Nachfolger werden. Ferner, vier besondere Gehülfe

und

und Aufseher des Professors Wolke, dessen Beschaffenheit S. 447 ff. beschrieben wird. Ferner werden eingeladen junge Gelehrte, welche die Universität mit Ruhm und Empfehlung zum Schulstande, schon verlassen haben; welche lateinisch reden können und wollen, und besonders solche, welche auf zweyerley Art gebraucht werden können, entweder im Institut Lehre oder Aufsicht auszuüben; oder nach einem vorgeschriebenen Zwecke Bücher theils zu lesen, theils durchzusehen; Bericht von dem Gefundenen gewisser Art abzustatten; nach Anweisung Stellen gewisser Art zu bezeichnen u. s. w. Irgend einen dieser jungen Männer bestimmt B. auf eigne Kosten und mit guter Bedingung zum Hofmeister seines ihund vierjährigen Sohnes, und zu seinem persönlichen Gehülfen in anständigen Geschäfften u. s. w. Ferner wird nach einem Menschen gefragt, der von einem vernünftigen Schulmeister gemeiner Stände gerühmt wird, vorzügliche Anlage zu einem solchen Schulmeisterstande zu haben. Er muß über 22 Jahr alt seyn, und nach Gewohnheit das nöthige wissen, was Andere zu einer solchen Bestimmung erfodern. Von B. oder Wolke kann derselbe außerordentlich neue, obgleich natürliche Lehrarten, besonders in der Lesekunst vernehmen, und an dasigen Waisenknaben, oder andern armen Kindern ausüben, u. s. w. Es muß aber Jemand drey Jahre lang jährlich 300 Rthl. für ihn bezahlen. — Drey Sprachen, die deutsche, französische und lateinische, gelten im Institut als Muttersprachen.

8) **Fortsetzung des Vorigen, und von Sachen des Instituts, die man allzubald (soll vielleicht heissen: alsobald) zu wissen brauche.** Enthält größtentheils schon bekannte Dinge, als, unter welchen Bedingungen Pensionisten angenommen werden, u. dgl. Von dem Famulantenwesen in Dessau, wie es ist und seyn sollte, und wodurch es werden müßte, was es seyn soll, wird ausführlich geredt. Am Ende erkundigt sich das Institut öffentlich nach einem **Famulanteninspektor** und nach seinem Gehülfen, der vorhin beschrieben ist. Der Inspektor muß etwa ein wohldenkender und geübter Schulmann seyn. Der lateinischen Schulstudien bedarf er gar nicht. Aber destomehr moralischer Geschmack, wahres Christenthum, Menschenfreundschaft, Vereinigung von Güte und Strenge, und sorgfältige Treue in seinen Pflichten, muß an ihm erfunden werden. Hier ladet Herr B. einen Mann ein, Namens H . . . r (so ist er bezeichnet)



zeichnet) der vermuthlich ein solcher Edelmann ist, als eben beschrieben worden. Wenn niemand die Unkosten bestreiten will, so will B. es thun, und zwar auf eine solche Art, daß die Sicherheit dieses Mannes und seines Hauses befördert werde. Dieser Mann hatte ehemals sein ganzes Vermögen dem Institute geschenkt.

9) **Nöthige Erinnerung für die Leser dieser Monatsschrift, wegen eines wahren oder scheinbaren Widerspruchs einiger darin vorgestellten Meinungen.** Dieser Aufsatz ist von Herrn Campe, und enthält hauptsächlich seine Rechtfertigung wegen geänderter Meinung in zweyen Stücken, **einmal**, ob man in den Seelen der Kinder den Trieb der Ehrliebe in Bewegung setzen müsse; **zweytens**, ob es gut sey, die Uebungen der öffentlichen Andacht mit Anwendung absichtsvoller Ceremonien anzustellen. Beydes hatte Herr C. anfänglich bejahet. Nachher aber hat er schon im dritten Stück der p. U. wider das erste Zweifel erregt, **und wider das zweyte wird er das** nemliche thun in einer Abhandlung **über den ersten Religionsunterricht**, die folgen soll, und welcher wir mit Verlangen entgegensehn, aber in diesen **Unterhandlungen wohl** nicht lesen werden, wie eine Anmerkung S. 483. vermuthen läßt. Herr B. hat eine Nacherinnerung hinzugefügt, die besonders den Ehrtrieb betrifft, und worin er Herrn C. Meinung über diesen Punkt widerlegt.

10) **Liebe um Liebe**, ein artiges Gedichtchen auf den neunten Geburtstag des Prinzen Friedrichs.

11) **Basedows Gottesverehrung und Gewissensübung im Institute, den 21sten December 1777, im Beyseyn der Hochfürstl. Herrschaft.**

Uebrigens steht auf der zweyten Seite des Titelblattes noch folgendes, das wir um derer willen, die unsere Bibliothek, aber nicht die Unterhandlungen lesen, und doch gern von dem gegenwärtigen Zustande des Dessauischen Institutes unterrichtet seyn möchten, abschreiben wollen. „Unser Institut, welches „seit dem August des vorigen Jahres Einigen sehr erschüttert „schien, stehet fester, als vor diesem Anscheine. Es hat theils „durch bleibende Verschiedenheit der Meynungen, theils durch „Mangel an gewissen Bestimmungen der Pflichten und Rechte „für einzelne Personen, größtentheils durch Zufall, zwar einige „Männer verloren, andere aber wieder bekommen, und erwartet mehr, mit denen Abrede genommen ist. Die itzund nöthi-

gen

„gen Geschäfte und Arbeiten sind besetzt. Das Wesen wächst „am innern Werthe, und bey denen, die es anschauen, an Bey„fall, welcher Hoffnung zur auswärtigen Hülfe giebt. Itzund „wird nichts von dem verzögert, was schon itzt geschehen kann, „und was von Basedow nach Berathschlagung mit Andern, „für nothwendig gehalten wird, die schulverbessernde Lehrform „durch Anschaffung der Hülfsmittel und durch Beruf der Hülfs„personen zu ergänzen und fest zu gründen.“

Das sechste Stück füllen größtentheils eine Abhandlung und ein Gespräch über einerley Materie, nehmlich über das schädliche Frühwissen und Vielwissen der Kinder, nützlich zu lesen für alle, die die Polyhistorei lieb haben; die verwerfliche Polyhistorei nämlich, und den unseligen Wörterkram, und was dahin gehört. Denn in einer andern Hinsicht kann man gewissermaßen sagen, daß Kinder nicht zu viel lernen können, von sinnlichen Kenntnissen nämlich; von diesen lasse man sie einsammeln, so viel sie können und mögen; diese sind der Stoff des künftigen Denkens, und ihre Erwerbung macht den Kindern keine Qual, sondern Vergnügen, wenn mans recht anfängt. — Das Uebrige dieses Stücks ist ebenfalls sehr lesenswürdig. Es sind Artikel aus der Kinderzeitung, Gespräch eines Vaters mit seinem dreyjährigen Kinde, und Poesien.

Das siebente Stück liefert 1) Von der gegenwärtigen Beschaffenheit und Einrichtung des Instituts, von den gegenwärtigen Lehrern und dem Plane, nach welchem die Lectionen und Stunden für dieses halbe Jahr bis Johannis vertheilt sind. Es sind im Institute 33 Pensionisten und 7 Famulanten. — Künftig werden eher keine angenommen, als wenn die Aeltern von ihren eignen Absichten mit den Zöglingen, von deren Alter, Kenntniß und moralischer Beschaffenheit Nachricht gegeben haben. — Die abgegangenen Lehrer sind der Zahl nach bisher nur unvollkommen ersetzt. Indessen haben verschiedene verdienstvolle Männer Neigung geäußert, sich der philanthropischen Jugend zu widmen. Einige sind auch wirklich berufen. Zwey neue Lehrer sind seit einiger Zeit da, beyde Schulmänner. In allem sind sechs ordentliche Lehrer. Außerdem geben noch Unterricht sechs andere mit dem Institute verbundene Männer, und noch sieben andere außer dem Institute. Von S. 598 bis 624 beschreiben sechs der Lehrenden ihre Methode und die Gegenstände des Unterrichts umständlich. Dann folgt ein Verzeichniß aller Stunden des Tages von 5. Uhr Morgens



an bis 10. Uhr Abends, und lehrt, wie die größern und kleinern Philanthropisten, auch die Famulanten, jede Stunde beschäfftigt sind. Es wird hier gelehrt das Lateinische, Griechische, Französische, Englische, Deutsche; die natürliche Religion und Moral, die Philosophie, Mathematik, Algebra, Physik; Historie, Geographie; Rechnen, Schreiben, orthographische und Stilübungen; Reiten, Tanzen, Zeichnen, Musik, Hobeln, Drechseln.

2) **Das gegenwärtige Gute des Instituts.** Dieser Abschnitt enthält in vierzehn Nummern die Vortheile und Vorzüge des Instituts für Lehrer, Candidaten und Zöglinge.

3) **Basedows Einleitung zu einer biblischen Vorlesung von der Auferstehung Jesu.**

4) **Zeugnisse von einem lutherschen und einem reformirten Geistlichen, daß verschiedene Philanthropisten bey ihnen Unterricht in ihrer väterlichen Religion genossen, und von ihnen konfirmirt worden.**

5) **Anrede an zwey Philanthropisten, an ihrem Geburtstage.**

6) **Von der Methode, spielend zu unterrichten.** Ist eine umständliche Beschreibung der Wolkischen Methode, die ein wesentliches Stück der Schulverbesserung ausmacht.

7) **Fortsetzung von der Geographie, Prosodie, Schreibekunst, und einer historischen und biographischen Karte.** Enthält sehr nützliche Vorschläge, wovon wir nur folgende, zur Erleichterung der lateinischen Prosodie auszeichnen. **Der Lehrer spreche von dem allerersten Unterricht an, den er seinen Schülern in der lateinischen Sprache giebt, jede lange Sylbe eines Worts lang, und jede kurze Sylbe kurz aus.** In dieser Absicht muß er jedem Vokal zweyerley Töne geben, einen langen, wie in **Maaß, baack, Mahl,** wahr, so in vās (vasis) lāc, sāl, pār; einen kurzen, wie in **Narr, naß, rann,** so in căr, văs (vădis) ăn; und so mit den übrigen Vokalen.

8) **Briefe.** Der erste beschreibt die Abreise einiger Lehrer, sehr umständlich und rührend. Man liest dies um desto begieriger, da man in allen dreyen Stücken vergebens einige Nachricht von der Trennung der abgegangenen Lehrer gesucht hat, die so viel Aufsehen erregte. Zwar findet man auch

auch hier weiter nichts als den Abschied, und von den Ursachen des Abgangs kein Wort. Diese wünscht man aber desto eifriger zu wissen, je mehr man durch jene rührende Scene bewegt worden ist. Es ist traurig, daß, wie man aus dem Briefe sieht, solche unglückliche Misverständnisse entstehen konnten, die eine Trennung so geliebter Lehrer nothwendig machten.

9) An die sämmtlichen Pränumeranten und Beförderer der pädagogischen Unterhandlungen. Betrifft die Art und Weise, wie dieselben theils bisher bezahlt und versendet worden, theils wie es künftig damit gehalten werden soll.

Wir wünschen den Unterhandlungen, zum Besten des Instituts, recht viele Käufer und Leser. Sie bleiben immer eine der lehrreichsten pädagogischen Schriften unserer Zeit, wenn sie so fortfahren, wie bisher. Noch lehrreicher würden sie werden, wenn, wie in dem Plan versprochen ward, auch die Zweifel und abweichenden Meinungen anderer Erzieher oder Erziehungsphilosophen eingerückt und beleuchtet würden. Die Wahrheit, sie sey auf welcher Seite sie wolle, wird immer anschaulicher, wenn sie dem Irrthum gegenüber gestellt wird, und manche Wahrheiten sind von der Art, daß sie erst lange durchdisputirt werden müssen, ehe sie Land gewinnen und Eingang in die Seelen finden können.

Ar.

Ueber die Hofmeister, ein Nachtrag zu den Erinnerungen von einem Böhmen. Prag, bey Gerle, 1776. 100 S. in 8.

Jedem, der gern gute Erziehungsschriften liest, müssen die hier im Titel bemerkten Erinnerungen, die S. 857 im Anhange zum 13ten bis 24sten Bande von uns angezeigt sind, über einen wichtigen Gegenstand schon bekannt seyn. Der gegenwärtige Nachtrag ist des an Geist so sehr als an Geburt edlen Verfassers, welcher der Graf Kinsky ist, völlig würdig. Allenthalben findet man den hellen und tiefeindringenden Blick eines denkenden Geistes, und den anmuthigen und freyen Gang in Gedanken und Sprachwendungen, wodurch sonst Personen von hoher Geburt im körperlichen Anstande und in äußerlichen Sitten sich so vortheilhaft gewöhnlich unterscheiden.



Er hat bey dieser Schrift auf die gewöhnlichen Vorwürfe, die man den Hofmeistern zu machen pflegt, gesehen, und darnach seine Gedanken eingetheilt. Er redet daher von Mangel der Aufmerksamkeit auf den Character der Zöglinge: von dem geringen Bestreben, sich der Zöglinge Liebe zu gewinnen; vom Wunsche, nur gute Kinder haben zu wollen; vom kalten Unterrichte in Religion und Sittenlehre; von übel angebrachten Strafen und Belohnungen; von mehr bestärkten als benommenen Vorurtheilen; vom Ehreneifer und Ruhmbegierde, im falschen Lichte betrachtet; von der Gewohnheit, mehr auf Schimmer, als auf Gründlichkeit zu sehen, und endlich von der Sitte, daß man den Aeltern die Kinder nicht leicht nach ihrer wahren Beschaffenheit schildert. Allenthalben stellt der V. die gewöhnlichen Mängel der Hofmeister in ihr gehöriges Licht, und zeiget es einleuchtend, was sie für Vollkommenheiten haben sollen. Aber wir müssen doch wünschen, daß diese Schrift überhaupt mehr von den Hofmeistern selbst und denen, welche einmal Hofmeister zu werden gedenken, als von Aeltern gelesen werden möge. Das Lesen der Erziehungsschriften ist freylich für weise Aeltern sehr nützlich; sieht man aber auf die Folgen, welche dieses Lesen überhaupt hat, so scheint man fast wünschen zu müssen, daß sie sich darum nicht bekümmern möchten. Sehr klein ist die Anzahl derer, die zu gründlichen Kenntnissen über alles das, was bey der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu beobachten ist, gelangen, und dadurch geschickt gemacht werden, in ihrem Betragen gegen ihre Kinder und deren Lehrer oder Hofmeister einen weisen Gebrauch von ihrem Lesen zu machen. Fast alle ohne Unterschied nehmen sich aber es heraus, über die Anführer ihrer Kinder zu klügeln, und den Lehrer über tausend Dinge zu tadeln, worinn er nicht zu tadeln ist. Vorzüglich erfolgt daher eine gewisse Kraftlosigkeit in Ansehung der Disciplin, und eine Weichlichkeit, Zügellosigkeit und Freyheit der Kinder in Absicht auf Arbeit und Sitten. Und wir fürchten fast, daß der V., in dessen Gegend noch vielleicht eine solche Erschlaffung in den Erziehungsmaaßregeln nicht herrscht, durch die Forderung, welche man S. 57 und 59 findet, und nach welcher dem in übler Laune sich befindenden Kinde keine Verweise gegeben und dem Zorne des Kindes immer nur Gelassenheit entgegen gesetzt werden soll, gar viele Misdeutungen und üble Erfolge veranlassen werde. Strenge Mittel und selbst körperliche Strafen erwecken in der Seele

des

des Zöglings, wenn dieser nur nicht Unterstützung und Rechte bey den Aeltern findet, und wenn der Lehrer mit weiser Mäßigung nur selten und bey den böseften Vergehungen dazu schreitet, nicht Haß und Widerwillen, sondern vielmehr Liebe und Zuneigung. Und höchst heilsam ist es oft, daß der Wille des Kindes gebrochen, und ihm sein Unvermögen, etwas mit Gewalt durchzusetzen, empfindbar gemacht werde. Der Prinz des größten Monarchen sollte nicht davon ausgeschlossen seyn. Recensent hat darüber gar viele Erfahrungen, und ist noch nie bey irgend einem in den Verdacht gerathen, daß er hart oder strenge handle, und kann also über das alles mit unbefangner Seele urtheilen. Mancher Lehrer oder Hofmeister, der mit einem einigermaßen menschlichen Eleven zu thun hat, und doch glaubt gezwungen zu seyn, wohl gar wöchentlich sich harter Mittel zu bedienen, versteht seine Sache freylich nicht genug. Bey den schlimmsten Kindern müßte es kaum in jedem Monathe oder selbst Vierteljahre dazu kommen. Bey allem dem aber möchten wir den Aeltern nicht rathen, darinn dem Hofmeister strenge Vorschriften zu geben. Denn es giebt gewiß sehr wenige Menschen, die recht große Meister in der practischen Erziehungskunst zu werden fähig sind; und so wird besser für die Kinder gesorgt, wenn sie auf eine nicht unvernünftige Weise etwas oft gestrafet, als wenn sie bey der entgegengesetzten Methode ungehorsam und böse werden. Auch wünschten wir, daß der V. nicht so sehr wider das befehlsweise Corrigiren S. 44. geredet hätte. Man muß sich freylich bemühen alles, gleichsam in genetischen Erklärungen darzustellen, was man der Jugend beybringt; allein es ist eben so nöthig, daß man dieselbe gewöhne, nicht alles, was gelehrt und verlangt wird, begreifen und die Ursache davon wissen zu wollen. In vielen Fällen leidet das die Fähigkeit und die gegenwärtige Lage der Erkenntniß nicht: und dann macht das gar zu leicht eingebildete Klüglinge. Endlich hätten wir gewünscht, daß der V. mehr sich bestrebt hätte, das Gemälde eines guten Hofmeisters, als eines schlechten und mangelhaften zu liefern, und daß er nicht sogleich im Anfange den Hofmeister zu den Nothnägeln gerechnet hätte. Aeltern, und besonders vornehme Aeltern, die nicht alles aufmerksam genug zusammen vergleichen, was hier geschrieben ist, und welche nur zu häufig dem Hofmeister mit Verachtung begegnen, werden im Durchschnitt zu sehr an dergleichen Vorstellen kleben. Uebrigens weiß der V. den Werth eines vortrefflichen Hofmeisters so sehr als

als einer zu schätzen. Das zeiget er besonders S. 21. und 22. Doch wir wollen kurz nach der Folge der Seitenzahl anmerken, was uns vorzüglich beym Lesen anmerkungswerth zu seyn schien, ohne über das, was vortrefflich gedacht und gesagt ist, uns verbreiten zu wollen. Denn so hätte sich auf allen Seiten vieles gefunden, das abzuschreiben gewesen wäre. S. 8. heißt es: Grundsätze, nach den. Wir hätten dieß den anstatt denen zu den Druckfehlern gerechnet, wenn nicht dieses den auf der 45 und 64 Seite eben so wieder vorkäme. Dennoch möchten wir diesen Fehler lieber auf des Setzers Rechnung setzen, da überall die Schreibart so grammatisch richtig und rein ist. Was S. 17. wider ausländische Hofmeister und S. 20. über das Unbedeutende, welches man darinn finden sollte, ob man eine fremde Sprache nach dem Landesaccent rede oder nicht, gesagt wird, verdient von allen vornehmen Personen gehörig erwogen zu werden. S. 30. erklärt sich der V. wider den in der That thörichten Einfall derer, die für die Vornehmen nur Hofmeister von Adel haben wollen. Hofmeister sind, sagt er, in jeder Klasse von Menschen zu suchen, welche gute Sitten, Erfahrungen und Wissenschaften besitzen, und sich dem Erziehungsgeschäffte zu widmen genug Menschenfreunde sind. S. 36. kommen starke und sehr gegründete Warnungen gegen Lob und Schmeicheley in Ansehung der Eleven vor. Wie viel Kinder auch leisten, wie gut sie auch sind: so muß man zwar billigen, und zur Erhaltung des Muths im Arbeiten und im Fortstreben zum Guten seine Zufriedenheit zwar äussern; aber geschiehet mehr: so ist es das böseste Gift für die menschliche Seele. Die menschliche Gesellschaft hat darüber gar viele brauchbare Mitglieder verlohren. S. 41. kann das: „ich „kann nicht glauben, daß böse Leute schon böse gebohren wer„den," leicht eine Misdeutung veranlassen. Das müssen wir auch von den S. 52. vorkommenden ähnlichen Gedanken sagen. Recensent rechnet den Satz, daß die von den Aeltern den Kindern mitgetheilten Anlagen und physischen Dispositionen bey jedem Menschen sehr verschieden und oft den Keim zu vielen Mängeln in sich enthalten, zu den gewissesten Wahrheiten der Vernunft. Was darauf §. 28. vom atrabilairen Temperament zugegeben wird, gilt von allen Temperamentsdispositionen und allen Nuancen derselben. Von der auf eine kurze Zeit erzwungenen Unterdrückung der Lieblingsfehler bey einem Hofmanne, Schmähsüchtigen u. s. w. wird der Beweis S. 55. nicht gut hergenommen, um darzuthun, daß man seine Lieblings-

Lieblingsneigungen unterdrücken könne. Bey erstern ist es lauter Heucheley, und ein jähzorniger Hofmann, der sich beym Fürsten zurückhält, läßt sich hernach gegen Untergeordnete gewöhnlich desto mehr den Zügel schießen. Uebrigens sind wir ganz einig mit dem Verf. in der Sache selbst, und glauben, daß ein Mensch vermittelst des Verstandes und Willens jede Leidenschaft zu besiegen Kräfte von der Vorsehung erhalten habe. Was S. 66. 73 und 74. von dem Werthe der Tugend und der Nothwendigkeit, den Menschen bloß nach dem Maaße, als er tugendhaft handelt, zu loben, gesagt wird, giebt uns große Begriffe von des Verf. Denkungsart und Gesinnungen. S. 68. äußert der Verf. gewiß zu vielen Unglauben in Ansehung des Daseyns eines so vortrefflichen Hofmeisters, als wovon da die Rede ist. Wenn S. 69. gesagt wird: „die Ehre besteht in einer gegründeten Selbstschätzung, dem berechtigten Anspruche, „den wir auf die Hochachtung anderer machen;“ und wenn ferner hinzugesetzt wird: „Selbstschätzung aber entspringt aus „dem Bewußtseyn guter Thaten und erfüllter Pflichten:“ so haben wir wider die Richtigkeit dieser Erklärungen zwar nichts; finden es aber doch nicht zuträglich, daß der große Haufen der Menschen nichts mehr unter dem Namen Ehre begreife. Wohlthätiger, nicht unrichtiger und mehr dem Sprachgebrauche angemessen ist wohl die, welche **Ehlers** S. 258. in seiner Schrift von den Erfordernissen zur Verbesserung der Schulen auf eine ähnliche Veranlassung giebt, wo es heißt: „Ehre ist „die Achtung der Menschen, welche aus einer richtigen Schätzung unserer Vollkommenheiten und unserer Verdienste um „anderer Wohl entspringt.“ Wenn man im Begriffe von der Ehre bey der Selbstschätzung stehen bleibt: so entsteht daraus bey den meisten Menschen gar zu leicht innerlicher Hochmuth, Verachtung fremder Urtheile, und eine falsche Selbstgenügsamkeit, weil sie nur zu gern glauben, daß alles das aus gegründeter Selbstschätzung entstehe. Der S. 73. 74. von einem solchen **Manne** gegebene Wink wider Duelle, o möchte der auch genug verstanden und erwogen werden!

Wr.

Erinnerungen über die Ursachen des geringen Nutzens, den man in Schulen aus der Lectüre der alten classischen Autoren erhält. Geschrieben in Baiern,



ern, mit Genehmhaltung des hochlöbl. Churbair. Büchercensurcollegiums. 1774. 40 S. 8.

Der Recensent errötheте fast, da er dieses kleine Schriftchen las, in seinem und seiner Mitarbeiter Namen, daß dieser Aufsatz unserer Aufmerksamkeit so lange hat entwischen können. So überaus viel Gutes ist darinn enthalten, und das in so bescheidener Kürze! Schade, daß die Sprache, worinn der Verf. so viel richtige und fruchtbare Gedanken eingekleidet hat, dem Inhalte so wenig angemessen ist! Fast möchte ich wünschen, daß es jemanden einfiele, sie aus dem Baierschen ins Deutsche zu übersetzen, und zugleich die oft bis zur Dunkelheit verschlungenen schwerfälligen Perioden in einfachere aufzulösen.

Um den Fehler der späten Anzeige dieser kleinen Schrift einigermaaßen wieder gut zu machen, und so mancher trefflichen Bemerkung, welche darinn mitgetheilt wird, die verdiente Aufmerksamkeit zu erwecken, werde ich mich etwas länger, als gewöhnlich, dabey verweilen. Kleine Hefte dieser Art pflegen bald wieder verloren zu gehen; es ist daher gut, den vorzüglichsten Inhalt derselben in einem kritischen Werke, wie das unsrige ist, Auszugsweise aufzubewahren.

Daß der Nutzen, den man in Schulen aus der Lesung der Alten zu ziehen pflegt, sehr geringe sey, setzt der Verf. mit eben dem Rechte als bekannt voraus, mit welchem er für ausgemacht hält, daß diese Lesung, wenn sie auf die rechte Weise angestellt würde, eine merkliche Veränderung in unserer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu handeln hervorbringen müste. Er geht daher gleich zu den Fragen über:

„Warum lesen wir die Bücher der Alten, und glühen vom edlem Feuer nicht, werden nicht grösser? Warum geht die Empfindung, der Geist, der in selben lebet, nicht in unsern über? Warum sind wir mit dem Gefühle der Menschlichkeit überhaupt noch so gar unbekannt? Wenn es unmöglich ist, lange in dem Umgange groser Männer zu seyn, ihre Gesinnungen zu vernehmen, ihren Handlungen mit beyzuwohnen, und doch ungerührt, ungebessert zu bleiben: warum ändert sich unsere Denkungsart im Ganzen nicht? Warum erwacht bey uns der Geist der Eintracht und freundlichen Liebe, der Heldenmuth für das Vaterland, das edle Ruhmfeuer und der Stolz nach grosen Thaten nicht — der Character der Alten?"

Die

Die erste und vornehmste Ursache des Ausbleibens dieser Wirkung findet er mit Recht darinn, daß die Bücher der Alten gemeiniglich blos zur Erlernung der Sprachen gelesen werden. Und weil so viele, sagt er, diese Sprachen blos deswegen lernen, um sie erlernt zu haben, ohne oft zu wissen, warum; sie in sich zwingen, weil es so Mode ist, weil es ihr Stand, ihr Glück, so mit sich bringt: so legen sie alles, — Bücher und Sprachen — darnieder, so bald sie in diesem Stücke der Gewohnheit genug gethan, und hinterlassen diese Plage, froh, sie überstanden zu haben, der folgenden Jugend.

Nur leyder allzu wahr!

Nach des Verfassers Wunsche hingegen, welchen jeder vernünftige Leser gern unterschreiben wird, sollte man bey Lesung der Alten, von Anfang an, ohne die bloße Sprache der Jugend zum Hauptzweck zu machen, und gleichsam ohne sie es wissen zu lassen, daß sie dieselbe dennoch erlerne, sie gleich unmittelbar auf den Inhalt des Buchs, das man vorlegt, hinführen, um nicht bloß ihr Gedächtniß durch todte Worterkenntniß, sondern auch die übrigen Fähigkeiten ihrer Seele durch gute Empfindungen und Sacherkenntniß zu üben.

Aber, wird man sagen, wie ist diese Methode bey Anfängern möglich, welche von der alten Sprache, worin das Buch geschrieben ist, noch wenig oder gar nichts wissen? Wie kann man diese gleich auf den Inhalt aufmerksam machen, ohne erst die Worte grammatikalisch von ihnen übersetzen zu lassen?

Die Antwort ist, man gebe solchen Anfängern die Werke der Alten, die für kleine Knaben doch in der That nicht geschrieben wurden, nicht in die Hände, und lasse sie erst, theils durch Plaudern, theils durch eigentliche Kinderbücher, soviel Sprachkenntniß erlangen, daß der bloße Wortverstand der classischen Schriftsteller, wenn sie ihnen mit der Zeit vorgelegt werden, ihnen keine große Schwierigkeiten mehr machen kann.

„Denn, sagt unser Verf. abermals sehr richtig, die besten Bücher der Alten sind gemeiniglich nichts minder, als die besten Bücher der Schulen. Die allzuvoreilige Erklärung der schwersten Autoren (er hätte sagen sollen, aller alten Autoren,) ist daher wieder eine Ursache, warum uns die tiefsten Schätze derselben verborgen, und oft auf einmal (auf immer) ungenossen bleiben. Wie man nicht mehr Speisen

sen zu sich nimmt, als man Hunger fühlt, und man sich im Falle des Ueberflusses überladen und untüchtig zum weitern Genusse derselben, und krank machen würde: so läßt sich der Verstand der Jugend nicht weiter dehnen, als seine Fassung reicht, und über die Kräfte, die er jetzt in sich faßt, gezwungen, arten seine Bemühungen in ein gedankenloses Staunen aus, und verlieren sich unnütz in der schwachen Haltung seiner dunkeln Begriffe. Wenn selbst der Alte auf das, was er schrieb, nach langen Erfahrungen und fortgesetztem Fleisse und erst durch Jahre und besondere Umstände gefallen ist, und man ihn also niemals richtig nachverstehen, und gehörig einnehmen kann, man verstehe dann vollkommen seine Fassung und befinde sich in seinen Umständen: wie kann ein Anfänger diese Größe zum Muster nehmen? und wie, wenn in einem Lande, dem Bildung und Geschmack fehlt, eine Schrift plötzlich allgemeinen Beyfall erhält, es für die Güte derselben ein schlechtes Zeichen und ein gegründeter Argwohn weniger und seichter Schönheiten ist: so läßt sich im voraus schliessen, daß ein Buch, von dessen Werth die tiefsinnigsten Köpfe aller Zeiten zeugen, wenig in den Jahren gefallen könne, wo die Empfindung noch unentwickelt, der Geschmack noch schüchtern ist, und die Seele bey jeder zu strengen Miene mit Schauder zurücktritt."

Dieser Grund erhält noch mehr Gewicht, wenn man überlegt, welch eine Summe von litterarischen, historischen und philosophischen Kenntnissen erfordert werde, um ein Buch des Alterthums, man nehme welches man wolle, nur einigermaaßen mit Verstande und Empfindung zu lesen. Unser Verf. setzt daher hinzu:

„Wenn man es wirklich selbst erfahren hätte, welche ausserordentliche Vorbereitungen das Studium vieler Bücher der Alten erfodert, daß man manchmal eine vollständige Einsicht in ihre Rechte und Verfassung, in ihre Gewohnheiten und Denkungsart, in die wahre Lage der Sache und die Umstände, in die sie gerathen, besitzen müsse, und bereits selbst weit gekommen, viel gelesen haben, ausgelesen, und gleichsam durchgedacht seyn müsse, um sie verstehen, um den männlichen ernsthaften Gang, das Gepräge der Ausdrücke, und die stille Sprache der Wendungen einnehmen zu können; wenn man, sage ich, selbst dies erfahren hätte, so würde man manche Bücher, die man in gewissen Gattungen der Wissenschaften zum Muster nimmt, der Zeit heimstellen, oder

diese

diese Gattungen selbst auf reifere Jahre zurücklegen. — Studien, zu früh vorgenommen, unterdrücken, wie Lasten zu früh aufgelegt, die zarten Keime der Seele."

Daher leitet unser Verfasser die verkehrten Begriffe her, die sich viele vom Studiren machen, indem sie sich dasselbe als eine Beschäfftigung vorstellen, die mit dem Leben nichts gemein habe, als ein bloßes Hülfsmittel, die ungestümen Jahre der Jugend etwas sanfter hinzubringen. „Daher, fährt er fort, treten auch die meisten von Schulen unter Menschen, wie in eine neue Welt, wo sie, um brauchbar zu seyn, erst manchmal sich bemühen müssen, ihre Schulsachen zu vergessen, und sich von Fuß auf zu bilden; daher arten die gutartigsten Köpfe, unbekannt mit Geist und Menschheit, in kalte Streiche der Politik und in verborgene Winkeleyen der Verschlagenheit aus u. s. w."

Wie soll nun aber diesem Schaden gewehrt werden? Die klassischen Autoren der Jugend so lange, bis sie zum Verständniß derselben völlig reif wäre, gänzlich vorzuenthalten, würde aus einer doppelten Ursache auch nicht rathsam seyn. Denn da müßten die Kinder einer der wohlthätigsten Nahrungen des Geistes bis ins 16te oder 18te Jahr entbehren, und für wie viele, die zum geschäftigen Leben bestimmt sind und nur bis ins 14te Jahr zur Schule gehalten werden können, würde sie alsdenn nicht ganz verlohren gehen! Unser Verfasser tröstet uns in dieser Verlegenheit auf ein Genie, welches erst noch kommen soll:

„Die Abstellung dieses so allgemeinen und wichtigen Fehlers wartet freylich auf ein künftiges Genie, welches sich vielleicht im Ganzen noch nirgends gefunden hat, welches die wahre Geschichte der jugendlichen Jahre verstünde, uns in einem Auszuge simple und thätige Stellen, die sich stufenweise folgten, aus den Büchern der Alten vorlegte, und durch Beybringung einer bescheidenen Hochachtung für selbe, die Jugend dahin brächte, sie einst, wenn Zeit kömmt, ganz vorzunehmen."

Man muß gestehen, daß eine solche Chrestomathie noch nicht vorhanden sey, und daß derjenige, der die Verfertigung derselben unternehmen wollte, nicht nur die Schriften der Alten sehr fleißig studirt und vollkommen inne haben müsse, (um seine Arbeit nicht auf das Gerathewohl anzufangen); sondern daß er auch ein großer Seelenkenner seyn, und die natürliche Weite des Horizonts der Kinderseelen in jedem Alter aus viel-

jährigen Beobachtungen genau kennen müsse, um in der Auswahl der auszuziehenden Stellen die nöthige Stufenfolge zu beobachten; — zwey Vollkommenheiten, welche in einem Gelehrten selten zusammen gefunden werden!

Ueber die Art, wie man bey Lesung der Alten mehr den Inhalt, als die Worte für die Jugend nützen müsse, erklärt sich unser Verfasser, und zwar zuerst in Ansehung der historischen Schriftsteller, folgendergestalt:

„Man muß daher der Jugend unaufhörlich den Unterschied zwischen der schönen Schilderung einer Handlung und der sittlichen Schönheit derselben, zwischen den malerischen Blumen des Curtius und den Bubenstücken eines unbändigen Alexanders, den Abstand des wahren Heldenmuths von einer vernunftlosen Verwegenheit zeigen; die Alten bis in das Innere verfolgen, die geheimen Triebfedern und Veranlassungen aufsuchen; nicht bloß fragen, was geschehen ist, sondern mit welchen Begriffen, in welcher Fassung und Empfindung es geschehen können, und die Alten als Staatsmänner, als Philosophen und als Menschen, als Menschen in ihrem Leben ohne Zeugen, in ihren Häusern studiren.“

Bey Werken des Geistes empfiehlt er eine noch größere Sorgfalt, wenn sie der Jugend vorgelegt werden sollen:

„Die Alten, sagt er, arbeiteten äußerst langsam, und so soll man sie auch lesen. Ein großer Geist ist nicht immer in der Fassung, in der er groß ist. Dies wußten die Alten, darum schrieben sie nur in den Augenblicken, wo sie sich außerordentlich gefühlt, wo sie die Bewegungen ihrer glücklichen Fassung empfunden, und ihre Größe bemerkt haben.“

Und in solchen Augenblicken nur soll daher auch der Leser ihre Schriften zur Hand nehmen. Wer fühlt nicht, wie wahr und wichtig diese Vorschrift sey? Was nützt alles Lesen der Dichter, wenn man ihnen nicht nachempfindet? Und wie kann man ihnen nachempfinden, wenn unsere Seele sich nicht gerade in eben der Lage befindet, in welcher die Seele des arbeitenden Dichters war? Was kann daher wichtiger seyn, als vor der Lesung eines poetischen Stücks der Seele des Jünglings eine sich darauf beziehende harmonische Stimmung zu geben, und während des Lesens diejenigen Gefühle in ihr zu erwecken, welche das Herz des Dichters schwellen machten! Wird diese Erweckung der Empfindungen verabsäumt, und die Aufmerksamkeit der Kinder mehr auf Wörter, Phrasen und grammatikalische Regeln gerichtet: so ist nichts gewisser, als daß man solche

solche Gelehrte aus ihnen bildet, wie unser Verfasser in folgenden Worten beschreibt:

„Menschen, deren Empfindung roh und starr, deren Begriffe von Gelehrsamkeit im Vielwissen, in einem bloßen Wörterbuche gelehrter Namen, und in lauter steifem, systematischem Geschwätze und betäubenden Räthseln bestehen, solche Menschen, verunglückt in Schulen und im Umgange vernachläßigt, sind nicht im Stande ein Buch des Geistes jemals über die Oberfläche zu verstehen, die Schönheiten desselben zu bemerken und andern vorzulegen. Wer es selbst niemals empfunden hat, was das ist, das man edlen Schwung der Seele, ein heldenmäßiges Feuer derselben, und einen über das Schicksal erhabenen Stolz seiner wahren Vorzüge nennt; wer selbst die Regungen der Zärtlichkeit, die Freude oder das Mitleid über des Menschen gute oder widrige Begebenheiten, das allgemeine Wohlwollen niemals gefühlt hat; — kurz, wer niemals aus sich selbst herausgedacht, oder nach einem elenden Zwange und übel verstandenen Regeln gedacht hat, wird den wahren Verstand der schönsten Stellen niemals einsehen, wird die nervvollsten Bedeutungen vorübergehen, niemals errathen, was Geist ist, wird alles, wie es sein Herz und Fassung ist, todt, unbedeutend und kalt finden. — Die Ausdrücke der Alten kamen aus der Völle ihres Herzens, sie leben und bewegen sich, geben Feuer und Muth, malen die Sache, und reisen jede Seele mit sich fort, die mit gleichem Gefühle begabt ist. Aber die schönsten, die unsterblichen Stellen liegen ganz einfach in einer schaudervollen Majestät unheiligern Augen verborgen da. Manchmal ist es eine bloße Wendung, die den Wink zum Gefühl angiebt, ein einziger Zug, der die Sache beseelt; und wie bey dem Schlage einer Sehne nur diejenigen antworten, welche eine gleiche Richtung in sich halten, (welche eben so gestimmt sind): so bemerken, so genießen sie nur diejenigen Seelen, welche die edlen Vorrechte des Menschen und seine Vorzüge besitzen."

Um durch ein Beyspiel zu zeigen, wie der Lehrer seinen Schüler, wenn er etwas poetisches mit ihm lesen will, erst in die ganze Situation des Dichters oder der von ihm dargestellten Person versetzen müsse, wählt der Verfasser die Anrede des Aeneas an seine noch gerettete Mannschaft auf der Küste von Lybien, worinn er mit Recht die große Natur und Einfalt der Darstellung bewundert. Die Art, wie unser Verfasser die ganze Lage des Aeneas schildert, und nun zeigt, wie

angemessen und beziehungsvoll jedes Wort sey, welches Virgil ihm in den Mund legt, verdient unsern ganzen Beyfall. Die Stelle ist zu lang, als daß ich sie abschreiben könnte.

Beym abermaligen Durchlesen dieser schönen Stelle im ersten Buche der Aeneide, erinnerte ich mich an eine darüber gemachte Kritik in den Homischen Grundsätzen, die, wie viele andere in eben diesem Buche, mehr von dem systematischen Scharfsinne, als von dem richtigen poetischen Gefühle dieses Schriftstellers zeuget. Nachdem nemlich Aeneas seine kurze, affectvolle Rede mit den Worten geendiget hat:

Durate et vosmet rebus seruate secundis;

überläßt ihn der Dichter seinem stillen Kummer und der Bemühung den tiefen Schmerz seiner Seele in sich selbst zu verschließen, und sich äußerlich hoffnungsvoller zu zeigen, als er war:

Talia voce refert, curisque ingentibus aeger
Spem vultu simulat, premit altum corde dolorem.

Und nun fährt Virgil fort, die Zurüstungen zu beschreiben, welche die Gefährten des Aeneas zu der gemeinschaftlich zu haltenden Mahlzeit machen:

Illi se praedae accingunt dapibusque futuris,
Tergora diripiunt costis et viscera nudant.
Pars in frusta secant, verubusque trementia figunt,
Littore ahena locant alii, flammasque ministrant, etc.

Und diese Beschreibung ist es nun, an welcher Home auszusetzen findet, daß sie zu sehr ausgemalt sey, und daß der Dichter so kleine und geringfügige Gegenstände zu sehr ins Licht gestellt habe. Aber wenn er nicht als Kritikus, sondern mit der ganzen Theilnehmung an Aeneas traurigem Schicksale gelesen hätte, mit welcher Virgil schrieb: so würde dieses Licht, in welches der Dichter die kleine Geschäfftigkeit der Gefährten des Aeneas stellt, einen ganz andern Effect auf ihn gemacht haben. Gerade dieser kleine Umstand nämlich, daß Aeneas nun da steht und schweigt; seine Gefährten hingegen, durch seine Rede und durch seine verstellte Heiterkeit ermuntert, an Essen und Trinken denken können und die Küche beschicken, vergrößert unser Mitleid und unsere Hochachtung gegen den stillleidenden Helden. Wir schließen daraus, wie wohl es ihm müsse gelungen seyn, den innern Schmerz seiner Seele unter einem muthvollen heiterem Gesichte zu verbergen, um seinen

Gefährten

Gefährten Hoffnung einzuflößen; und sehen ihn nun die ganze Last des Kummers, die er den übrigen großmüthig abgenommen hatte, allein tragen. Hätte Virgil diese Gefährten, statt sie auf die vorbeschriebene Weise mit Kleinigkeiten zu beschäfftigen, gleichfalls mit ihrem Anführer trauern lassen: würde da nicht unser Mitleid unter alle vertheilt, und also gegen jeden insbesondere viel schwächer gewesen seyn, als es nun gegen den stilldulden Aeneas allein ist? Um dieses zu vermeiden, mußte der Dichter die kleinen Geschäffte dieser beruhigten Gefährten ausmalen, und den Aeneas unterdeß in den Hintergrund stellen, um unserer Einbildungskraft Raum zu lassen, den ganzen Umfang seines stillen Kummers, welcher durch Worte nicht ausgedrückt werden konnte, nach eigenen Empfindungen auszumessen. Wie sorgfältig beobachtet auch nachher der Dichter, um eben dieser Ursache willen, einen fühlbaren Unterschied in der Art, wie Aeneas auf der einen Seite und seine Gefährten auf der andern, den Verlust ihrer im Sturm verunglückten Freunde bejammern! Diejenigen, welche durch Aeneas Anrede ermuntert, ruhig genug waren, um die Zubereitung des Essens zu besorgen, können nachher auch über den Verlust ihrer Freunde ein Langes und Breites schwatzen:

Amissos *longo* socios *sermone* requirunt.

Der gefühlvollere Aeneas hingegen hat keine Worte davon zu reden; nur durch Seufzer bricht sein Gram hervor:

Nunc Amyci casum *gemit* et crudelia secum
Fata Lyci, fortemque Gyan, fortemque Cloanthum.

Schade, daß nun kein anderer Kritikus kömmt und es übel bemerkt, daß Virgil die Gefährten des Aeneas lauter, als ihn selbst, über die verunglückten Freunde klagen läßt!

Man verzeihe mir diese kleine Ausschweifung; ich kehre nun wieder zu unserm Verfasser zurück; und stimme gern in den Wunsch mit ein, mit welchem er die Schilderung der Lage des Aeneas in der jetzt angeführten Stelle schließt:

„Ich gebe nur von weiten den Ton an, wie man zu den Werken der Dichter sich vorbereiten, und wie man sie lesen soll. Welchen Dank wären wir den Männern schuldig, welche sich um die Schulen und Litteratur manchmal so große Aussichten auflegen, wenn sie statt ihren bestgemeinten Vorschlägen, mit denen sie die Schulen gekünstelter, aber nicht gebildeter, machen, sich die Mühe nähmen, uns einzelne Vorbereitungen zu schönen Stellen zu liefern, uns practisch und ein-

einleuchtend in die wahre Lage zu setzen, und vollends zu überzeugen, daß in wenigen Zeilen Virgils, und der meisten aus den Alten, mehr Regel und Anleitung vorhanden sey, als in allen den neuern ästhetischen Gebäuden und ganzen Bibliotheken von Artikeln. Freylich können dergleichen Erklärungen, indem man nicht bloß lesen, sondern die Empfindungen deutlich machen soll, nur sehr langsam vor sich gehen; manchmal würde man seine glänzende Schulweisheit bey Seite legen und sich selbst erst studiren müssen. — Aber es ist besser, etwas weniges gefühlt, als vieles anberührt, vieles durchgeeilt, als nichts verstanden, noch weniger empfunden, und nicht das mindeste in sich genommen zu haben. Die wahre Empfindung, und der einfache stille Ausdruck derselben ist die Kritik der Künstler; die hervorzufinden und sinnlich zu machen, ist die Arbeit des Lehrers."

Man sieht, die guten Gedanken unsers Verfassers sind in der verworrenen Sprache, worinn er sie vorträgt, rohe Bruchstücke, die erst von den Schlacken gereiniget und polirt werden müssen, wenn sie gefallen sollen. Der Sinn der letzten Periode, der durch Verwechselung der Worte etwas dunkel geworden ist, sollte dieser seyn: die wahre Empfindung zu treffen und durch den einfachsten und anpassendsten Ausdruck darzustellen, ist das Werk des Künstlers; beyde in seinen Werken zu finden und bemerken zu lassen, ist das Geschäfft des Lehrers.

Eben so dunkel durch verwechselte Worte fängt sich folgende Vorschrift an:

„Um der Jugend die gehörigen Ausdrücke der Alten zu entwickeln (statt: um der Jugend die Ausdrücke der Alten gehörig zu entwickeln) soll man sie dahin gewöhnen, sich selbe in Bildern vorzuhalten und auf der Leinwand zu denken."

Noch besser, in der Natur selbst, durch Hülfe einer lebhaft gewordenen Einbildungskraft! — Unser Verfasser fähret fort:

„Ich kann mich hier einer Anmerkung nicht erwehren, die ich in unsern Gegenden so allgemein zu machen Gelegenheit habe. Man ahndet bey der Jugend gemeiniglich die Lesung der Dichter in deutscher Sprache. Deutsch sind die unschuldigsten Dichter, die dem Gefühl rufen, verdächtig, und der Jugend und den Sitten gefährlich; aber lateinisch lieset man die Heldenbriefe des Ovids, spricht von verliebten Oden des Horaz, und erklärt öffentlich das 4te Buch des Virgils, je-

ves unanwodenkliche Wunder von den Wünschen und Schwachheiten der Liebe. Ich nehme dies zu einem Beweise im Vorbeygehen, wie unbedeutend man die Muster der Alten in die Hände nehmen, welchen elenden Gebrauch man davon machen, und wie nüchtern und unwissend man überhaupt von den Werken wegkommen müsse, die so viele Helden erzeugten und Nationen aus dem Schatten hervorzogen."

Eine artige Bemerkung! Und eine wahre zugleich. Denn wie könnte man die genannten lateinischen Stücke für unschädlich, und die Lesung weit ehrbarerer deutscher Gedichte für schädlich halten, wenn man sich nicht bewußt wäre, daß die Jugend bey der Art, wie man ihr jene erklärt, bloß auf Wörter ohne Geist, auf die Hülle ohne Körper aufmerksam gemacht werde?

Noch tadelt unser Verfasser mit Recht, daß man in unsern kritikreichen Zeiten überhaupt, und auch in den Schulen mehr die wirklichen oder vermeinten Fehler der alten Schriftsteller, als ihre Schönheiten auszuspähen bemüht sey. Es sollte umgekehrt seyn. Denn so wie ein Ohr, das an Wohlklang und Harmonie gewohnt ist, die Härte des Mißtons von selbst empfindet; so würde auch der Geschmack eines Jünglings, wenn er bloß nach guten Mustern gebildet wäre, bey allem, was häßlich und widrig ist, von selbst zurückfahren.

„Endlich, sagt unser Verfasser, sollte man wenig, und dieses oft und unzähligemale lesen (nach Quintilians Regel, wenn ich nicht irre, non multa, sed multum. —). Es mag wahr seyn, daß es kein so schlechtes Buch gebe, welches nicht hie und da etwas Gutes enthalte, daß auch seichte Gedanken einem guten Kopfe zu richtigen Beobachtungen und Entdeckungen Anlaß geben können; — es mag auch die Pflicht eines Gelehrten seyn, auch in solchen Büchern, die nicht seines Fachs sind, sich umzusehen, um die Verbreitung seiner Sache auf fremde Gegenstände, und die Beziehung anderer Künste auf die Seine zu wissen: allein —"

Der Nachsatz ist nicht passend; er sollte, dünkt mich folgender seyn: „allein erst muß der Geschmack der Jünglinge an guten, so viel möglich fehlerlosen Mustern gebildet werden, ehe man ihn ohne Schaden alles durch einander, Gutes und Schlechtes lesen lassen kann."

Er fährt fort:

„Wie die Erlernung so vieler Sprachen, die man jetzt allgemein für den nothwendigen Antheil eines jeden Gelehrten hält



hält, eine übertriebene und unglückliche Mode ist: so ist auch die Gewohnheit so vieler unserer Gelehrten, sich auf alle Gattungen der Wissenschaften mit gleich großem Fleiße zu verlegen, ein höchst schädlicher und unglaublicher Fehler unsers Jahrhunderts.“ (Sehr wahr! Aber wie darf der arme Jüngling sich weigern, ein mit seichten und folglich unnützen Kenntnissen aus allen Wissenschaften vollgepfropfter Vielwisser zu werden, so lange seine künftige Examinatoren, die das Ueberflüßige, was sie gelernt haben, wenigstens bey solchen Gelegenheiten einmal auszukramen wünschen, und die große Welt solche Vielwisser verlangen?) So wie die Alten in den Werken, die sie uns geschrieben, unsere Meister geblieben: so sollten sie auch in der Art des Studirens unsere Lehrmeister seyn. Sie legten sich größtentheils nur auf eine Sache.“ (So wie die klügern Engländer es noch jetzt zu machen pflegen) „Viele der Heutigen scheinen sich in ihren Augen für alles gemacht zu seyn, und bleiben deswegen in allem zurück. Diese Verwegenheit fließt im Voraus aus der Geringschätzung derselben (welcher?). Wer selbst nie ein Gebirge erstiegen hat, kann sich von den Fernen und Umfange derselben keinen Begriff machen. Sein Kopf schwindelt an dem Fuße eines Hügels, hält jede Anhöhe für Alpen, und jede unter sich gelassene Wolke für die Grenzen des Himmels. Je tiefer man in das Innere der Künste, und in das Eigenthümliche seines Fachs gedrungen, je gelehrter man geworden ist: desto weniger wird man es möglich finden, durchzueilen und Ansprüche auf alle Künste zu machen.

Ich hoffe, daß diese ausgezogenen Stellen der Mühe des Abschreibens, die ich mir gegeben habe, nicht unwerth scheinen, und mein zu Anfange geäußertes Urtheil über die Richtigkeit und Fruchtbarkeit so manchen Gedankens, und über das Fehlerhafte der verworrenen, oft undeutschen Schreibart dieser kleinen Schrift hinlänglich bestätigen werden.

Mt.

12. Kriegswissenschaft.

Neue Kriegsbibliothek, oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. Fünftes Stück. Breßlau, 1777. 1 Alph. 2½ Bogen und 2 Kupfer.

Dieser

Dieser Band enthält eilf Artikel. Der erste ist eine Fortsetzung über die Verpflegung, und hat die Kleidung der Soldaten zum Gegenstande. Dieselbe so einzurichten, daß sie anständig, einförmig, bequem, dauerhaft und wohlfeil sey, ist allerdings der Aufmerksamkeit jedes Militairs um desto mehr werth, da man selten in neuern Zeiten diesen Gegenstand aus dem rechten Gesichtspunkte zu betrachten pfleget. Der Verfasser hat bey Ausarbeitung seiner Abhandlung Rücksicht auf oben erwähnte Bedingungen genommen. Er bemühet sich, das Unanständige der Moden, lächerlich zu machen, er will, daß der Soldat nicht so geputzt auftreten soll, als vor dem Venerabile am Fronleichnahmsfeste, denn saget er: nur die Lichtputzer so zu dem Schauplatz des gemeinen Wesens gehören können sich tragen wie sie wollen; aber es bleibet doch seiner Meinung nach allezeit ein Unterschied zwischen einem Reutermantel und der Nachttischkleidung eines heutigen Stutzers, wenn er a la Diable geht. Nachdem der V. sich also in obigem Ton über die Stutzer und heutigen Moden recht lustig gemacht zu haben glaubet: so fähret er fort, und zeiget, daß eine anständige Muntirung müsse reinlich, wohl angemessen und bequem seyn; es gehöre ferner dazu, daß sie nicht weitschweifig, nicht zu leicht und lustig, und von frischen Ansehen sey, jedoch nicht faselnd oder unnütz kostbar, sie muß die Tracht der Vornehmsten im Lande seyn. Die Einförmigkeit der Montour, saget er, bestehe darin, daß eine Nationaltracht bey der Armee erwählet werde, welche sich durch Form oder Farbe vom Feinde deutlich und im Dunklen auch leichter als gewöhnlich unterscheiden lasse. Jeder muß die ihm zugetheilte Montour tragen, um dadurch den Befehlenden von dem Gemeinen zu unterscheiden. Der V. thut den Vorschlag, die Soldatenkleidung so einzurichten, daß sie zugleich zu einer Schutzwaffe für das kleine Gewehr dienen könne. Jedermann wird hierbey der Torakomachus einfallen, welcher ein ausgestopfter und durchnäheter Brustharnisch von Leinenzeug war. Rec. erinnert sich irgendwo gelesen zu haben, daß, als das Fußvolk noch Mäntel trug, um sich vor das kleine Gewehrfeuer zu schützen, die Soldaten die zusammengewickelten Mäntel über die Brust gehangen haben. Der V. eifert sehr über das Färben der Montour, und über den unnützen Putz, an Schnüren und dergleichen, worin er wohl nicht unrecht hat, denn man würde durch Weglassung dieser unnützen Pracht, ohne die Unkosten zu vergrößern,

den Soldaten die Kleidung bequemer, und so daß sie dieselben mehr vor dem Wetter deckte, machen können. Nach den Vorschlägen des V. die Soldaten zu kleiden, müßte jeder zur Bedeckung des Kopfes einen Helm tragen. Die Haare sollte man rund abschneiden, den Hals nicht mit einer Halsbinde zuschnieren, sondern er soll ein Tuch, welches zweymal um den Hals herumgeschlagen werden kann, umbinden. Ein Hemde soll er an, und zwey im Tornister haben, über dem Hemde zieht er ein wollenes Brusttuch an, welches so gemacht wird, daß es über den Kopf angezogen werden kann, über das Brusttuch hänget das Degengehenke über die rechte Schulter, man giebt ihm ferner ein paar leinene Unterhosen, welche bis auf die Fußknöchel reichen, auf die Füße zieht er ein paar geschmierte leinene Socken in die Schuhe, die Ueberhosen sollen von Tuch seyn und bis über die Knie reichen, die Strümpfe aber gestrickt von Wolle, unterhalb sollen sie einen Riem haben, der unter die Schuhe durchgeht, wie bey den Stiefeletten. Ueber das Brusttuch wird eine Weste mit Ermel, Klappen, Aufschlägen und langen Schößen gezogen, und über die Weste ein Mantel wie das Sagum der Römer, hinten mit einer Kappe, und Ermel, welche oben weit und unten spitz geschnitten sind. Zur Ersparung des Aufwandes räth der V. Officier zu bestellen, welche die gelieferten Materialien zur Montour untersuchen müssen, auch müsse man suchen Handwerker bey dem Corps zu haben, welche das Tuch, Lederzeug u. dgl. selbst machen. So eifert auch der V. mit Recht über das unerlaubte recken des Tuches.

Der 2te Artikel enthält eine Uebersetzung aus des Oberstlieutenant Guischards 1sten Theil der Cretischen und Historischen Bemerkungen über einige militairische Alterthümer, vom Gepack der Römer.

3ter Artikel. Des Markis von Cüland Cire Abhandlung über die Reuterey. Eine Abhandlung, die anfänglich durch sehr gute und wichtige Sätze die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zieht; zuletzt aber mit sehr unerheblichen Raisonnements, und ganz bekannten Manoeuvers endiget.

Der 4te Artikel ist aus der Yverdoner Encyklopedie, und handelt vom Kriege. Es werden darinne die rechtmäßigen und unrechtmäßigen Ursachen eines Krieges, auf eine gutherzige Art erwogen, und nach der Moral des gemeinen Lebens geprüfet.

Der

Der 5te Artikel enthält Nachrichten von verschiedenen Schriftstellern über das griechische Feuer, besonders eine Abhandlung welche der Hr. v. Maizeroy seiner Uebersetzung der Tactik des Kaysers Leo, beygefügt hat.

Im 6ten Artikel ist die dritte Fortsetzung von beweglichem Schanzzeug: es werden darin hölzerne Böcke zum Vorwerfen gegen die Cavallerie, und ein Pfahlwerk, welches mit Ketten zusammengehangen wird, beschrieben.

7ter Artikel. Vermischte Beyträge Militairischer Alterthümer, als 1) Nachrichten vom Beschlagen der Kriegspferde der Alten. Der V. ist nicht sehr tief in dieser Materie eingedrungen. 2) Nachrichten von zwey in Irrland ausgegrabenen Schwerdern von Ertz. 3) Beschreibung eines Heerwagens mit Piken zur Beschützung vor die Cavallerie. 4) Zusatz zur Lebensbeschreibung und Lobrede des Marschall von Catinat. Es wird darin eine Vergleichung zwischen dem Feldzug des Catulus, und dem Feldzuge des Marsch. 1701. gegen den Prinzen Eugenius gemacht, auch wird darin behauptet, daß Vauban in seinen Befestigungsarten, nur die von den Italienern vorher erfundene Manieren verbessert habe. 5) Eine Stelle aus dem Journal Encyklopedique, daß es schädlich sey, wenn man eiserne Canonen abdrehet, weil das stärkeste, und was dem Eisen die mehreste Festigkeit giebt, auf der Oberfläche seyn soll, auch glaubt Hr. v. Büffon (der der V. dieser Stelle ist) daß die Materie des Gusses keine Federkraft habe, daher auch die Canonen durch das Probiren mit ganz kugelschwerer Ladung so leicht schadhaft werden, und springen, wenn sie nachher auch mit schwächerer Ladung beschossen werden.

Der 8te Artikel enthält einen Entwurf des Ritters Querille, von militairischen Einrichtungen. Die ganze Abhandlung läuft darauf hinaus. Der V. beweiset, daß zu starke Armeen dem Staate nachtheilig sind, und es vortheilhafter sey, weniger Truppen von bewehrter Tapferkeit zu halten, und diese gut zu bezahlen. Er räth es erst mit kleinen Corps zu probiren. Und nun bietet sich der Hr. Ritter bey den Mächten zum Anführer dieses 3 bis 4000 Mann starken Corps an. Er ist so gewiß von dem guten Erfolg seiner Meinung, daß er mit seiner Ehre und seinem Kopf dafür hafften will. Zu wünschen wäre es wohl, daß der V. nicht den Kopf verlöre, um den Leser von seiner Meinung zu überzeugen.

Im 9ten Artikel findet man vermischte Beyträge, als 1) von einer Veränderung, welche neuerlich in Schweden mit dem

Sold



Sold vorgenommen worden. 2) Unter dem Titel Lebensmittel eine Abhandlung, daß es schädlich sey, wenn viele Kleye unter das Brod gemischet wird. 3) Von verschiedenen Rüstungen, als von gezogenem Gewehr, einer Rüstung über Bande zu schießen, von gewissen Wurfschlangen, welcher sich die Wilden gegen ihre Feinde bedienen, und eine Beschreibung von einer Maschine, welche bey Belagerung von Delium gebraucht wurde, aus dem Thucydides. 4) Historische Bemerkungen über die Ehrenaufnahme zum Sohne. 5) Eine Anekdote vom Grafen von Sachsen. 6) Schreiben den Feldzug der Spanier nach Algier betreffend aus dem deutschen Museo.

Der 10te Artikel ist eine Abhandlung über die Verstärkung der Reuterey mit Geschütz. Der V. erwähnet darin gewisser Karren-Büchsen, welche der verstorbene Feldmarschall Schwerin anstatt der Amüsetten des Marschall von Sachsen, in einer noch ungedruckten Schrift, bey der Cavallerie einführen will. Der V. thut Vorschläge zur Verbesserung des Geschützes, welches die Cavallerie mit sich führen soll, ohne doch tief in dieser Materie einzudringen, von der Stellung und dem Gebrauch der Artillerie führt er gute Regeln an, welches alles diese Abhandlung von einer noch so unbearbeiteten Materie lesenswerth machet.

Der 11te Artikel enthält Beyträge zur Geschichte der Befestigungskunst, und zwar einen Discours des Machiavels, worin er beweiset, daß es wider die Staatskunst gehandelt sey, zu viele Festungen in einem Lande anzulegen. Viele Gründe des Florentiners richten sich nach den damaligen Zeitumständen, und würden jetzt von ihrem Werth verlieren.

Ab.

Ausführlicher Bericht, wie die merkwürdige Schlacht bey Siptitz ohnweit Torgau am 3ten Nov. 1760. geschehen ist, zur Erläuterung des beygefügten davon sehr genau gefertigten Grundrisses. Leipzig, 4. 2½ Bogen.

Dieser deutliche und unpartheyische Bericht zeichnet sich vor vielen andern dieser Art aus, und machet dem V., welcher sich in dem Grundrisse F. B. After nennet, und Ingenieur-Lieutenant in Churfürstl. Sächsischen Diensten ist, viel Ehre.

Der

Der Verf. erzählt zusammenhängend und bündig die verschiedenen Angriffe der Preussen, und die Bewegungen der Oesterreicher bey jedem dieser Angriffe. Alles, was zur Erläuterung derselben dienen kann, wenn es den Faden seiner Erzählung unterbricht, hat er außer dem Text in Noten beygefügt. Er bemerkt darinn jedesmal die Zeit des Vorrückens der verschiedenen Colonnen, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, von der Entfernung der Armee des Königs von Preussen und dem Corps des General Zithen zu urtheilen. Der Beschreibung ist ein großer Plan beygefügt, worinn die Gegend zwey Meilen um Torgau auf der linken Seite der Elbe aufgenommen ist, und durch 6 kleine Plans erklärt der Verf. die verschiedenen Stellungen beyder Armeen in der Schlacht; auf zwey andern aber findet man die Preussische und Kayserliche Ordres de Batailles mit den Namen der Regimenter, welche bey dieser Schlacht gefochten haben.

Alles dieses macht die Beschreibung des Verf. ungemein lehrreich, und allen Officiers, welche die Kriegskunst studiren, als einen nützlichen Beytrag zur Geschichte des letztern Kriegs sehr empfehlungswerth.

Eine aufrichtige und umständliche Beschreibung von einer Schlacht ist nicht die leichteste Sache. Wenn man auch damit zufrieden ist, daß der Geschichtschreiber nur die Hauptbewegungen, welche den Handel entschieden haben, getreu angiebt; so hängen doch diese oftmals mit einer Reihe anderer Evolutions zusammen, welche besonders in zwey Armeen, für einen einzelnen Mann ohnmöglich zu übersehen sind, und welche jedoch viel lehrreiches für ein forschendes militairisches Genie enthalten können, daher dergleichen Beschreibungen glaubwürdiger Nachrichten jederzeit einen größern Grad der Vollständigkeit erhalten. In dieser Absicht wollen wir auch, dieser an sich schon schönen Beschreibung, von der Schlacht bey Siptitz einige Nachrichten Preussischer Seits beyfügen.

Das Lager, welches der König von Preußen den 2ten Nov. bey Schilda nahm, stand nicht so, wie man es auf dem ersten Plane dieses Berichts gezeichnet findet, sondern die Armee war an Potence gelagert. Der rechte Flügel der Infanterie, auf welchem zu äußerst das Reg. Siburg (itzt Braun) stand, war hinter der Anhöhe, auf welcher die Windmühle vor Schilda ist, gestellt. Von hier lief das Lager von beyden Treffen in gerader Linie bis zur Windmühle von Probsthayn, welches Dorf hinter dem rechten Flügel der Preuss. Infanterie

fanterie lag. Von gedachter Windmühle brach sich die Linie, und das Reg. Alt-Braunschweig im ersten, und Diercke im zweyten Treffen, waren die ersten, welche das Alignement veränderten, wonach der linke Flügel der Preussischen Infanterie die Direction gegen Mittel-Audenhayn bekam. In Mittel-Audenhayn stand das Husaren-Regiment Möhring, welches diese Flanke deckte. Die ganze übrige Preussische Cavallerie stand in zwey Treffen, hinter den Teichen von Probsthayn, und hinter der Infanterie. Die 10 Grenadier-Bataillons von der Avantgarde nahmen das Lager vor Langen-Reichenbach, mit dem linken Flügel gegen Klitsch, und mit dem rechten gegen Schilda. In Klitsch stand das Husaren Regiment von Ziethen, und Schilda war besetzt mit 1 Freybataill. Salomon, 10 Schwad. Husaren von Kleist, 4 Schwad. grüne Dragoner, und 1 Schwad. Freyhusaren. Das Hauptquartier war in Langen-Reichenbach. Man kann noch bemerken, daß in Leipzig der Oberstlieut. Quintus, in Eulenburg der Oberst Nobel, und in Düben, wo die Beckerey stand, der General Sydow die Besatzung commandirten.

S. 4. Unter das Corps des Gen. Ziethen gehört sowohl das erste Bataillon Forcade, als auch aus dem zweyten Treffen das erste Bataillon Markgraf Carl. Das ganze Corps des Gen. Ziethen bestand aus 20 Bataillons und 63 Schwadrons. Wir finden in der Preuss. Ordre de Bataille, welche der Verf. seinem Berichte beygefüget hat, die Nummern bey den Namen der Regimenter nicht bemerket, womit ihre Stellen auf dem Schlachtfelde bezeichnet sind, wie solches der V. bey der Kayserl. Ordre de Bataille gethan hat.

S. 6. Anhalt war kein Regiment in der Preuss. Armee, sondern ein Grenadier-Bataillon, welches die Grenadier-Compagnien der Garde und des Reg. Prinz v. Preussen formirten. Es wurde von dem Königl. Flügeladjutanten, dem Grafen Wilhelm von Anhalt angeführt, der in dieser Schlacht blieb. — Die Grenadier, welche das Husaren Regiment von Ziethen unterstützten, als es in das Oesterreichische Regiment St. Ignon einhieb, zogen sich nicht um den Wald herum, sondern marschirten nur in selbigen zum Soutien auf. Der Major von Zetmar, von Ziethschen Husaren, welcher bey diesem Angriffe blieb, wurde durch einen Reuter, dem er Pardon gegeben und ihn gefangen genommen, hinterlistiger Weise getödtet. Die Preussen bekamen von diesem Regiment den Gen. St. Ignon, 2 Majors, 25 Officiers und 500 Mann gefangen.

S. 11.

§. 11. kann man noch bemerken, daß es die Ursach war, weshalb der Choc der Oesterreichischen Cavallerie auf die Preussische Infanterie gelung, weil durch das Rechtsziehen der Preuss. Infanterie große Intervallen zwischen den Bataillons entstanden, so drang die Oesterreichische Cavallerie in selbige, und griff die Bat. in die Flanken und im Rücken an. Das zweyte Treffen rückte vor, um diese Intervallen zu schliessen. Selbst das Regiment Prinz Heinrich und Rammin rückten bis über das erste Treffen heraus, und nahmen den Kayserl. eine Batterie von 10 Canons wieder ab; wurden aber auch in ihren Flanken von der Kayserl. Cavallerie angegriffen, und gezwungen, sich zurückzuziehen.

§. 13. Das Preussische Dragoner Regiment von Bayreuth, welches sich so brav hielt, wurde von dem General Meyer angeführt. Es hieb in 2 Kayserl. Infanterie Reg. ein, und eroberte 10 Fahnen; das Kayserl. Küraßir-Regim. von Spaen aber führte der Oberste Dalwig an.

§. 16. Der General Ziethen ließ sein Corps, als er aus dem Wald debouchirte, unter Bedeckung der Avantgarde, welche der Gen. Kleist führte, aufmarchiren.

§. 17. Es waren 6 Bataillons von dem Corps des Gen. Ziethen, welche Siptitz angriffen, sie wurden von dem Gen. Saldern angeführt, 3 machten die Tete des Angriffes, und 3 folgten zur Unterstützung. Als die ersten 3 nicht durchbrechen konnten, so zogen sie sich links, und die hintersten drey rückten vor. Als aber auch diesen der Angriff nicht gelung; so zogen sie sich auch links, und schlossen sich an erstere. Durch diese Bewegung geschahe es, daß sämmtliche 6 Bataillons auf der Anhöhe von Großwig zu stehen kamen, und also dadurch in der Nähe waren, den glücklichen Angriff über die Schafdämme bey Siptitz zu unternehmen. Der Verf. schreibt zwar die Entdeckung der Paßage über den Schafdämmen einem bloßen Zufalle zu; es läßt sich aber aus den Gründen, welche den Gen. Ziethen bewogen, diesen Angriff zu unternehmen, leicht urtheilen, daß der Gen. diesen Weg gekannt haben muß, zumahl da er das Jahr vorher eine geraume Zeit unter der Armee des Prinzen Heinrichs daselbst im Lager gestanden hatte. Dieser Angriff über die gedachten Dämme gelung so gut, daß sich die Preussen in kurzer Zeit einer Redoute von 24 Canons auf den Höhen von Siptitz bemächtigten, und da die Preuss. Artillerie nicht folgen konnte, so feuerte man aus dem feindlichen Geschütz.

Wir

Wir glauben, daß in dem, was der V. S. 18. sagt, und im Plane No. 6. gezeichnet hat, ein Druckfehler vorgefallen ist: denn er lässet das Corps des Gen. Ziethen sich mit der Brigade von der Armee des Königs unter Anführung des Gen. Lestewitz vereinigen, und gemeinschaftlich die Kayserl. angreifen. Das Reg. Lestewitz war zwar in der Schlacht, aber bey dem Corps des Gen. Ziethen; der General aber war nicht dabey. Dieses Regiment stand unter der Brigade des Gen. von Tettenborn, und als dieser verwundet wurde, so führte sie der damalige Oberst Möllendorf an. Diese Brigade war mit bey dem ersten Angriffe, und sie wurde von den Regimentern des Ziethenschen Corps, so die Schafdämme nach und nach passirten, unterstützet. Auch das Dragoner Regiment von Zastrow wurde herbeygezogen; konnte aber in den Bergen nicht agiren, und zog sich nach der Schäferey zurück. Nach 10 Uhr Abends passirten sämmtliche Cavallerie-Regimenter des Ziethenschen Corps die Schafdämme, und alignirten sich, so gut als es die Finsterniß erlaubte, mit der Armee des Königs, mit welcher sie die Communication machten. Wir könnten noch manches, welches zur Vollständigkeit der Erzählung von diesem Angriffe etwas beytragen könnte, und das wir im gegenwärtigen Berichte vermißt haben, anführen, wenn solches der Raum erlauben wollte. Wir bemerken nur noch mit wenigen, daß die Zeichnungen, welche der Verf. diesem Berichte von der Schlacht bey Siptitz beygefügt hat, mit vielem Fleiß gestochen sind. Der Abdruck, welchen wir vor uns haben, ist etwas blaß ausgefallen, woraus aber nicht auf alle zu schließen ist. Wir haben diesen Plan mit andern von dieser Gegend verglichen, und manches darinn aufgezeichnet gefunden. Etwas größer hätten wir wohl den Maaßstab zu selbigen gewünscht.

O.

Memoires pour servir à l'art et l'histoire de la guerre de 1756. jusqu' a 1763. avec les Plans et Cartes requises par *I. G. Tielke* Capitaine de l'Artillerie Saxonne. Freyberg 1777. 4to 15¼ Bogen. 5 Plans.

Die Stellen dieser Uebersetzung, welche wir mit der deutschen Urschrift verglichen haben, sind ganz getreu übersetzt,

setze, so daß sie zuweilen noch die deutsche Wendung im Französischen beybehalten haben, welches dann aber wohl die Hrn. Franzosen übersehen werden, weil ihnen die darin enthaltenen Nachrichten ganz willkommen seyn müssen. Im übrigen haben wir keine Zusätze oder Abänderungen des Originals in dieser Uebersetzung gefunden. Der Verleger hat an der äußern Zierde des Buches nichts ersparet. Druck und Papier sind sehr schön, und übertreffen die deutsche Ausgabe. Besonders geben dem Werke einige Vignetten von D. Chodowiecki gestochen, eine vorzügliche Schönheit. Die Plans sind denen, welche der zweyten deutschen Auflage beygefüget sind, völlig gleich. Unser Urtheil über dieses Werk haben wir bereits in d. A. D. Bibliothek 29 Band. 1 Stück S. 261. gefället.

Ab.

Beyträge zur Ingenieurwissenschaft von J. G. Kinsky, K. K. G. F. W. Erstes Stück.

Eine Bestimmung des Drucks, den die Futtermauern von der Erde auszuhalten haben, worinnen Belidors Methode verbessert wird. Der Hr. V. zeigt in diesem kurzen Aufsatz viel Kenntniß der höhern Geometrie, und wir erwarten daher die Fortsetzung mit Verlangen.

Ez.

---

14. Haushaltungswissenschaft.

Bemerkungen der Kuhrpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1773. 8. Lautern 1775. 23 Bogen und 2 Kupferplatten. Desgleichen vom Jahr 1774. Lautern 1776. 1 Alph. 2 Bogen mit einer Kupferplatte.

Die vortreffliche Churpfälzische ökonomische Gesellschaft liefert hier zwey Jahrgänge ihrer Bemerkungen, welche wegen ihrer Gründlichkeit und der vielen neuen Entdeckungen die Achtung des Publikums und jeden Kenners verdienen.

Der Inhalt derselben ist 1) die Geschichte der Gesellschaft vom Jahr 1773. 2) Praktischer Beweis der Unfruchtbarkeit jeder Erdart und ihrer Verbesserungen von Stephan Gugenmus S. 3. 3) Untersuchung und Berechnung, welche Bauart für den gemeinen Mann die nützlichste sey? von eben diesem V. S. 61. Diese beyden Abhandlungen sind vorzüglich gründlich, und der praktische Landwirth, so erfahren er immer seyn mag, wird vielleicht hier noch manches neue und nützliche finden. 4) Ueber eine bessere Methode das Quecksilber mit geringern Kosten aus seinen Minern zu scheiden, ohne daß so viel von denselben wie bisher verloren gehe von Johann Conrad Schämper S. 109. 5) Beschreibung der auf den Churpfälzischen und Zweybrückischen Bergwerken bisher gebräuchlichen Arten die Quecksilbererzte zu behandeln, nebst einer neuen Methode zu Laberirung des Quecksilbers von Burkard Jacobi S. 147. 6) Ueber die blos praktischen Beyspiele von F. K. Medicus S. 210. Der geschickte V. zeiget hier sehr deutlich, daß bloße Erfahrung ohne Theorie zur Aufnahme der Landwirthschaft eben so wenig nutze, als bloße Theorie ohne Erfahrung. 7) Ausführliche Nachricht, wie eine zahlreiche Baumschule von guten Obstbäumen anzulegen sey — von Casimir Hanop S. 259. ist durchaus praktisch.

Bemerkungen vom Jahr 1774. 1) Geschichte der Gesellschaft S. 13. 2) Suckow von vortheilhafterer Einrichtung das Quecksilber aus seiner Miner zu gewinnen S. 3. 3) Stork von Pflanzung und Zurichtung des Flachses auf dem Hunnsrick S. 50. Der Hunnsrick, Regio [illegible] Hunnorum, ist eine Gegend am Ausfluß der Mosel in den Rhein bey Coblenz, wo vorzüglich guter Flachs gebauet wird. 4) Stork vom Kalchdüngen auf dem Hunnsrick S. 84. 5) Medicus von ausländischen Bäumen, welche zu Mannheim im freyen überwintern S. 123. 6) Beckmann vom Verkohlen des Holzes S. 299. 7) Schmid vom Beschneiden der Zwergbäume S. 318.

Wenigstens kann der Leser aus dieser bloßen Anzeige sehen, daß der Inhalt dieser Bemerkungen mannigfaltige, wohlgewählte Gegenstände betrift, und er wird bey näherer Einsicht derselben finden, daß sie durchgängig sehr gut ausgeführet sind. Druck und Papier sind vorzüglich schön.

So.

Gesotte-

Gesottenes Zuckerwasser, als ein Einguß statt des Honigs ins Brod sich zu bedienen. Zur Bienenfütterung vom Verfasser der Anmerkungen der Bienenzucht in Sachsen. 8½ Bogen.

Unter dieser Rubrique hat sich der Verf. einer Schuldigkeit entlediget, deren Bekanntwerdung wir dem Hrn. Amtsrath Riem zu danken haben; welchem sich der Verf. unter dem Namen Magnus Heinrich von Lüttichau, Chursächsischer Prov. Kriegscommissarius, offenbaret hat. Diese Bienenfütterung soll nach dem Zeugniß des H. R. ganz gut seyn, und er hat uns versprochen, das Umständliche davon in seiner Bienenbibliothek bekannt zu machen.

* *

Johann Riem's, Königl. P. Oberinspectors der schlesischen Bienenplantagen. rc. physikalisch-ökonomische Bienenbibliothek. Dritte Lieferung. Breßlau bey Gottlieb Löwe. 1777. 8. 13½ Bogen.

Der Verf. sagt uns, daß diese dritte Lieferung Schlesien, Cleve, Sachsen, Pfalz und die Schweitz betreffe. Für die aufmerksamen Leser, die bereits die vorigen Stücke kennen, wird dieses schon genug gesagt seyn: und wir können dreist hinzufügen, daß diese eingestreute Lehren allen Gegenden nutzbar seyn.

Der wahre Ursprung des Bienenwachses — — — von M. J. Torkos, Oberpfarrern zu Oedemburg in Ungarn. 8. 1776. Oedemburg bey J. J. Süß.

Ist mit ganz guten Beobachtungen erwiesen, daß das Blumenmehl nicht die Wachsmaterie sey. Unsern Beyfall habe der V. zum voraus hinweg: vielleicht wird er denselben auch von der K. K. ökon. Gesellschaft in Wien, der Oberlausitzischen Bienengesellschaft, und der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, welchen allen er seine Schrift zugeeignet hat, zu erwarten haben.

Zs.



12. Vermischte Nachrichten.

Winkelmanns Briefe an seine Freunde. Erster Theil, mit einigen Zusätzen und litterarischen Anmerkungen herausgegeben von Karl Wilhelm Daßdorf, Churfürstlichem Bibliothekar. Dresden, 1777. in der Waltherschen Hofbuchhandlung. 288 Seiten in gr. 8.

Der verstorbene Bibliothekar Franke zu Dresden, der einige Jahre mit Winkelmann in der Bünauischen Bibliothek, die jetzt, wie die Brühlische, ein Theil der Churfürstlichen ist, gelebt hatte, war Willens, eine Sammlung von Briefen seines Freundes herauszugeben, und ihnen eine Lebensbeschreibung desselben beyzufügen; er starb aber, ehe er die Sammlung geendigt, und an der Biographie seines Winkelmanns gearbeitet hatte. Nach seinem Tode hat nun Hr. Daßdorf den Abdruck besorgt, und verdient den Dank unsrer Nation, daß er diese Ueberreste eines unsrer ersten Schriftsteller erhalten hat. Man lernet aus ihnen den immer geschäftigen, unermüdeten, lebhaften Mann näher kennen; und sie geben auch wegen mancher litterarischen Nachrichten und des edlen ungeschmückten Ausdrucks eine sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Dem zweyten Theil und in demselben Winkelmanns Leben sehen wir mit Verlangen entgegen. Wir wollen aber noch einiges Merkwürdige aus den vor uns liegenden Briefen, obgleich wir sie schon in den Händen vieler von unsern Lesern vermuthen, auszeichnen.

Zuerst stehen Winkelmanns Briefe, die er in den Jahren 1748. bis 1751. an den sel. Grafen von Bünau, den Urheber seines nachmaligen Glücks, schrieb. Der erste ist von Seehausen in der alten Mark, wo W. fünf Jahre der Schule vorstund, französisch geschrieben. Die damals verachteten Schulstudien, Winkelmanns Liebe zur griechischen Litteratur, der er bey dem Mangel an Büchern nicht genug thun konnte, und sein Wunsch, größere gelehrte Beschäftigungen übernehmen zu können, bewegten ihn, aus dieser Sphäre herauszugehen, und dem Grafen seine Dienste anzubieten.

Nach

Nach erhaltner Antwort giebt er ihm lateinisch eine Nachricht von seinen bisherigen Beschäftigungen und Studien; und darauf tritt er in die Dienste des Grafen, meldet ihm deutsch seine nun angesetzte Abreise, und legt drey Zeugnisse bey von seinem in Seehausen ins sechste Jahr redlich und wohl geführten Amts. Der folgende Brief giebt Nachricht von seinem Fleiße in der Bünauischen Bibliothek, außer seiner Lieblingsbeschäftigung. Der fünfte Brief enthält die Nachricht von seiner Religionsveränderung: man sieht, daß ein immer kränkelnder Körper, Mangel an vertraulichem Umgang und aller Glücksaussicht, da er schon das 36ste Jahr zurückgelegt hatte, der Wunsch einer Reise nach Rom, und die freundschaftliche Aufnahme, die er beym römischen Nuntius, Archinto, fand, ihn zu dem Entschlusse, seine Religion und seinen Dienst bey der Bünauischen Bibliothek zu verlassen, vermocht habe. Er kam im November 1755. nach Rom. Wir verbinden nun mit den Briefen an den Grafen die darauf folgenden an den Bibliothekar **Franke**, von den Jahren 1755. bis 1768. Voran steht eine kurze Nachricht von dem Leben dieses würdigen und gelehrten Mannes, der im Junius 1775. gestorben ist, und dessen Katalog der Bünauischen Bibliothek Hr. D. einmal zu ergänzen und fortzusetzen Hoffnung macht. Zu Rom machte nun W., ehe er an seine Geschichte der Kunst dachte, verschiedene andere Plane zu Schriften. Zuerst entwarf er mit Hrn. **Mengs** ein großes Werk vom Geschmack der griechischen Künstler; hernach schrieb er von Ergänzung der alten Statüen, und arbeitete zugleich an einer Beschreibung der Statüen im Belvedere: einige andre Vorsätze, deren er noch gedenkt, als eine Ausgabe der ungedruckten Reden des **Libanius** aus zween Handschriften der vatikanischen und barberinischen Bibliothek, und Coniectanea in Graecos Auctores et Monumenta, scheint er nie auszuführen unternommen zu haben. An mehr als einem Orte klagt er über den elenden Zustand der griechischen Litteratur in Italien. Männer von großen Gaben und Geist, sagt er, finde man zu Rom mehr als an einem Orte der Welt; aber sie seyn nicht gemacht, sich den Kopf zu zerbrechen. Doch fand er am Domherrn Giacomelli einen feinen Kenner der griechischen Litteratur. Die Bibliothek des Kardinals **Passionei** fand er fast so zahlreich und eben so eingerichtet, wie die **Bünauische**, und hatte von ihr eben den freyen Gebrauch. Anfangs genoß er aus Dresden eine königliche Pension; aber die Hülfe aus Zion

 hatte



hatte bald ein Ende. Darauf trat er als Bibliothekar und Aufseher der Zeichnungen und Alterthümer in die Dienste des Kardinals Alessandro Albani, und lebte gut und gesund. Nach dem Tode des Abbate Venuti, 1763. erhielt er die Stelle eines Oberaufsehers der Alterthümer in Rom, die ihm ohne alle Arbeit jährlich 160 Scudi eintrug; (ohngefähr 300 Gulden) und sein Herr gab ihm eben soviel, ohne die Bequemlichkeiten, die er genoß. Bey diesem doch nicht großen Einkommen war W. sehr vergnügt. Ich habe, schreibt er seinem Freunde, mehr erlangt, als ich verdiene, und als ich im Traume mir bilden können. Unter den zehn Aufsehern erschien auch W. alle Morgen, des Sonntags und Donnerstags ausgenommen, in der Vatikanischen Bibliothek. Die Ferien in der Vatikana währen vom Junius bis in den November. Sehen Sie, sagt er, wie menschlich hier die Arbeit eingerichtet ist. Den bekannten Brief, der eine kurze Lebensgeschichte W. enthält, im 16ten Theil der Litteraturbriefe, erklärt er hier für untergeschoben; er hatte ihn aber selbst nicht gesehen, und glaubte, er sey ihm angedichtet unter dem Titel: **Leben und Wander Joh. Winkelmanns, aus Stendal in der Altmark**; Hr. D. hat ihn gleichwohl auch hier, weil er ihn für ächt hält, und meinet, W. habe sich nur nicht mehr seiner Ausdrücke am Ende des Briefs erinnert, abdrucken lassen. Er ist auch wirklich ächt. Der König von Preussen ließ W. durch den kürzlich verstorbenen General **Quintus Icilius** die durch den Tod des G. R. **la Croze** erledigte Stelle eines Bibliothekars und Aufsehers des Münzen- und Antiken-Kabinets antragen; aber W. konnte sich wegen der großen Achtung, die man gegen ihn zeigte, und der vortheilhaften Vorschläge, die ihm geschahen, von seinem geliebten Rom nicht trennen. So sagt er wenigstens hier. „Der Fürst von Anhalt, schreibt er S. 24., kam das erstemal des Abends unvermuthet mit einem Stabe in der Hand, in mein Zimmer getreten, von Niemand, auch sogar von keinem Bedienten begleitet, um nicht erkannt zu seyn. Ich bin von Dessau, sagte er, mein lieber **Winkelmann**; ich komme nach Rom, um zu lernen, und ich habe Sie nöthig. Er blieb bis Mitternacht bey mir, und ich habe Freudenthränen vergossen, stolz über unsre Nation, über ein so würdiges Menschenkind!“ Hr. D. hat diesem würdigen Fürsten die Sammlung von Briefen seines römischen Freundes zugeeignet. Von Hrn. **Lessings** Laokoon schreibt er: „Die Schrift

ist

ist schön und scharfsinnig geschrieben; aber über seine Zweifel und Entdeckungen hat er viel Unterricht nöthig. Er komme nach Rom, um auf dem Orte mit ihm zu sprechen.“ Jeder Freund der schönen Künste und Wissenschaften sieht jetzt nach der letzten italiänischen Reise des Hrn. **Lessings**, einer neuen Ausgabe dieses vortrefflichen Buchs mit Verlangen entgegen. Als er seine letzte Reise nach Sachsen, auf der er ermordet wurde, vorhatte, 1767. im December, schreibt er an seinen Freund: „Endlich wird die Ruhe kommen an dem Orte, wo wir uns zu sehen und zu geniessen hoffen, woran ich ohne die innigste Bewegung und ohne Freudenthränen nicht denken kann. Dahin will ich, wie ein leichter Fußgänger, so wie ich gekommen bin, aus der Welt gehen. Ich weihe diese Thränen, die ich hier vergiesse, der hohen Freundschaft, die aus dem Schooße der ewigen Liebe kömmt, die ich errungen und in Ihnen gefunden habe.

Aus den folgenden Briefen an den Hrn. Hofr. **Heyne** von den Jahren 1764 bis 1768. wollen wir nichts auszeichnen; obwohl sie uns unter allen die interessantesten zu seyn scheinen, weil sie auch schon besonders im deutschen Museum gedruckt sind.

Den Beschluß dieses Bändchens machen Briefe an den Hrn. **Baron von Riedesel**, den Verfasser der Reise durch Sicilien und Großgriechenland, und jetzigen K. Preuss. Gesandten in Wien, von den Jahren 1763 bis 1767. Auch diese Briefe an einen sehr vertrauten Freund des Verf. wird man mit Vergnügen lesen. Sie enthalten verschiedene Stellen, die dienen können, W. Privatcharakter und Lieblingsneigungen näher zu erkennen. S. 217. giebt Hr. D. in einer Anmerkung von den Due Trattati, uno intorno alle otto principali arti dell' Orificeria; l'altro in materia dell' Arte della Scultura des **Benvenuto Cellini**, von den beyden Ausgaben zu Florenz 1568 und 1731. in Quart, und von dem großen Künstler selbst einige Nachricht.

CL.

August Ludwig Schlözers Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts. Erster Theil. Heft I—VI. 1776.

— Zweyter Theil. Heft VI—XII. 1777. Göttingen, im Verlage der Vandenhoeckschen Buchh. 1777.

Da das Publikum schon längst den Werth dieser vortrefflichen Sammlung entschieden, und die große Menge und Mannigfaltigkeit der darinn enthaltenen Materien uns nicht erlauben, einen weitläuftigen Auszug zu machen: so müssen wir uns hier bloß mit der Anzeige derselben begnügen.

Ir.

Nachrichten.

Hr. Prof. Clodius in Leipzig, will seine neuen noch ungedruckten Werke in vier Bänden in 8. herausgeben.

* * *

In Mannheim wird eine neue Ausgabe der classischen Schriftsteller *) in 8. auf Schreibepapier angekündigt. Sie soll sauber, wohlfeil, und der Abdruck so genau seyn, daß die letzten Korrekturbogen öffentlich ausgehängt, und auf die Entdeckung eines jeden Druckfehlers eine Belohnung gesetzt werden soll. Mit dem Livius nach Drakenborchs Ausgabe soll der Anfang gemacht werden.

* * *

Eine andere Gesellschaft in Zweybrücken verspricht eine andere vollständige Sammlung der lateinischen Schriftsteller des Alterthums, in gr. 8. auf dem feinsten weissen Druckpapiere. Der Text soll nach den besten Ausgaben gewählt werden. Der Anfang des Drucks wird mit dem Tacitus in zwey Bänden, und dem Horaz in Einem Bande gemacht.

* * *

Herr Hofrath Meusel in Erfurt kündigt eine Kunstzeitung an, so sich über alle schöne Künste, Musik, Malerey, Bildhauerey, Kupferstecherey, Baukunst, Gartenkunst

*) Ob bloß der lateinischen oder auch der griechischen, ist nicht angezeigt.

kunst und Steinschneidekunst erstrecken soll. Sie soll nicht bloß auf Deutschland eingeschränkt seyn; sondern von den Kunstneuigkeiten anderer Länder so viele Nachrichten, als man erlangen kann, ertheilen. Im Oktober dieses Jahrs soll der Anfang gemacht werden, und wöchentlich ein Stück herauskommen.

* * *

In Wien bey Kraus wird des Hrn. Abbé Eckfels Katalogus des Kaiserl. Kabinets von antiken Medaillen abgedruckt. Er wird einen Folioband von etwa 12 Alphabeten ausmachen. In ebenderselben Handlung soll des Hrn. Ignaz von Born Verzeichniß der im K. K. Naturalienkabinette zu Wien befindlichen natürlichen Seltenheiten herauskommen. Es wird aus drey Bänden bestehen, und mit illuminirten Kupferstichen versehen seyn.

* * *

Zu Kassel soll ein Journal unter dem Titel: Tableau de la Litterature allemande, à l'usage des Etrangers, herauskommen. Es soll monathlich Ein Stück von 6 Bogen erscheinen. Die Gottesgelahrheit, die Rechte, die Medicin und Chirurgie bleiben davon ausgeschlossen; dagegen sollen auch Abhandlungen über die deutsche Litteratur geliefert werden.

* * *

Zu Venedig bey Antonio Zatta ist des Hrn. Jagemann italiänische Uebersetzung der Erdbeschreibung des Hrn. Oberkonsistorialrath Busching 1773 — 1777. in zwanzig Bänden in groß Octav nachgedruckt worden.

* * *

Da in dieser Bibliothek in des XXXII. Bandes 2 Stück gemeldet worden, daß die beyden Bücher, Tromleri Diatribe de Polonis latine doctis und Ianociana Vol. I, nicht anders als zusammen verkauft würden: so wird auf Verlangen des Verlegers des Hrn. M. Gröll in Warschau, bekannt gemacht, daß dies ein Irrthum sey, und beyde Bücher einzeln verkauft werden.



* * *

Der auch als Dichter bekannte Maler Müller zu Mannheim wird auf Kosten des Churfürsten von der Pfalz ehestens eine Reise nach Italien thun.

* * *

Es hat ein ungenannter Gelehrter unterm 18ten April dieses Jahrs dem Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek einen Aufsatz über einen gewissen wichtigen Vorfall zugesendet. Da aber, aus wichtigen Ursachen, überhaupt anonymische Schriften in die Bibliothek nicht können eingerückt werden: so kann auch von diesem, sonst wohlgeschriebenen Aufsatze, kein Gebrauch gemacht werden, wenn es dem Verfasser nicht gefällig ist, sich näher zu erkennen zu geben.

Beförderungen.

Der außerordentliche Lehrer der Philosophie zu Strasburg, Hr. Koch, ist kürzlich von Sr. Majestät dem Kaiser in den Adelstand erhoben worden.

Herr Werner aus Darmstadt ist als Lehrer der practischen Geometrie bey der Universität zu Giessen mit dem Charakter eines H. Darmst. Ingenieurlieutenants angesetzt worden.

Hr. Prof. Link zu Giessen hat den Ruf zur Pfarrey Bischofsheim am Mayn, etliche Stunden von Darmstadt, erhalten und angenommen.

Hr. Prof. Höpfner zu Giessen hat den Charakter eines Hessendarmstädtischen Regierungsraths erhalten.

Hr. Chr. Gottl. Gmelin, der Verf. der Ordnung der Gläubiger, ist zu Tübingen ordentlicher Lehrer der Rechte geworden. Herr D. Ploucquet ist daselbst Prof. der Arzneygelahrheit geworden.

Hr. Prof. Maier in Kiel gehet auch als Prof. der Geschichte nach Tübingen.

Todes-

Todesfälle.

Zu Lobenstein starb den 4ten April 1778. Hr. Georg Andreas Sorge, Gräfl. Reuss. Plauischer Hof- und Stadtorganist im 76sten Jahre seines Alters. Er hat sich durch viele theoretisch-musikalische Schriften bekannt gemacht.

Am 9ten May d. J. starb zu Straßburg der bekannte Philologe, Hr. Elias Stöber, außerordentl. Prof. der Theol. auf dasiger Universität und Freyprediger, in seinem 59sten Jahre. Bey längerem Leben würde das Publikum aus seiner Hand eine neue Ausgabe des Aulus Gellius erhalten haben, zu welcher er verschiedenes bereits gesammelt hatte.

Auch hat die Universität Straßburg einige Monate vorher ihren ordentlichen Prof. der morgenländischen Sprachen, den Hrn. Joh. Fr. Scherer durch den Tod verloren.

Druckfehler.

In des XXVIII. Bandes II. Stück.

S. 526. Z. 6. von unten, lies — zersetzt.

In des XXXI. Bandes I. Stück.

S. 251. Z. 23. l. Joh. Dee.

In des XXXI. Bandes II. Stück.

S. 438. Z. 7. von unten: leichtlich, l. kirchlich. S. 439. Z. 10 maxime, l. maxima. S. 445. Z. 25. sectam, l. sectare. S. 447. Z. 23. Lehrern, l. Lesern. S. 564. Z. 13. von unten: die, l. dies. S. 565. Z. 12. Michaelis, l. Reichels.

In des XXXII. B. I. St.

S. 62. Z. 21. nur, l. nur von. S. 146. Z. 2. von unten, l. ausgesucht worden seyn?

In des XXXII. B. II. St.

S. 544. Z. 8. Maikes, l. Makkas. Z. 24. 25. die Complimenten, l. den Compli[illegible]

In des XXXIV. B. I. St.

S. 14. Z. 12 13 l. So wie er nun diese Schriften zur Ausrottung der Wasserreiser von der Wurzel eines faulen Baumes

nes angesehen wissen will, so ꝛc. S. 33. Z. . 1660, l. 1600. S. 36. Z. 9. Kesling, l. Keeling. S. 43. Z. 19. Alvamhiz, l. Avanchiz. Z. 4. v. E. ein andrer, l. ein andres. S. 85. l. Z. finden, l. fanden. S. 89. Z. 5. v. E. gemindert würde, l. gemindert werde. S. 91. Z. 18. ertheilt, l. vertheilt. S. 97. Z. 25. als ihr gewisse günstige Umstände oder Unwissenheit den Völkern, von und zu welchen der Handel geschieht, verschlossen halten, l. als gewisse günstige Umstände oder Unwissenheit, den Völkern, von und zu welchen dieser Handel geschieht, die Augen verschlossen halten. S. 103. Z. 13. der nur, l. der uns. S. 104. Z. 16. den Ausländern, l. den Ausländern, die uns Stoff bringen. Z. 18. zu einer hinlänglichen Menge, l. zur Gewinnung einer hinlänglichen Menge. S. 106. Z. 8. Frachtwaaren, l. Prachtwaaren. S. 107. Z. 25. dem Ausländer, l. den Ausländer. S. 108. Z. 25. die weder wirklich, l. d. i. weder wirklich. S. 111. Z. 12. allgemein wichtige, l. allgemein richtige. S. 114. Z. 11. begünstigt er nicht, l. begünstigt nicht. S. 117. Z. 17. Renticrer, l. Rentierer. S. 119. Z. 1. l. Magazinirungen. S. 298. Z. 1. Bruchsinring, l. Leuchsenring. Z. 11. Anlegung, l. Anregung. Z. 16. könnet, l. könne.

In des XXXIV. Bandes II. Stück.

S. 338. Z. 28. Gelehrten, l. Geschlechtern. S. 339. Z. 2. Aladschaheb, l. Aladschajeb, und ebend. statt die bewundernswürdige Probe, l. die bewundernswürdige Perle. Z. 5. der Abulfeda, l. des Abulfeda. Z. 11. l. Almakrizi. S. 352. Z. 2. v. E. l. Ibn Jahza Altelensani. S. 353. Z. 6. des Bordah, l. das Bordah. S. 354. Z. 7. v. E. l. الشقوة جفنة. S. 355. Z. 9. tremulam, l. tremulum. Z. 13. ὑπερ ὀσφὺν, l. ὑπὲρ τὴν ὀσφὺν. S. 358. Z. 1. μήτι, l. μή τι. Z. 7. l. λιπαροχέρους. Z. 9. l. μὴ. Z. 25. l. Salsebil. S. 359. Z. 20. l. illum regem. S. 369. Z. 9. der starb, l. er starb. S. 362. sollte eine Stelle, die auch der Verf. nicht deutlich ausgedruckt, vielleicht besser so übersetzt seyn: Thäte ich gleich siebenhundert Schläge mit meiner Keule, doch, dachte ich, würde ich mein Heer nicht in ihr Land führen. S. 363. Z. 6. v. E. auf dem Hauptplatz, l. auf dem Kampfplatz. S. 365. Z. 21. مغلول l. مغلول. S. 366. Z. 11. befeuchtenden Regens, l. befruchtenden Regens.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des fünf und dreyßigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,

verlegts Friedrich Nicolai, 1778.

Verzeichniß

der in des fünf und dreyßigsten Bandes zweytem Stücke recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechts-



2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

Th.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste, Musik.

b 3 C. G.

6. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Beschrei-

7. Gelehrte Geschichte.

8. Philologie, Kritik und Alterthümer.

9. Erziehungsschriften.

10. Kriegswissenschaft.

Mi-

11. Haushaltungswissenschaft.

12. Vermischte Nachrichten.



V. G. H.

V.

Abhandlung von den Sonnenuhren der Alten. Aufgesetzt und durch Denkmale des Alterthums erläutert, von Georg Heinr. Martini, der Weltweisheit Magister. — Mit Kupfern. Leipzig, bey Crusius. 1777. 8. (10 Bogen Text, 2 Kupfert.)

Wir haben diese Abhandlung mit Vergnügen und Nutzen gelesen. Sie zeuget von vieler Gelehrsamkeit, Belesenheit, Sprachkenntniß und Scharfsinn in Erklärungen und Muthmaßungen. Freylich werden letztere, wie es nicht fehlen kann, manchmal ein bischen weit hergeholt und weit getrieben; aber wir tadeln dieses da, wo den Ausleger alle andere Hülfe verläßt, weniger, als die grämlichen Kritiker, die alles mit Stellen belegt wissen wollen, und nichts ex ingenio vertragen können, weil es ihnen etwa selbst daran fehlt. Unter vielen gewagten Gedanken kann oft unerwiesen, ja unvermuthet, auch die Wahrheit stecken: ein anderer erkennt sie dafür, der sie ohne uns nicht entdeckt hätte.

Mit Abtheilung des Tages und der Nacht, in kürzern Längen, scheint es nicht schnell hergegangen zu seyn. Man war lange mit Morgen, Mittag und Abend zufrieden. Die Juden nach der Rückkehr aus Babel, und die Griechen etliche Jahrhunderte nach den Trojanischen Zeiten, scheinen noch keine weitere Eintheilung gekannt zu haben. Die Römer bemerk-

 ten

ten, erst etliche Jahrhunderte nach Roms Erbauung, den Mittag. Einige Zeit später wurde der Tag in Viertel, und die Nacht in vier Wachen getheilt. Wer es noch genauer wissen wollte, muste die Längen der Schatten beobachten: sein eigener zehenschuhiger Schatten erinnerte ihn ans Abendessen. Auf die willkührliche Eintheilung des Tages in zwölf Stunden, können weder die Römer noch die Griechen Anspruch machen. Die letzten hatten sie von den Babyloniern, und diese scheinen die Erfinder davon zu seyn. Denn eine mathematische Kenntniß des Kreyses war der Grund dieser Abtheilung; und sie trieben die Mathematik frühzeitig genug. Sie haben zwar starke Mitcompetenten an den Aegyptiern: denn bey diesen soll Hermes Trismegistus wahrgenommen haben, daß der Kynokephalus den Tag über zwölfmal, in immer gleichen Zeitlängen, sein Wasser lasse, und daraus den Schluß (wir wissen nicht in welcher Figur,) gemacht haben, der Tag könne in zwölf gleiche Theile getheilet werden. (Wie, wenn der pissende Kynokephalus schon eine Wasseruhr gewesen wäre? Auch die zwölfmal miauende Katze kann eine wirkliche Uhr gewesen seyn, wie unsere Gugucks-Uhren. Solch Spielwerk hatten ja die Alten in Menge, und vermuthlich sehr frühzeitig.) Die Wahl traf die Zahl zwölf, wie Galen behauptet, deswegen, weil sie sich auf vielerley Art theilen läßt. Der Verf. hält dieses für allzu künstlich, als daß die ersten Erfinder darauf gerathen seyn könnten; aber seine eigene Erklärung kömmt uns noch gekünstelter vor. Nemlich: Man hatte bereits einen Baum, Brunnen, zugespitzten Stein, der den Mittag andeutete. — In Babylon, wo das Land eben war, vielleicht auf des Belus Tempel, durfte man nur den Schatten mit Puncten,

 cten,

cten, oder mit einer Linie anzeichnen: so hatte man für das Maaß des ganzen Tages einen halben Zirkel, den der Mittagspunct schon in gleiche Hälften theilte; — und außerdem noch der halbe Durchmesser darinn herumgetragen, (aber wer hieß sie den darinn herumtragen? Das ist es eben, was man gern wüßte,) in drey gleiche Bogen. Der mittlere war schon halbirt, also, um alles gleich zu machen, halbirten sie die andern auch. Eine neue Theilung dieser (aber was bewog sie zu dieser neuen Theilung? Und warum wieder in zwey?) gab ihnen zwölf Theile des Schattenbogens. (Diese Erklärung wäre gut für den Künstler, der da fragte, Wie? aber sie ist es nicht für uns, die wir fragen, Warum? Nun machte diese Eintheilung des Tages ein Werkzeug nothwendig. Die Ehre der Erfindung giebt der V. unter den drey Völkern, die Anspruch darauf machen können, Babylonier, Phönizier und Aegyptier, provisorisch den erstern, bis die Sachwalter der andern Beweise für ihre Partheyen führen werden. Vorläufig wird eine Stelle im Homer, und der angebliche älteste Sonnenweiser des Hiskias beleuchtet. Letztern hält der Verf. für eine blos zufällige Besonderheit des königlichen Pallastes, und für keine eigentliche Sonnenuhr. Vielleicht hatte der Pallast eine gewisse Anzahl Stufen: diese mochte der Baumeister, ein in der Sternkunde und Gnomonik wohlgeübter Mann, so angelegt haben, daß von einem Pfeiler, — der ganz oben oder davor stund, Schatten auf sie fallen konnte, welcher am Mittag nur eine, beym Auf- und Untergang aber desto mehr Stuffen beschattete, je weiter die Sonne vom Mittagsstand entfernt war — (Nun, das war ja eine Sonnenuhr!) Denkt man sich diese Begebenheit so: so begreift man

 deut-

deutlich, daß die Stuffen blos zufällig eine Art von Sonnenweiser waren. (Indessen war doch der Baumeister ein in der Gnomonik wohlgeübter Mann. Wir vermuthen also eher, daß er absichtlich eine Sonnenuhr gemacht habe. Der Verf. bringt zwar zwanzig Tagesstunden auf ihr heraus; dieser Umstand drückt aber nur seinen eigenen, nicht den königlichen Sonnenzeiger, wo man die 10 oder 12 Stuffen vielleicht nicht zweymal zählen durfte.)

Wir kennen keinen ältern Erfinder eigentlicher Sonnenweiser, als den Vitruv angiebt, Berosus den Chaldäer, welcher (wie hier angezeigt wird,) vom Historiker verschieden ist, und über zweyhundert Jahre früher gelebt haben muß. Er war der Lehrer der Griechen im eigentlichen Verstande. Von seiner Sonnenuhr würden wir uns schwerlich einen Begriff machen können, wenn uns nicht ein günstiges Schicksal etliche alte Sonnenuhren, die der Vitruvianischen Schilderung gänzlich entsprechen, aufbehalten hätte. Die eine wurde (1741) auf dem Tuskulanischen Berge ausgegraben; und wird hier (nach Zuzzeri, Venedig 1746. 4.) in Kupfer vorgestellt und beschrieben. Nicht auf, wie der Verf. sagt, sondern aus einem etwas erhabenen Orte erscheint sie so: sonst könnte man ja ihre obere, wagrechte Fläche nicht sehen. Ein scheinbares Viereck, ein augenscheinlicher rechter Winkel, sagen das nicht, was der Verf. damit ausdrücken wollte: dem Auge nach. Warum soll sich kein Halbkreis in einem Quaderstein aushölen lassen? Und warum findet der Verf. es nöthig, den Vitruv zu entschuldigen, daß er seine Worte nicht in mathematischer Schärfe genommen habe, sondern nur in so ferne es möglich ist, einen richtigen Halbkreis in einem gevierten Stein auszuhauen?

Die

Die sphärische Aushölung ist, wenn die Flächen des Steins rechte Winkel machen, und auf jeder ein halber Zirkel ausgeschnitten ist, offenbar keine halbe, sondern nur eine Viertels Kugel; ja sie ist noch weniger, weil obige Flächen einen dem Enclima gemässen spitzigen Winkel machen, und noch über dieses der Kugel Mittelpunkt außerhalb diesem Kugelstücke liegt. Also läßt sich freylich keine Halbkugel, Hemisphärium; (von der sagt auch Vitruv nichts,) aber wohl ein Halbkreis, Hemicyclium, aushauen; und so hat alles, was Vitruv sagt, seine genaue Richtigkeit. Aus einem Buckel, den der Künstler in dieser Aushölung übrig gelassen hat, und daß er die Zirkel nun nicht mehr in gleiche Bogen theilte, daraus erkennen wir weder eine meisterhafte Hand, noch einen besondern Kunstgriff und wahrhaftig sinnreichen Gedanken. Er durfte nur anfänglich den Stein etwas dicker nehmen, denn es ist kein Grund abzusehen, warum er so hoch als dick seyn müßte; so war da kein Loch zu befürchten, wenn er die Aushölung genau sphärisch gemacht hätte: ja, auch so kam die dünneste Stelle nicht gegen den Aequator zu, sondern zunächst am Pol. Und in der That ist auch da ein Hügel, aber nicht der, wovon die Rede ist, sondern ein anderer, zur Befestigung des Gnomons dienender. Da der Hügel am Aequator einmal da war: so konnte der Künstler, ohne alle theoretische Einsichten, mit den Stundenlinien, leicht über ihn hinfahren, er brauchte nur auf den Schatten Achtung zu geben. Wie wir denn überhaupt überzeugt sind, daß die Künstler diese Linien nicht, mit Hülfe geometrischer Constructionen, im voraus bestimmt, sondern durch Beobachtung den Schatten nachgezogen haben werden; sobald sie es mit einer unordentlichen, unebe-

nen Fläche, oder auch mit abweichenden Lagen ebener Flächen zu thun hatten. War hingegen die Aushölung genau sphärisch, und die Spitze des Gnomons, deren Schatten die Stunden zeigte, genau im Mittelpunct der Kugel: so brauchte man die, durch die Horizontfläche abgeschnittene, unähnliche Bogen der Parallelkreise nur immer in 12 gleiche Theile zu theilen.

Eine ähnliche Sonnenuhr wurde zu Castelnuovo ausgegraben, und eine dritte nicht weit davon. Eine etwas verschiedene zu Pompeji (Herkulanische Gemälde); deren Polhöhe schickt sich ziemlich zu Memphis. Eine ähnliche hat le Roy zu Athen angetroffen; es erhellet aber aus seiner Beschreibung, daß er ziemlich unrichtige Begriffe von des Berosus Uhr gehabt habe.

Berosus hatte an seiner Sonnenuhr wahrscheinlich keinen eigentlichen Gnomon; sondern im Steine selbst eine Spitze stehen lassen. Anaximander that den Gnomon oder Zeiger hinzu. (Das scheint uns Plinius nicht zu sagen; es war auch kaum der Mühe werth, einer so geringen Veränderung zu gedenken.) Anaximenes scheint der Gnomonik eine wissenschaftliche Gestalt gegeben zu haben. Beyde blieben bey des Berosus sphärisch ausgehöhltem Quader.

Die nachfolgenden Künstler haben ihren Uhren andere Gestalten gegeben. Vitruv führet die Namen an; aber ohne Zeitordnung und ohne Erklärung.

Eudoxus ersann die Arachne, d. i. die Spinnenwebegestaltete. Der Verf. hält auch dieses bloß für Zusätze zur Berosischen, da man durch hinzugefügte Parallelkreise für jeden Monat, den Linien die Gestalt einer Spinnenwebe gab, (aber freylich haben die rechten Spinnenweben gerade in einer Ebene liegende Fäden.)

ben.) Apollonius, der Pergäer, erfand die köcherförmige (Pharetram), nach einigen auch die Arachne. Vielleicht war die ganze Erfindung ein bloßer Einfall, worauf ihn der zur Zeichnung vorhandene Raum brachte. (Das sollten wir nicht denken; es wäre eben so viel, als wenn man erzählte, ein großer Meßkünstler habe einen Transporteur erfunden, nicht rund, nicht drey- oder viereckicht, wie wir sie schon haben; sondern im Umriß wie ein Hufeisen, eine Hand, oder gar eine Silhouette.) Skopas erfand das Plinthium oder Lacunar, welches der V. für eine länglichtviereckichte Vertiefung hält, und uns ganz genau erzählet, wie es mit der Erfindung zugieng, oder zugehen konnte. Das Pelecinon des Patrokles erklärt er durch eine Zeichnung aus dem Lambecius. Des Dionysidons Kegel konnte bloß gemalt, oder aus Stein gehauen seyn, und im letztern Falle entweder von außen oder von innen zur Sonnenuhr dienen. Der Samische Aristarch erfand die Skaphe oder das Hemisphärium, auch den Teller. Von beyden erstern glaubte Salmasius, sie seyen von einerley Gestalt gewesen, nur das eine concav, das andere convex, (etwa Plinthium und Lacunar auch so? —); wird aber vom Verf. widerlegt. Des Parmenions Erfindung, die προς τα ἱςορεμενα hieß, hält er für eine Sonnenuhr, die man für gewisse darauf ausgedruckte Polhöhen gebrauchen konnte; und diejenige alte Sonnenuhr von Bronze, die der P. Gianfrancesko Baldini beschrieben hat, und die hier nachgezeichnet ist, und weiter hin erklärt wird, für eine Sonnenuhr dieser Art. Endlich erfanden Theodosius und Andreas Sonnenuhren, die für jede Polhöhen, προς παν κλιμα, gestellt werden konnten. Was Vitruv mit Gonarche, Engonaton und Antiboreum für Sonnen-

 uhren

ehren meynet, davon läßt sich wenig befriedigendes muthmaßen. Z. E. daß das zweyte etwa den Herkules auf den Knien, mit einer verticalen Sonnenuhr auf den Schultern bedeute. (Vielleicht war Engonaton auf einem einwärtsgehenden, Gonarche auf einem auswärtsgehenden Winkel.)

Rom erhielt, fast 500 Jahre nach seiner Erbauung erst eine Sonnenuhr, und 99 Jahre lang richtete es sich nach einer falschen, die für eine sicilianische Stadt gemacht war. Nach und nach bekamen die Landstädte, die Landhäuser, aber wie es scheint nicht Flecken oder Dörfer, ihre Sonnenuhren. Privatleute hielten einen eigenen Bedienten, oder bezahlten sonst jemanden dafür, daß er nach der öffentlichen Uhr sehen und ihnen die Stunden melden mußte.

Alle bisher erzählten Uhren hatten den Fehler, daß sie die Nachtstunden nicht zeigten, und auf Reisen zu schwer waren. Plato erfand eine Nachtuhr, Ktesibius die Wasseruhr, und andere erfanden die Reiseuhr zum Anhängen. Man ist so glücklich gewesen, einige davon wieder zu finden. Die erste zwischen 1730 und 1740, im Römischen Gebiete; sie ist vom Baldini, wie oben gesagt, und auch hier abgezeichnet und beschrieben. Aus der Beschreibung kann der Recensent sich keine deutliche Vorstellung von ihrem Gebrauche machen; am wenigsten wie sie für eine jegliche dem Römischen Reiche unterworfene Provinz, (oder auch nur für die sechzehn auf ihrem Rücken angezeigten Polhöhen,) gestellet werden konnte. Auch begreifen wir nicht, wie die sechs Abtheilungen auf der gekrümmten Hypotenuse, die den Schatten auffängt, die Vormittags- und Nachmittags[illegible] anzeigen konnten, nachdem man [illegible] links oder rechts drehete; da [illegible]

nach dem Mittelpuncte der Bewegung richten, sondern ein Paar dießseits, die übrigen jenseits liegen.

Zum Beschluß wird ein Schinken aufgetragen, den man 1755 zu Portici ausgegraben hat, und auf dessen Schwarte eine Sonnenuhr verzeichnet ist, zu welcher der Schwanz den Gnomon abgiebt. Es sind sieben Stundenlinien, deren Zwischenräume immer für zween correspondirende Monate gehören. Wollte man die Uhr brauchen, so müßte man sie an ihrem Ringe aufhängen. Auch dieses Stück halten wir nicht für so künstlich, wie der Verfasser, da wir glauben, daß die Puncte durch Beobachtungen darauf bestimmet worden sind. Man brauchte ihrer 49. In der Zeichnung sind die Abtheilungen ohne alle Proportion. Das bewies eine so unordentliche Fläche, auf der sich keine geometrische Construction hätte anwenden lassen. Der Schatten sagt aber nichts davon, sondern stellt sie eben vor.

Die Wasseruhren der Alten vergleicht man gemeiniglich mit unsern Sanduhren. Der Verf. vermuthet, daß sie wenig Aehnlichkeit damit gehabt haben, und auch an sich sehr mannichfaltig gewesen. Er versucht es, die von den Winterwasseruhren handelnde Stelle des Vitruvs zu übersetzen. Durch das Analemma wurden, unsern Gedanken nach, nicht die Polhöhe und Mittagslinie gefunden, sondern aus der bekannten Polhöhe und aus der Schiefe der Ecliptik, die veränderlichen Längen des mittägigen Schattens. Die Deformatio Analemmatis wäre also eine darnach eingerichtete Zeichnung oder geometrische Construction, aus der sich diese Längen von Monat zu Monat, auch für jeden Tag von Stunde zu Stunde, nehmen lassen. Die vorhin gedachte Scheibe des Baldini hat viel ähnliches mit der Zeichnung des Analemma,

nach Vitruv, (vielleicht kann der V. diesen Gedanken nutzen); aber nun hieße AEQ eigentlich nicht Aequator, sondern äquinoctialis radius, und der ihn rechtwinklicht durchschneidende Durchmesser wäre Axon, (nicht Meridianus): bey dem Solis radio ästivo stünde VIII. K. IVL, und bey dem Hyberno VIII. K. IAN. Die Sehne des zwischen beyden liegenden Bogens, (der nach Vitruv $\frac{1}{15}$ der Peripherie, also 24 Grade betrüge,) hieße lacotomus; und der Zirkel, so diese Sehne zum Durchmesser hätte, wäre der Monacus, müßte in 12 Theile getheilet werden, und die, durch diese Theilungspuncte, gegen den Diameter senkrecht gezogene Linien, würden den Bogen, der in der fig. X. in zwölf gleiche Theile getheilet ist, in sechs ungleiche Theile theilen, wie sichs eigentlich gehöret. Der Horizont ist auf der gefundenen Scheibe nicht ausgedrückt, weil er nämlich veränderlich ist, und nach den verschiedenen Polhöhen sich richten müßte. Zeigte sich irgendwo an dieser Scheibe etwas zum Aufhängen, und zwar etwas, das man zugleich um ihren Mittelpunct drehen könnte: so würden wir sie lieber wie unsere Universalsonnenringe behandeln, als horizontal stellen. Wir kommen noch einmal auf die übersetzte Stelle. Die Worte: so hilft er zugleich den Lauf des fortrollenden Monats vollenden, geben einen falschen Sinn. Der Stift mit der Kuppe hilft nichts zum Lauf des Monats; sondern er verrichtet seinen Lauf so, daß er dabey aus einem eingebohrten Loche des laufenden Monats in das andere fortgesteckt wird.

Pi.

Lehrbe=

VI.

Lehrbegriff sämmtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften. Des zweyten Bandes zweyter Theil. 4. Mannheim, 1777. 1 Alphab. 11 Bogen.

Von dem vollkommensten Buche in seiner Art kündigen wir unsern Lesern jetzt den zweyten Theil des zweyten Bandes an, darinn alle und jede zu diesem Fache gehörige Materien, mit der dem würdigen Herrn V. eigenen Gründlichkeit und Genauigkeit abgehandelt werden. Da es ihm noch immer beliebt, dem Publicum unbekannt zu bleiben: so wagen wir es auch jetzt nicht ihn zu nennen, ob wir gleich den Namen des großen Cameralisten nunmehr wissen, der mit diesem vortrefflichen Werke sein deutsches Vaterland beschenkt hat. Der wahre schätzbare Werth desselben, der uns bey Beurtheilung des ersten Theils zu seinem Lobe die Feder geführt, erhält sich noch immer in gleicher Stärke, und würde auch den Neid selbst zwingen, mit Kenntniß der Sache sehr viel Gutes davon zu sagen. Wir wiederholen es, daß der Cameralist keines weitern Unterrichts bedarf, um ein großer Mann in seinem Beruf zu werden, wenn er dies Buch im Kopfe hat und die darinne gelehrten Wahrheiten sich practisch eigen macht. Große Kenner des Cameralwesens haben zu unserm nicht geringem Vergnügen nicht nur unserm vortheilhaften Urtheile in dieser Bibliothek beygepflichtet; sondern dies Buch jedermann empfohlen, dessen Amt es ist, in diesem Fache zu arbeiten. Wir wollen jetzt den Inhalt dieses zweyten Theils näher betrachten.

Sechstes



Sechstes Hauptstück: Von der Bevölkerung.

Erstes Capitel. Von der Bevölkerung überhaupt. §. 279. Menschen und liegende Gründe allein sind ein wahres, ein dauerhaftes Vermögen des Staats. §. 280. Spanien und Portugall sind aller ihrer Gold- und Silberbergwerke ohnerachtet nicht reich, weil es daselbst vorzüglich an arbeitsamen Menschen fehlt.

Zwentes Capitel. Von der Entvölkerung und deren nachtheiligen Folgen. §. 281. Ein mittelmäßig bevölkertes Land muß so viele Menschen ernähren, als oft es anderthalb Morgen Acker enthält. Dieser Satz ist hier durch eine gründliche Berechnung sehr richtig erwiesen, daraus §. 286. gefolgert wird, daß Deutschland noch nicht gehörig bevölkert sey, wenn man auch das doppelte, nämlich drey Morgen Acker zur Ernährung eines Menschen annehmen will. Hierüber klagt die Stimme des Patrioten §. 287. auf eine Art, die jedem deutschen Biedermanne um so mehr nahe gehen muß, da der Grund dieser Klage von keinem Wahrheitliebenden abgeläugnet werden kann.

Drittes Capitel. Von den Ursachen der Entvölkerung. Es werden deren sieben angeführet, darunter die fünfte der Krieg ist, wobey folgende Worte mit edler Dreistigkeit geschrieben sind: „und wenn ja „Gott uns für Krieg behütet, so fehlet es doch nicht „an Fürsten, welche die Menschen tausendweise nach „andern Welttheilen zur Schlachtbank liefern.“

Viertes Capitel. Von den Grundsätzen der Bevölkerung, deren sechse hier angegeben sind, darwider wohl freylich in abstracto nichts einzuwenden ist. Die Anwendung derselben lehret

Das

Das fünfte Cap. worinn jeder Grundsatz weiter ausgeführt und mit vieler Deutlichkeit überzeugend ins Licht gesetzt wird.

Sechstes Cap. Von allgemeinen Bevölkerungsmitteln. §. 308. Das Bevölkerungsgeschäffte geschieht auf eine doppelte Art: entweder durch eigenen Zuwachs, und dieser Weg ist der wohlfeilste, sicherste, nützlichste; oder der Herbeylockung der Nachbarn, welches unsicher, kostbar, und mit Unbequemlichkeiten verknüpft ist. Das beste ist, das eine zu thun, und das andere nicht zu versäumen.

Siebentes Cap. Von Anwendung dieser Bevölkerungsmittel auf eine neue Kolonie. Der V. stellet sich hier die Menschen nach ihrem natürlichen Zustande vor, und gedenket sich im Geiste eine neue Kolonie, die noch keine gewisse Regierungsform angenommen, und die er volkreich, folglich glücklich machen will. Es findet der Leser zwar hier manche gewagte Sätze; allein der V. selbst erörtert mit vieler Scharfsinnigkeit die möglichen Einwürfe dagegen, und widerlegt sie dergestalt, daß er allemal hinlängliche Ueberzeugung für seine Meinung zu erwecken weiß.

Achtes Cap. Vom Uebervölkern, oder denen der Bevölkerung zu setzenden Grenzen. §. 331. Kann man einen Staat übervölkern? Was für Grenzen hat man der Bevölkerung zu setzen? Diese Fragen werden im Folgenden weiter erörtert, und einige allgemeine Fälle angeführet, jedoch mit dem gegründeten Zusatze, daß es in Europa anjetzt nicht wohl möglich sey, einen Staat zu übervölkern.

Neuntes Cap. Von Bevölkerung des platten Landes. §. 337. Die liegenden Gründe sollen in kleinere Portiones getheilet werden, dadurch werden sie besser bearbeitet, und mehrern Menschen Gelegenheit ver-

verschafft sich zu nähren. Dies wird sehr einleuchtend in diesem Capitel erwiesen.

Zehntes Cap. Von denen zu Vermehrung des Landvolks dienlichen Hülfsmitteln. §. 341. Geschickte Hebammen und Aerzte retten viel Menschen, und behaupten hier den ersten Platz. §. 342. Gute Erziehungsanstalten. §. 343. Verbesserung der Landwirthschaft auf vielerley Art.

Eilftes Cap. Von den glücklichen Folgen einer verhältnißmäßigen Bevölkerung. Macht den Beschluß dieses Hauptstücks, und beweiset aus einigen angezogenen Exempeln von den größesten Reichen Europens, daß die hier abgehandelten Sätze ihre gute Richtigkeit haben.

Siebentes Hauptstück. Vom Bauwesen, auch von Behandlung der Wälder und anderer zur Feuerung dienlicher Materien. Dieses wichtige Stück der Cameralwissenschaft wird in neun Capiteln nach allen seinen Theilen sehr gründlich abgehandelt.

Achtes Hauptstück. Von den Auflagen oder dem Contributions- und Schatzungswesen.

Erstes Cap. Vom Beytrag der Unterthanen zu den Bedürfnissen des Staats. §. 412. Die Pflichten des Cameralisten hiebey sind 1) alle Quellen des Staats- und Privatvermögens von schädlichen Misbräuchen zu reinigen, und in blühenden Stand zu setzen; 2) sämmtliche Auflagen nach dem Verhältniß der Erwerbungsmittel zu bestimmen; 3) die Arten der Erhebung derselben auf alle Glieder des Staatskörpers proportionirlich zu vertheilen; 4) die Erhebung selbst auf die am wenigsten beschwerliche Art einzurichten.

Zweytes Cap. Von wirthschaftlicher Benutzung des Staats- und Privatvermögens, auch denen dabey

sich

sich ereignenden gewöhnlichsten Mängeln. Ist ein vorgehaltener Spiegel, warinnen viele Finanziers ihre wahre Gestalt erblicken können.

Drittes Cap. Von dem Verhältniß der Auflagen gegen die Erwerbungsmittel. §. 422. Diese Auflagen müssen weder den Bedürfnissen der Unterthanen, noch auch dem Hauptstamme ihres Vermögens Abbruch thun; sonsten verlieren sie den Namen eines proportionirlichen Beytrags, und werden in einen Raub verwandelt, der allen guten Grundsätzen zuwider die Quelle des Wohlstandes untergräbt, die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit beleidiget, und in wahre Tyranney ausartet. §. 424. Hiewider wird vielfältig gesündiget.

Viertes Cap. Von den verschiedenen Arten der gewöhnlichen Auflagen. Hier läßt der Hr. V. die am meisten üblichen Beytragswege die Musterung passiren: nemlich 1) die Accise §. 428. Nachdem der richtige Begriff davon gegeben, so wird von ihr gesagt und erwiesen, §. 429. daß sie eine unangenehme und die Freyheit der menschlichen Handlungen sehr einschränkende Beytragsart; §. 430. daß sie der Aufnahme des Nahrungsstandes schädlich, auch zu Einführung einer gerechten Gleichheit in den Abgaben unschicklich sey; 2) Fleisch- und Tranksteuern; 3) Tobacksgelder; 4) Werbegelder; 5) Handwerkssteuern; 6) Kopfgeld; 7) Nahrungsgeld; 8) Schutzgeld, §. 432, welche insgesammt den Fehler haben, daß ihnen ein gerechtes Verhältniß zu den Vermögensumständen der Unterthanen mangelt. Der Herr V. will, daß wohleingerichtete Zölle, wohlgewählte Arten der Gewerbesteuer, und ein billiges Kopfgeld, die den wenigsten Schwierigkeiten unterworfenen, und der Gleichheit am nächsten kommenden Abgaben für die Stadtleute;



Leute; eine gehörig veranstaltete Steuer auf die Grundstücke hingegen die schicklichste Abgabe für den Landmann sey.

Fünftes Cap. Von dem Beytrag oder den Abgaben der Landleute insbesondere. §. 435. Vermessung der Grundstücke, davon

das Sechste Cap. ausführlich handelt, giebt das sicherste Fundament ab, die Steuern zu bestimmen; nach welcher Vermessung

das Siebente Cap. die Würdigung der Grundstücke und Bestimmung des Beytrags-Quanti lehret, wozu verschiedene Wege angezeiget, und am Ende desselben der Beytrag der kleinen Haushaltungen auf dem Lande, die keine Grundstücke haben, bestimmt werden.

Achtes Cap. Von Errichtung der Grund- und Lagerbücher und derselben Erneuerung. Bekanntermaaßen geben diese die beständige Richtschnur ab; nach welcher die Abgaben der Landleute entrichtet werden, und müssen also mit der größten Genauigkeit angefertiget und fortgeführet werden.

Neuntes Cap. Von den gewöhnlichen Mängeln der Steuerverfassungen, und denen daraus entstehenden Folgen. Der V. führet hier deren sehr viele an, die leider in den meisten Gegenden Deutschlands einmal eingeführet und schwer abzustellen sind. Gut wäre es, und ihm als einem tiefdenkenden Kopfe vielleicht auch möglich gewesen, andere an ihrer statt in Vorschlag zu bringen, so aber nicht geschehen ist. Er zeiget z. E. §. 473. den großen Schaden, den der Naturalvorspann dem Landmann zufüget: warum giebt er aber nicht Mittel zu dessen möglichen, obgleich in den meisten Ländern mit großen Schwierigkeiten verknüpften Abschaffung desselben, an die Hand?

Neun-

Neuntes Hauptstück. Von Benutzung der Landgüter und dahin gehörigen Kauf- Pacht- und Nutzungsanschlägen.

Erstes Cap. Von Benutzung der Landgüter überhaupt. Hier wird kürzlich die Frage entschieden, unter welchen Umständen ein Landgut administriret oder verpachtet werden müsse, und welches die Eigenschaften eines guten Verwalters und eines guten Pachters sind.

Zweytes Cap. Von Benutzung der Domainen oder Cammergüter. Enthält das Detail eines Pachtanschlages, welches geübten Cameralisten zwar bekannt, für Anfänger aber sehr unterrichtend ist. Außerdem kommt hier noch ein wichtiges Stück der Staatswirthschaft vor, welches die Lieblingsmaterie des Herrn B. ist, nemlich die Zertheilung der Domainen- oder Cammergüter in Bauerhöfe, wovon er am Ende sehr gegründet sagt: „daß dadurch der ganze „Staatskörper neue Kräfte sammlen, und zu einer „dauerhaften die Staatseinkünfte beständig vermeh„renden Größe gelangen werde."

Drittes Cap. Von Benutzung der Cämmerey- oder gemeinen Stadtgüter. Diese will der Herr B. auch in Bauerhöfe verwandelt wissen.

Viertes Cap. Von Benutzung der denen Geistlichen Stiftungen (piis corporibus) zugehörigen Landgüter, §. 535. Die Kirchenländereyen sollen an Leute gegen einen jährlichen Canon gegeben werden, welche sich selbst anbauen, §. 536. Pfarräcker hingegen die Herren Pastores selbst bewirthschaften, weil sie die beste Gelegenheit dazu haben, und am meisten geschickt sind, dem Landmann eine verbesserte Ackercultur durch gute Beyspiele angenehm zu machen. §. 537. Wenn Waisenhäuser große Besitzungen haben: so müs-

 sen

sen sie als Cammergüter behandelt, kleinere aber von dem Hausvater selbst bewirthschaftet werden.

Fünftes Cap. Von Benutzung der Klostergüter. Diese will der Herr W. ebenfalls mit neuen Anbauern besetzen; wogegen denn unsers Erachtens die lieben Mönche und Nonnen wohl manches einzuwenden haben dürften.

Sechstes Cap. Von Benutzung der adlichen Landgüter. §. 545. Ein Edelmann ist unstreitig der beste Verwalter seiner Güter, wenn er Kenntnisse dazu besitzt; aber wenn diese Herren nach §. 546. sich begnügen lassen, einen Haasen zu hetzen, oder ein großes Glas auf einem Zuge ausleeren zu lernen: so giebt dies keine günstige Aussichten zur besten Benutzung ihrer Güter.

Siebentes Cap. Von Kauf und Verkauf der Landgüter. Hiebey hat der Herr W. wider die bisherige Observanz unter andern den neuen Satz §. 568. daß die Wirthschaftsgebäude und Inventarienstücke nicht besonders angeschlagen werden sollen.

Zehntes Hauptstück. Von der Policey auf dem Lande.

Erstes Cap. Von den Gegenständen der Landpolicey. §. 571. werden zwölf Hauptgegenstände derselben angezeiget und in der Folge weiter erörtert, die aber freylich in den meisten Ländern sehr verabsäumet werden.

Zweytes Cap. Von den allgemeinsten Mängeln der Policey auf dem Lande. §. 585. In den Preussischen Staaten sind die meisten und besten Policeygesetze dieser Art; werden aber schlecht befolgt. Die im vorigen Cap. angezeigten Gegenstände der Policey auf dem Lande werden hier der Reihe nach gemustert, und am Ende leider mit Wahrheit bey jedem derselben behau-

behauptet, daß wenigstens in Deutschland kein großes noch kleines Land sich für ganz unschuldig halten kann, noch große Mängel daran zu haben.

Drittes Cap. Von den Schwierigkeiten, die der Gründung einer guten Landespolicey im Wege stehen. Derer sind drey hier gemeldet, als 1) der Eigensinn der Güterbesitzer. §. 599. 2) der Mangel tüchtiger Subjecte als Policeybeamte. §. 600. 3) der Mangel der Besoldung derselben. §. 601. Wie sehr würde dies Register bey der Ausführung selbst sich noch vermehren lassen!

Viertes Cap. Von der Entkräftung der Hindernisse, so der Landpolicey im Wege stehen. Die drey vorigen Schwierigkeiten werden zwar bestritten aber nicht gehoben, vielmehr noch neue hinzugethan, z. E. daß nach §. 604 — §. 609, der Herr Dorfpfarrer einen Policeyinspektor abgeben soll. Auf welche Art soll der arme gutherzige Mann dem Policeygesetze Nachdruck geben? — Wenn der stolze Edelmann sagt: Ich will nicht! und der störrische Bauer: Ich kann nicht — was soll der Herr Policeyinspektor im Mantel und Kragen machen? — Böse thun? — seine Osterener müssen es sodann entgelten, und die Bratwurst wird etliche Zoll kürzer gemacht.

Fünftes Cap. Von Einführung der nach des Hrn. V. Vorschlägen gegründeten Landpolicey. Alles ist wahr, alles ist schön, was hier gesagt wird — Aber — den Patrioten wird hiebey allemal eine Traurigkeit überfallen, welcher er sich schwerlich erwehren dürfte.

Der Herr V. endiget nunmehro seine gründliche Abhandlung vom Landwesen, und wird in folgendem nächsten Theile die Stadtgewerbe anfangen.

Zum Beschluß nimmt er auf eine rührende Art Abschied von seinen Cameralschülern, die zugleich seinem Herzen Ehre macht. Hier ist eine Stelle daraus: „Endlich und fürnemlich müssen Sie, meine „Herren! der Menschenfurcht, der Gewinnsucht, dem „Stolz entsagen, auch Ihre Ehre und größte Wol„lust darin setzen, die Wohlfarth der Ihrer Aufsicht „anvertrauten Menschen überhaupt, und jedes auch „des geringsten Einwohners insbesondere, nach besten „Wissen und Gewissen zu befördern, mithin sich we„der durch Furcht, noch Hoffnung, diese mächtige „Triebfedern menschlicher Handlungen, von Errei„chung dieser großen und unnachläßigen Pflicht ent„fernen lassen.

Sp.

VII.

Der Philosoph für die Welt. Herausgegeben von J. J. Engel. Zweyter Theil. Leipz. 1777. bey Dyck. 12 B. 8.

Die Verzögerung dieses zweyten Stücks ließ fürchten, es möchte die Fortsetzung dieser angenehmen und lehrreichen periodischen Schrift ganz ausbleiben, welches in Wahrheit dem lesenden Publicum keine Ehre gemacht hätte. Desto begieriger ergriff R. diesen neuen Theil, und fand, daß die Verzögerung durch die Vortrefflichkeit desselben vergütet worden war. Gleich das erste Stück, der Traum des Galilei, ist ein Muster in Ansehung der Verbindung von Erhabenheit und Anmuth. Galilei erzählt

erzählt seinem berühmten Schüler, dem Viviani, wie er in der Zeit, da ihn die Inquisition gefangen gehalten, in einem Anfalle von heftiger Sehnsucht nach Freyheit, in ungeduldige Klagen ausgebrochen sey. Als er darüber eingeschlafen, sey ihm im Traume ein ehrwürdiger Greis erschienen, den er für den Kopernikus erkannt habe. Dieser führt ihn durch die unermeßlichen Räume des Himmels, wo G. alles, was er auf der Erde zuerst entdeckte, mit unbewaffnetem Auge noch besser sahe, und am Himmel voll Entzückens über sich selbst unter seinen eigenen Entdeckungen wandelte. Hier ward ihm jede auf der Erde durcharbeitete mühvolle Stunde mit einer Glückseligkeit vergolten, die nie einer fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Indem er sich so in der Größe des Schöpfers verliert, erhebt ihn sein Führer zu noch höhern Begriffen, zeigt ihm die Unermeßlichkeit der Schöpfung, in der keine Spanne leer blieb, wo der Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben, die allgemeine Harmonie, welche dem unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten Stoff zur Betrachtung geben, und eine unerschöpfliche Quelle seiner Seligkeiten seyn werde. Doch, sagt er, Galilei als ein Sterblicher könne dieses noch nicht fassen. Gut, erwiedert dieser, er kann diese Seligkeiten nicht fassen, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, aber gewiß kennt er sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen; und beschreibt darauf in voller Begeisterung die himmlischen Freuden, welche die Aufklärung des Verstandes schon hienieden gewährt. Endlich unterbricht ihn Kopernikus mit Unwillen. „Unwürdiger," ruft er, „so hast „du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des „Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor

 den



„den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, dei-
„ne Seelenkräfte, daß sie bald freyer und mächtiger
„fortwirken, in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewig-
„keit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung
„zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden
„soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken,
„wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne
„Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und
„deine Seele empöret sich wider Gott?" Hier er-
wacht Galilei, und bricht in ein rührendes Gebet aus,
voll Unterwerfung unter den Willen seines Schöpfers.
Nach geendigter Erzählung dankt er Gott, der ihm
seine Freyheit wieder geschenkt, und die Süßigkeit
der Freundschaft wieder schmecken lassen. Das Ge-
spräch endigt sich nun mit zärtlichen, wiewohl stum-
men Freundschaftsergießungen zwischen dem großen
Lehrer und seinem würdigen Schüler. Der Recen-
sent konnte nicht umhin, dem Leser durch diesen Aus-
zug entweder eine angenehme Erinnerung oder einen
Antrieb zu geben, das schöne Stück selbst zu lesen.
Er ist noch voll von der Begeisterung, in die es ihn
versetzte, und der Ehrfurcht, die es ihm für die gro-
ßen Männer einflößte, welche gewürdiget sind, um
der Wahrheit willen zu leiden, welches, wenn es ver-
dienstliche Werke giebt, das größte ist, dessen der
Mensch fähig ist — Das Weyhnachtsgeschenk, ei-
ne Ermahnung an junges Frauenzimmer, nicht bloß
zu lesen, um gelesen zu haben, sondern sich das gele-
sene zu eigen zu machen, indem man es auf seine eige-
ne Art zu Papier bringt, und das gelernte weiter
auszuführen sucht. „Das Denken," heißt es zu En-
de, „giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Ver-
„gnügen, daß, wer es nur einmal gekostet hat, es
„nie wieder entbehren kann." Sehr richtig; nur
daß

daß sich die meisten nicht zum Kosten entschliessen können, weil die Kraft der Trägheit zu groß ist — Der Habicht, ein unterhaltendes Gespräch zwischen einem Hypochondristen, der sich über die Raubthiere nicht zufrieden geben kann, und einem Philosophen, der ihn endlich überführt, daß die Raubthiere zur Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems nothwendig sind — Proben rabbinischer Weisheit. — Sie sind wirklich aus rabbinischen Büchern gezogen, und in der That ein schätzbarer Beytrag zur Kenntniß der Gesinnungen der ältern jüdischen Schriftsteller. Man erkennet übrigens auch in dieser Uebersetzung bald die Feder eines Moses Mendelssohn, an der unnachahmlichen Wendung, mit der er das eigenthümliche orientalische durchscheinen läßt, und doch ganz deutsch schreibt. Die Fabel vom Alexander S. 50. enthält eine dreistgesagte und erhabene Moral, das folgende Sinngedicht, S. 53. auf Evens Töchter, ist äußerst fein gewendet, die Erzählung von Rabbi Meir S. 54. u. f. sehr rührend. — An Herrn Z**, ein Schreiben, worin der Satz bestritten wird, daß die unmittelbare Beförderung der Tugend der höchste Zweck der Dichtkunst sey, und in der Theorie derselben zum Grundsatze diene. Der wahre, der höchste Endzweck der Dichtkunst ist die Ausbildung, die Erhöhung der untern, oder lieber der ästhetischen Seelenkräfte. Das poetischwahre ist etwas anderes als das philosophischwahre, das ästhetische Gute etwas anderes als das moralische Gute. Das sittliche Gedicht wird nicht anders als das unsittliche geschrieben. Darum aber darf der Dichter doch nicht unsittlich schreiben. Denn er ist nicht bloß Dichter, er ist auch Mensch, und steht nicht weniger unter dem Tribunal des Sittenrichters als des Kunstrich-

ters — Elisabeth Hill, eine sehr muntere Erzählung von einer Frau, die immer etwas andres war, als was sie schien — Der arme Jakob, der genug hat, aus einem Amerikanischen Allmanach frey übersetzt, dessen Verf. der berühmte Franklin ist, eine Art von ökonomischer Predigt, voll der vortrefflichsten Haushaltungsregeln für Vornehme und Geringe, die werth wäre, jährlich den Calendern mit einigen Veränderungen, beygedruckt zu werden — Vierter Brief über Emilia Galotti, worin die Situation der Virginie mit Emiliens verglichen wird. Der Vater der erstern war in einer viel dringendern Nothwendigkeit sein Kind zu durchbohren, als Odoardo, den der V. nicht von Uebereilung freysprechen will. — Von den verschiedenen Racen der Menschen, mitgetheilt von Hr. Kant, eine ganz dogmatisch geschriebene Abhandlung, die einen nachdenkenden Leser fodert. Racen nennt der V. unter den Verschiedenheiten der Thiere, die zu einem einzigen Stamme gehören, diejenigen, welche sich sowohl bey allen Verpflanzungen in langen Zeugungen unter sich beständig erhalten, als auch in der Vermischung mit andern Abartungen desselben Stammes jederzeit halbschlächtige Jungen zeugen. Von den Menschen nimmt der V. vier Racen an: 1) die Race der Weißen, 2) die Negerrace, 3) die Hunnische (Mungalische oder Kalmuckische) Race, 4) die Hindulsche oder Hindistanische Race, von welcher er alle übrige erbliche Völkercharaktere herleiten zu können glaubt, entweder als vermischte oder angehende Racen; wovon die erste aus der Vermischung verschiedener entsprungen ist, die zweyte in dem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um den Charakter der Race desselben völlig anzunehmen. Die Amerikaner hält er für eine noch nicht völlig einge-

gearte-

geartete hunnische Race. Der V. sucht hierauf den Ursprung der verschiedenen Racen zu erklären, deren Ursache er überhaupt darin sucht, daß, weil der Mensch für alle Klimaten bestimmt war, mancherley Keime und natürliche Anlagen in ihm bereit liegen mußten, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden. In das einzelne ist es hier nicht möglich, ihm zu folgen, weil sein Vortrag selbst schon sehr concentrirt ist. Nur dieses: die Kalmucken leitet er aus den kalten Weltgegenden her. Die verschiedenen Farben der Menschen schreibt er dem durch unterschiedliche Säfte gefällten Eisen zu, das in dem Blute enthalten ist. Die Localität der Negerrace, welche nur Afrika eigen ist, ingleichen die der indischen, die in Indien eingeschlossen ist, erklärt er daher, daß in den ältesten Zeiten ein inländisches Meer, sowohl Hindistan als Afrika von andern sonst nahen Ländern abgesondert gehalten habe. Darum habe der indische Charakter in Persien und Arabien nicht Wurzel fassen können, weil diese Länder noch zum Bassin eines Meeres dienten, als Hindistan vermuthlich lange bevölkert war, und die Negerrace sowohl als die Indische habe sich daher lange Zeit unvermengt von nordischem Blute erhalten können — Dem Recensenten scheint dieses eine Probe der physischen Geographie zu seyn, worüber Hr. Kant ein vortreffliches Collegium liest, das er hoffentlich mit der Zeit herausgeben wird. Die Wissenschaften, eine artige Allegorie nach dem Plato — Hylas und Philonous, ein sinnreiches Gespräch über die Immaterialität der Seele. Wenn die Materie ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist, könnte ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen? Dieses wird durch ein Gleichniß sehr sinnlich und einleuchtend

 wi-

widerlegt. Ein Rosenstock trägt seiner Natur nach nur Rosen. Ohnezweifel könnte die Allmacht ihn auch Zitronen tragen lassen. Wenn er aber nicht in einen Zitronenbaum verwandelt werden sollte, so würde er die Zitronen nur zu tragen scheinen, er würde sie nicht ernähren, und könnte vergehen, ohne daß die Zitronen mit vergiengen. Das ist eben der Fall zwischen der Materie und der Seele. — Das Zaubermahl, eine sehr feine Satyre auf unsere schwärmende Lavaterianer und Hieroglyphendeuterische Herderianer, und andere thörichte Schwärmer, die der gesunden Vernunft eine angebrannte Einbildungskraft vorziehen. Diese vortreffliche Erzählung ist ein Wort gesagt zu seiner Zeit. Wir wollen den Lesern, die sie noch nicht gelesen haben, das Vergnügen der Neuheit nicht verderben.

Dies ist der Inhalt dieses Theils des Philosophen für die Welt, einer Schrift, die vorzüglich das Ihrige beyträgt, einen Mangel zu ersetzen, über den man wohl geklagt hat, daß unter den deutschen prosaischen Schriften so wenige sind, welche einem denkenden Leser zu einer angenehmen, aber doch nützlichen Erholung dienen könnten. Sie ist immer belehrend und unterhaltend.

Pz.

VIII.

Characteres Generum Plantarum quas in itinere ad Insulas Maris Australis collegerunt, descripserunt, delinearunt annis 1772 — 1775. *Io. Reinoldus Forster*, LL. D. Soc. Reg.

Reg. Sc. vt et Antiqu. Londin. Sodalis et *Georg. Forster*, Lond. ap. White, Cadell, Elmsly 1776. 4to. mai. c. tabb. aen.

Dieses Werk, das wir freylich den Lesern der allgem. d. Bibl. billig schon früher hätten anzeigen sollen, ist mit engländischer Pracht auf 150 Seiten Medianpapier und 78 Platten so abgedruckt, daß zu jedem Blatt Kupfer 2 Seiten Text gehören, (die 51ste ausgenommen, wovon 2 Platten sind zu einem Blatt Text, und die 38ste, wo 3 Kupfer sind.) Nach der Zuschrift an den König folgt eine Vorrede von 8 Seiten, das Verzeichniß der neuen Gattungen nach dem Linnäischen System, und dann die Characteres selbst. Die Kupfer stellen die Theile der Fructification gemeiniglich auch vergrößert vor, der Text giebt von jeder Pflanzengattung den characterem naturalem, so wie in den Gen. Plantt. Linn. auf einer Seite, und die Ableitung des Namens nebst Erklärung der Figuren, selten auch mit Erwähnung der Arten, auf der andern an.

Nun müssen wir den Lesern etwas aus der Vorrede sowohl als dem Werke selbst mittheilen. — Daß Hr. Forster eine Reise um die Welt gemacht, in den auf dem Titel angegebenen Jahren, weiß ein jeder, und daß er sie als Naturalist mit seinem Sohne gemacht; aber die Umstände, die er in der Vorrede anführt, konnte niemand vorher wissen. Nur 75 Gattungen neuer Pflanzen in einer dreyjährigen Reise, und in unbesuchten Gegenden, — das ist zu wenig, ist der Mühe nicht werth — dachte Recensent, wie er das Werk zuerst erhielt, und der Verf. erwartet selbst, daß viele so denken würden. Ihre Fahrt ging von Westen nach Osten, anstatt daß 18, die vor

vor ihm die Erde umschiffet, von Osten nach Westen gegangen. Mit den Gedanken, alles Neue, was ihnen vorkäme, zu untersuchen und zu beschreiben, und zwar so, daß nach ihnen niemand nöthig hätte, dieselben Gegenden zu durchwandern, seegelten sie ab. Nun kamen sie zuerst an das Cap, wo ihre Vorgänger, so zu reden, ermüdet von Untersuchungen, anlangten, denen dies der letzte Ruheplatz war, und wo weiter manchen die Sehnsucht nach dem Vaterlande gleichgültiger machen mochte gegen die vielen Merkwürdigkeiten dieses Winkels von Afrika. Wir wollen den Verf. ein paar Zeilen selbst reden lassen: „Als wir „am Cap anlangten, heißt es S. 11: Vorr., einer „Gegend, die an ganz neuen Pflanzen, Vögeln und „Thieren aller Art, sehr reich ist, entfiel mir fast alle „Hoffnung, die ich vorhin gefaßt hatte, weil ich sah, „daß ich mit meinem noch jungen Sohne, einem grossen und schweren Geschäffte zuverlässig nicht gewachsen wäre. Denn hier waren sehr viele Pflanzen zu „sammeln, und deshalben entfernte Thäler, sehr hohe Berge und unwegsame Wälder zu ersteigen; es „waren Vögel zu schiessen, Fische zu fangen, Schalthiere am Ufer und in den Klüften der Felsen aufzusuchen. Und nun war alles dies von neuem zu „untersuchen, (examinanda, sagt in der Kunstsprache „noch etwas mehr,) abzuzeichnen und kunstmäßig zu „beschreiben, ehe die Pflanzen verwelkten und die „Thiere sturben, jene alsdenn einzulegen, umzulegen, zu trocknen, viele von diesen in Spiritus zu „verwahren." — Daraus schloß nun Hr. F., es würde allenthalben so gehen, an jedem Orte so viele Schätze seyn, und ersuchte deswegen den D. Sparrmann, einen der jüngsten Schüler des Linnäus, ihn auf der übrigen Reise zu begleiten, welches er auch annahm.

machen. „Wenn wir also, fährt er fort, irgendwo „ausstiegen, sammelte jeder von allem, so viel er „konnte. Wenn wir aufs Schiff zurückkamen, hatte „jeder seine besondere angewiesene Arbeit: Hr. Sparr„mann beschrieb die Pflanzen, mein Sohn zeichnete „sie ab, ich widmete mich ganz den Beschreibungen „der Thiere. Doch wurden wir beyde oft von ihm „zu Rathe gezogen. Dann brachte mein Sohn die „Pflanzen in einen besondern Band in Ordnung; ich „sahe alles nach, ehe die Beschreibungen in wieder ein „ander Buch nach dem Linnäischen Systeme abgeschrie„ben wurden: und während der Zeit, daß dies von „jenem geschah, suchte ich neue Pflanzen oder Thiere „auf, und sorgte dafür, daß wir nirgends leer weg„giengen.“

Und doch nur 75 neue Gattungen in drey Jahren? — Ja! nur 75, und nicht mehr! weil erstlich der V. manche Pflanze, die in etwas neu schien, aber in andern mit bekannten Gattungen übereinstimmte, zu diesen zählte, um nicht noch mehr neue Namen zu machen, und wegen einer geringen Abweichung nicht gleich ein eigen Genus zu schaffen. Dies werden alle Kenner billigen. Ferner, weil unsre Reisenden von 156 Wochen, dafür wir die 3 Jahre Abwesenheit rechnen wollen, nur 32 Wochen und Einen Tag am Lande gewesen sind. Das werden alle Freunde der Botanik bedauren! Und diese kurze Zeit war zwischen so viel oben erwähnten Beschäfftigungen und noch mehrern, z. E. die Sitten zu beobachten, und Sprachbemerkungen anzustellen, zu theilen. Am allermeisten aber hinderte theils der gewöhnliche Argwohn der Insulaner die Excursionen landwärts ein, und die unschickliche Jahreszeit der Ankunft, mehr zu finden, da z. E. unsre Reisenden zwar dreymal in Neuseeland gewesen,

wesen, aber das erstemal spät im Herbste, und den Winter durch blieben; die beyden andermal im Frühling zu zeitig, ehe sonderlich was blühte. Und endlich die Armuth selbst vieler Gegenden, auch für reich gehaltner, z. E. Terra del Fuego; und einer benachbarten Insel, wo nur zwey Arten von Pflanzen überhaupt waren, und noch dazu bekannte, Sanguisorba officinalis und Dactylis glomerata! sind Ursache, daß nicht mehr gefunden ist.

Zu diesen 75 neuen Gattungen gehören nun 95 Arten, und außerdem 170 neue Arten schon bekannter Gattungen, die abgezeichnet und beschrieben sind, und nebst 200 neuen Thierarten bald sollen bekannt gemacht werden. Auf diese sind wir freylich desto begieriger, je weniger wir in gewissen Betracht uns bey diesen Characteribus generum unterhalten finden, so nothwendig, unentbehrlich und schätzbar sie auch sind. Besonders erwarten wir unter jenen viel Fucus-Arten, da der Verf. so lange auf der See gewesen, und kurze Zeit nur am Lande.

Nun noch etwas von den neuen Pflanzen selbst. Da die Benennungen nach Botanikern beynahe erschöpft sind: so hat der Verf. sich nach solchen umgesehen, die irgend einen Theil des Charakters ausdrücken, und oft sehr glücklich, oft etwas weit hergeholt, noch öftrer unangenehm auszusprechen. Vom ersten geben wir zum Beyspiel Cyrtandra, von den gekrümmten Staubfaden; Dentella von der gezackten Blumenkrone; Gynopogon, von der bärtigen Narbe; Acronychia von den Zacken an den Blumenblättern; Inocarpus, fasrige Frucht, Dicera, Zweyhorn; Myroxylon Salbholz; dies letztre vom Gebrauch, weil die Einwohner (welcher Gegend? wird nicht angezeigt,) mit diesem wohlriechenden Holze das Cocos-

Cocosöl parfumiren, womit sie die Haare salben. Ein Beweis, daß auch Indier eitel sind! Zu den unangenehmlautenden zählen wir Baeobotrys, Corynocarpus, Crossostylis, Brachyglottis, Hedycarya, und besonders Artocarpus, wo uns das ar-ar-gar nicht so sanft klingt, als der Name selbst die Anwendung des Baums deutlich anzeigt, nemlich Brodtfrucht, welches auch im Deutschen widerlicher, als das Bread-fruit der Engländer, und beydes nicht so, als das Rima der Bewohner von Lucon, (nach dem Sonnerat,) *) oder als der so wohl klingende und nach des Rec. Gehör beste Name für dieselbe, Sitodium altile in Parkinson's Journal of a Voy. to the South-Sea, p. 45. der wohl vom Dr. Solander gegeben seyn wird. Von weithergeholten mag Epacris, Melodinus und Haloragis dienen, deren Ableitung man im Werke selbst nachsehen mag. Denn es sind noch von den übrigen Benennungen einige zu erwähnen. Der Verf. hat billig dem Fleiße und Kosten seiner ehemaligen Landsleute ein Andenken durch die Breynia gestiftet, da die vom Plumier so benannte Pflanze zur Capparis nachmals gezogen werden mußte; **) und Pomet mag auch immer ein Andenken haben; das aber gewiß Shaw noch mehr verdiente, und Rec. sich oft gewundert hat, daß nicht Linne schon vorlängst von ihm eine Gattung benannt, da sich doch alle Requisita bey ihm fanden, und eben so Donati, der selbst keine Beobachtungen herausgeben konnte, weil er außer Europa starb, ohne jedoch eben

*) Voyage à la nouvelle Guinée à Paris 1776. 4to. pag. 99. oder der deutschen Uebers. S. 36.

**) Hr. Scopoli, für dessen Verdienste Recensent übrigens alle Hochachtung hat, hat für gut gefunden, aus Breynia Forsteria zu machen, und die speciem Capparidis wieder Breynia zu nennen.

eben ein Märtyrer der Wissenschaften geworden zu seyn; und dieser Männer Gedächtniß hat der Verf. erhalten. Aber auch den Lebenden sind Denkmale gestiftet, einem verdienten Scopoli, scharfsinnigen und hellsehenden Skinner, fleissigem Sheffield, — oder lieber gleich die Forsterschen Namen selbst außer den schon erwähnten Banksia, Blackburnia, Commersonia, Schefflera, Gahnia, Barringtonia, Laxmannia, Pennantia, Aytonia. Zwar müssen wir auch gestehen, daß diese nicht ohne Ansehen der Person ausgetheilt sind; allein jeder, der eine wahrhaftig neue Gattung beschreibt, hat das Recht sie zu benennen. Aber doch hätte z. E. Hr. Banks, der freylich weiter kein Lob als seinen Namen braucht, wohl eine ansehnlichere Pflanze verdient, und so vielleicht auch andere. Eins kann Recensent nicht unbemerkt lassen: Commersonia Forsteri ist eine ganz andere Pflanze als Commerçona Sonnerati. Jene heißt nach des V. Citation des Rumph (Herb. Amboin. T. III. t. 119.) daselbst Restiaria alba; oder (ebendas. T. 114.) Butonica. In der linnäischen Dissertation: Herbarium Amboinense, Amoen. Acad. Vol. IV. p. 112 sqq. wird Restiaria alba für Muntingia Bartramia erklärt, allein eine solche ist jetzt nicht da, und Triumfetta Bartramia kann es nicht seyn; und Butonica wird daselbst zur Eugenie gemachet. Aber obgleich Eugenia mit Sonnerats Commerçona viel ähnliches hat; so zeigt doch die Beschreibung, daß sie wohl ein besonderes genus zu seyn verdient. Eben diese Commerçona Sonnerati ist bey Hr. Forster Barringtonia, die er auf 3 Platten abbildet, aber darinn wieder von jenem abgeht, daß er seine Barringtonia in die Polyandria, Sonnerat aber seine Commerçona in die Icosandria setzt, wenn man sich bey ihm die Genauigkeit in den Worten denken

ken will: petales — attachés au Calice *ainsi que les Etamines*, (p. 15.) wiewohl der übrige Theil der Beschreibung der Forsterschen freylich den Vorzug giebt. Wie soll nun künftig die Pflanze heißen? Linné kann nichts mehr herausgeben, und also keinen Dictatorspruch darüber thun, wo es nicht in Dissertationen der letzten 2 Jahre geschehen, die Rec. noch nicht kennt. Nach der juristischen Regel: Qui prior tempore, potior iure, müßte der Sonneratsche Name bleiben, und dann käme es auf einen Tausch der beyden Forsterschen Gattungen an (nämlich daß Commersonia F. dann Barringtonia hieße.) Weil aber dies Verwirrung geben könnte: so wäre vielleicht am besten die Forsterschen Namen ungeändert zu lassen, und den Sonneratschen als ein Synonymon bey der letztern zu setzen.

Einige Gattungen endlich sind botanisch merkwürdiger, als andere; z. E. Gahnia, nach dem Verfasser der Fundam. Agrostographiae Henr. Gahn in Amoen. acad. Linnaei Vol. VI. genannt, und zwar passend, ist ein Gras mit 6 Staubfäden, und was unsers Wissens kein einziges Gras sonst hat, mit 4 Narben, je zwey und zwey an jeder Seite des bis auf die Hälfte gespaltenen Griffels.

Embothrium, wo jeder Staubbeutel in einer besondern Vertiefung des Blumenblattes liegt, kömmt mit der Roupala des unvergleichlichen Aublets (Histoire des Plantes de la Guiane francoise, à Londr. et à Paris 1775. Tomes IV. 4to) T. I. Tab. 32. in der Gattung überein, wie es scheint; ist aber dann doch eine verschiedene Art. Dicera, wo der Staubbeutel oben zwo Spitzen wie Hörner hat, wäre darnach zu urtheilen, in die Nachbarschaft von Erica zu setzen; weil wir aber den habitum nicht kennen, und

der Verf. uns davon nichts sagt: so wollen wir sie noch nicht dahin setzen. Aber eben das ist noch eine der letzten Bemerkungen, die wir über das Ganze machen, daß unser V. kaum zweymal die Affinität seiner Pflanzen angiebt; und so sehr wir das unterschreiben, was er Vorrede S. IV. vom ord. natur. sagt: so können wir nicht umhin, es als einen Mangel des Werks anzuzeigen, daß gar kein Wink dazu gegeben, da doch der V. sie alle frisch gesehen, wo der habitus oft auf einmal mehr sagt, als das mühsamste Nachsinnen herausbringt.

Und damit wir endlich schließen: von aller obbeschriebnen Menge neuer Capscher Pflanzen hat Hr. F. keine einzige uns mitgetheilt, weil Hr. Burmann der Jüngere in Amsterdam eine Floram Capensem bearbeitet, (aber aus trockenen Exemplaren, Hr. F. hatte sie frisch,) und Hr. Thunberg eine Menge davon gesammelt und beschrieben hat, denen er nicht vorgreifen wollen. Wenn denn diese Herren es nur liefern! Und wenn uns Hr. Forster denn dafür seine Species Plantarum et Animalium sammt seiner deutschen Reisebeschreibung desto eher lieferte!

Hz.

IX.

1. Saul, oder die Gewalt der Musik, ein musikalisches Drama, in Musik gesetzt, und als ein Auszug zum Singen beym Clavier herausgegeben von Joh. Heinr. Rolle. Leipz. gedruckt bey Breitkopf und Sohn, 1776.

2. Da-

2. Davids Sieg im Eichthale, ein musikalisches Drama, in Musik gesetzt, und als ein Auszug zum Singen beym Clavier, herausgegeben von Joh. Heinrich Rolle. Halle verlegt Hemmerde. 1776.

Wir nehmen diese beyden Stücke um desto lieber zusammen, da sie so schnell auf einander herausgekommen und auch fast von gleichem Werthe sind. Den Werth dieser Stücke hätte Hr. R. um vieles erhöhen können, wenn er sich mehr Zeit zur Ausarbeitung derselben genommen.

Es ist eine mißliche Sache um die schnelle Arbeit, und eine noch weit mißlichere um die schnelle Bekanntmachung eines Kunstwerks. Der Künstler — und vorzüglicher der, der ohne vorher überdachten Plan arbeitet — dieser arbeitet mit erhitzter Einbildungskraft und fühlt vieles ganz anders, wenigstens viel stärker, als der kältere Zuhörer, uud als er es selbst nach einem Jahre fühlt, wenn sein Geist für diesen Gegenstand nicht mehr in derselben Anstrengung, sein Gefühl nicht mehr so hoch gespannt dafür ist, als beydes bey der Arbeit war. Daher auch stets die größere Zuneigung des Künstlers für seine letzte Arbeit, wenn sie gleich nicht die vorzüglichste, ist.

Ein sicheres Merkmal, woran man den ohne Plan arbeitenden Künstler, oder die gar zu schnelle Bekanntmachung eines Werks erkennt, ist dieses, daß alle die weniger wichtigen Stücke und Stellen eines solchen Werks vernachläßigt und alltäglich bearbeitet sind. Denn in dem ersten Feuer, mit dem der Künstler seinen Gegenstand umfasset, ist sein Auge nur immer auf die großen hervorstechenden Züge gerichtet,

 über

über die weniger wichtigen eilt er hinweg, bearbeitet sie schnell, oder vielmehr schleudert sie fort, den Blick unverwandt auf jenes Große gerichtet, das allein seine ganze Seele erfüllt. Der Zuhörer aber, nicht so voll von diesem, fühlt das Leere und Gemeine in jenem doppelt stark, jemehr ihn vorhergegangene schöne Stellen gerührt und gefallen haben. Ist er Kenner, so wird er sehr leicht bemerken, was die Ursache dieses großen Abfalls ist, und sicher wird er von dem Künstler verlangen: er hätte vorher den ganzen Plan zu seiner Arbeit reiflich überdenken sollen, oder doch wenigstens nachher sein Werk mit kälterm Blute, als es bey der Arbeit möglich war, beurtheilen, durch Kritik verbessern und durch Fleiß völlig ausarbeiten sollen.

Das letzte ist schwerer als das erste. Denn um einen guten Plan zu machen, darf der Künstler nur ein feines und richtiges Gefühl haben, daß er den Gang der Leidenschaft und die Charactere genau beobachtet. Und hat er seinen Plan einmal gemacht, so kann er frey die Hauptpuncte, und die großen hervorstechenden Züge zuerst, mit dem ersten Feuer bearbeiten, und das übrige nachher mit Ueberlegung vornehmen, ohne zu befürchten, daß es ein buntscheckichtes unzusammenhängendes Ding werde: denn die Hauptidee war doch schon bey Verfertigung des Plans gefasset.

So aber nicht der Componist, der ohne Plan arbeitet. Der muß nachher, um sein Werk nur einigermaßen einem Ganzen ähnlich zu machen, mit kälterm Blute beurtheilen, verbessern, ausarbeiten. Und das ist ein übel Ding. Da sieht sich denn der Componist oft genöthigt, Dinge wegzustreichen, die auf die einzelnen Worte wohl recht gut passten, die sich aber gar nicht ins Ganze schicken. Da findet er oft, daß

Stellen

Stellen, ganze Stücke, die ihm in der Hitze der Arbeit so gut flossen, daß er seine Freude dran hatte, bekannte, längst gebräuchte, oft auch abgenutzte Stellen und Stücke sind. Und da gehört denn natürlicher Weise viel Selbstverläugnung, viel Geduld dazu, um das alles zu ändern, zu verbessern.

Jene Vorsicht und diese Mäßigung fehlt den meisten unserer besten Componisten: daher sehen wir auch so selten ein musikalisches Werk, von dem wir mit Recht sagen könnten: es sey ein vollkommenes Ganze. Der Mangel an Kunstwerken, die diese Tugend hätten, ist wiederum Schuld, daß wir nicht einmal in unserer Theorie den Begriff von dem musikalischen Ganzen genau bestimmt haben. Wir habens bey Gelegenheit der Schweizerischen Alceste versucht, und wiederholen deshalb hier nicht, was dort schon gesagt ist, wiewohl es auch hieher gehört.

So sehen wir denn auch diesen vor uns liegenden Stücken den Mangel an Plan, die zu schnelle Arbeit und zu schnelle Bekanntmachung an. Hr. R. hat ohne Plan, mit Feuer und Gefühl gearbeitet, hat die mehresten vorzüglichen Anlässe, die ihm der Dichter gegeben, genutzt; hat aber dafür alles übrige, was ihn weniger erhitzt hat, vernachläßigt, alltäglich behandelt, und alles so, wie es die erste Arbeit gab, stehen lassen, und — drucken lassen.

Wir wollen dieses unser Urtheil mit Beyspielen aus beyden Stücken belegen. Man sehe im ersten Stücke S. 13. das Chor, und man wird gewiß fühlen, daß Hr. R. das Flehentliche der Worte:

> Eile Gott ihm beyzustehn
> Lindre seinen Schmerz;
> Deine scharfen Pfeile gehn
> Ihm schon tief ins Herz.

vortrefflich ausgedrückt hat.



Dafür sehe man aber die darauf folgende Arie S. 20. wo der Dichter dem Componisten weniger Anlaß gegeben, obgleich er Stürme und Seelen schweigen heißt, und Gottes Lob erzählen will, wie sein Hauch Leben, Licht sein Kleid, und Herrlichkeit seine Wohnung ist u. s. w. — Daß die Dichter doch immer noch glauben: sie gäben dem Componisten alles, wenn sie ihm gehäufte Bilder geben. — Hier sehe man nun wieder, wie völlig Hr. R. das vernachläßigt. So edel und wohl gewählt, wie dort im Chor der Gesang war, so alltäglich und gemein ist der Gesang dieser Arie. Hundert alte Opernarien könnte man herzählen, die eben so gehen. Nichts geht über die nachläßige Behandlung des zweyten Theils, wo der Componist auf die Worte:

> Du legst, o Gott, den Grund der Erde,
> Auf dein allmächtig Wort: es werde!
> Gebiehrt das Chaos und die Nacht —

nach altem Gebrauch abgedroschener Opernarien denselben Gesang in demselben Tone, mit derselben Begleitung wieder ergreift, der im ersten Theile zu den unnöthiger Weise wiederholten Worten:

> Des Schöpfers Lob will ich erzählen —

gesungen wird.

Nun sagt der Dichter noch:

> Die Wasser fliehn, die Berge heben
> Sich hoch empor —

damit Hr. R. die Wasser soll fliehen, die Berge sich heben lassen, und Hr. R. — — läßt die Wasser fliehn, die Berge sich heben hoch empor. Wenn Hr. R. hierbey nicht dachte: daß doch wenigstens für Einen Theil Menschen in der Arie etwas sey, so dachte er wohl warlich nichts dabey. Ueberhaupt scheint Hr. R. über

über die Schildereyen in der Musik nicht besonders nachgedacht zu haben, davon unten ein mehreres.

Was dieser Arie nun noch völlig das Ansehen einer alten Opernarie giebt, ist, daß Hr. R. beym Schluß noch einmal den Gesang des Thema's braucht, und zwar zu den Worten:

Sie ist, die Erde, voller Pracht —

Daß Hr. R. auch zuweilen gute Anlässe versäumt hat, beweist das Chor S. 27. wo der Dichter dem Componisten zu einem prachtvollen Chore Anlaß gegeben, und woraus Hr. R. ein mattes Stück, in der Bewegung der Menuett, mit gewöhnlichen Menuettschlüssen gemacht hat.

Wir wollen nur noch aus diesem Stücke Beyspiele anführen, ohne uns dabey aufzuhalten. Als vorzüglich schöne Stücke können wir wohl mit Recht nennen: S. 40, und ganz vorzüglich S. 47, alsdenn noch S. 65. 75. 89. Die übrigen scheinen uns zum Theil ganz vernachläßigt, zum Theil bey guter Anlage nicht ausgearbeitet und vollendet genug. In der Einkleidung aber alle zu alltäglich.

Um für unser Urtheil auch aus den andern Stücken Beweise zu geben, führen wir als vorzüglich gute Stücke desselben an S. 12. das Terzett. Hier ist Character in den verschiedenen Personen und wahrer Ausdruck der Leidenschaft. Der starke Abfall in der Bewegung, da Ella und Judith im dreyviertel Takt, in der Bewegung des poco Largo singen, und David im dreyviertel Takt in der Bewegung des Vivace singt, charakterisirt jener ihr ängstliches Verlangen ihn zurück zu halten, indem sie singen:

ach bleib, ach bleib,

 und

und Davids heftiges Hinstreben seinen Gegner zu schlagen, ganz vortrefflich. Er singt:

> Laßt mich, laßt mich
> Den stolzen Lästrer Gottes schlagen!

Auch ist die Declamation der Worte meisterhaft. Zu den flehenden Worten der Ella und Judith hat der Componist lange an einander hängende Töne gewählt; zu den feurigen Worten lauter kurze Noten; jede Sylbe hat ihre Note. Eben diese Klugheit herrscht auch in der Begleitung; bey dem Largo geht die Begleitung in langsamen Viertelnoten; bey dem Vivace in schnellen Achtelnoten.

Mit der Abänderung der Bewegung und der Verschiedenheit der Declamation fährt der Componist weislich fort, bis Ella und Judith die Jünglinge auffordern, über Davids Leid zu weinen, Leid zu tragen. Da ergreift der Componist zu den Worten:

> Nein, nein, jauchzet mir alle
> Und segnet mich heut.

eine noch lebhaftere Bewegung, den zweyviertel Takt. In der Declamation und dem Gesange herrscht fröliche Zuversicht. Ella und Judith singen darauf in derselben lebhaften Bewegung, aber in sehr weislich abgeänderter Tonart, in der weichen Tonart:

> O David! dich segnen zum schrecklichen Streit?

drauf ergreift er die erste langsame Bewegung, und singt in feyerlichen Tönen:

> Also segnet im Namen Jehova:

Und nun wieder die lebhafte Bewegung zu den Worten:

> Sey Israels Rächer!
> Ein Pfeil aus des Allmächtigen Köcher:

im

in welcher Bewegung alle drey die letzten Worte wiederholen.

Wir haben dieses Terzett mit Vorsatz so ausführlich zergliedert, weil wahrer Ausdruck der verschiedenen Charactere und ihrer verschiedenen Leidenschaften darinnen herrscht. Ein Vorzug, der den meisten neuern Duetten und Terzetten fehlt.

Ferner führen wir als vorzüglich gute Stücke des zweyten Werks an: S. 24. 35. und 56. Hier ist starker Ausdruck und wahrer Ernst drinnen. Die übrigen Stücke aber scheinen uns sehr flüchtig hingeschrieben zu seyn.

Beym genauen Durchsehen der beyden Stücke neben einander, haben wir noch ein anderes Uebel entdeckt, das aus der zu schnellen Arbeit verschiedener Stücke hinter einander entsteht: die gar zu große Aehnlichkeit im Ausdruck derselben Empfindung. Es ist viel zu eingeschränkt, wenn man sagt: eine jede Empfindung, eine jede Leidenschaft könne nur Einen wahren Ausdruck haben, den der Künstler nicht vermeiden kann, wenn er Wahrheit in seinem Ausdrucke haben will. Es leidet dieser so oft schon behauptete Satz sehr viele Einschränkungen. Das Vorhergegangene, die Folge, der Character der Personen, u. a. d. m. verändern so mannichfaltig den Grad der Leidenschaft, der Empfindung, daß dieses allein schon eine sehr große Verschiedenheit des Ausdrucks zuläßt.

Nun bedenke man aber noch, daß der musikalische Ausdruck in Ansehung der Melodie gar nicht so bestimmt ist, wie er es von Seiten der Harmonie und der Bewegung ist; daß man bey derselben Tonart, bey denselben Modulationen, und in derselben Bewegung durch unendlich verschiedene Melodien dieselbe Wirkung hervorbringen kann; endlich noch, daß selbst in

in der Modulation und der Bewegung große Verschiedenheit im Ausdruck derselben Empfindung stattfindet; und man wird sehr leicht einsehen, daß jene Behauptung viel zu allgemein ist, und daß sie Einförmigkeit und Aehnlichkeit in den Werken des Künstlers auf keine Weise entschuldigt.

Beyspiele von sehr auffallender Aehnlichkeit sind erstlich drey Chöre dieser beyden Stücke. Im ersten Stücke S. 27. und im zweyten Stücke S. 64 und 43. ferner im ersten Stücke S. 10 mit dem im zweyten Stücke S. 75, und das im ersten Stücke S. 75. mit dem im zweyten Stücke S. 29. endlich noch im ersten Stücke S. 89 mit dem im zweyten St. S. 77.

Hr. R. wird sich wundern, daß wir unter den vorzüglich schönen Stücken seiner Werke keines seiner Recitative angeführt haben. Da müssen wir aber aufrichtig gestehen, daß wir mit diesen am wenigsten zufrieden sind. Sie sind im Einzelnen zu sehr voller Fehler und Nachläßigkeiten, in Absicht auf grammatikalischen und oratorischen Accent, und sind im Ganzen zu wenig wahre musikalische Rede.

Die mit Instrumenten begleiteten Recitative bestehen größtentheils in Schildereyen von Bildern, die zum Theil gar nicht Gegenstände der Tonkunst seyn können, zum Theil ins Spielende und Läppische fallen, und größtentheils nicht in ein ernsthaftes Werk gehören.

Wir dürfen nur das erste Recitativ eines jeden dieser vor uns liegenden Werke durchgehen, um hinlängliche Beweise unsers Urtheils in Ansehung des grammatikalischen und oratorischen Accents zu geben.

Im ersten Stücke S. 6. gleich zu Anfange heissen die Worte:

Welch

Welch ein | Schmerz, du Tochter | Sauls
Beklemmt dein | Herz und weint aus | dir?

Hier hat Hr. R. die Taktabtheilung, nach der sich auch der Eintritt neuer Accorde richtet, so gemacht, wie wir es hier mit größern und kleinern Strichen angezeigt: Die größern Striche zeigen den ganzen Takt, die kleinern den halben Takt an. Es hätte aber also seyn sollen:

Welch ein | Schmerz, du | Tochter Sauls
Be|klemmt dein Herz und | weint aus dir?

Eben so ist auch die Höhe und Tiefe der Töne verfehlt: die zweyte Sylbe des Worts beklemmt sollte höher stehen, als die erste Sylbe, und als die folgende bey den Worten: Dein Herz, und so auch das Wort: weint, höher, als die folgenden beyden. Dann ist noch die Frage unausgedrückt geblieben; auf die Worte: und weint aus dir? ist Harmonie und Declamation beruhigend. Auch ist die Modulation aus der weichen Tonart in die harte den Worten gar nicht angemessen. Unsrer Meynung nach wäre es hier am schicklichsten gewesen, in die Dominante zu moduliren, wodurch auch die Frage richtig ausgedrückt worden wäre.

Etwas weiter unten, bey den Worten:

Die Krone soll auf einen Fremden kommen,

hat Hr. R. den Accent auf einen gelegt, der auf: Fremden liegen soll. Gleich darauf heißt es:

Floh ihn der Schlaf und jede Lust.

Hier hat Hr. R. den Hauptaccent auf Schlaf gelegt, und das erste Wort: floh, welches vorzüglich accentuirt



accentuirt werden sollte, ist ganz kurz, und um eine Quarte tiefer. Weiter heißt es:

Im Antlitz sprach der Gram der Brust.

Hier ist wieder der Hauptaccent auf sprach, und Antlitz ist kurz, und um eine Quarte tiefer. Weiter heißt es:

Wir schwiegen, hofften stets.

Hier steht im Tone wir hoch, und schwiegen tief; die zweyte Sylbe des Worts: hofften, hoch, und die erste Sylbe, und das drauf folgende Wort stets, tief. Bey den Worten:

Und weinten zu dem Herrn,

ist es falsch, daß dem höher stehe, als weinten und Herrn. Weiter unten heißt es:

Und Wuth in seiner Seele wühlt.

Hier ist Wuth ohne Accent. Bey den Worten:

O tiefe, tiefe Wunden der Seele!

ist es falsch, daß das wiederholte tiefe um eine Sechste niedriger steht, als das erste tiefe, und also der Ausdruck bey der Wiederholung schwächer wird, da doch die Wiederholung nur zur Verstärkung des Ausdrucks gebraucht wird.

Weiter heißt es:

Die kein Balsam heilet,
Wenn nicht der, der sie schlug, sie zu verbinden eilet.

Hier fehlt der Accent auf verbinden, welcher anstatt zu steigen, herabfällt.

Auch können diese beyden zuletzt angeführten Stellen zum Beweise des Mangels an wahrer musikalischer Rede vorzüglich dienen. Die Stimme springt hier

hier stets in dem Umfange einer ganzen Octave hinauf und hinunter. Die ganze Stelle kann, ohne eine Note daran zu ändern, zu einem recht lebhaften Gesange gebraucht werden.

Weiter heißt es:

> Soll Israel nicht mehr von Saul, dem Helden sprechen?
> Soll er nicht mehr den Stolz der Unbeschnittnen rächen?
> Soll über unsern Fall das Volk zu Gath sich freun?
> Soll der Philister Raub das Erbe Jacobs seyn?

Das sind vier Fragen, und von allen vieren ist nicht eine ausgedrückt. Man weiß ohne unser Erinnern, daß nur der Dominanten-Accord mit seiner obenliegenden Dominante die Frage ausdrückt. Einige Singecomponisten sind der Meynung, daß es, um die Frage auszudrücken, genug sey, wenn die Oberstimme einen oder mehrere Töne in die Höhe steigt, wenn auch gleich die Harmonie dabey beruhigend ist. Wir würden glauben, daß Hr. R. auch dieser Meynung sey, wenn wir an andern Stellen fänden, daß er dieses Steigen der Stimmen am Ende auch an andern Orten gebraucht, wo er keine Frage auszudrücken hat, wie z. B. S. 6. auf die Worte:

> Er fällt von seiner Höh!

Weiter unten,

> Floh ihn der Schlaf und jede Lust.

noch weiter unten,

> Und Wuth in seiner Seele wühlt.

S. 7.

> Auf niemand wirft er einen seiner Blicke.

und an vielen andern Orten mehr.

Hr.

Hr. R. hat jene Fragen nur vernachläßigt: denn daß ers weiß, wie die Frage ausgedrückt werden müsse, zeigt die Behandlung der Worte:

Und du, o Saitenspiel, du brächtest ihn zurücke?

Gleich darauf aber ist die Frage: Was sagst du? wiederum vernachläßigt. Auch sind die folgenden Worte:

Ist ein Stral
Von Hoffnung da, zu enden seine Quaal?

falsch declamirt, der wiederum vernachlässigten Frage nicht zu gedenken. Hr. R. hat die Wörtchen: ist, ein und da hoch gesetzt; und die Hauptworte: Stral von Hoffnung, tief, da doch Stral höher, als das vorhergegangene, und Hoffnung noch höher, als Stral stehen sollte.

Weiter heißt es:

Mein Bruder Jonathan hat meinem Leben
Noch diesen schwachen Trost gegeben.

Hier ist Trost ohne Accent, und die folgende kurze Sylbe steht höher, als Trost.

Weiter:

Ein Hirt in Bethlehem,
Isais jüngster Sohn.

Hier steigt die Stimme bey Isais unnöthiger Weise eine Sechste in die Höhe, und fällt auf den folgenden drey Sylben eine ganze Octave hinunter. Ist das natürliche Rede? Wir hätten schon wieder an einigen Stellen bey verfehlter Höhe und Tiefe in der Declamation auch verfehlte Tactabtheilungen anführen können; da sie aber weniger auffallend und wichtig waren, unterließen wirs gerne. Hier müssen wir aber ein gar zu auffallendes Beyspiel anführen. Die Worte heißen:

Ein

Ein Chor von | Hirten singt sie | in sein Saiten|spiel und sind bey Herrn R. im Takt so abgetheilt, wie wirs hier mit längeren| und kürzeren Strichen angezeigt haben. Eigentlich sollten sie aber so abgetheilt seyn:

Ein | Chor von Hirten | singt sie in sein | Saitenspiel.

Man siehts, daß Hr. R. über die Declamation dieses Verses ungewiß gewesen: er hat sechs Viertel zu einem Takt zusammengetragen, und es dadurch gut zu machen geglaubt.

Weiter unten heißt es:

Ach Michal, sein Gesang
Bezaubert, so wie seiner Harfe Klang.
Mir ist, als hätte mirs ein Engel eingegeben.

Hier trennt Hr. R. durch Pausen Worte, die zusammen gehören, als im zweyten Vers: so — wie, und im dritten Vers: mirs — ein. Der Strich (—) stellt hier die Pause in der Musik vor. Doch wir haben der Beyspiele genug. Wer mehrere verlangt, kann sie in jedem andern Recitativ dieser Stücke eben so häufig finden.

Zum Beyspiel für unschickliche und läppische Malereyen in den accompagnirten Recitativen wollen wir nur das eine des zweyten Stücks S. 47. anführen, und unsere Meynung darüber sagen; man untersuche die übrigen alsdann selbst. Wir wählen jenes deshalb, weil wir zugleich durch Beyspiele daraus anzeigen können, in wie weit die Malereyen in der Musik vernünftiger Weise statt finden, und von guter Wirkung sind. Die Worte heißen:

Was sah' ich?
Salbungsöhl von Davids Haupte fließen.

Was war hier einzig und allein für den Tonkünstler auszudrücken? Die Verwunderung. Drückt sie Hr. R. aus? Ja, nach den Worten: Was seh ich? wird kurz und nachdrücklich die Verwunderung des Sehenden ausgedrückt; nachdem aber die folgenden Worte ausgesprochen sind, will die Musik auch ausdrücken, was er gesehen: Das Fließen des Salbungsöhls. Und das ist kindisch, und der Empfindung des Sehenden gänzlich zuwider: denn durch sanftfließende aneinanderhängende Töne von der Höhe bis in die äußerste Tiefe, und wieder hinauf und hinunter, sucht Hr. R. das Fließen des Salbungsöhls auszudrücken; da doch der Sehende noch mit derselben Verwunderung sieht:

Spere rauschen.

Auch hier sucht Hr. R. anstatt den Ausdruck der Verwunderung, des Erstaunens zu unterhalten, da es immer die herrschende Empfindung des Sehenden bleibt, das Rauschen der Spere auszudrücken. Das soll durch das wiederholte Anschlagen des $\frac{6}{5}$ Accords und seiner natürlichen Auflösung bewirkt werden: wahrlich ein sehr unzulängliches Bild, welches durch seine große Unähnlichkeit lächerlich werden muß: „und sollte es denn Hr. R. durch untereinander gemischte und unaufgelöste Dissonanzen ausdrücken? Wäre das Werk der Kunst?“ Ich dächte, es sollte gar nicht ausgedrückt werden; aber auch angenommen, daß es ein Gegenstand der Tonkunst seyn konnte: so gehört es hier gar nicht her. Hier findet blos Ausdruck der Verwunderung statt, und diesem ist die Bewegung, in der dort die Spere rauschen, gerade zuwider. Man vergleiche sie mit der Bewegung der wenigen Noten, die dort nach

den Worten, was seh ich? die Verwunderung ausdrücken, das ist der wahre Ausdruck, der mußte immer noch fortgesetzt werden, da er weiter sieht:

Pfeile schießen.

Die Schnelligkeit des Pfeils mag immer, weil es so viele wollen, an seiner Stelle ein Gegenstand der Tonkunst seyn; nur hier gehört es nicht hin, und ist auch im Hrn. R. der Ausdruck höchst unzulänglich. Hier hätte sollen der Ausdruck der ersten Verwunderung unterhalten, verstärkt bis zum Erstaunen, und zu den folgenden Worten:

Erschlagne röcheln da zu meinen Füßen,
Bey den Erschlagenen mein Grab.

bis zum grausenvollen Entsetzen erhöht werden. Denn hätte Hr. R. gemalt, was der verständige Tonkünstler malen muß: die Empfindung, die Leidenschaft des Singenden, nicht die sinnlichen Gegenstände, wodurch diese Empfindungen erregt werden.

Der Ausdruck der Worte:

Erschlagne röcheln da zu meinen Füßen,
Bey den Erschlagenen mein Grab.

ist an sich betrachtet gut, und drückt Entsetzen und Grausen völlig aus. — Doch wünschten wir, daß der Ausdruck der beyden letzten Worte weniger gesucht wäre, weniger abzielte, die Tiefe des Grabes auszudrücken. Nun nehme man aber an, daß Hr. R. das kurze Zwischenspiel nach den Worten: was seh ich? mit verstärkter Harmonie und steigend nach den Worten:

Salbungsöl von Davids Haupte fließen?

wiederholt: gleich drauf die Worte

Spere rauschen

dann das Zwischenspiel wieder höher und stärker in der Harmonie, dann gleich die Worte:

Pfeile schießen,

dann das kurze Zwischenspiel noch höher und noch kräftiger an Harmonie: und dann den Ausdruck der folgenden Worte, so wie er da ist. Wieviel stärker würde dadurch nicht die Wirkung der Stelle geworden seyn! Die Worte, die ohnedem zusammengehören, welches schon lange Zwischenspiele und Wiederholungen der Worte wie dort: Spere rauschen, Spere rauschen verbietet, würden itzt so angemessen feurig hintereinander declamirt, wie sie jeder guter Schauspieler in der natürlichen Rede declamiren müßte, und die kurzen steigenden musikalischen Zwischensätze würden das seyn, was die lebhafte und steigende Action des Schauspielers ist; jene Zwischenspiele im Hrn. R. sind aber das, was übertriebene, lächerliche Pantomime des Schauspielers seyn würde, mit der er das Fließen des Salböls, das Rauschen des Speers, das Schießen der Pfeile ausdrücken wollte. Würde uns das wohl in Verwunderung und Erstaunen setzen? Warlich nicht.

Wir überlassen es itzt einem jeden, der uns verstanden, die Folge dieses Recitativs, und alle übrigen accompagnirten Recitative dieser vor uns liegenden Stücke, nach unsern Anmerkungen zu untersuchen und zu beurtheilen.

Wir müssen noch etwas von den Symphonien dieser Stücke sagen. Nach unserer Idee muß eine solche Symphonie den Hauptcharakter des Stücks haben, und deutlich angeben, vorzüglich aber nur auf den Anfang der Handlung den Zuhörer vorbereiten. Dem Zuhörer aus der Symphonie den Verlauf und die Entwickelung der Handlung wissen lassen wollen,

len, ist ein unverständiges Unternehmen. Die Symphonie zum Deserteur von Monsigny ist ein lebhaftes Beyspiel für diese Bemerkung.

Nach diesem Grundsatze aber verfehlen die Symphonien dieser beyden Stücke ihren Endzweck, die erste weniger, die zweyte völlig. Wer fühlt nicht das höchst unschickliche in dem lustigen Schlusse der ersten Symphonie, und dem Anfange des gleich drauf folgenden Recitativs:

> Welch ein Schmerz, du Tochter Sauls,
> Beklemmt dein Herz und weint aus dir?

Die zweyte ist sogar so comisch, daß ich mir warlich zu einer niedrig comischen Oper keine passendere Symphonie wünsche. Der erste Satz wird durch die vielen kurzen Sätze comisch, der letzte ist gar ein englischer Contretanz, wozu ihn der Rec. auch wirklich schon anwenden gehört.

Wir würden hier freygebig mit gutem Rath für Hrn. R. seyn, wenn wir nicht schon sein letztes Stück Abraham auf Moria kenneten, worüber wir uns nächstens ausführlich auslassen wollen.

Wb.

X.

Oekonomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft, in alphabetischer Ordnung von D. Johann Georg Krünitz — Mit Kupfern. Neunter Theil. 8. Berlin 1776. 2 Alph. 3 Bogen. Zehnter Theil. 1777. eben so stark.

Reichthum der Materie, und Gründlichkeit der Ausarbeitung bezeichnen auch diese beyden Theile, und lassen ihren von uns bereits billig gerühmten Vorgängern hierin keinen Vorzug. Alles ist der Feder eines Krünitz würdig. Hier sind einige der vornehmsten Artikel:

1) des Neunten Theils, nemlich

Degentragen S. 63. u. f. In den römischen Rechten war allen und jeden, außer den Soldaten, ja auch diesen vor Gerichte das Degentragen verboten. Die deutschen Sitten aber waren von der Römer Sitten verschieden. Ein jeder freyer Mann hatte das Faustkolben- und Kampfrecht. Und eben darum durfte ein jeder freygebohrner Mensch, als woraus unser heutiger Adel entstanden ist, Gewehr, und folglich ein Schwerdt und Degen tragen. Da in der Folge die Gelehrten dem Adel billig gleich gehalten wurden: so mußte man ihnen auch das Kampfrecht und folglich das Degentragen zugestehen. S. 65. Die adlichen Knaben wurden durch das Degenanhängen für mündig und wehrhaft erklärt. Hernach maaßten sich auch Kaufleute und Künstler den Degen an, um sich dadurch von dem gemeinen Bürger und Handwerker zu unterscheiden. Sie durften indessen nicht wie der Adliche und der Gelehrte ihre Streitigkeiten mit dem Degen ausmachen; sondern mußten die adlichen und gelehrten Richter suchen. Einem adlichen Verbrecher (und hat es derer nicht jederzeit welche gegeben?) zerbrach man den Degen, und hiedurch wurde er entadelt und infam gemacht. Die Zünfte der Handwerker erhielten nach ihrer Errichtung, wegen der damaligen Unsicherheit der Landstraßen in Deutschland, die Erlaubniß, zu ihrer Beschützung auf Reisen

Waffen

Waffen und einen Degen zu tragen; mußten ihn aber in den Städten sogleich ablegen, welches auch in der neuesten Reichssatzung vom Jahr 1731. annoch bestätiget wird. Da in den neuern Zeiten Deutschland gesitteter wurde: so schaften die meisten Regenten durch wiederholte Mandate das Duelliren ab. Dies kostete jedoch bey dem Adel und bey den Studenten viel Mühe, als welche gern bey dem Zweykampfsrechte als einem löblichen Herkommen der deutschen Freyheit bleiben wollten. S. 70. werden die Fälle angeführet, da in manchen Ländern Deutschlands die Gesetze bey gerichtlichen oder kirchlichen Handlungen den Degen abzulegen gebieten, und damit nichts von dieser Materie zurückbleibt, so wird S. 71. das königl. preuss. Reglement d. d. Potsdam den 9 May 1750. angezogen, wodurch den Studenten auf den preussischen Universitäten (proh dolor!) ihr altes deutsches Recht den Degen zu tragen, genommen worden ist.

Destilliren, die Destillation S. 126 — 166. ist ein weitläuftiger und mit vielem Fleiß ausgearbeiteter Artikel, der dem Chymisten, Apotheker, Brandweinbrenner, Essigbrauer und Landmann gleich nutzbar seyn wird, indem die Verfahrungsart, die Gefäße, Maschinen, Oefen u. dgl. die bey diesem Geschäfte vorkommen, deutlich beschrieben, und am Ende noch eine Menge Schriften angeführet werden, daraus sich der Wißbegierige weiter Raths erholen kann.

Diamant S. 175 — S. 222. ist der härteste, schwereste, durchsichtigste, und feurigste Edelstein, der daher auch für den kostbarsten unter allen gehalten wird. Das Vaterland der Diamanten ist Ost- und Westindien. Die reichsten Diamantgruben sind in

dem Königreiche Golconda, Bisapur und Bengalen, an den Ufern des Ganges, und auf der Insel Borneo. S. 176 u. f. werden die Arbeiten die Diamanten zu gewinnen, beschrieben, welche nach Beschaffenheit der Gruben sehr verschieden, theils leichter theils schwerer sind. S. 179. Art und Weise, wie die Indianer die reichen Diamanten verkaufen. Seit 1728. hat man sie auch in Brasilien entdeckt, wo sie anfänglich beym Goldwaschen gefunden, und da man nicht wußte, daß es Diamanten waren, sie mit dem Sande wegwarf, bis ein Mann sie unter der Gestalt der Kiesel entdeckte. Hierauf wurde nach S. 180. vom Könige von Portugall die sogenannte Diamantengesellschaft errichtet, der allein vergönnt war, die Diamanten, doch nur mit nicht mehr als 800 Sklaven zu suchen, damit wegen der Menge der Preis derselben nicht fallen möchte. Diese Vorsicht wurde so weit getrieben, daß man eine gewisse Stadt nebst der herumliegenden Gegend, woselbst die Diamanten zu häufig waren, zur Wüste machte, und 6000 Einwohner in eine andere Landschaft versetzte. Auf einem Berge zu Teichenau in Schlesien findet man welche, die so hart und schön sind, als die orientalischen. S. 183. Einen Diamant, der nicht rein und helle ist, nennet man gepanzert. Die grünen Diamanten sind die ältesten und theuersten. S. 184. Der Diamant kann nur mit sich selbst und seinem eigenen Pulver verarbeitet und geschnitten werden. Weder die schärfsten Feilen, noch die stärksten sauren Geister greifen ihn an, und nur das heftigste Feuer der Brennspiegel, der Porcellan- und Glasöfen, kann ihn endlich zerstören und zernichten. Der Rubin thut es in der Feuerbeständigkeit dem Diamanten sehr zuvor, weil er in allen Proben ausgehalten, wo dieser zu Nichts verwandelt

delt worden. S. 185. u. f. werden die Florentinischen Versuche erzählt, die man mit den Diamanten unter großen Brenngläsern gemacht hat. Desgleichen S. 190. die Versuche des Herrn Models zu St. Petersburg. S. 193. Verschiedene Chymisten haben vergeblich versuchet, kleine Diamanten zusammen zu schmelzen. S. 194. Die Schönheit der Diamanten besteht außer dem Gewicht darin, daß sie wohl geformet, ganz rein und klar, und besonders die weißen wie ein Tropfen Wasser sind, daher nennen sie die Juwelirer Steine vom ersten, zweyten und dritten Wasser. S. 195. Die Fehler der Diamanten. S. 196. Ein Diamant wird durchgeschnitten, indem man einen sehr feinen eisernen gespannten Drath, der mit Diamantpulver, so mit Brandwein oder starken Weinessig angefeuchtet worden, bestrichen ist, vier- oder fünfmal über den Stein ziehet, da man schon einen andern Drath nehmen muß. Ein Diamant von 20 Karat schwer, erfordert 20 Karat Diamantpulver, und zwey Monath Zeit, ihn zu durchschneiden. S. 197. u. f. Das Schleifen der Diamanten. S. 211. Ein Kunstgriff, um genau zu wissen, wieviel ein roher Diamant durch das Schleifen von seiner Schwere verliert. S. 213. u. f. Preis der Diamanten. Boot, Tavernier, v. Blancourt und Wallerius haben Tabellen zu diesem Behuf angefertiget. Jefferies aber hat denselben und dessen Berechnung nach den sichersten Grundsätzen bestimmt, indem er annimmt, daß der Werth der rohen und geschliffenen Diamanten sich wie das Quadrat ihrer Schwere verhält. Es wird bey großen Steinen erst nach ihrer Güte der Werth eines Karats bestimmt, sodann das Gewicht desselben mit sich selbst, und hernach mit dem Preise des einen Karats multipliciret, um den Werth des ganzen

Steins zu bestimmen. Z. E. Ein Stein wiegt 5 Karat zu 50 Thaler, der Karat steht also

5
5

25
50

1250 Thaler

welches der richtige Werth des Steins ist. Ein roher Stein kostet gemeiniglich halb so viel als ein geschnittener, wenn der Arbeitslohn nicht mitgerechnet wird. S. 215 — S. 218. Beschreibung und Geschichte einiger der größten Diamanten in der Welt. S. 219. Böhmische Diamanten. S. 220. Compositionen und nachgemachte Steine. S. 221. Verfälschung der Diamanten, wenn man Saphiren, Topasen, Chrysolithen u. dgl. durch künstliches Glüen ihre Farbe nimmt, daß sie weiß werden. Proben diese Steine zu kennen.

Dienst S. 252 — S. 296. Dieser weitläuftige Artikel macht einen ganzen Traktat aus, der wohl verdiente, besonders abgedruckt zu seyn.

Dreschen, S. 505 — S. 621. Das in den ältesten Zeiten gebräuchlichste Mittel war, daß man den Saamen aus den ausgebreiteten Garben durch Ochsen und Esel, welche auf selbigen herumgetrieben wurden, austrampeln oder austreten ließ. S. 507. Das Ausreiten der Körner durch Pferde ist in Afrika, Italien und Spanien lange im Uebung geblieben. Die Garben wurden unter freyem Himmel in die Runde ausgebreitet und die Pferde darauf herumgeritten. S. 510. Das Ausfahren des Getraides mit besonders dazu verfertigten Dreschwagen war bey den Israeliten, auch, nach dem Zeugniß des Varro, bey

den

den Römern Mode. In der Türkey, Asien und in verschiedenen Ländern von Afrika, und selbst Europa, wird das Getraide gegenwärtig noch ausgefahren. In Schweden hat der Kanzelleyrath Eduard Carlson 1750. diese morgenländische Art zu dreschen einzuführen gesucht, dessen Maschine aus den Schwed. Abhandlungen hier beschrieben und mit einem Kupfer erläutert wird. S. 515. Die Perser und Egyptier führen ihr Korn mit Schlitten aus, die hier ebenfalls abgebildet sind. S. 516. und S. 517. wird ein Dreschwagen und Dreschwalze beschrieben, die in Schweden hier und da im Gebrauch sind. Von S. 525 — S. 560. kommen eine Menge Dreschmaschinen vor, darunter die von dem ehemaligen Abt zu Closterbergen, Herrn Hähn, sehr gelobt wird. Jede dieser Maschinen ist durch Kupfer erläutert. S. 561. Die gewöhnlichste Art des Dreschens mit dem Handflegel und deren ökonomischen Betrachtung. S. 563. Die vornehmsten Eigenschaften eines tüchtigen Dreschers. S. 566. Wie viel Drescher auf eine Tenne gehören? S. 570. Vom Drescherlohn. S. 575. Vom Probedreschen. S. 577. Betrachtung der nothwendigsten Drescharbeiten selbst. Wer auch gar nichts vom Dreschen weis, kann sich hier die genaueste Kenntniß erwerben, weil alles bis ins genaueste Detail beschrieben ist. S. 611. Zunftartikel für die Drescher in Sachsen, aus Herrn von Rohr Haushaltungsrecht. S. 618. Nachdrusch, und was dabey zu betrachten. S. 621. Vom Dresch- und Scheunenregister.

Dünger, S. 689 — S. 712. Hierunter wird alles begriffen, was den Acker fruchtbar macht, als Mergel, Asche, Salz, Hornspähne u. d. g. im engern Verstande die mit Stroh und Laub vermischten

Auswürfe der Thiere, oder der Mist. Sollte wider Vermuthen ein süßer junger Herr diese unsere Recension lesen: so wird hier entweder mit einem französischen Fluche das Buch weggeworfen, oder wenigstens eine Prise Seville genommen werden. Aber lieber junger süßer Herr! lesen sie noch ein paar Zeilen weiter, und hören was unser würdiger V. mit so vielem Rechte hiervon sagt: „der Dünger ist unstreitig die „Basis und das Fundament der ganzen Landwirth-„schaft zu nennen, ja als die Quelle aller Reichthü-„mer, so der Land- Feld- und Gartenbau hervor-„bringt, und als der Grund von dem Aufnehmen „ganzer Länder anzusehen. Bereits die alten Grie-„chen und Römer wußten den Werth dieser gering-„scheinenden Sache so hoch zu schätzen, daß sie die Er-„findung derselben großen Königen und Fürsten zu-„schrieben. Die ersten Einwohner Italiens versetzten „ihren Stereutium, als den Urheber dieser Wirth-„schaftskunst, unter die Götter. Die Griechen behau-„pteten, daß Augias, König zu Elis, welcher wegen „der vielen tausend Ochsen, die er ernährte, berühmt „war, der Erfinder der Düngung gewesen, u. s. w.“ S. 690. Der Dünger aus dem thierischen und Pflanzenreiche hat vor allen andern den Vorzug. Weil aber der vom Viehe gesammelte Dünger nicht aller Orten zureicht: so ist man diesem Mangel abzuhelfen, auf mancherley Art bedacht gewesen. Von S. 691 an, werden die verschiedenen hierzu in Vorschlag gebrachten Mittel angezeigt, und aus dem Journal oeconomique, Schwachheims und Franz Hame Schriften u. a. m. viel lesenswürdige Bemerkungen mitgetheilet.

2) Des Zehnten Theils.

Edel-

Edelmann. S. 49. Edelleute sind die Zierde des politischen Körpers. Aus diesem Begriffe leitet der Herr V. mit vielem Scharfsinne die Pflichten des Adels in der bürgerlichen Gesellschaft her, die mancher von Adel zweymal lesen sollte. S. 53. u. f. wird ein freyer Auszug geliefert, aus der Abhandlung des Herrn von Justi, welche er denen von ihm übersetzten zwey bekannten Schriften: La Noblesse commerçante und la Noblesse militaire, erstere vom Abt Coyer, und die letztere vom Ritter d'Arc, beygefügt hat, und die für Deutschland sehr interressant ist.

Edelstein, S. 61 — S. 109. Ist ein sehr reichhaltiger Artikel, wo sonderlich der Liebhaber von den geschnittenen Steinen der Alten seine Rechnung finden wird.

Eiche, Eichbaum, S. 206 — 306. macht einen ganzen Tractat aus, da diese Rubrik beynahe 100 Seiten anfüllet. Der Leser trifft hier nicht nur den Kern der besten Forstschriften von der Eiche an, sondern außerdem noch viele Merkwürdigkeiten von diesem Baume, welche in das historische und physikalische Fach einschlagen, und ein neuer Beweis sind, von dem mühsamen Bestreben des Hrn. V. für alle Gattungen der Leser zu schreiben. Den Beschluß dieses Artikels machen die Titel von 56 der besten Schriften und Abhandlungen von diesem höchstwichtigen Baume.

Eiderdunen, S. 331 — 348. Die zarten und weichen, theils weißen, theils grauen Federn von dem Bauche des Eidervogels, welche unter allen Flaumfedern die größte Elasticität haben, und aus Island über Dännemark herausgesendet werden. Der Eidervogel ist eine Entenart, die sich auf den kalten Klippen des beeiseten Islands und Grönlands aufhält.



hält. Es leget vortreffliche Eyer zu dreymalen, und liefert der Lüsternheit der Reichen die weichen Flaumfedern. S. 301. Beschreibung derselben und ihre Lebensart. S. 341 u. ff. Art und Weise die Dunen zu sammeln und zu reinigen. Ihre Zartheit erhellet daraus, daß drey Pfund in einen Klumpen einer Faust groß können zusammen gepackt werden.

Eis, Glacies, S. 470 — 530. Vom Entstehen des Eises wird eine gründliche physikalische Untersuchung nach dem Nollet und andern vorangeschickt, und sodann S. 481. von den Eisbergen in den nördlichen Ländern, und sonderlich in Island, gehandelt. Wegen des Eises ist in der Straße Davids die Schiffarth sehr gefährlich. Es raget oft 100 Fuß hoch über dem Wasser hervor, und 200 Fuß davon sind unter Wasser. S. 484 wird der große Pallast beschrieben, welcher 1740. zu Petersburg von Eis an dem Ufern der Neva erbauet wurde, darinn sogar die Meubles von Eis verfertiget waren. S. 485. Von den so genannten Gletschern oder Eisbergen in der Schweiz, deren Eis so hart ist, daß daraus Becher gedrehet werden, in Italien das Getränke kühl zu erhalten. S. 487. Mittel über mürbes Eis ohne Gefahr zu gehen. S. 491. Vom Eispfluge und der Eissäge, zwey Instrumenten, um das Wasser in den Festungsgräben aufzueisen. S. 492. Vom Glatteise, (Verglas). S. 503. Von Sicherstellung der Dämme und Brücken gegen die Eisfahrten. S. 506. Die Eisbrecher nach Silberschlags Methode. S. 508. Der mannichfaltige Gebrauch und Nutzen des Eises. Hier kommen zuförderst die Eisgruben oder Eiskeller in Betrachtung, von deren vortheilhaften Erbauung und Einrichtung von S. 508 — 524. ausführlich und sehr gründlich gehandelt ist. S. 525. Im Jahr

1740

1740 hat man zu St. Petersburg bey der Akademie ein großes Stück Eis nach den Regeln der Optik zu einem Brennspiegel gemacht, und dadurch an der Sonne Holz angezündet. In Sibirien nimmt man ein Stück reines Eis in der Größe eines Fensters, setzet es gehörig ein, begießt die Seiten mit Wasser, so frieret es sogleich feste und das Fenster ist fertig, welches das Eindringen der Kälte in die Stube vortrefflich abhält. S. 527. Vom medicinischen Nutzen des Eises. S. 528. Vom künstlichen Eise.

Eisen, Ferrum, S. 546 — 679. Ein vorzüglich weitläuftiger und genau ausgearbeiteter Artikel, darinn Leser allerley Art, das was sie vom Eisen zu wissen verlangen, aus den bewährtesten Schriftstellern mit größter Ordnung gesammelt finden. Der Physiker, der Künstler, der Eisenarbeiter, der Landmann, ein jeder trifft hier Sachen an, deren Kenntniß ihm nicht gleichgültig seyn kann.

Genug von diesem Buche, welches jederzeit eine wahre Zierde wohlgewählter Büchersammlungen ist und bleiben wird.

B.

XI.

Die Isländische Edda. Das ist: die geheime Gotteslehre der ältesten Hyperboräer, der Norder, der Veneten, Gethen — kurz des ganzen alten Kaltiens, oder des Europäischen Skytiens, enthaltend: I. das sybillinische Karmen, die Voluspäh genannt — — II. des Odins Sittenlehre — III. 33. Dæmosa-

gen oder Fabeln. — Im J. 1070 bis 1075 aus alten runischen Schriften — zuerst edirt von Sämund Froden; — und nun in die hochteutsche Sprache mit einem Versuch zur rechten Erklärung übersetzt und edirt, von Jac. Schimmelmann, Kön. Preuß. Consistorialrath in Stettin. Daselbst gedruckt — 1777. überhaupt 2 Alph. 20 Bog. in 4.

So haben wir nun gar zwo ganz verschiedene schriftliche nähere göttliche Offenbarungen: die Bibel, und die Edda. Die erste hat schon den Auslegern genug Mühe gekostet: nun mögen sie ihren Scharfsinn an der zwoten üben, als wozu sie der Herausgeber und Uebersetzer, (den wir wegen seiner beygefügten Erklärungen, um der Kürze willen, hier Verfasser nennen wollen,) feyerlichst auffodert. Dem Rec. hat das bloße Durchlesen viel Ueberwindung gekostet.

Schon (Allg. d. Bibl. 26 B. S. 566.) bey der Anzeige seiner Abhandlung in einem Schreiben an einen Gelehrten, äußerten wir über des Verf. Enthusiasmus und Erklärungsart einige Bedenklichkeiten; erhielten aber bald darauf einen Handbrief, darinn er von neuem versichert, er habe unglaubliche Beweise von dem Alter und der Aechtheit der Edda gefunden, die er zu seiner Zeit vorbringen werde. Und was liefert er nun? Durch eine getreue Anzeige wollen wir wenigstens unsern Lesern eine unselige Mühe ersparen; mit Widerlegungen dürfen wir weder sie noch uns ermüden. — Die sonderbare Schreibart, ermüdenden Wiederholungen, häufigen Sprach- und Druckfehler übergehen wir als Kleinigkeiten; um,

nach

nach des Verf. Warnung das Große nicht zu übersehen. Wir wollen aber auch zur Ehre unsers Jahrhunderts nicht hoffen, daß das Buch, nach des V. schmeichelhaften Aussicht, eine zwote Auflage erleben werde, in welcher er alles Mangelhafte zu verbessern verspricht, Vorer. S. 1. und Vorber. S. 16.

Daß in seinen Augen die Edda „ohne Zweifel „nach der Bibel das allerålteste Buch in der Welt ist, „die reinste natürliche Religion enthalten, und unsre „besten Systemata theologica beschämen soll", wissen unsre Leser schon aus seiner angeführten Abhandlung in einem Schreiben ꝛc. Er findet darinn alle Lehren, die wirklich in der Bibel stehen, die ganze ächte christliche Gotteslehre, Vorber. S. 17. (auch was Misdeutung und schreckende Mystik in der Bibel wollen gefunden haben;) ja gar weit hellern Unterricht als in mosaischen, prophetischen und apostolischen Schriften; Weissagungen und Namen, die gewiß kein Mensch in einer nähern Offenbarung erwartet hätte. Eben diese sollen „jeden unpartheyischen Leser billig in „Erstaunen, und jeden christlichen Menschen in eine „bisher unglaubliche und undenkliche Verwirrung," (ach! das befürchten wir bey Manchem buchstäblich!) „Nachdenken, und eine moderate Beurtheilung die„ses Buchs setzen." Vorb. S. 26. Zur Probe wollen wir etliche nennen. Die Hauptperson in der Edda ist Gott Thor (Jes. Christus) der in die Welt reiset, Sünde, Tod und Hölle zu überwinden, ebend. S. 2. Ihr Inhalt ist alles, was vom Anfange der Welt bis an das Ende, und in der Seligkeit, kirchlich vorgehen soll, S. 8. Sie lehrt die Unsterblichkeit der Seele und den künftigen Zustand deutlich, S. 9. Sie verkündigt die Kirchenversammlung, die Karl der Große im J. 794 ausgeschrieben hat, S. 290; re-

der vom Abendmahl und der Entziehung des Kelchs, S. 296; von der Levante und den Türken, S. 21, von der Dreyeinigkeit, S. 105 u. a. O. der Wassertaufe S. 146; vom Oberfluß S. 224. von Slaven, S. 146; Schweden, S. 237; (uns wundert, daß er in Roskva S. 285, nicht die Russen und Moskwa gefunden hat;) vom Bau der Klöster und Kirchen, S. 252; von Sachsen und westphälischen Frieden, S. 253; von Luther, zu dessen lateinischen Namen 8 Buchstaben gehören, wenn nicht Augspurg oder das dort übergebene Glaubensbekenntniß gemeint ist, S. 264; von Rom, dem Pabst, und Pantoffelküssen, S. 278 u. f. auch 303; von Wenden und deren Ursprung, S. 39; von der Bekehrung der Gothen zur christlichen Kirche, S. 289 ꝛc. ꝛc. Das alles will unser Verf. in der Edda finden. Ohne genaue Anzeige der Seitenzahlen würden unsere Leser dieß kaum glauben.

Nun werden sie fragen, in welche Zeit der Verf. die Verfertigung der Edda setzt, da sie solche neuerliche Begebenheiten enthalten soll. Er sagt: „zuverläßig gewiß lange vor Mosis Zeit, bis in die 1500 „Jahre vor Christi Geburt.“ Vorber. S. 1. Die Voluspá sey wahrscheinlich ein Werk von Sem, S. 24. 160 und 178, wenigstens von Tharan, Abrahams Vater, S. 429. Der Eddar oder Verfasser der Edda, sey ein göttlich allwissender Autor gewesen, Vorb. S. 22; dies Buch soll von undenklichen Jahren, durch allerälteste Traditionen, bey dem Ausgange der Skythen aus Asien, dem nordischen Volke mitgegeben seyn, ebend. S. 6 u. f. dieß soll so gewiß seyn, als die Wahrheit der Bibel, S. 8; wird die Edda als göttlich eingegeben anerkannt, so sollen alle Fragen

gen der Naturalisten, Deisten und Atheisten durch ein einziges Ja dahinfallen, S. 33.

Vielleicht machen wir unsere Leser am besten mit diesem sonderbaren Buche bekannt, wenn wir uns hauptsächlich auf zwey Dinge einschränken: auf des Verf. Erklärung, und auf seine Beweise vom Alter der Edda.

Man hat sie für ein unverständliches Buch voll Ungereimtheiten gehalten. Unser V. versprach in seiner Abhandlung S. 40, sichere critische und philologische Anmerkungen, die alles in ein Licht setzen sollten. Vermuthlich merkte er die Schwierigkeiten zu spät. Anstatt der sichern Anmerkungen will er jetzt durchaus nur als Uebersetzer angesehen werden; seine Erklärung giebt er für willkührlich aus, Vorb. S. 16, sie sey kein Gesetz, S. 310, Deuten sey sein Werk nicht, S. 131. (welches man freylich bald merkt.) Doch das ist sein Ernst nicht: wer seinen Erklärungen nicht beystimmt, dem spricht er kurz und gut allen Verstand ab; z. B. S. 22. heißt es vom Kampfe des Gottes Thor: „das kann kein Mensch mit gesundem „Verstande anders, als von den Versuchungen und „Leiden des Messiä erklären." S. 34. verlangt er, Jeder soll die Richtigkeit seiner Erklärung von dem Wolfe „leicht sehen, der sonst sehen will, und etwa „nicht blind und verstockt ist, oder nicht den Staar, „oder einen Schnupfen hat." Aehnliche Stellen findet man S. 40. 105 u. a. O. S. 194 geht es gar weit: „Kein vernünftig unpartheyischer Leser soll ohne „Absurdität, und ohne der Connexion der ganzen Bibel und der ganzen catholischen und protestantischen „Religion, ja seinem in der Jugend auswendig gelernten Catechismo, seiner Taufe und den (dem) „bey der Taufe gethanen Bekenntniß 2c. ins Angesicht



„zu widersprechen, leugnen, daß durch Heimdallar,“ (der nach der 15ten Parabel von 9 Jungfern gebohren ist, die alle neune Schwestern sind; der goldne Zähne, und dessen Pferd Goldhaare hat, der weniger schläft als ein Vogel ꝛc.) „die geheiligte dritte Person „in der Gottheit mit ihren Geschäften, Eigenschaf„ten ꝛc. hell und klar, und dazu unaussprechlich und me„taphorisch schön vorgestellt werde.“ Im Vorb. S. 11. nennt er den, wer seine Erklärung für bloße Accommodation hält, boshaft; denn seine Erklärung sey recht S. 269 und offenbar S. 289; ohne seine kritischen Anmerkungen würde der rechte Wortverstand der Edda verborgen bleiben, und sie als ein sich allenthalben widersprechendes absurdes Buch weggeworfen werden, S. 179; doch will er nur dem Leser ein wenig auf die Sprünge helfen, S. 255; wenn er aber alsdenn nicht sieht, was der Verfasser zu sehen glaubt, so bekömmt er folgende Titel: „zum Lachen „absurd, kindisch ungläubig S. 268, unverschämt „S. 192, mente captus S. 271, seiner 5 Sinne „beraubt S. 313, mit einem Worte, er ist ein „Don Quixote, der wider eine Windmühle Sturm „laufen will, S. 429.“ — Wie stimmt dieß mit der vorhergehenden bescheidenen Aeußerung überein, daß seine Erklärung kein Gesetz sey? und wie, wenn Jemand nach Vorb. S. 34 sagte: „Schimpfen und „Lästern wird hier so gut, als verlorne Sache seyn?„ Was für sonderbare, gar üble Folgen könnte ein Spötter aus dergleichen Uebereilungen ziehen! der Verf. versichert S. 220, zur Seelenruhe werde man kein besseres Buch, als die Edda finden, daher ruft er S. 221 von ihr aus: „Selig ist also! Der hört „und annimmt, was in diesem Buche mit der ganzen „Bibel völlig übereinstimmt!“ da nun ohne seine Er-

klärungen und Anmerkungen nach seinem eignen Geständnisse, das Buch unverständlich, absurd und sich widersprechend würde geblieben seyn; so könnte leicht Jemand jenen Ausruf also deuten: Selig ist, wer Schimmelmanns Erklärung annimmt und daran glaubt!

Aber hat er denn wirklich alles erklärt, und wie? Vieles findet er, was „einen vielfachen unerklärbar „mysterienvollen Sinn hat," z. B. S. 20; er gesteht S. 114: „was dies sagen will, weis ich nicht „deutlich, der christliche Leser mag selbst deuten und „erklären." (Das ist keine sichere Anmerkung.) „So „ist mir das alles viel zu mysteriöse, als daß ich es „erklären könnte. Indessen sind doch die Worte au„ßerordentlich notable ꝛc." Eben so S. 115. 118. und 119. Manches überläßt er der gottesgelehrten Welt zu mehrerer Untersuchung. S. 192 u. a. D. Der Eddar habe etwas dunkel metaphorisirt, „ohn„zweifel, daß ein jeder selbst weiter nachdenken soll," S. 195; oder der Eddar wolle die Dinge vor der Hand nicht namentlich gedeutet haben, so wie die Bibel ihre Dunkelheiten habe, S. 247.

Jetzt Proben von seiner Erklärungsart. In der Voluspá S. 6. kömmt ein Volk vor, das aus Solar-Steinum entsprossen ist. Unserm Verf. kömmt vor, als wenn dies auf die Sachsen und Holsteiner gehe. — Der Freya (die bald mit der Frigga einerley, bald von ihr verschieden ist, S. 185 u. f.) gehört, wenn sie zum Kriege fährt, die Hälfte des Volks der Wahlstätte, das vom Schwerd fällt; die andere Hälfte dem Odin. Vor ihrem Wagen sind 2 Kätzchen; ihr Saal heißt Seß Rymer, („das y in ô „verwandelt, so hat man den Sitz in Rom.") S. 187. Alle diese Sächelchen sollen aus dem dritten



Artikel die Kirche und Gemeinschaft der Heiligen seyn. Mit Rom hat der Verf. überhaupt viel zu thun; dazu verleitete ihn das Wort Skrymer, welches er sehr sinnreich Sk. Rymer schreibt; ohne an vorkommende ähnliche Worte zu denken, die durchaus nicht auf Rom passen, man deute noch so mystisch, z. B. Yme, Ymer, Rymer, Skymer u. d. g. — S. 199 u. f. soll der 9te Gott Widar, der auf Socken geht, und geschwind helfen kann, die Wiedervergeltung im ewigen Leben seyn. — S. 124 in der 4ten Fabel heißt es: „Von des Ymer Fleisch ist die Erde gemacht. „Aus seinem Schweiß das Meer; die Berge aus sei„nen Knochen. Aus seinen Haaren das Gras; aus „seinem Haupte der Himmel. Aus den Augenbra„nen haben die sanftmüthigen Götter den Menschen„kindern Mittelgarten gebauet. Aber! aus seinem „Gehirne sind grausame Wolken entstanden. (Viel„leicht Irrthümer.)" Diesen Unsinn erklärt der Verf. in der Anmerk. also: „Man kann es hier nicht besser „treffen, als wenn man sagt: es gehe dies auf die „astronomische und geographische oder Civil ꝛc. Ein„richtung, die die 3 Söhne Noä bald nach der Sünd„fluth gemacht (haben)" — S. 286. Thor schlachtete ein Paar Böcke; wie er die abgezogenen Felle einweihete, wurden beyde wieder lebendig; doch hinkete einer am Hinterfuße. Die Erklärung? „Geht „ohne Zweifel auf die beyden Naturen in Jesu Chri„sto, da die menschliche getödtet (wurde), die gött„liche aber lebendig blieb." (Singt denn der Verf. nicht mit der Kirche von ganzem Herzen: Gott selbst ist todt! Thor und seine Böcke waren doch wohl nicht eine Person?) Bey dem Worte Euch S. 284 ruft er schnell: Ecce Trinitatem! und da Thor des Utgardlock seine Katze aufheben will, S. 316, findet er hier

ein

ein „NB. cordi curiosa!“ und bey allen solchem Zeuge Bibel und Edda harmonisch. S. 210. wird das Band beschrieben, welches der Allvater (Gott) machen ließ, den Wolf zu binden; es bestund aus 6 Dingen, unter andern „aus dem stillen Gange „einer Katze; aus dem Barte eines Weibes; aus dem „Geiste eines Fisches; aus dem Ausgespey eines Vo„gels.“ Das findet der Verf. in seinem Enthusiasmus nicht lächerlich, sondern unvergleichlich vollständig passend, ja göttlich schön, es ist ein allwissend metaphorisirtes Kirchenband. (Beynahe kann man sich nicht überreden, daß es sein Ernst ist.) Er nutzet auch die Edda zur Bibelerklärung. In den Worten aus dem hohen Liede: Stehe auf Nordwind etc. soll Christus wünschen, daß die Völker aus Norden zur christlichen Kirche nach Süden (Italien) kommen möchten, S. 277.

Nun von der Edda Alter und Aechtheit oder göttlichen Ansehen. Beyde sind zwar sehr verschieden; wir müssen sie aber zusammen nehmen, da sie der V. vermischt, wenigstens eins auf das andere gründet. Er hält die Edda für ein unstreitig göttliches Buch. Wegen ihres Alters ist er nicht ganz mit sich einig. Im ersten Avertissement hieß sie nach der Bibel das alleräl teste Buch in der Welt. Nun meynt er S. 69, die eddaische Religion sey wenigstens so alt als das Christenthum; doch möchte er gern wenigstens die Voluspå für älter als Moses Schriften erklären, denn Sem soll deren Verfasser seyn. S. 416 sagt er, die Edda sey das alleräl teste Buch in Europa, und „wer „dieses weiter zu leugnen sich unternehmen wollte, ent„weder die unüberwindlichsten Gründe zernichten „müsse, oder der Einfalt oder Bosheit zu beschuldi„gen sey.“ Wer wagt bey solchen Drohungen einen

Zweifel? Um mit Ehren davon zu kommen, wollen wir weder leugnen noch widerlegen; bloß des Verf. Gründe anzeigen, und im Vorbeygehn ein paar Anmerkungen einstreuen. Er berufet sich auf zwey- oder gar dreyerley Beweise: 1) auf äußerliche historische, 2) auf innerliche, 3) auf Wunder, das letzte etwas versteckt.

Ein Beweis aus Wundern, die bey unwissenden abergläubischen Völkern in der Fabelzeit sollen geschehen seyn, ist herzlich schwach. Die mit der Edda oder eddaischen Religion vorgefallenen Wunder, muß man auf dem Bogen suchen, der zur Erklärung des Bildes zu S. 156 und 157 beygefügt ist. Dort heißt es: „alle alte ächte heidnische und christliche Geschicht„schreiber von allen Orten in Osten, Westen, Süden, „Norden, wo der eddaische Gottesdienst in Hainen — geübt worden, berichten einmüthig: daß zu „ihrer Zeit, vor der Ausbreitung der christlichen Re„ligion, die heiligen Bäume Winter und Sommer „beständig grün geblieben, und sogar da, wo kein „Baum in Norden vor Kälte wächst," u. s. w. Hieraus macht der Verf. den Schluß, Gott habe nicht nur den eddaischen Gottesdienst geduldet, sondern auch Wohlgefallen daran gehabt, bis auf die Zeit der möglichen Verbesserung durch das Evangelium. (Aber der Verf. glaubt ja, zur Seelenruhe sey kein besseres Buch als die Edda; was soll also das Evangelium?) Zu diesem Beweise sagen wir kein Wort, und versichern bloß, daß wir mit dem Verf. die Meinung, als sey dieses Wunder dem Teufel zuzuschreiben, keiner Widerlegung werth achten.

Die sogenannten innern Beweise verdienen eine nähere Beleuchtung; denn wenn Unsinn, Widersprüche, Vernunftempörendes, in der Edda stehen, so

kann

kann sie kein göttlicher Unterricht seyn, wenn auch hundert Geschichtschreiber sie dafür ausgäben. In der Abhandlung in einem Schreiben versprach der Verf. S. 28 und 32. „Die Beweise von dem Alter „und der Aechtigkeit, so aus ihr selbst gezogen sind, „sollten so hell am Tage liegen, als die Sonne am „hellen Mittag.“ Und die Erfüllung? im Vorb. S. 6. stehen folgende innerliche Beweise: 1) der alte hohe sybillinische, jetzt fast unnachahmliche Styl, 2) die alte und älteste Zusammensetzung der Wörter z. B. Vater mein, 3) daß die Leser nach der schärfsten Crisis nichts darin vorfinden, so das Alter verdächtig machen könnte, 4) die darin enthaltenen Sachen, Lehren u. s. w. nebst dem äußerlichen Zeugniß der Norder, als handgreifliche Beweise, daß dies Buch nicht jung, untergeschoben oder erdichtet sey. Was sagen unsre Leser zu solchen hochgerühmten Beweisen? Etlichen Einwürfen kommt der Verf. weislich zuvor, z. B. man soll nicht sagen, von Rom u. dgl. stehe in der Edda alles deutlicher als in der Bibel. Vorb. S. 34, denn das sey eben der Beweis ihres göttlichen Ursprungs; auch soll man nicht die Dunkelheit der Fabeln erwähnen, denn der Weg des Heils sey in der Edda deutlich, es stehe Milch und starke Speise darin, S. 36. u. f. (das findet außer dem Verf. gewiß kein Mensch;) auch die vorkommenden Ungereimtheiten soll man nicht entgegensetzen, weil uns vieles blos deswegen absurd scheint, weil wir die Namen nicht verstehen, die eben allen Kern in sich enthalten, S. 145. Was man sonst noch einwenden könnte, sieht der Verf. als vortrefflich schöne Beweise an, hilft sich mit mystischen Deutungen, oder läßt was gar nicht passen will, hinweg. Da er aber die Leser Vorb. S. 11. gar das ganze gelehrte europäische Publikum

blikum, vor Gott öffentlich, auffodert S. 34, den Inhalt der Edda zu überlegen, und dann unpartheyisch zu urtheilen, ob nicht alles im Ganzen und Theil sondern mit der Bibel harmonire, S. 23; so müssen wir noch etliche Stellen statt einer Antwort, zur Probe anführen.

Odins Sohn ist S. 31. Gottes Sohn; S. 25. stellt Odin das ganze menschliche Geschlecht vor; S. 10. ist er ein erwählter Monarch unter dem Volk; und ein Heerführer S. 97. u. f. ein Vater der Götter und der Menschen und des Thors S. 116. 128. Odin ist Thor oder Jesus S. 128. aber er ist von Bore gezeugt S. 118. u. f. Odin stellt den neuen Menschen vor S. 119; aber er heißt auch Gott der Herrscher, Allvater, Tredie (heil. Geist) Har (die erste Person der Gottheit) Janfharr (Gottes Sohn) vester Gott, der Halbblinde S. 170; er formirt mit seinen Brüdern den Himmel, und ist der allermächtigste Herr S. 119, kann von seinem Thron die ganze Welt übersehen S. 128, ist aber nicht als Gott, sondern als Stammvater der Menschen anzusehen S. 166, und daher schwer zu erklären S. 167. — Thor ist Jes. Christus, allmächtig, aber konnte doch dem Skrymer (welches der römische Pabst seyn soll,) nichts anhaben S. 297; Balder ist sein Halbbruder S. 177, und mit seinem Pferd verbrannt S. 145; gleichwohl ist Balder der Thor selbst. Bey den vielen vorkommenden Götternamen hilft sich der Verf. bald: Junghar, Tyr, Odin, Balder, Frey, Freyer, Bälthor, bedeuten eine Person, nemlich den Gott Thor S. 128. Gleichwohl ist dem Tyr eine Hand abgebissen, er soll den Krieg lieben, nicht zur Versöhnung taugen, doch Jes. Christus seyn S. 190. Thors Stiefsohn Uller geht auf hölzernen Schuhen S. 200.

S. 260. — Von dem grossen Götterschwarm dürfen wir wohl nichts sagen; die meisten erklärt der V. für personificirte Götter, für Engel und Selige; gleichwohl steht die Erde, Thors Mutter, mit darunter S. 233, auch Locken (die Sünde) S. 202, wenigstens nach Mallets Uebersetzung; und die drey Personen, die den einzigen wahren Gott ausmachen sollen, glauben gar, daß des Bore Söhne Götter sind S. 121. Andre Ungereimtheiten und Widersprüche übergehen wir; wollen auch nicht rügen, daß der V. seiner Vorgänger Uebersetzung verwirft, wo sie nicht in seinen Kram taugt. z. B. des Snorro Uebersetzung: Gylui illusio oder Hari mendacium, nennt er S. 163. „schnurrisch, d. i. gut christlich" und übersetzt lieber: „Veroffenbarung des Har (Gottes)" wir denken aber Snorro habe doch auch wohl die Sprache seines Originals verstanden. — Sollte der Verf. nicht selbst gefühlt haben, daß es Unsinn ist, wenn sich die Götter betrügen lassen, und nach bemerkten Betrug ihr Versprechen zurücknehmen S. 361, oder wenn Gangler die drey Personen (der Gottheit) die sich ihm offenbarten, für so einfältig hält, daß er von ihnen rechten Bescheid erhalten zu können, zweifelt.

Was sagen unsre Leser zu diesem Buche? und wir haben nur den kleinsten Theil des Unsinns daraus angeführt. Aber noch etwas Wichtiges. Zu welchem Ende sollte Gott den nordischen Völkern die Edda gegeben haben? Schim. sagt, damit sie eine nähere Offenbarung hätten. Wir wollen mit ihm auch die Spanier zu den nordischen Völkern zählen; auch nicht daran denken, daß doch der größte Theil der Menschen ohne Offenbarung gewesen ist: aber was

sollten sie mit der Edda anfangen? Sie kannte weder die Erkenntniß Gottes, noch die Tugend befördern, sondern blos verwirren und zum Irrthum führen; denn außer unserm Verf. versteht sie kein Mensch, wie er selbst bekennet. — Es würde nicht schwer fallen, in der Edda auch Beweise wider ihr angegebenes hohes Alter zu finden. Ohne daran zu denken, was der V. selbst erwähnt, führen wir nur an, daß die Volu-spå der Erfindung runischer Schriften als einer alten Sache gedenkt S. 36. In Odins Moral wird des Eises S. 51. u. f. und des Biersaufens S. 47. gedacht, und befohlen, man solle vorsichtig seyn, wenn man betrunken ist S. 53. (ist dies möglich?) und die Wunder, welche man mit runischen Buchstaben soll wirken können S. 55, können keinen göttlichen Urheber haben; am wenigsten den armen Sem. In der fünften Fabel, bey Asgarten, wo die Götter und ihre Familie wohnen sollten, steht im isländischen und dänischen Text: dat war Troya. Der Verf. der dies selbst gesteht S. 127, läßt es sehr vorsichtig aus. Endlich beruft sich die Edda auf alte Sagen und Geschichte z. B. S. 171, folglich kann sie selbst nicht uralt seyn.

Die äußerlichen oder historischen Beweise von dem hohen Alter der Edda hat der Verf. aus den allerbesten Geschichtschreibern anstatt einer Vorrede geben wollen; aber zur Beförderung der Ausgabe seinen Vorsatz ändern müssen: er will den historischen Beweis also nächstens in einem besondern Traktat liefern, Vorb. S. 1. u. f. den müssen wir also abwarten. Was er S. 426. vorbringt, halten wir nur für einen vorläufigen Versuch, obgleich dabey von einer demonstrativischen Gewißheit gesprochen wird. Billig muß der

der Verf. das Alter, von dem göttlichen Ursprung, der Edda, ganz absondern; den letzten wird kein Mensch im Ernst einräumen; bey jenem muß er ein Alter von etlichen hundert Jahren, nicht mit einem von Jahrtausenden verwechseln. Wenn Sämund im eilften Jahrhundert die alten Poesien seiner heidnischen Vorfahren gesammelt hat: so ist die Edda zwar alt; und als ein altes Denkmal würdig aufbehalten zu werden; man kann etwas von der Religion und den Alterthümern etlicher Völker daraus lernen, wie schon in Beronii disp. de Eddis, und von Seringham, auch Andern, ist bemerkt worden. Aber welcher Sprung ist von da an bis über Moses Zeiten zurück! Eben so, wenn Geschichtschreiber von Poesien, Religion rc. alter nordischer Völker reden, so folgt noch lange nicht, daß sie die Edda, noch weniger die nun in das Deutsche übersetzte Edda, meynen. Ihre Entstehung läßt sich leicht begreifen. Aus guter Meynung, etwa dem Christenthum mehr Eingang zu verschaffen, kann Sämund oder ein Andrer, christliche Geschichte verdeckt unter heidnische Fabel gemischt haben; so wie Snorro Sturl. Zusätze beygefügt hat. — Auch muß der Verf. nicht aller Orten Aehnlichkeit suchen. Jul. Cäsar nennt Götter; sind seine Sol, Vulcanus, Luna, gleich Thor, Odin und Frigge S. 419? Sonderlich ist Herodot sein Held, er nennt ihn den unvergleichlichen und göttlichen Herodot S. 424, weil er von Völkern an der Ostsee reden soll. Aber ist dies ausgemacht? Die Beschreibung paßt wenigstens schlecht; an der Ostsee ist es nicht so kalt, daß man 8 Monat hindurch die Kälte fast nicht ertragen kann; und ein halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht hat man auch nicht daselbst. Vielleicht war es zu Herodots Zeiten anders. Das

Wort

Wort Welt hat unsern Verf. verführt S. 425; Mais gans gesteht er ja selbst S. 426. daß Herodot und andre Geschichtschreiber eine grosse Confusion machen. — Das Wort Edda nimmt er bald für das Buch, bald für etliche darin enthaltene Lehren; auch dies veranlaßt Verwirrung, und muß den versprochenen Beweis mangelhaft machen. Geschichtschreiber können von Gottheiten reden, deren Namen in der Edda vorkommen; deswegen ist nicht gleich die Edda (das Buch,) uralt, älter als Herodot. Was wir noch sagen könnten, versparen wir bis zum versprochenen Traktat.

Geschichtforschern und allen Deutschen dürfen wir eine wichtige und erfreuliche Entdeckung nicht verschweigen. Wir schreiben die Stelle S. 101. ab: Die Edda ist nicht aus Island zu uns gekommen, „sondern vielmehr mit allerhöchsten Recht ein Pom„mersch-Suevisch Produkt (aber doch ein Werk von „Sem?) ein (e) alt vandalische Bibel zu nennen. Sie „muß also den Dänen und Sueden genommen, und „den Deutschen als ihren rechtmäßigen Herren — — „an der Ostsee und der Gegend, mit Recht wieder ge„geben werden, und das von Rechtswegen. Gege„ben zu Stettin, in der Hauptstadt Pommern. Glo„ria in Excelsis Deo!" Welche Ausschweifung! Wir haben keine Sylbe hinzugefügt, sondern alles nebst der Gloria treulich abgeschrieben. — Daß die deutsche Sprache, die alte Japhitensprache, und so alt als die Welt ist, müssen wir gleichfalls denen sagen, die es noch nicht wissen; den Beweis mögen sie S. 122. nachlesen. Aber die Gelehrten können zu einer heilsamen Demüthigung dabey lernen, daß „man in „den ersten (Noä) Zeiten mehr Geographie, Histo„rie,

„rie, Astronomie, Baukunst rc. gehabt, als in den „finstern barbarischen Zeiten, und vielleicht noch heut „zu Tage.“ S. 123. und 405.

Noch wäre Manches zu erinnern, aber wir brechen ab; unsre Leser werden sich ohnehin wundern, wie wir uns bey einem Buch, das Manchem unter aller Kritik zu seyn scheinen wird, haben so lange verweilen können. Freylich haben wir weiter nichts gethan, als einen traurigen Beweis vor Augen gestellt, was noch jetzt für Dinge gedruckt und vertheidiget werden. Wird das künftige Jahrhundert, wenn es solche Produkte sieht, uns wohl Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Diese Frage geht nicht auf die Edda an sich; sondern auf die mit Erklärungen begleitete deutsche Edda, und auf die unbegreifliche Schwärmerey ihres Herausgebers.

Be.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freygeister wider die Offenbarung. Zweyter Theil. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1776. 342 Seiten 8.

Dritter Theil. Ebendas. 1777. 303 Seit. 8.

Der erste Theil dieser Briefe wurde in unserer Bibliothek etwas umständlich angezeigt, in der Hoffnung, daß der Verf. bey der Fortsetzung seines Werks auf eine und andere dabey gemachte Anmerkung vielleicht Rücksicht nehmen würde. Jetzt, da das ganze Werk geendiget, und zugleich der berühmte Verf. desselben seine irdische Laufbahn vollendet hat, fällt dieser Grund einer etwas sorgfältigen Beleuchtung weg. Und da außerdem diese letzten beyden Theile ganz den Charakter des ersten haben, und also die Urtheile, welche Recens. damals über jenen fällte, auch völlig auf diese passen: so kann er bey der gegenwärtigen Anzeige derselben um so viel kürzer verfahren. Also nur eins und das andere Beyspiel zum fernern Beweise dessen, was bey Gelegenheit des ersten Theils über dieses polemische Werk in unserer Bibliothek geurtheilt ward.

S. 39 2 Th. „Die Gebete um die Vernichtung der Feinde sind im Namen Davids, des Königs in Israel, als das Haupt des Volks, geschehen, und gehen wider die Feinde dieses Volks. Es sind nicht rachgierige Wünsche wider persönliche Feinde; es sind des Volks Israels, als eine Person betrachtet, Anrufungen des göttlichen Schutzes wider friedbrüchige Nationen.“ Diese Apologie setzt, um bündig zu seyn, nichts geringeres voraus, als daß das sittliche Gute und Böse keinen unveränderlichen wesentlichen Charakter habe; sondern blos etwas Relativisches sey, welches seine Natur verändert, je nachdem es in Beziehung auf dieses oder jenes

jenes Subjekt gedacht wird. Denn wäre dieses nicht, wie könnte dasjenige, was in Rücksicht auf eine einzelne Person etwas böses ist, aufhören, es zu seyn, so bald es von mehrern zugleich, von einem ganzen Volk, geschieht?

S. 40. „Gott, da er den ersten Menschen belehren wollte, ließ seine Gegenwart sichtbar werden, und seine Befehle waren ihren Sinnen verständlich; aber nirgends wird ihm eine menschliche Gestalt zugeschrieben; und unfehlbar war dieser erscheinende Gott eben diejenige Person, die in der Fülle der Zeit sich mit dem Menschen Jesu vereiniget hat.“ Dies soll zur Widerlegung des Einwurfs dienen, daß Gott im A. T. gar zu menschlich vorgestellt werde. Aber weder Voltaire, noch andere ihn an Gründlichkeit übertreffende Widersacher des Christenthums, werden sich mit dieser allgemeinen Versicherung abspeisen lassen. Denn es giebt im A. T. der Stellen zu viele, in welchen Gotte ausdrücklich eine Gestalt — menschliche oder nicht menschliche, thut nichts zur Sache — zugeschrieben wird, (Siehe die Anzeige von Wönigers Auszuge aus den wichtigsten Theilen der biblischen Geschichte in eben diesem Bande,) als daß man sie so mit einem einzigen Federzuge wegläugnen könnte; und ob der körperlich beschriebene Gott die erste oder die zweyte Person der Gottheit, nach der Athanasischen Eintheilung gewesen sey, verändert nicht eher etwas in der Sache, bis man annimmt, daß die so genannte zweyte Person, der man alle Erscheinungen im A. T. willkührlich zuschreibt, eigentlich nicht der wahre einzige Gott gewesen sey.

S. 107. „Gott sey von den Menschen, nach ihrem eigenen Bilde, als rachgierig, zornig, eigensinnig, unbarmherzig, u. s. f. abgeschildert worden. So ist der Gott nicht, den uns Jesus abmalt.“ Aber auch nicht der Gott, der im A. T. gemalt wird?

S. 89. „Ob man unaufhörlich denke, ist so geschwind weder zu beweisen, noch zu verwerfen.“ Aber doch eben so geschwind, als man beweisen kann, daß ein Triangel immer drey Seiten, niemals mehr oder weniger haben könne! Denn so wesentlich es diesem ist, drey Seiten zu haben: eben so wesentlich ist es auch einer Vorstellungskraft, immer Vorstellungen, oder, welches einerley ist, einer Denkkraft immer Gedanken zu haben. Es ist eben so unmöglich, dieser, wäre es auch nur auf einen Augenblick, ihre Gedanken, als jenem

seine

seine beyden Seiten zu nehmen, ohne in eben demselben Augenblicke beyde zu zernichten.

Den Umstand, daß bey einem vierzigjährigen Aufenthalte der Kinder Israel in der Wüste ihre Kleidungsstücke nicht abgenutzt wurden, erklärt der Verf. S. 36. folgender Gestalt:

„Die Israeliten lebten an solchen Stellen, wo Viehweide war, und dieses reichte unter einem niemals kalten Himmel zu ihrer Kleidung zu, wo die Weiber durchgehends die Kleider selber webten, so wie es noch itzt bey den Arabern zureicht.“ Aber es wird ja nicht gesagt, daß durch die Arbeiten der israelitischen Weiber die abgerissenen Kleidungsstücke wieder wären ersetzt worden, sondern vielmehr, daß diese Kleidungsstücke sich gar nicht abgenutzt hätten.

S. 303. „Aber ein Widerspruch ist es allerdings, wenn Voltaire einen bedrohenden und strafenden Gott, als eine nützliche Lehre annimmt, die nicht wider den gesunden Verstand streite, und dann doch von der Auferstehung sagt, sie bringe alle Männer auf, die denken wollen, und insbesondere die, die rechnen. Wie kann Gott, der unfehlbar in diesem Leben das Gute nicht allemal zeitlich belohnt, und das Laster nicht allemal zeitlich bestraft, wie kann Gott belehnen und rächen, (strafen) wenn nicht ein zweytes Leben für uns übrig bleibt, in welchem die Gerechtigkeit Gottes Lohn und Strafe nach Würden austheilen wird?“ Dieser Widerspruch ist offenbar erdichtet. Voltaire glaubt ein künftiges Leben, in welchem Gott belohnen und bestrafen wird; aber er läugnet die Auferstehung in derjenigen crassen Bedeutung, in welcher man sie gemeiniglich zu behaupten pflegt, indem man versichert, daß alle Theilchen unsers verweseten Körpers sich wieder sammeln würden, um von neuen eben denselben Leib auszumachen, den wir hier getragen haben. Er bringt hierbey die Millionen Theilchen unsers Körpers, welche täglich verfliegen, täglich durch andere wieder ersetzt werden, welche aus unserm Körper in andere übergehen, und daher in einem Zeitraume von einigen tausend Jahren vielleicht mit eben so vielen Körpern vereinigt gewesen sind, und also keinem derselben eigenthümlich zugehören, mit in Anschlag; und deswegen sagt er, daß diese crasse Auferstehungslehre jeden aufbringe, welcher denken und rechnen kann.

Die Voltairsche Frage, warum Christus die ihm zugeschriebene Gottheit nicht deutlicher zu erkennen gegeben haben möge?

möge? beantwortet unser Verfasser auf folgende Weise: S. 284.

„Sollen wir nochmals wiederholen, was Voltaire so wohl weiß, als wir, und was der geringste Christ in seiner Jugend gelernt hat, daß der Heiland als Mensch unter den Juden gelebt hat, und daß sein Leiden der Zweck seiner Menschwerdung gewesen ist, ein Zweck, den er mit einer allzu starken Entdeckung seiner göttlichen Würde nicht erschweren, noch entweder der Juden Verbrechen um so viel größer machen wollte, je deutlicher sie seine obere Natur hätten erkennen können, oder auch es unmöglich machen, daß bey einigem Gebrauche der Vernunft, diese Juden sich an dem erkannten Gotte zu vergreifen gewagt hätten. Und dennoch war Jesus eben deswegen in die Welt gekommen, daß er leiden sollte.“ Christus selbst pflegt den eigentlichen Zweck seiner Sendung mehr in die Belehrung und Besserung der Menschen, als in seine Leiden zu setzen, und von letztern nur, als von einem auf seinem Wege unvermeidlichen Uebel, zu reden. Deswegen konnte er auch schon vor seinem eigentlichen Leiden (Joh. 17, 4.) mit Freudigkeit zu Gott sprechen: Ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich thun sollte. Deswegen konnte er ferner auch kurz vor seiner Gefangennehmung am Oelberge noch beten: Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber! welches er ja unmöglich hätte thun können, wenn er sich bewußt gewesen wäre, daß sein Tod der Hauptzweck seiner Sendung sey. — Aber es sey so: muste er deswegen seine Gottheit verbergen, um den Juden Anlaß zu geben, ihn zu quälen und umzubringen? Gesetzt daß seine Leiden und sein Tod zur Glückseeligkeit der Menschen so durchaus nothwendig waren, als behauptet wird: so war doch das wenigstens nicht auch nothwendig, (wenigstens hat so was, so viel ich weiß, noch kein Theologe behauptet,) daß ihm diese Leiden und dieser Tod von Menschen zugefügt würden, deren Sündenschuld dadurch nur noch vergrößert werden muste. Konnte ihn Gott nicht auf eine andere Weise, ohne sich der Menschen dazu zu bedienen, eben so empfindlich quälen, eben so schmerzhaft und gewaltig sterben lassen? Warum muste er also die Beweise seiner Gottheit zurückhalten, und den Juden Anlaß geben, sich an ihm zu versündigen? Ferner, wenn's nun auch aus Ursachen,

die uns unbekannt seyn können, schlechterdings nothwendig war, daß er auf keine andere Weise, als durch böser Menschen Hände, gemartert und umgebracht würde; und wenn dies nun auch ein hinreichender Bewegungsgrund war, seine göttliche Natur vor seinem Tode den Juden zu verhüllen: warum ließ er sie denn nachher, da dieser Grund mit seiner Auferstehung wegfiel, nicht in ihrer ganzen unverhüllten Herrlichkeit hervorstrahlen? Warum zeigt er da nicht allem Volke, sondern nur seinen Jüngern, wer er sey, und wen sie in seiner verkannten Person so sehr gemißhandelt hatten? — Man sieht also, daß der Voltairsche Einwurf durch die Hallerische Antwort auf keine Weise entkräftet, sondern vielmehr verstärkt worden sey.

S. 235. „Job, verglichen mit vielen Reden des Heilandes und Pauls, belehrt uns von dem Daseyn eines mächtigen und boshaften Wesens, dessen Einblasung abscheulicher Gedanken ein jeder achtsamer Mann leicht bey sich selber wird haben wahrnehmen können.“ Es thut dem Rec. leyd, abergläubische Aeusserungen dieser Art von einem Manne zu hören, der um die Erweiterung mehrerer Wissenschaften sich ein so großes Verdienst erworben hat. Daß bey den tausendfältigen Reizungen zu unedlen Begierden und Leidenschaften, denen wir hienieden ohne Unterlaß ausgesetzt sind, auch sogar gebesserte Menschen nicht ganz frey von aufsteigenden bösen Gedanken, Absichten und Wünschen sind, nimmt freylich jeder achtsame Mann leicht bey sich selber wahr. Aber, daß solche Gedanken Einblasungen des Teufels wären, das kann zwar ein in der Seelenlehre gar nicht unterwiesener Mensch sich wohl einbilden: allein es wirklich erfahren, es an sich selbst wahrnehmen, das kann er doch wahrlich nicht; oder er müßte die Gegenwart und das Einwirken des Satans so klar empfunden haben, als er die Gegenwart eines Menschen empfindet, von dem ihm durchs Auge oder durchs Ohr Begriffe mitgetheilt werden. —

S. 311. „Unbegreiflich ist es, wie man wider das Christenthum sagen kann, Gott habe seinen Logos nicht sollen aufhängen lassen, und dann beyfügen darf, diese Vorrückung beantworte man mit unbegreiflichen Geheimnissen. Das Leiden Jesu ist ja das Wesentliche des Christenthums. (Dafür hat Christus selbst es nicht ausgegeben; der setzte das wesentliche Kennzeichen seiner Jünger in die Annahme und

Befol-

Befolgung seiner Lehre.) Man kann wider die Genugthuung Jesu Einwürfe machen: aber begreiflich ist sie gewiß. (Daß der gerechte und gütige Gott eine ganz unschuldige Person, statt der Schuldigen quälen und tödten läßt, — daß ferner ein einziger Mensch: denn in so fern Christus litte und starb, war er doch blos Mensch, in einigen Tagen alles dasjenige litte, was alle Menschen, welche von Anbegin bis ans Ende der Welt gelebt haben, und leben werden, in alle Ewigkeit hätten leiden müssen, das sollte begreiflich seyn?) Denn entweder muste Gott ohne Ursache die Ahndung der verbotenen Thaten unterlassen, und Tugend und Laster gleich halten, oder es muste eine Ahndung wider die Bösen vor sich gehen." Und darum muste Christus sterben? Konnte Gott nicht das Böse an den Bösen selbst ahnden? Thut er es nicht wirklich, wie wir aus der Erfahrung wissen, daß böse Thaten böse Folgen haben? Und wird er es, nach den Aussprüchen Christi, und nach den Lehren der natürlichen Religion, nicht auch künftig thun? —

Dies sey genug zum Beweise, wie wenig viele Einwürfe der Ungläubigen durch diese apologetischen Briefe entkräftet worden sind.

Mm.

D. Christian Albrecht Döderleins theologische Abhandlungen über den ganzen Umfang der Religion. Des ersten Theils erstes Stück. Von Gott nach dem Lichte der Natur. Bützow, 1778. 18½ Bogen in gr. 8.

Wer diese, mit der ermüdendsten Weitschweifigkeit geschriebenen Abhandlungen, die menschlichem Ansehen nach, wohl auf acht bis zehn Alphabet anwachsen werden, mit Geduld durchlesen kann, dem wollen wir seinen Geschmack nicht beneiden: wir würden, wenn wir es nicht für Pflicht hielten, ein Buch, das wir beurtheilen, ganz durchzulesen, schwerlich über einen Bogen ausgehalten haben. Der Verf. stellt sich neben Jerusalem auf, und will mit ihm zu gleichem Zweck, ja zu einem noch ausgebreitetern, arbeiten; aber Jerusalem, der uns mit jeder Zeile auf das folgende begieriger macht, und Döderlein, welch ein Abstand! Die aller-

bekanntesten und trivialsten Sachen, die man in allen Compendien und Systemen findet, sind hier, nicht etwa von neuen Seiten, oder in einem neuen Lichte gezeigt, nein! auf die trockenste Art wiederholt und gedehnt, und durch viele seichte homiletische Deklamation so verwässert, daß man nothwendig dabey gähnen und schlummern muß. Der Verf. scheint dies selbst gefühlt zu haben, und will sich in der Vorrede deswegen entschuldigen; allein es läßt sich mit dem, was er anführt, daß nemlich die Feinde der Religion viele Unverständige durch ihre Declamationen hinrissen, und diese dagegen durch eine umständliche Widerlegung aller Einwürfe gesichert werden müßten, keinesweges rechtfertigen. Dies ganze erste Stück soll nur als eine Einleitung und Vorbereitung zu den eigentlichen Beweisen von Gott und seinen Eigenschaften angesehen werden; man kann also hieraus leicht auf die Ausdehnung des Ganzen den Schluß machen. Wir wollen uns bemühen, unsern Lesern den Inhalt des Buches so kurz, als möglich, vorzulegen, und nur hie und da einige wenige Erinnerungen machen.

Zuerst einige oben abgeschöpfte Declamationen, über den Satz: Es ist ein Gott; alsdann der Begriff von Gott; ob eine Definition von ihm gegeben werden könne? Was Wesen und Eigenschaften? Welches die beste Definition von Gott sey? Gewöhnliche dogmatische Eintheilungen der Eigenschaften, Cautelen sie nicht zu trennen, und von Menschen auf Gott zu schliessen. Natürliche und geoffenbarte Kenntniß Gottes; die Bibel sey das sicherste Mittel wider die Atheisterey; welches Urtheil Recensent nicht unterschreiben kann. Ferner Eintheilung in angebohrne und erworbene Kenntniß von Gott; verschiedene Arten von Beweisgründen, worauf die letztere beruhe, wobey auch Pezolds elendes Specimen psychotheologiae genannt wird. Verschiedene Grade der Stärke und Tauglichkeit der Beweise. Hierauf kommt der Verf. S. 54. auf die angebohrne Erkenntniß Gottes, womit sich der größte Theil dieses Stücks beschäftigt. Allerdings ist es der Religion nachtheilig, wenn die wichtigsten Stücke derselben auf Gefühl gebaut werden sollen, wovon itzt so viele kranke Köpfe in der Schweitz und Deutschland träumen, die dabey, trotz allem Geplerre, das sie von Christus-Religion machen, mit ihrem unsinnigen Schmähen sattsam zeigen, wie wenig sie von Christi Sinn haben. Unter angebohrne Erkenntniß Gottes versteht der Verf. eine gewisse Anlage, Fähigkeit

higkeit oder Disposition den Begriff von Gott, so bald man ihn hört, anzunehmen. Hier wird nun der Verf. besonders ganz unausstehlich weitläuftig, und führt uns erst durch eine weitläuftige Abhandlung über den Begriff Menschenverstand, ehe er darauf kommt, daß der Satz: Es ist ein Gott, mit zu den Wahrheiten gehöre, die der Menschenverstand lehrt. Dies will er durch verschiedene Beweise zeigen, wovon uns aber besonders der erste S. 92—120, der sich auf die Erfahrung gründen soll, ziemlich seicht vorkommt. Hier sind des V. eigene Worte; der Leser mag urtheilen, ob wir ihm zu viel thun. „Der erste Beweis ist die Erfahrung „und die eigene Empfindung eines jeden Menschen. — Hier„aus wissen und sehen wir es, daß auch ein Kind von Ju„gend auf, da es durch die ersten und ursprünglichen Em„pfindungen nach und nach Vorstellungen und Begriffe von „Würde, Größe und Macht gewisser Personen erhält, die „ihm die Neigungen der Ehrfurcht, der Liebe und des Ver„trauens einflößen, sich ganz leicht alles dieses, was es in „seinen einzelnen Empfindungen und Begriffen gewahr wird, „in einem einzigen Objekt vorstellen kann, daß dieses Objekt „alles zusammen habe, daß von ihm und dessen Macht alles „herkomme, was das Kind siehet, daß es wohlthue, und „uns dasjenige verschaffe, was uns vergnügt, daß es im „Gegentheil das Unartige und Böse nicht haben wolle, son„dern bestrafe. Es ist also dem Kinde begreiflich und ver„ständlich, daß ein Gott sey, wenn ihm etwas davon vor„gesagt wird, und daß sich alles Vollkommne, Erhabene, „Große, Gewaltige, Verehrungswürdige, was es nach sei„nen kindischen Ideen nur immer denken kann, bey ihm bey„sammen finde," u. s. w. Verständige Leser werden leicht bemerken, wie sehr hier das Vorgesagte, was das Kind nachplappert, mit dem, was es begreift, vermischt worden. Ich wette, man könnte einem Kinde eben so leicht weiß machen, es gäbe in entfernten Ländern Bäume von Eisen, worauf Vögel wüchsen, und das Kind würde es nachsagen: könnte man daraus folgern, daß das Kind es begriffe? oder hieraus auf die Möglichkeit und Würklichkeit der Sache schließen? Von wie viel Undingen reden und glauben nicht Kinder? Und umgekehrt, von wie viel wirklich existirenden, z. E. der Seele, wovon sie doch keinen Begriff haben? Den Sextus Empiricus, welchen der Verf. S. 94. anführt, und von ihm sagt: „Er rechne die Idee von Gott und seiner Existenz zu

„kennen, welchen er im menschlichen Leben zu folgen sich für „verbunden erkannt habe,“ scheint er nicht recht verstanden zu haben. Sextus sagt am angeführten Orte: πρότερον περὶ θεοῦ ὑποτίθεμεν. ἐκεῖνο προειπόντες, ὅτι τῷ μὲν βίῳ κατακολουθοῦντες, ἀδοξάστως φαμὲν εἶναι θεούς. Wenn ich sagte: Wir wollen eine Untersuchung über die Gespenster anstellen, ich muß aber voraus anmerken, daß ich nur nach den gemeinen Vorstellungen dies Wort brauche, ohne damit ihre Existenz zu bestimmen; würde man sagen können; ich erkennte mich für verbunden, der Idee von Gespenstern im menschlichen Leben zu folgen? Der zweete Beweiß einer angebohrnen Erkenntniß Gottes ist von der allgemeinen Uebereinstimmung aller Völker hergenommen, und die Abhandlung desselben geht von S. 120 bis 235. Daß derselbe ebenfalls große Einschränkungen leide, kann man aus Robertsons Geschichte von Amerika deutlich sehen: wiewohl Hr. Döderlein dies den Reisebeschreibern und Geschichtschreibern geradezu abläugnet, daß es Völker gäbe, die den Begriff Gott gar nicht hätten. Am umständlichsten ist er hier bey der Widerlegung der Einwendungen, besonders derer, die im System der Natur vorgebracht worden, welches auch er dem Helvetius beylegt. Er läugnet es ganz, daß jemals das ganze menschliche Geschlecht im Stande der Wildheit gewesen. Auch hier finden wir durchaus eben die Weitschweifigkeit, Tavtologieen, Pleonasmen und klafterlangen Perioden, die im ganzen Werke herrschen. Nun kommt der Verf. im 26 §. S. 235. auf die erworbene Erkenntniß Gottes, vergleicht sie mit der angebohrnen, und trägt sodann den Cartesianischen Beweis a priori von der Existenz Gottes, nebst den Einwendungen, die dagegen gemacht worden, vor, womit er sich bis zu Ende dieses Stücks beschäftigt. In der Vorrede wird der ganze Umfang des Werks vorgezeichnet, so daß Käufer und Leser, nach diesem ersten Stücke zu schliessen, dafür erschrecken müssen, wo sich nicht der Verf. durch unsre Erinnerung bewegen läßt, sich einer gedrungenen Kürze zu befleissen. Zugleich möchten wir ihm auch rathen, auf seine Schreibart etwas aufmerksamer zu seyn. Der Deutsche schreibt die eigenen Namen nicht mit dem Artikel; nicht der Moses, der Aristoteles, der Demokritus: auch haben wir zu wiederholtenmalen die Ende, für die Ente, Schauter für Schauder, Irroquösen, u. s. w. gefunden.

Ga.

1) Trau-

1) Trauerrede zum Gedächtniß weyland der durchlauchtigsten Fürstin und Frau, Frau Maria Theresia, des heil. Röm Reichs Fürstin zu Oettingen und Wallerstein — In der Pfarrkirche zu Wallerstein den 26sten März 1776. gehalten, von P. Benedict Martin Werkmeister — Frankfurt, bey den Eichenbergischen Erben. 63 S. in 8.

2) Essai de l'eloquence sacrée, ou recueil de discours sur divers sujets de la morale chrétienne composés et prechés en differentes chaires de France par M. l'Abbé A. M. Faber, Allemand, Prêtre et Chanoine de l'eglise impériale et collegiale de St. Etienne de Bamberg 1777. 8. 372. S.

3) Joseph Haberkon von Habersfeld Predigtwerk, bestehend in zweyfachen Sonntags- Fest- und Feyertags- auch Passionspredigten. Sieben Theile. Breslau, bey Korn. 1777. in gr. 8.

4) Carl Frey von Neuville Predigten. Zwey Theile. Oder der Fastenpredigten Erster Theil. Wien, bey Krause. 1777. gr. 8. 492 S.

5) Anhang zur Sammlung auserlesener Kanzelreden über die vornehmsten Gegenstände in der Kirche. Erster Theil. Augsburg, bey Wolff. 1777. 8. 388 Seiten. Zweyter Theil. 312 Seit. Dritter Theil. 304 Seiten.

6) Leichteste Anweisung zur Betrachtung nach der Vorschrift des H. Petrus von Alcantara für alle Stände eingerichtet; wobey ein Anhang heiliger

 Mei-

Meinungen, wie auch ein hier einschlagendes Antwortsschreiben eines Freundes an seinen Freund. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Wolff. 1777. 8.

7) Frag, ob die so großen Uneinigkeiten, die unter den protestantischen Christen über die wichtigsten Glaubenslehren herrschen, nicht ein offenbares Zeichen der Falschheit ihrer Kirche sey? In den heiligen Pfingstfeyertagen beantwortet von Aloysius Merz, der Gottesgelahrheit Doctor. — Im Jahr 1777. Cum Facultate Ordinatus Augustani. Augsburg, bey Wolff. 4. 40 Seiten.

Wir zeigen unserer Gewohnheit gemäß, diese katholischen Schriften wieder zusammen kürzlich an. No. 1) ist eine ganz gute Probe der geistlichen Beredsamkeit. No. 2) enthält zwölf Predigten folgenden Inhalts: Les grandeurs de Iesu. Les caractères de l'amour de Dieu. La sainteté. Le Luxe. L'humanité. L'impureté. La fuite du monde. La medisance. Le salut. La pensée de la mort. La pieté envers les morts. Les grandeurs de Marie. Hr. F. zeigt an seinem Beyspiele, daß auch ein Deutscher in der französischen Kanzelrhetorik es ziemlich weit bringen könne. Nummer 3. besteht aus den Predigten auf alle Sonntage des ganzen Jahrs, die Hr. v. H. aus verschiedenen berühmten Rednern zusammengetragen, kürzer gefaßt, und auf die Sonntagsevangelien eingerichtet hat, in vier Theilen zweer Jahrgänge, deren erster schon anderswo angezeigt ist; ferner aus Predigten auf alle Feste, die in der katholischen Kirche durchgängig gefeiert werden, nebst einem Anhange von Lobreden und andern, die bey verschiedenen Gelegenheiten zu gebrauchen sind; in zween Theilen zweer Jahrgänge; und dann aus Reden von den Geheimnissen des leidenden Heilandes, deren auch schon in unserer Bibl. gedacht ist. No. 4. enthält acht Predigten: Von Todesgedanken; von der Seligkeit, als einer höchst wichtigen Sache; von der Liebe Gottes; vom Gebete; von den Trübsalen; von der Nothwendigkeit, Gott

von

von Jugend auf zu dienen; vom Glücke des Himmels; von der Grösse und Ehre Gottes; — alle im französischen Geschmack. Wenn der Uebersetzer nur manchmal die Perioden anders zu wenden wüßte! Wie unverständlich und übelklingend ists z. B. S. 49. „Ja ich würde um „so viel strafbarer seyn, weil ich es vergeblich vor mir zu ver„hölen (verhehlen) gesucht hätte, daß wenn ich, indem „ich glaubte, mich irrte, die Neigungen eines tugend„haften Herzens die Fehler eines Verstandes entschuldigen „könnten, der gar zu fertig und bereit wäre, auch den schwäch„sten Schimmer des göttlichen Ansehens zu verehren und an„zubeten, da hingegen, wenn ich, indem ich nicht glaub„te, mich irrte, die Laster des Herzens die Irrthümer ei„nes stolzen und vermessenen Verstandes nicht entschuldigen „würden.“ Die ganze Periode mußte eine andere Zusammenfügung der Worte bekommen, wenn deutsche Leser sie verstehen sollten. No. 5. sind P. H. von Bülonde, Hofpredigers Ihro Maj. der hochsel. Königin von Frankreich Predigten über verschiedene, oder wie man in Oberdeutschland sagt, zerschiedene Gegenstände, aus dem französischen übersetzt. Der deutsche Dialekt des Uebersetzers ist vielfältig sehr hart. Abentheuerliche Erzählungen von Wundern der Heiligen können wir wieder ausziehen, wenn es die Mühe belohnte. No. 6. ist ein catholisches Gebet- und Andachtsbuch zum Hausgebrauch. Man findet auch eine Beschwörung der höllischen Geister zur Zeit der Anfechtung darinn, welche so lautet: „Im Namen Jesu befehle ich euch höllischen Geister „mit allen Befehlenden, daß ihr mir weder am Leibe noch „Seele schadet. Durch das Herz Jesu bitte ich euch, heilige „Patronen und Auserwählte Gottes, in aller Namen, mit „allen Bittenden, daß ihr mich an Leib und Seele schützet „und regieret, im Namen des Vaters †, Sohns †, und des „heiligen Geistes †. Amen!“ Es gilt auch sonst von diesem Buche, was wir anderswo von den katholischen höchst elenden Gebetbüchern geurtheilt haben: denn der Anhang heiliger Meinungen besteht aus Gebeten. Meinungen und Gebete sind sonst keine deutsche Synonymen. Das hinzugefügte Antwortsschreiben vertheidigt und rühmt das Buch, in welches beyde Correspondenten verliebt sind, durch alle Prädicamente. Man hofft durch dessen Gebrauch in allen Ständen wieder ein goldenes Christenalter entstehen zu sehen. No. 7. zeigt wieder, daß Hr. Merz in der protestantischen Kirchenge-

schichte kein Fremdling ist. Wie könnte er auch sonst ControverSprediger seyn? Nur zieht er aus seinen Prämissen so oft unrichtige Schlüsse. Da wir uns das letztemal weitläuftig mit dem Verf. unterhalten haben, so wollen wir ihn diesmal hingehen lassen, doch setzen wir hinzu: Vergißt denn Hr. Merz, daß schon zween heilige Apostel über eine Glaubenslehre ihrer Zeit uneins waren, und darüber mächtig stritten? So müßte ja, wenn seine Schlüsse gälten, daraus folgen, daß seine eigene Kirche falsch sey.

F.

Ueber den Werth der Moral, der Tugend, und der späten Besserung, von D. Joh. August Nösselt. Halle, bey Hemmerde. 1777. 18 Bogen in 8.

Wenn wir gleich nicht behaupten, daß dies Buch ganz vollständige Abhandlungen über die auf dem Titel bemeldete Materien, oder wirklich neue Wahrnehmungen und Aufschlüsse enthalte; so ists dennoch jedem Freunde der Wahrheit angenehm, wenn ein Nösselt über so interessante Sachen seine Stimme ans Publikum abgiebt; und man erwartet dann wenigstens wichtige und lehrreiche Betrachtungen, wenn gleich der Reiz neuer Entdeckungen ihnen fehlen sollte. Man weiß außerdem bereits aus andern Schriften des Verf., was für eine besondere Gabe, schön und hinreissend zu schreiben, derselbe besitze, und wie sehr sich seine Arbeiten auch von dieser Seite empfehlen. Recens. kann's nach der Wahrheit versichern, daß er ein nicht geringes Vergnügen bey Durchlesung dieses Buches empfunden habe, und er verspricht allen denen ein gleiches, die es mit Aufmerksamkeit und Wahrheitsliebe durchlesen werden. Er hält aber auch dafür, daß ein so schön geschriebenes Buch nicht blos mit diesem allgemeinen Recensentenlob abzufertigen sey; sondern wohl verdiene, daß man nicht nur die besten Stellen anmerke, sondern auch da freymüthig tadle, wo die Untersuchung nicht gründlich genug gerathen ist, oder gar eine falsche Wendung bekommen hat. Die abgehandelten Sachen sind's ja ebenfalls werth, daß man sich einige Augenblicke bey ihnen verweile; auch liegt's am Tage, wieviel Mißverständniß und verschiedene Vorstellungsart in Erklärung derselben bis jetzo geherrschet habe, und wieviel noch fehle, ehe die streitenden Partheyen in ihren Meinungen

nungen übereinstimmen könnten. Mag doch jeder, der dies liest, selbst zusehen, vergleichen und urtheilen! und wer dann Parthey nimmt, der thue es mit wahrer Ueberzeugung, ohne Anhänglichkeit an Menschen und menschlicher Lehrform.

Im Ganzen betrachtet, ist die Schrift des Herrn Nöfelt, wie wir schon gesagt haben, gründlich und schön; aber dennoch wünschten wir noch mehr Vollständigkeit in manchen Punkten, mehr Präcision und Deutlichkeit in einigen Erklärungen, sorgfältigere Entwickelung der Streitfrage, und eine freymüthigere Bezeichnung des Gegners in jedem besonderen Fall. Wenn der Verf. z. E. wider diejenigen streitet, die des Menschen Glückseligkeit **allein aus seiner Tugend und Rechtschaffenheit** herleiten: so glaubt zwar Recens. dieß alles recht gut zu verstehen, muß es auch der Hauptsache nach billigen; er ist aber doch in dieser Untersuchung auf so manche unbestimmte Sätze und zweydeutige Stellen gestoßen, daß er nur gar zu sehr fürchten muß, es werde Leute geben, die vieles zur Begünstigung ihrer Meinungen, ganz wider des Verf. Absicht, auslegen werden. Vielleicht ist ihm dies, bey der Wärme des Herzens, womit er schrieb, und bey der Ueberzeugung, daß er wirklich den rechten Gesichtspunkt gefußt habe, weniger merklich geworden; allein dem kaltblütigern Leser und Prüfer muß es um desto auffallender werden. O lieber! — denn heucheln können wir niemand — lieber, wenns nicht anders seyn kann, etwas weniger Beredsamkeit im Vortrag, weniger Schönheit im Ausdruck; und nur viel Deutlichkeit in Erklärung, Gründlichkeit in Beweisen, und genaue Bestimmung jedes Punkts! Wollt ihr den würdigen Zweck eurer Arbeiten, redliche Freunde der Wahrheit und Tugend, erreichen, so hütet euch vor allem, was Misverständniß erwecken kann; blicket nie seitwärts, wenn ihr gerade vor euch hinsehen solltet; sagt's lieber zweymal deutlich und laut, was ihr meinet, eh' ihr zu leise sprecht, und der guten Sache dadurch Schaden, so klein er auch sey, zuzieht. —

Näher zur Sache! Voran stehen in diesem Buche einige Betrachtungen über die falschen Urtheile von dem Werth der Moral, und über die Ursachen, warum man in der evangelischen Kirche so wenig Moral getrieben und selbige gar verdächtig gemacht habe. Alles ist Lesenswerth, was der Verf. hier sagt; und besonders verdient das erwogen zu werden, was er von der Herabsetzung der Moral zur Zeit der Reformation anführt. Immer verdienen jene große Kirchenverbesserer

ferer hierin mehr Entschuldigung, als die nachfolgenden Lehrer der Kirche, die in ihrer veränderten und mehr gesicherten Lage, statt vieler oft sehr unerheblicher Streitigkeiten zur Aufrechthaltung der Orthodoxie, lieber die Moral hätten studiren und sich in diesem Fache wahre Verdienste erwerben sollen. Und was soll man vollends von denen denken, die noch in unsern Tagen in jene Fußtapfen treten, die Moral gering achten, destomehr aber Dogmatik und Polemik erheben; die einen moralischen Ketzer toleriren, und noch dazu in Schutz nehmen, wenn er sein orthodox ist; und dagegen Himmel und Hölle bewegen, wenn ein redlicher Mann, von seiner Ueberzeugung gedrungen, in diesem oder jenem Punkt nicht glaubt und sagt, wie seine Väter dachten und sprachen? — Hr. Nöselt redet von dieser noch fortdaurenden Geringschätzung der Moral ebenfalls, und bahnt sich dadurch den Weg zur eigentlichen Abhandlung. Diese besteht darin, daß er einige Hauptgründe der Gegner wider die Moral nach einander anführt, erläutert und widerlegt. Er findet dabey öfters Gelegenheit, in manche fruchtbare Nebenbetrachtungen hineinzugehen, wohin unter andern die Materie von der späten Besserung gehört.

Erster Grund wider den Werth der Moral: sie sey sehr leicht und entbehrlich, weil uns die Liebe zum Guten alles lehre. — Der Verf. fertigt hier zuerst eine gewisse Gattung von neumodischen Schwärmern ab, „die von „nichts als Wärme des Herzens, von Empfindung der Tu„gend und Rechtschaffenheit und von Menschenliebe sprechen, „und doch so wenig Tugendproben in ihrem Verhalten geben, „sondern sich vielmehr von den entschiedensten Pflichten Aus„nahmen zu Gute halten.“ Die ganze Stelle verdient S. 17. u. f. nachgelesen zu werden. Er weiset hierauf auch diejenigen zurechte, die es im Grunde gut meinen, wirkliche Liebe zu Gott hegen, und nur dafür halten, **daß diese Liebe zu Gott uns alles lehren müsse, und daß es daher keines weitläuftigen Unterrichts aus der Moral bedürfe.** Er zeigt diesen Leuten, daß ohne Erkenntniß keine wahre Liebe zu Gott entstehen könne, und daß auch, wenn diese wirklich schon da ist, dennoch das beständige Studium der Moral etwas sehr nothwendiges und heilsames sey. Bey dieser Gelegenheit kommt der Verf. auf verschiedene wichtige Untersuchungen, er prüft ziemlich ausführlich die **Begriffe von Tugend und Gottseligkeit, von den Folgen der guten und bösen Handlungen, und von der zu**künfti-

künftigen Seligkeit. Wir können hier demselben unmöglich folgen, ohne weitläuftig zu werden; nur über ein paar Stellen wollen wir etwas weniges sagen, um unsre Leser auf die abgehandelte Materien desto aufmerksamer zu machen. Zuerst fällt uns eine schöne Stelle Seite 24. u. f. zur Empfehlung der Toleranz in die Augen. Sie ists werth, daß sie von den intoleranten Männern unsrer Zeit beherziget wird. „Ich „vermisse“ heißt es daselbst „bey sonst recht guten Christen, „nichts so sehr als Billigkeit und Liebe gegen die, so über dieses und jenes in der Religion anders denken, als sie. Sie „haben dies nicht sobald gehört, so entsteht Argwohn von bösen Absichten; scheint ihnen etwas sehr ausgemacht, so kann „der andre unmöglich die Wahrheit erkennen, er muß sie nicht „erkennen wollen, er ist nicht redlich, man widerspricht ihm, „und er wird nicht überzeugt; er ist dahin gegeben in verkehrten Sinn. Nun ist des Seufzens und Klagens und Verdammens kein Ende. Die Liebe erkaltet nicht nur, sie verwandelt sich in Haß. Was der andre auch Gutes hat; „wer weis mit alle dem, was dahinter liegt; desto gefährlicher ist der Mann, weil er so guten Schein hat; destomehr „muß man vor ihm warnen — und so wird Haß und Verunglimpfung, und Verfolgung und Hinderung dessen, was er „Gutes thun könnte, sogar Pflicht u. s. w.“ Wir empfehlen das folgende bis S. 29. zur redlichen Untersuchung, und wünschen zugleich, daß viele, deren Bild so ganz Naturgemäß hier gezeichnet worden ist, vor ihrer eignen Gestalt erschrecken mögen. — Ueber die Schwierigkeiten, welche bey Erkenntniß unsrer Pflichten vorkommen, sagt der Verf. S. 49. u. f. viel wahres: indessen hätte doch mancher Satz mehrerer Bestimmung und weiterer Erklärung bedurft, wenn er von weniger geübten Lesern richtig verstanden werden sollte. Dahin gehört z. E. wenn S. 52. gefragt wird: „will denn „Gott nicht alles was mir nützlich ist?“ Antw. „nein, so geradezu läßt sichs nicht behaupten. Und wenn auch, so kann „Gott vieles wollen, wovon wir den eigentlichen Nutzen „nicht absehen können,“ und S. 57. „Kann nun Gott die „Nutzbarkeit unzählicher Dinge erkennen, die für unsre Kurzsicht verborgen ist; so kann er auch vieles wollen, wovon „wir — außer dem, daß wir wissen, es sey sein Wille, und „er werde uns nichts zumuthen, was uns nicht gut seyn „sollte — nicht den geringsten Nutzen absehen können. u. s. f.“ Was der Verf. zur Erläuterung dieser Sätze beybringt, hat uns

uns kein Genüge gethan; ob wir gleich glauben, daß denselben unter nöthigen Einschränkungen ein gesunder Sinn gegeben werden könne. Es ist ja allerdings wahr, daß wir bey der Regierung Gottes und bey Anordnung unsrer Schicksale nicht immer sehen können, warum Gott dieses und jenes thut, und uns blos in Erkenntniß seines Willens beruhigen müssen; auch ists gewiß, daß wir unsre Handlungen nicht allein nach dem unmittelbaren Nutzen derselben würdigen dürfen: indessen ists doch eben so ausgemacht, daß Gott nie was thut, welches nicht seinen Geschöpfen, im Ganzen betrachtet, das nutzbarste wäre, und wobey er nicht zugleich auf den Vortheil eines jeden Individuums aufs möglichste Rücksicht nehmen sollte; daß es ferner kein einziges Gebot, weder in der philosophischen noch christlichen Moral gebe, dessen Nutzbarkeit wir nicht in vieler Absicht erkennen müßten, und in der letztern um so weniger, da alle darin vorkommende Gebote durch die deutliche Verheißung einer zukünftigen Vergeltung unterstützt werden; daß endlich es von der weisen Güte Gottes gar nicht zu erwarten stehe, daß er seinen vernünftigen Geschöpfen iemals solche Sittengesetze geben werde, die ihnen wirklich schädlich sind, oder deren Nutzbarkeit sie schlechterdings nicht einsehen könnten; indem, wenn es etwa blos zu ihrer Prüfung geschehen sollte, doch wenigstens diese Absicht, die den Nutzen des Gebots selbst in sich schließen würde, bekannt gemacht werden müßte, weil sonst kein hinreichender Bewegungsgrund zum Gehorsam und kein wahrer Glaube an Gott statt finden könnte. — Wir sagen hier nichts neues; nichts, worin der einsichtsvolle Verf. uns nicht beystimmen sollte: aber wir finden doch diese Sätze in den erwähnten Stellen nicht genugsam aus einander gesetzt, und so vor Misdeutungen verwahrt, wie die Wichtigkeit der Sache es wirklich erfoderte. Eben das müssen wir auch von einer ähnlichen Stelle S. 113 und 114. sagen. Der Verf. behauptet daselbst, daß **uns Gott seine Absichten** bey gewissen Geboten **verborgen habe, um uns zum Gehorsam zu gewöhnen**; so wie ein Vater oft sein Kind **durch sein bloßes Ansehen** regiert, und es an **einen blinden Gehorsam zu gewöhnen** sucht. Zur Erläuterung wird hierbey die Veranstaltung Gottes angeführt, „welche die Schrift Versöhnung der Menschen mit Gott nennt, „und mir zur göttlichen Erbarmung anders keine Hoffnung „macht, als wenn ich mich mit meinem Glauben an diesen „für mich gestorbenen Heyland halte — gesetzt, daß ich da „die

„die besondern Absichten nicht ausfündig machen könnte, die „Gott bey dieser Veranstaltung gehabt haben mag: wär es da „genug, nur bey diesem Gegenstand stehen zu bleiben; wär „es recht, dies für den letzten Zweck des Christenthums zu „halten; so ganz zu vergessen, was die h. Schrift deutlich und „oft sagt, daß alles dieses veranstaltet sey zur Ehre Gottes des „Vaters. — Wär's da nicht unsre Pflicht diesen Glauben als „ein Mittel anzusehn, uns die Liebe Gottes eindrücklich zu ma„chen? u. s. w.“ Im Ernst, wir verstehen hier den Verf. nicht recht, oder es ist uns unbegreiflich, wie er hier Sachen zusammengebracht hat, die nicht zusammen gehörten — wie er von verborgenen Absichten Gottes reden kann, da doch in der Moral alles deutlich genug für sehende Augen ist — vom blinden Gehorsam, den die Vernunft nicht kennet, und die h. Schrift in keiner Sylbe fodert — von der Veranstaltung unsrer Erlösung durch Christum, da er beweisen will, daß die Absichten Gottes bey seinen Sittengesetzen oft darum verborgen sind, damit wir destomehr im Vetrauen und Gehorsam gegen ihn geübt werden mögten — und eben so wenig begreifen wir, warum er dies alles auf eine Art thut, wodurch die Sache nicht klärer, nicht entschiedener wird; durch wiederholte Fragen in einem so schwankenden Tone, der den Leser selbst in Ungewißheit läßt, und nur zu neuen Fragen und Zweifeln Gelegenheit giebt! — Es ist wahr, Gott kann vielleicht manche besondere Absicht bey Sendung seines Sohnes in die Welt gehabt haben, die wir nicht ergründen können; aber wir wissen doch genug, und manches steht so klar da in der Schrift, daß wir hinreichende Ursachen haben, Gott darüber zu verehren, und seine Güte und Weisheit zu bewundern. Es ist also warlich **kein blinder Gehorsam**, den wir Gott leisten, wenn wir an seinen Sohn glauben; wenigstens soll ers nicht seyn, da wir ja Mittel und Gelegenheit haben, richtige Erkenntniß zu erlangen. — Eben so muß die Liebe Gottes, welche in dem Erlösungswerke so sichtbar geworden ist, uns allerdings zum Vertrauen und Gehorsam gegen Gott ermuntern. Wie könnte das aber geschehn, und wie würden wir Gottes Liebe aus diesen Veranstaltungen erkennen, wenn uns nicht **seine Absichten selbst**, wenigstens der Hauptsache nach, bekannt wären? — Und so glauben wir **überhaupt**, daß es solche Fälle gar nicht giebt, wo uns Gott (nach des Verf. Ausdrucke S. 108.) **nach seinem bloßen Belieben** etwas vorgeschrieben hat, das ist, wo er moralische

Pflichten

Pflichten gebietet, um uns nur Gehorsam zu lehren, und stärker an sich zu gewöhnen. Es müßte in solchem Falle Gottes Absicht gar nicht zu errathen seyn, das Gebot müßte mit den übrigen Pflichten gar nicht zusammen hängen, man würde gar keinen Nutzen desselben einsehen, und es eben so wenig aus den Eigenschaften Gottes und unsern Bedürfnissen herleiten können; man müßte es erfüllen, ohne zu wissen, **warum?** bloß darum, weil der Gesetzgeber es will. Ob Gott so etwas gebieten könne, dürfen wir hier nicht untersuchen. Aber, daß ers nicht gethan habe, behaupten wir dreist; und berufen uns dabey auf eine nähere Untersuchung der ganzen evangelischen Sittenlehre. Jede Erfüllung der Pflicht ist freylich **Uebung;** aber nicht **blinder Gehorsam;** sie geschieht mit **Absicht**, zu unserm **Vortheil**, und eben dadurch auch zur **Ehre Gottes.** Was hingegen aus der ältern biblischen Geschichte und aus den Einrichtungen des jüdischen Gottesdienstes, oder aus den besondern Schicksalen einzelner Menschen eingewandt werden könnte, trifft die allgemeine Sittenlehre nicht, und noch weniger kann man es auf die Moral Jesu anwenden. Doch wir müssen abbrechen. Wir wiederholen es nur, daß wir dies alles nicht zur Belehrung des Verf., an dessen Beystimmung wir nicht zweifeln dürfen, sondern nur zur Verhütung mancher Misdeutung gesagt haben. Uebrigens sind in diesem ganzen Abschnitte sehr viele reichhaltige schöne Anmerkungen, die wir dem Nachdenken der Leser recht sehr empfehlen müssen. Wir wollen nur ein paar davon zum Beweise anführen. S. 72 u. ff. untersucht der Verf. wie die **Erkenntniß** der Pflicht ins **Wollen**, und der Wille in **die That** übergehe. Eine höchst wichtige Frage, die hier zwar nicht ausführlich beantwortet werden konnte, wovon jedoch so viel gesagt ist, daß man eine sichere Spur hat, der man in weitern Nachforschungen folgen kann. — Nicht minder schön und wichtig sind die Betrachtungen über die **künftige Seligkeit** S. 120 u. ff. Der Verf. zeigt hier, daß dieselbe nicht bloß im **Genuß**, oder in **unthätiger Ruhe** bestehe; daß von der **Uebung** im Guten der **Grad der Seligkeit** abhange; daß hierunter die Lehre von der **aus Gnade** zu erlangenden Seligkeit nicht leide; daß die ganze Seligkeit des Tugendhaften nicht allein **auf jene Welt** einzuschränken sey, u. s. w. Gern schrieben wir manche Stelle ab, wenn der Raum es erlaubte.

Wir

Wir übergehen den **zweyten Hauptgrund** wider die Moral: daß sie nämlich nicht immer den angeblichen Nutzen stifte; auch den **dritten**: daß die Moral und Kenntniß der Pflichten es nicht eigentlich sey, die jenen Nutzen hervorbringe; und halten uns nur beym **vierten Gegengrunde** etwas auf, der darinn besteht: **daß das Studium der Moral schädlich sey.** Hier untersucht der Verf. zuförderst, was **Tugend** sey, und **ob die Tugend allein glücklich mache.** Er leugnet dies von jeder Tugend, die ohne Religion ist, und giebt es nur von derjenigen zu, welche den Glauben an Gottes besondere Vorsehung, Beystand und Vergeltung als ein wesentliches Stück in sich schließt. Um diesen Satz noch mehr zu bestätigen, wendet er sich zur Untersuchung der Folgen unserer Tugend, zeigt, daß sich dieselbe nicht immer selbst belohne; daß die natürlichen guten Folgen derselben nicht zu unserer Glückseligkeit hinlänglich sind; daß Gott aus freyer Güte willkührliche Belohnungen darauf folgen lassen könne und müßte, wenn unser Glück vollkommen werden solle; und daß daher nicht die bloße Tugend an und für sich, sondern Tugend und Glaube zusammengenommen als das Mittel zur Glückseligkeit angepriesen werden müsse. Wir stimmen hier zwar dem Verf. in der Hauptsache bey; wünschten aber doch, daß er manche Begriffe, z. E. von den **willkührlichen Belohnungen** der Tugend, und **in wiefern** dieselben willkührlich sind, und ob und **wie weit** sie hier schon in diesem Leben statt finden, noch sorgfältiger untersucht und jedesmal bestimmter angezeigt hätte, von welcher Tugend und welcher Glückseligkeit er rede. Wir haben hierüber schon vorne unsre Bedenklichkeit geäußert, daher wir weiter gehen, um noch einige andere merkwürdige Stellen dieses Buchs den Lesern bekannt zu machen.

S. 211 u. ff. folgen sehr schöne practische Bemerkungen über den Vortrag der Moral. Der Verf. eifert mit Recht über das trockene Moralisiren und Demonstriren. Man soll von Gottes Vaterliebe predigen (S. 215.); den Menschen in sein eignes Leben hineinführen; ihn auf sein Herz und auf die Folgen seiner Handlungen, auf die Ruhe eines guten Gewissens, aufmerksam machen; auch oft auf das Exempel Jesu hinweisen u. s. w. Er untersucht hierbey kürzlich, wie die Glaubenslehren **practisch** vorgetragen werden sollen, und sagt S. 218 sehr richtig: „Lehren, wovon der, welcher sie hört, „gar keinen Einfluß auf sich und seine Glückseligkeit einsieht, es



„sey, daß sie in keiner solchen Beziehung stehen, und in sich un-
„fruchtbar sind, oder daß sie ihm nicht so anschauend darge-
„stellt werden, daß sie ihre Wirkung thun können, werden
„gerade so wenig Eindruck machen, als die bloßen Tugendleh-
„ren." Sehr wahr, und schon oft erinnert! wenn man's doch ein-
mal recht überlegen, glauben und wirklich darnach handeln wollte!
Aber noch immer kommen Predigten zum Vorschein, in welchen der
Verstand der Menschen durch den Vortrag abstruser Lehren so jäm-
merlich genothzüchtigt wird, daß man Mitleiden haben muß mit
den Predigern, die das für erbaulich halten können, und mit den Zu-
hörern, die keine bessere Speise zu ihrer Erbauung bekommen. —
Eben so sehr verdient die ganze Untersuchung des V. über die
späte Besserung von S. 220 an erwogen zu werden. Ganz voll-
ständig und in aller Absicht genugthuend ist sie zwar nicht; aber
doch richtig und brauchbar für jeden Freund der Religion und
besonders für Lehrer und Beobachter des menschlichen Herzens.
Der Verf. geht den Mittelweg und hält den Aufschub der Bes-
serung allerdings für höchst gefährlich; glaubt indessen doch,
daß es auch auf der andern Seite übertrieben werde. Wir
glauben dies mit ihm; nur gefällt uns die Hitze nicht, mit der
er gegen die letztern streitet. Wenige haben, so viel wir wissen,
die Sache so weit getrieben, daß sie die späte Buße für ganz
unmöglich ausgegeben hätten. Man hat sich auf beyden
Seiten nicht immer bestimmt genug ausgedrückt, und im Af-
fect manches Wort gesprochen, was gemißdeutet werden konnte.
Ruhige Untersuchung der Sache und sorgfältige Beobachtung
der Menschen, besonders auf dem Kranken- und Sterbebette,
lehrt uns die rechte Mittelstraße halten. Vielleicht ließe sich
denn die hier aufgeworfene Frage: **ob Sicherheit oder
Verzweiflung gewöhnlicher und gefährlicher sey?**
noch bestimmter beantworten, als vom Verf. geschehen ist.
Nach der Erfahrung, die sich Recens. in einer ziemlich langen
Amtsführung erworben hat, kömmt die letztere viel seltner vor,
und ihr ist, wo sie nicht etwa aus schwarzem Blute entspringt,
und also selbst Krankheit ist, weit eher zu rathen, als der Si-
cherheit. Auch werden's alle Prediger, die zu unpartheyischen
Beobachtungen Geist haben, bezeugen müssen, daß der Satz
des Verf., daß dem Menschen auf dem Krankenbette **die
Furcht natürlicher sey, als die Hoffnung**, schlechter-
dings nur von solchen Leuten, die gute Religionskenntnisse be-
sitzen, gelte. Kaum sollte man's glauben, wenns nicht die Er-
fahrung lehrte, wie gleichgültig viele Menschen dem Tode ent-

gegen

gegen sehen können, ob sie gleich nichts weniger als wahre christliche Hoffnung haben. Es ist warlich so leicht nicht, solche Leute zur Verzweiflung zu bringen, wenn man's auch wirklich darauf anlegen wollte; und wenn wiederholte fürchterliche Vorstellungen auch endlich Schrecken und Angst in ihre Herzen gebracht hätten, so ists doch nur etwas Vorübergehendes, wofern man nicht Zeit hat, dem Verstande die nöthigsten Kenntnisse des Christenthums beyzubringen, und nach und nach Gefühl gegen Gott und Religion zu erwecken. Anders ist's freylich mit bloß leichtsinnigen Menschen, wenn sie zumal die Religionswahrheiten kennen, und noch nicht alle Empfindung gegen dieselben verlohren haben. Diesen Unterschied unter sichern und leichtsinnigen Menschen macht der Verf. auch; aber er hätte, dünkt uns, auf die erstern noch mehr Rücksicht nehmen und die Fälle besser bestimmen müssen. Merkwürdig ist folgende Stelle S. 225: „ich würde es — soll ich sagen, vergeben? — nein, ich würde es loben, wenn jemand einen reuigen Sterbenden — ich sage nicht: selig spräche, aber doch — auf Gottes Barmherzigkeit und das Verdienst Jesu hinwies, gesetzt, daß der Trost Jesu auch für den Menschen nicht gehörte. Möchte er doch irren, so irrte er aus Menschenliebe, die einem Leidenden seinen Kampf erleichtern will, irrte vielleicht aus kindlichem Herzen, das besorgt ist, von dem Vater der Menschen nicht zärtlich genug zu denken. Wozu soll hingegen die Ankündigung: es ist zu spät! für den Sterbenden? den kanns ja nicht bessern — für die Zurückbleibende? So predigt den Lebendigen, und überläßt die Todten ihrem Herrn. —" Wer so, wie der Verf., ein Herz voll warmer Menschenliebe hat; wer unbereitete Sterbende im letzten Todeskampfe gesehen und als Lehrer besucht hat; wer die Pflichten eines evangelischen Lehrers nach ihrem ganzen Umfange und Zwecke kennt, der wird ohne Bedenken diese Stelle in der Hauptsache unterschreiben; wird sich scheuen, Menschen zu verdammen, die nach nicht vor'm Richterstuhle stehen, vergeblich Wunden zu schlagen, die nicht mehr geheilt werden können. Aber doch paßt dies nur auf Sterbende in der letzten Noth, nur dann, wenn der Lehrer wahrnimmt, daß andere Vorstellungen durchaus fruchtloß sind. So lange noch Ueberlegungen auf Seiten des Kranken möglich sind, und der Krankheit Ausgang noch ungewiß ist: wird es am sichersten seyn, mit Ermahnungen und Belehrungen im liebreichen mitleidigen Tone, ohne schreckliche Drohung und Verdammung fortzufahren,

auf wirkliche Aenderung des Sinnes zu dringen, und nur entfernte und bedingte Hoffnungen zu machen. In allen diesen Fällen aber, wenn man nämlich mit Leuten zu thun hat, die bis zum Krankenbette sicher oder leichtsinnig gewesen sind, werden eigentliche Tröstungen und Anpreisungen des Verdienstes Jesu zu frühzeitig kommen, und selbst denn, wenn sich Spuren der Sinnesänderung zeigen, mit vieler Behutsamkeit zu gebrauchen seyn. Man weiß ohnedas, was für ein verderblicher Misbrauch mit der Lehre von Christi Verdienst auf dem Sterbebetten getrieben wird, und wie sehr es da des Lehrers Pflicht wird, vielen herrschenden Vorurtheilen und Aberglauben entgegen zu gehen! — S. 227. merkt der Verf. zwar ganz richtig an, daß es bey späten Bekehrungen sehr schwer und vielleicht unmöglich sey, von seiner künftigen Seligkeit Gewißheit zu erlangen; er schränkt aber diesen Ausspruch gleich wieder auf eine Art ein, die uns nicht gefällt. Es heißt S. 228: „Ich kann oft gewisse Folgen natürlicher Weise nicht „erwarten, und doch fühle ich etwas in mir, — es komme „nun, woher es wolle — das mirs unmöglich macht, die und „die Folgen zu fürchten, und mich mit einer Gewißheit erfüllt, die ich mir nicht erklären kann. — ich möchte wissen, „warum es unmöglich seyn sollte, daß Gott, der in Austheilung seiner Wohlthaten ungebunden ist, einem, der sich spät „bessert, gleichwohl eine besondere, ihm aus seinen vormaligen Umständen nicht erklärbare Gewißheit von seinem künftigen Schicksale gäbe." Unmöglich ists Gott freylich nicht, dies zu thun; aber wie will der Verf. die Wirklichkeit der Sache, daran doch eigentlich alles gelegen ist, beweisen? In der Bibel steht unsers Wissens nichts davon; sondern sie weiset uns immer auf die sichern Kennzeichen des Christenthums hin, um darnach durch Selbstprüfung unsern Gnadenstand beurtheilen zu lernen. Und was die Erfahrungen betrifft, so ist zwar nicht zu leugnen, daß viele Personen bey einer späten Buße auf dem Todtenbette sich solcher Gewißheit gerühmt haben; es ist aber auch eben so gewiß, daß dieselbe entweder bloß das Werk einer durch gewisse Bekehrungsmethoden erregten Einbildungskraft, oder was erzwungenes, oder zuweilen auch die Folge einer vernünftigen Selbstprüfung nach den Regeln des Christenthums gewesen, welcher letztere Fall jedoch äußerst selten statt finden wird. Mag doch zuweilen in gewissen zukünftigen und zufälligen Begebenheiten dieses Lebens eine dunkle Ahndung den Ausgang vorhersagen! In der Sache unserer ewi-

gen

zur Seligkeit kann das unmöglich Anwendung leiden; wir mögen es nun aus natürlichen Kräften unsrer Seele, oder aus einer außerordentlichen Einwirkung Gottes erklären. Und wozu brauchen wir solche Behelfe und schwankende Hypothesen, da wir richtigen und klaren Unterricht über diese Sache im Worte Gottes finden? Fehlts etwa an Leuten, die ihre dunkeln Gefühle zum Grunde ihrer Gewißheit im Christenthume machen, und sich dieser und jener göttlichen Einwirkungen rühmen? — Sollten wir den Verf. hier unrecht verstanden haben, so bitten wir um Verzeihung. Aber er hätte sich dann wenigstens in einer so delikaten Sache deutlicher und ausführlicher erklären müssen.

Was im folgenden noch zur Vertheidigung einer späten Besserung und Hinwegschaffung mancher Vorurtheile in dieser Sache gesagt wird, verdienet Beyfall, Prüfung und Beherzigung. Vorzüglich hat uns das gefallen, was von der unmerklich fortschreitenden und zuweilen plötzlich ausbrechenden Besserung mancher Menschen, ziemlich ausführlich angeführt wird. Wenn die Leser damit dasjenige vergleichen wollen, was hierüber an verschiedenen Orten unserer Bibl. und besonders Band XII, St. 2. bey Recension der Baumgartenschen Moral angemerkt worden ist, so werden sie viele Uebereinstimmung und zugleich weitere Aufklärung dieses und jenen Punctes finden. Wir sehen uns genöthigt, alles, was wir bey einer so wichtigen und fruchtbaren Materie noch sagen könnten, zurück zu lassen, zumal da wir hoffen können, daß dies Buch bereits in vielen Händen seyn werde. Nur mit zwey Worten wollen wir zum Schluß die beyden letzten Hauptgründe der Gegner wider die Moral, mit deren Widerlegung der Verf. sich am Ende seines Buchs beschäftigt, anführen. Es sind folgende: fünftens, die Moral mache den Menschen muthlos, und sechstens, sie verleite zum Heidenthum und Naturalismus. Man sieht leicht, wie viel Gelegenheit hierbey zu nützlichen Anmerkungen vorkomme, und wir versichern die Leser, daß der Verfasser selbige mehrentheils glücklich genutzt hat.

Br.

Unterthänige Vorschläge, den Krieg der Protestanten mit den Verbesserern ihres Lehrbegriffs zu endigen,

und eine heterodoxe Universität anzulegen. Gedruckt in Deutschland. 1776. 8. 71 Seiten.

Abermals ein Spottschriftchen auf die vom herrschenden Lehrbegriffe der Kirchenparthey abweichenden Lehrer, welches für die Geschwornen der Secte ein rechtes Labsal seyn wird. Das Ding ist nicht übel geschrieben. Zu Anfange läßt es, als ob der V. die streitige Sache zwischen Heterodoxen und Orthodoxen so ganz ehrlich, billig, unpartheyisch untersuchen wollte. Dies gefiel uns. Aber in der Folge und gegen das Ende wird es in so einem Maaße hämisch und bitter, als es nur seyn kann. Ob dies oder jenes, welches von der einen oder der andern Parthey behauptet wird, schriftmäßige oder nicht schriftmäßige Wahrheit sey? darauf kömmt es dem V. nicht an, das will er nicht entscheiden, und hält es auch für unmöglich zu entscheiden. Genug die lutherische oder reformirte Kirche ist, so wie die katholische, eine von den dreyen im deutschen Reiche gesetzmäßig etablirten Gesellschaften, deren Glieder ein Recht haben, sich über einen Lehrbegriff, den sie für wahr und billig halten, zu vereinigen. Wer in ihr Lehrer seyn will, muß diesen und keinen andern Lehrbegriff auf der Universität erlernen, und ihn hernach treulich der Kirche überliefern. Einen Heterodoxen will sie eben so wenig zum Lehrer in ihrem Dienste haben und besolden, als der Barbierer einen Gesellen, der nicht nach seinem Sinne einen Bart zu putzen versteht; oder der Bauer einen Ackerknecht, welcher so naseweise ist, ihm vorzuschreiben, er müsse sein Feld anders, als er es in seiner Gegend gewohnt ist, bauen; oder als irgend jemand demjenigen Tischler das Macherlohn bezahlen würde, der ihm aus den nußbaumenen Dielen und Brettern, so er ihm gegeben, statt der bestellten Commode eine Wiege verfertiget hätte, wenn sie auch noch so fein und künstlich gearbeitet wäre. Dem Heterodoxen sey es freylich unverwehrt, nach seinem Gewissen das zu glauben und selbst öffentlich zu lehren, was er für Wahrheit hielt. Es sey billig, daß ihm diese Freyheit allenthalben von der Obrigkeit verstattet würde: denn von Rechtswegen, wenn der Landesherr nicht durch Verträge gebunden wäre, wie die Fürsten im deutschen Reiche durch den Westphälischen Frieden, müßten auch Arianer und Socinianer überall so gut freye Religionsübung haben, als Katholiken, Lutheraner und Reformirten. Allein die neuen Refor-

[illegible] müßten nicht verlangen, lutherische oder reformirte Lehrer zu heißen, sie müßten von der Kirche und deren Obrigkeit, deren Confession sie doch, ohne daß es einmal viel Leute merkten, nicht gemäß predigten und schrieben, keine Besoldung verlangen, so wenig als Luther nach seiner Trennung von der römischen Kirche vom Pabste Besoldung verlangt hätte; sondern sie müßten frey heraussagen: Wir gehören nicht zu euch, wir mögen eure Besoldung nicht, können sie nicht mit gutem Gewissen annehmen. Dünkte ihnen das ein groß Opfer und fänden sie sich gleichwohl vom Wahrheitstriebe gedrungen, an der Verbesserung des kirchmäßigen Lehrbegriffs zur Beförderung der Sache Gottes fernerhin zu arbeiten, nun! so müssen sie von der Kirche ausgehen und Gott vertrauen, daß er ihnen schon anderswo Brod geben würde, auch allenfalls die Märtirerkrone zu tragen sich nicht scheuen. Es würde auch vielleicht so übel nicht werden. Sie müßten es versuchen, irgendwo in einer großen Stadt, wie z. B. in London nicht ungewöhnlich wäre, neue Secten, Kirchen und Gemeinen zu stiften. Sie könnten ja damit anfangen, daß sie sich zuerst einen großen Saal in der Stadt mietheten und öffentlich predigten, bis sie das Glück hätten eine Gemeine zusammen zu bringen. Von dem Gelde der Leute, die sich zu ihnen gesellten und ihre Lehrbegriffe annähmen, würden sie dann vielleicht in den Stand gesetzt werden, Kirchen zu bauen, welches ihnen, wie in allen Freystaaten, nicht verwehrt werden dürfte, und einen sichern Fond zu ihren Besoldungen aufzubringen. Oder, wenn das nicht gehen wollte, könnten sie sich ja nach Amerika verfügen, wo noch große unbebauete Gegenden wären, wo die Menschen größtentheils noch im Stande der Unschuld lebten und von der Erbsünde nichts wüßten. Da könnten sie sich anbauen und auf beliebige Art arianische, socinianische, pelagianische, oder wie sie sich nennen wollten, Gemeinen errichten, wie man in mehrern Ländern Herrnhuter- oder Quäckergemeinen hätte — Und weil viele Aeltern in Deutschland, die ihre Kinder auf eine lutherische oder reformirte Universität schickten, den Lehrbegriff ihrer Kirche daselbst zu lernen, itzt schwürig darüber wären, daß sie ihn nicht lernten, auch hernach, wenn es durch die Consistorien im Lande bekannt würde, ihre Söhne taugten nicht zum Lehramte in der Kirche, weil sie dessen Lehrbegriff nicht verstünden, die Hände über dem Kopfe zusammen schlügen, daß das Geld zum Studiren weggeworfen wäre: so möchte es rathsam seyn, eine hetero-

 doxe

doxe Universität zu errichten, die noch einzige wirklich wäre, aber ohnfehlbar viel Zulauf haben würde, auch des kameralischen Nutzens wegen gar wohl obrigkeitliche Unterstützung verdiente. Alsdenn würde weiter niemand hintergangen werden; sondern eine jede Parthey, möchten deren auch noch so viele entstehen, völlige Gewissens- Religions- und Lehrfreyheit genießen, und es würden die glückseligen Zeiten eintreten, wo ein jeder unter seinem eigenen Weinstocke und Feigenbaume wohnete, von denen der Prophet weissagte: die Wölfe werden bey den Lämmern wohnen, und die Pardel bey den Böcken.

Dies sind so im kurzen die unterthänigen Vorschläge des ungenannten V. auf Treu und Glauben angezeiget. Da die Männer, über welche es hier hergeht, aus ihren Heterodoxien kein Hehl gemacht, sondern sie unter ihrem Namen freymüthig und öffentlich heraus gesagt haben: so wäre es wohl billig gewesen, daß der V. sich auch Namenkundig gegeben hätte. Aber das muß er sich wohl nicht getrauet haben. Es ist eine alte Anmerkung, daß manche Schrift gar sehr den Character des Autors verräth, und wider seinen Willen den Leser in sein Herz hinein blicken läßt. Von dieser gilt sie auch. Ein Mann, er sey orthodox oder heterodox, der von der Würde und Wichtigkeit der Religion ein Gefühl hat, kann in Sachen, welche sie angehen, so leichtsinnig nicht schreiben, und wird sich dergleichen hämische Spöttereyen sicherlich nicht erlauben. Rec. hat sie sich nie in Ansehung der Gegenparthey verstattet, und tadelt es äußerst, wenn unbesonnene, schlecht denkende Heterodoxen gelehrte und achtungswürdige Orthodoxen verlachen. Aber eben so sehr mißfällt es ihm auch, wenn der Orthodox den Lacher und Spötter spielen will, wie es itzo Sitte ist, und unsere Bibliothek häufig vor jedermanns Augen legt. Die Sache, die hier verhöhnt wird, hat denn endlich eine viel ernsthaftere und ehrwürdigere Seite, von der fromme Orthodoxen und Heterodoxen sie ansehen. Der Wachsthum der theologischen Hülfswissenschaften, die freyeren, unsern Vorfahren nicht öffentlich vergönnten Untersuchungen über Lehrsätze der Religion, haben nothwendig Veränderungen und größere Aufklärungen in der christlichen Erkenntniß nach sich ziehen müssen. Zu sagen: davon muß in der Kirche kein Gebrauch gemacht werden; genug es stehe mit der Kirche wie mit einer bürgerlichen Innung, und du Lehrer mußt in ihr innungsmäßig gerade eben so über alle Lehrpuncte lehren, als vor hundert und zweyhundert Jahren gelehrt worden; das stößt offenbar

her gegen die gesunde Vernunft an, und es ist unverzeihlicher Undank gegen Gottes Vorsehung, der diese größern Aufklärungen entstehen ließ. Leider! ist Christus schon getheilt genug in seiner Kirche. Soll er noch mehr getheilt werden? Neue Secten sind also ohne den äussersten Nachtheil, der allen daher zu besorgenden Schaden, wenn nicht mehr ächt lutherisch oder ächt calwinisch in der Kirche gelehrt würde, weit überwiegt, wohl nicht anzurathen. Man sage, was man wolle, rechtschaffenes Christenthum zu lehren, wie es sich im Herzen und Leben der Bekenner Jesu zu ihrer Beruhigung, Besserung und Hoffnung auf jene Welt thätig beweisen soll, dazu gehört wahrhaftig mehr, als bloß die Unterscheidungslehren der Kirchenpartheyen, mehr als bloß Dreyeinigkeit, höchste wesentliche Gottheit und Genugthuung Christi und Erbsünde predigen. Wenn nur in dem nichts geändert, nur das allgemein von den christlichen Predigern (wie ein jeder die Vorstellungen und Ausdrücke davon der biblischen Wahrheit am gemäßesten findet) mit Gewissenhaftigkeit getrieben wird, was alle und jede, den Gelehrten wie den Ungelehrten, den Weisen wie den Einfältigen, wahrhaftig fromm, getrost und glückselig für itzt und die Zukunft macht: so wird das Christenthum nicht untergehen, sondern die christliche Welt sich sehr wohl dabey stehen, wenn auch alle Namen nach Luthern und Calvin, wie nach Kephas, Apollo und Paulus einmal völlig aufhörten. Polemisiren für die Secte taugt ohnehin auf der Kanzel nichts. Es ist die leerste Einbildung von der Welt, wenn Orthodoxen oder Heterodoxen glauben, daß das Reich Gottes dadurch gebauet werde. Gottlob! daß auch immermehr verständige Christen aus allerley Ständen einsehen lernen, worauf es eigentlich bey dem christlichen Glauben und der christlichen Gottseligkeit ankomme. Wenn diese nur überall geschätzt und geübt werden, ob Luthers oder Calvins Lehre wörtlich fortgepflanzt werde, daran wird weit weniger liegen. Freylich wer sich von der christlichen Lehre den läppischen Begriff macht, daß sie zum Gebrauch des einen nothwendig wie eine Commode, und zum Gebrauch des andern nothwendig wie eine Wiege geformt seyn muß, je nachdem er sie sich so oder so bestellt hat; wer sie als ein Feld betrachtet, das jeder Eigenthümer nach seinem Eigensinne zu schmalen oder breiten Furchen umgepflügt verlangen kann, weil das Feld doch ihm und keinem andern gehört, und den Lehrer einer Kirche mit dem gedungenen Barbiergesellen, der den Leuten den Bart ab-

 nimmt,

nimmt, in ähnliches Verhältniß setzt, der macht sich und seine Sache zu verächtlich, als daß man sich mit ihm darüber einlassen könnte. Da überdies in der angezeigten Brochüre kein einziger Einwurf vorkömmt, über den sich die Verfasser unserer Bibliothek nicht mehrmalen häufig erklärt hätten: so wollen wir auch nichts weiter hinzusetzen.

T.

Conjekturen über das Neue Testament, zuerst gesammlet von Wilh. Bowyer, aus dem englischen der zwoten Ausgabe übersetzt, und durchaus mit Zusätzen und Berichtigungen bereichert von Joh. Christ. Friedr. Schulz, Prof. — in Giessen. Erster Theil. Leipzig. 1774. Zweyter Theil. 1775. Zusammen 608 Seiten, 8.

Bey der fast ungeheuern Menge von Hülfsmitteln, die wir zu Berichtigung des Textes des N. T. entweder schon haben; oder uns doch, wenn wir nur wollten, verschaffen könnten, darf der Conjekturalkritik bey dem N. T. so viel nicht eingeräumt werden, als bey den Schriften andrer alten Auktoren, von denen wir nur sehr wenige oder junge Handschriften kennen, welche noch dazu oft aus einer einzigen Quelle geflossen sind. Es giebt zwar einige Stellen, die der größten Wahrscheinlichkeit nach corrumpirt sind, und bey denen gleichwohl alle bekannte Handschriften, Uebersetzungen und Anführungen der Kirchenväter nicht hinreichen, eine Lesart uns an die Hand zu geben, welche Beyfall verdiente. Aber solcher Stellen sind doch nur wenige; und meistens sind sie von einer solchen Art, und scheinen solche Veränderungen erlitten zu haben, daß auch vom Conjekturiren wenig zu hoffen seyn möchte. Allzu gewagte Conjekturen aber können bey biblischen Büchern nicht füglich zu einer Grundlage neuer Erklärungen gebraucht werden, wenn sie nicht, ihrer Kühnheit ohnerachtet, so leicht, natürlich und einleuchtend sind, daß unter zehn uneingenommenen Kennern, wenigstens sechs ihnen sogleich beyfallen. Dies pflegt aber bey Conjekturen über das N. T. gar nicht der Fall zu seyn. Wenige haben das Glück gehabt andern, als allein ihren Erfindern zu gefallen.

Bey

bey den allermeisten läßt sich zeigen, daß sie ganz unnöthig sind. Wo aber auch der Text in der That verderbt zu seyn scheint, läßt sich meistens auf mehr als eine Art helfen, ohne daß man leicht entscheiden könnte, welche die allein wahre sey. Man vergleiche z. E. Joh. 19, 29. Apostelgesch. 2, 9. Hebr. 11, 37. Zur Berichtigung des Textes möchte diesemnach die vor uns liegende Sammlung von Conjekturen wenig beytragen. Aber in verschiedenen andern Rücksichten, z. B. um den gesammten Vorrath von Conjekturen nicht nur über einzelne schwere Stellen, sondern auch über den ganzen Text des Neuen Testaments, übersehen zu können; um überhaupt über den Werth oder Unwerth der Conjekturalkritik bey dem N. T. richtig, nach Maasgabe der Erfahrung, vermittelst einer fast vollständigen Induktion urtheilen zu lernen; um durch eine kurz hintereinander angestellte Prüfung so vieler hundert von so verschiedenen Urhebern herrührenden Conjekturen, das kritische Gefühl zu schärfen, und Regeln sich zu abstrahiren, nach welchen die Güte kritischer Muthmaßungen und der Grad ihrer Wahrscheinlichkeit bestimmt werden kann; um durch fehlgeschlagene Versuche auf bessere und wahrscheinlichere Vermuthungen geleitet zu werden; um durch die Betrachtung der unzählbaren Menge ganz unnöthiger oder doch völlig mißlungener Muthmaßungen, welche selbst von den geübtesten Kritikern vorgeschlagen worden sind, die allzugroße Neigung zum Conjekturiren zu zähmen, und uns ein billiges Mißtrauen gegen unsre eigne kritische Einfälle einzuflößen; — in diesen und mehr andern Rücksichten würde uns diese Conjekturensammlung immer sehr schätzbar bleiben, wenn auch unter dem ganzen Haufen kaum sechs zu finden seyn sollten, denen man einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zugestehen müßte.

Die Grundlage des Werks rührt von dem gelehrten englischen Buchdrucker Bowyer her, welcher im Jahr 1763. seiner Ausgabe des N. T. einen Anhang beyfügte, worinn er alle ihm bekannt gewordene Conjekturen gelehrter Männer sammlete. Diese Sammlung ließ er 1772. mit sehr ansehnlichen Vermehrungen besonders abdrucken. Hr. Schulz liefert sie hier in einer deutschen Uebersetzung; aber mit so vielen Zusätzen bereichert, daß das Werkchen nun um die Hälfte stärker geworden ist, und sich der Vollkommenheit um ein großes genähert hat. Es sind nicht nur viele, zum Theil beträchtliche Conjekturen, zumal deutscher Gelehrten, neu hinzugekommen, welche dem Fleiß des englischen Sammlers entgangen waren,

sondern



sondern der Uebersetzer hat auch oft die von Bowyern schon bemerkten Muthmaßungen durch Anführung mehrerer Gelehrten, die sie gebilligt haben, bestätigt. Nicht selten hat er entweder seine eigne oder andrer Kritiker Erinnerungen gegen verwerfliche Conjekturen beygefügt, oder wenigstens Schriftsteller genennt, welche darüber nachgesehen werden können. Das Buch hat also unter Hrn. Schulzens Händen wirklich sehr viel gewonnen. Nur wünschte ich, daß er bey seinen Zusätzen eine strengere Wahl getroffen, und nicht so sehr vieles, was in eine Conjekturensammlung schlechterdings nicht gehört, eingerückt hätte. Schon Bowyer hatte einigemal, jedoch nur selten, den Fehler begangen, daß er Lesarten, die in Handschriften wirklich vorkommen, in der Reihe der Muthmaßungen mit aufgestellt hatte. Z. E. über Apostelgesch. 8, 37. schreibt er: „diesen ganzen Vers lassen die meisten Handschriften aus.“ Und über Cap. 10, 12. „Die syrische, koptische „und lateinische Uebersetzung lassen nebst einigen Handschriften „και τα θηρια aus. Aus Cap. 11, 6. kam es hieher.“ Wie kommen dergleichen Anzeigen in eine Sammlung von Muthmaßungen? Gleichwohl hat Hr. S. hierinn es noch viel öfter versehen als Bowyer. Z. B. Seite 174. zweymal, bey Joh. 1, Vers 27. und Vers 29. Seite 175. bey Joh. 2, 6. „κειμεναι hält Semler für einen spätern Zusatz.“ (aber nicht aus Conjektur; sondern weil es in einem sehr ansehnlichen griechischen und einigen alten lateinischen Handschriften wirklich fehlt.) Eben das gilt auch von den Schulzischen Zusätzen zu Joh. 2, 12. Cap. 4, 9. „οὐ γαρ scheint Semlern ein „fremder Zusatz zu seyn“ — weil es nemlich in der cambridger Handschrift fehlt. So verhält es sich auch mit dem andern Zusatz zu ebendemselben Vers, und mit noch zwey andern auf der nemlichen Seite, und Joh. 6, 11. zweymal, und Cap. 12, 1. und Vers 3. u. s. f. Sollte das Buch eine neue Auflage erleben, (wie ich hoffe, aller der bittern Klagen ungeachtet, welche der Hr. Uebersetzer in der Vorrede über die jetzige Vernachlässigung der Kritik des N. T. führt,) so wünschte ich, daß H. S. alle diese unnütze Auswüchse, zugleich mit dem langen Anhang zu Röm. 15. und 16. der doch zur Entscheidung der streitigen Frage wenig beyträgt, wegnehmen möchte. Hierdurch würde er zu zweckmäßigern Zusätzen Platz gewinnen, ohne daß das Buch ohne Noth vergrößert und vertheuert werden dürfte. Denn so sehr man dem Fleiß des englischen sowohl, als deutschen Sammlers Gerechtigkeit wieder-

fahren

fahren lassen muß: so konnte es doch nicht anders seyn, als daß beyden viele Conjekturen entwischeten, die in solchen Büchern versteckt liegen, in denen man sie nicht suchen sollte, und die ein bloßer Zufall dem Sammler in die Hände spielen muß. Ich habe sogar gefunden, daß aus Hauptbüchern, welche von den Sammlern schon gebraucht worden sind, eine ergiebige Nachlese zu hoffen sey. So vermisse ich in der schon oben erwähnten Stelle Joh. 19, 29. eine nicht nur von Wetstein, sondern auch von Ernesti im Interpres pag. 198. bemerkte Conjektur, und zwar gerade diejenige, welche unter allen andern die natürlichste und scheinbarste seyn würde, wenn die Stelle einer Conjekturalemendation wirklich bedürfte, nemlich ὑσσῷ statt ὑσσώπῳ. Auch Mangey's Conjekturen, die er unter seine Noten zum Philo gestreut hat, sind nicht vollständig excerpirt. Ich verweise auf Wesseling's epistolam ad Venemam, de Aquilae in scriptis Philonis Iudaei fragmentis. Trai. ad Rhenum 1748. pag. 12. seq. wo mehrere Mangeyische Muthmaßungen angeführt und nach Gebühr abgefertigt werden, die ich aber nicht alle in dieser Conjekturensammlung angezeigt finde. Selbst des gelehrten Wesseling's Gegenerinnerungen verdienten bemerkt zu werden.

Bisher habe ich diese Sammlung blos von der Seite betrachtet, da sie Conjekturen über die Abänderung, Versetzung oder Auslassung gewisser Worte des Texts enthält; und in so fern ist das Buch jedem Kritiker schätzbar. Aber es hat auch noch eine andere Seite, von welcher es sich jedem ohne Unterschied empfiehlt, der sich mit Erklärung des N. T. beschäfftigt. Wenigstens die Hälfte des Buchs betrift nicht Aenderungen des Textes; sondern Vorschläge zu Berichtigung der Interpunktion, und mithin auch der Construktion und Erklärung sehr vieler Stellen. Dies halte ich für den wichtigsten und gemeinnützigsten Theil des Inhalts. Es ist bekannt, daß die Interpunktion ganz willkührlich ist, und daß die jetzt gewöhnliche keine größere Auktorität für sich hat, als das Gutdünken oft ungelehrter Abschreiber und Editoren. Eben so gewiß ist es, daß die Interpunktion der gewöhnlichen Ausgaben sehr oft, zumal in den apostolischen Briefen, falsch ist, und daß vielen unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten durch eine bloße Verrückung eines Komma oder Kolons auf die leichteste und natürlichste Weise abgeholfen werden kann. Eine Sammlung der verschiedenen Interpunktionsarten ist also unstreitig eins der besten Hülfsmittel zum Verstand des N. T.

Sie

Sie macht uns nicht nur viele bessere Interpunktionen bekannt; sondern gewöhnt uns auch, bey der Erklärung einer Stelle allemal die vorläufige Frage aufzuwerfen, ob sie richtig interpungirt sey? eine Frage, an die man nicht oft genug zu denken pflegt, weil man von Jugend auf an die einmal eingeführte Abtheilung sich gewöhnt hat. Es wäre zu wünschen, daß H. S. sich es vorzüglich angelegen seyn ließe, diesen Theil seiner Sammlung nach und nach möglichst vollständig zu machen. Denn gerade hier ist noch die reichlichste Nachlese zu halten. Die Schriften der griechischen sowohl als lateinischen Kirchenväter geben Zusätze in Menge an die Hand. Auch wäre bey Vergleichung griechischer Handschriften des N. T. auf die Abweichungen von der gewöhnlichen Interpunktion mehr Aufmerksamkeit künftig zu verwenden, als von Variantensammlern bisher geschehen ist.

Cz.

Die Rechtgläubigkeit der heil. griechischen Kirche, gezeigt von D. H. Purgold. 1776. 57 S. in 8.

Diesen bey der Akad. der Wiss. zu Petersburg herausgekommenen Nachdruck müssen wir um so mehr anzeigen, da die kleine Schrift in eben dem Jahre sowohl daselbst, als zu Moskow, und zwar an jedem Orte in einer besondern russischen Uebersetzung an das Licht getreten ist.

Op.

Valmont, oder die Verirrungen der Vernunft, in einer Reihe von Briefen. Nach der zweyten Ausgabe aus dem Franz. übersetzt. Drey Theile. Danzig, bey Flörke. 1776. 83 Bogen in 8.

Eine französisch-katholische Warnung und Präservativ gegen freygeisterische Denkungsart, halb Roman, und halb voll sauersüßer Polemik wider die Encyclopädisten und die in Paris so genannten Philosophen, halb voll zuckersüßer Liebestiraden, halb voll mönchischer Ascetik. Es soll bestimmt seyn, junge Weltleute vor freydenkerische Grundsätze zu verwahren,

wahren, und predigt dabey die eingeschränkteste Klostermoral. Wie sich diese zu den Liebesscenen passen soll, mag der französische Abbe, der dies Werk geschrieben hat, wissen. Das Buch ist gerade so, wie es ein französischer Abbe zu schreiben braucht, halb Religion, halb Galanterie, durch weitläuftiges Geschwätz, das eine gewisse Sorte von Leuten in Frankreich schöne Schreibart nennet, zu drey Bänden ausgesponnen, die der Verf. sowohl seinem Erzbischoffe überreichen, als auch einer devoten Dame von sieben und dreyßig Jahren auf die Toilette legen konnte. Dem deutschen Uebersetzer war ein solches Buch auch eben recht: denn es füllte ja drey und achtzig Bogen. Was die Deutschen mit kahlen französischen Tiraden, in schülerhaftes Magisterdeutsch übersetzt, machen sollen, durfte freylich seine wenigste Sorge seyn. In der Vorrede meynt doch der Uebersetzer, nachdem er das Buch durchübersetzt hatte: „Da der Verfasser ein „Franzose und ein Katholik ist, so würden deutsche und pro„testantische Leser bisweilen die Köpfe bey seinen Sentimens „schütteln.“ Ey freilich! Aber auch vernünftige katholische deutsche Leser müssen das Buch sehr unintereßant finden, und bey sehr vielen Behauptungen den Kopf schütteln. Schielende Gedanken und leeres Geschwätz sind in einer Confession wie in der andern, schielend und leer.

Lx.

Vernunft- und schriftmäßige Abhandlung über den Selbstmord, von D. Joh. Fr. Teller. Leipzig, 1776. bey Schneidern. 7 Bog. 8.

Eine erweiterte Predigt, der auch in der Abtheilung die Form des Canzelvortrags gelassen ist. Wie man sieht, hat ein zu Zeitz vorgefallener Selbstmord die Gelegenheit gegeben. Diese sehr lange Predigt handelt bey Gelegenheit des Selbstmordes von manchen andern Materien. Die Vorrede zuerst von dem Geize der Pharisäer, mit dem beständigen Refrein: die Pharisäer waren geizig. Der erste Theil des Vortrags selbst handelt von den Urtheilen über Todte, und bey dieser Gelegenheit von den Urtheilen über andere überhaupt, von den Ursachen der Lästerungen, zwischendurch von dem Sprüchworte: Daß man von Tod-

ten nichts als gutes reden solle. Das arme gutmeinende Sprüchwort muß sehr herhalten. Denn es scheint zu sagen, man solle von den Todten reden, und bestimmt doch nicht von welchen Todten, oder welche Personen nur von den Todten reden sollen. Von dem Befehle Jesu, richtet nicht, verdammet nicht, sind doch einige Personen ausgenommen, als die Diener des Herrn, welche der heiligste Beruf dazu verpflichtet, (S. 21.) oder gute Freunde, die durch ihre Erinnerungen die erbaulichste Hauspostille werden können. Zuletzt wird noch eine kleine Ausschweifung von Leichenreden angebracht, und hierauf sieht sich der Verf. erst im Stande, das Urtheil von dem Tode derer, die ein Ende mit Schrecken nehmen, kurz und auf eine überzeugende Art im zweyten Theile abzufassen. Er findet zuerst nöthig, zu erklären, was ein Ende mit Schrecken sey, vermuthlich für die, welche es etwa nicht wissen. Es ist nichts anders — als ein erschreckliches Ende. Der Selbstmord ist eine gewaltsame und vorsätzliche Verletzung des Lebens. Diejenigen, welche den Begriff weiter machen, werden getadelt, worin wir dem Verf. ganz gerne beystimmen. Nun geht es aber wieder quer Feld ein. Wir haben das Leben als ein Mittel zu gewissen Endzwecken erhalten. Dieses mußte allerdings die Grundlage der Warnung wider den Selbstmord werden; aber es scheint dem Verf. nicht möglich zu seyn, auf dem geraden Wege einen Augenblick zu bleiben. Zuerst ganz kurz, wir sollen unser Leben brauchen; zweytens, wir sollen es so lange, als möglich erhalten, dabey umständlich von allen Arten der Unmässigkeit, von der verliebten Wollust, durch die ein Simson seine Stärke verlor, und ein feister Ammon mager ward; in einer Note von der Eintheilung der Zeit, wobey den Gelehrten Lustspiele zu lesen angerathen werden; ferner von dem unmäßigen Tanze, und in einer Note noch wider die englischen Tänze, aus welchen man schliessen möchte, das unser Clima in das englische verwandelt sey; noch von den Wirkungeu der Leidenschaften, mit einer Menge Beyspiele von solchen, die vor großer Freude und Traurigkeit gestorben sind, oder vor Angst eisgraue Haare bekommen haben, nebst einem Paragraphen aus der Pädagogik, daß man die Kinder nicht furchtsam machen soll, und einer darzu gehörigen Note von dem Gebrauche der Schläge. Drittens, in unserm Berufe müssen wir auch unser Leben aufopfern. Aber wohl zu merken, Moliere, der sich in

der

der Vorstellung des Kranken in der Einbildungskraft so angriff, daß es ihm das Leben kostete, starb nicht in seinem Berufe: denn er war Acteur, und der Acteur auf dem Theater ist niemals in einer gottesdienstlichen Handlung begriffen. Dieses in einer Note; in einer andern hätte, wenn es nur der Ort gewesen wäre, aus metaphysischen und physikalischen Gesezen der Bewegung erwiesen werden sollen, daß man mit angestrengter Kraft in kürzerer Zeit mehr ausrichtet, als wenn man seine Kräfte schont, um desto länger zu leben und zu arbeiten. Da so mancherley seine Stelle gefunden hat, so dächten wir, hätte dies wohl auch mit ausgeführt werden können. Schade um ein paar Bogen Papier! Die Pflicht, sein Leben aufzuopfern, hat der Duellant nicht, der unter die Selbstmörder zu rechnen ist. Daß die Hand des besten Schützen in der kleinen Entfernung bey einem Duell auf Pistolen so oft fehlet, beweiset, daß Gott seine geschäftige Hand dabey sichtbar machen, und sich als den Herrn des Lebens zeigen will. Endlich wird der Selbstmord näher angegriffen. Körperliche Ursachen dazu sind nicht vorhanden, und wenn sie auch wären, entschuldigten sie den Selbstmörder nicht. Dieser ist ein Unthier, ja ein Unmensch. Den stärksten Antheil am Selbstmorde hat der Unglaube. Ist ja noch Erkenntniß da, so ist es blos gesetzliche, oder blos historisch-evangelische. Nun verwickelt sich der Verf. in den Citaten, die vom Gesetze, vom Buchstaben und vom Geiste handeln. Wir hätten doch nicht gedacht, daß die Stellen, wo Paulus das mosaische Gesetz und das Evangelium einander entgegengesetzet, mit dem Selbstmorde was zu thun hätten. Doch der Recens. will den höhern Einsichten eines Doctoris der Theologie gerne nachgeben, wogegen er sich aber die Freyheit nehmen muß, einen Zweifel gegen die Orthodoxie desselben in Absicht auf die Immaterialität der Seele hervorzubringen. Der Hr. D. sagt in der Note S. 76. „Es ist ohnstreitig ein „einziger Punct im Körper, wo die Seele ihren festen räumlichen Sitz hat. Man treffe eine Fliege in dem rechten „Puncte mit einer Nadel, so ist augenblicklich ihr Leben ganz „weg. Diesen nun hat Gott dem Menschen durch keinen „angebohrnen Begriff bekannt gemacht, sonst würde zum „Selbstmorde weniger Gewalt gehören, und er würde alsdenn ein mehr gewöhnliches Laster seyn, bey dem so „gewöhnlichen Ueberdrusse des Lebens.“ Hiernach sollte es

fast scheinen, daß man die Seele auf eine Nadel spießen könnte. Uebrigens wissen diejenigen, die sich erschießen und erstechen, den tödtlichen Fleck nur allzu gut zu treffen, und die sich ersäufen, können gar nicht fehlen. Wir glauben daher nicht, daß wenn wir den Raum, worinn Hr. Teller die Seele setzen will, genauer wüßten, deshalb der Selbstmord häufiger seyn würde. Das übrige wider den Selbstmord wollen wir nicht weiter vornehmen, weil unsere Geduld beym Lesen sehr auf die Neige geht. Aus den der Predigt angehängten Anmerkungen, die uns wieder munter machten, müssen wir doch etwas mittheilen. Ein melancholischer Selbstmord ist nicht. In **England**, wo der Selbstmord ein **Modelaster** ist, trägt das Clima das wenigste dazu bey. Diese Nation, der man in allen ihren Handlungen, und so auch beym Selbstmorde, den enthusiastischen **Schwärmer**, den indifferentistischen **Latitudinarium**, und den freydenkerischen **Arminianer** (Bravo!) ansieht, diese Nation will in allem was eignes und besondres haben, und das Großthun gehört zu ihrem Charakter. (Sollte Hr. T. wohl uns unbewust ein Engländer seyn: aus einigen seiner Vorreden möchte man es, nach dieser Behauptung schließen.) Beydes ist in der ihr eignen Bravour des Selbstmordes beysammen. **Ihre Melancholie ist Phlegma: sie ist die trägste Nation auf dem Erdboden.** — Wer den Arzt gegen den Selbstmord für die **nothwendigste Person** hält, kommt dem Hrn. D. so vor, wie Molierens seiner: **Nehmt Pillen ein!** — **Man muß geistige und geistliche Mittel brauchen.** Diese sind, dem Hrn. D. zufolge **Musik**, besonders geistliche, **Gesellschaften**, **Tanzen**, (englische Tänze auch?) **Comödien**; aber nicht Tragödien, erbauliche und lustige Geschichten, **Wein**, (das schmeckt ein bischen nach dem Arzte,) **Gebet und Gesang**, **fleißiges Kirchen- und Abendmalgehen**, und zwar **Privatcommunion**. — Noch einige sehr **curieuse** Anmerkungen lassen wir der Kürze willen vorbey. Aber wir empfehlen diese und andere Schriften des Hrn. D. T. Lesern, die das **Curieuse** lieben.

Pk.

D. Joh. Fr. Tellers Anekdoten für Prediger und Priester, zur Unterhaltung. Zweyter Band, Leipzig, bey Schneidern. 1777. 256 S. 8.

Nicht besser und nicht schlechter, als der erste Band; das heißt, wiederum eben dieselbe Armuth an wahren, treffenden, neuen oder nur interessanten Gedanken, und eben dieselbe wässerigte, schale, waschhafte Schreibart, welche diesem Hrn. Teller eigen ist. Gleich der erste Aufsatz, welcher einige Bemerkungen über die beste Sprache der Erbauung enthalten soll, wie mager, wie abgedroschen, wie schülerhaft! Z. E. das Erbauliche einer Predigt beruhet nicht blos auf dem Ausdrucke, sondern auch auf dem Inhalte; und wie muß dieser nun beschaffen seyn?

„Ich finde es, antwortet Hr. T. in den Worten Pauli: Redet die Wahrheit ein jeglicher mit seinem Nächsten. Gottes Wort ist die Wahrheit. Die Schrift zeugt von Christo. Prediget also nur Gottes Wort rein und lauter — prediget Christum, so werdet ihr allemal biblisch und die Wahrheit predigen: denn er ist die Wahrheit, wie er selbst sagt, und die Grade und Wahrheit ist uns durch ihn geworden. Prediget ihn aber auch so, wie er in der Bibel ist. Und das zusammen nenne ich (nemlich Hr. D. Joh. Fr. Teller) biblisch predigen — evangelisch — christlich." Wer nun nach einer so gründlichen, deutlichen, trefflichen Anweisung noch immer nicht erbaulich predigen kann, der schreibe es sich selbst zu!

Die zweyte Abhandlung betrifft die Frage: Ob der Prediger denn eben ein gelehrter Mann seyn müsse? welche verneint wird. Aber, setzt Hr. T. hinzu:

„Ein Gottesgelehrter soll der Prediger schlechterdings allemal seyn. Ich denke aber, indem ich das sage, nicht sowohl einen Mann, der viel gelernt hat, sondern einen solchen, dessen Wissenschaft mehr Gnade und Salbung, als Natur und Kunst sind; dem viel gegeben ist — dem gegeben ist, zu wissen die Geheimnisse des Reichs Gottes; — der von Gott gelehrt ist, ein erleuchteter Mann." Warum nicht lieber gerade heraus: ein Crusianer?

Unter wenigstens funfzig angestrichenen Stellen, die ihres abgeschmackten Inhalts und des selbstgefälligen, widerlichen Tons wegen, der durch das ganze Buch herrscht, vorzüglich auffallend sind, will ich nur eine einzige ausheben, welche denen, die des Verfassers Geist und Rednertalente aus anderweitigen Produkten seiner Feder noch nicht zu kennen das Glück haben, auf einmal anschaulich machen kann, wie viel man ohngefähr zur Verbesserung der Kanzelberedsamkeit von ihm zu erwarten habe:

„Am Sonntage Reminiscere des vorigen Jahrs war die Eröffnung unsers Stiftstages. Welcher Prediger wird eine solche Begebenheit nicht zu seiner Hauptsache bey seinem Vortrage machen? → Das that ich. Und wie macht ichs dann? (Man gebe wohl Achtung! Hier ist etwas zu lernen.) Mein Text war der schicklichste, der nur zutreffen konnte, der vom Cananäischen Weibe: Sie schrie: Jesu, du Sohn David, erbarme dich mein! Sie schrie: Herr hilf mir! Weil sie denn so schreit, so werde ich etwan auch das: Herr hilf mir! zuerst hören — Dazu kömmt, ich sehe eine ganz neue Verbindung dieser Worte mit dem Zeitumstande ein. Was werde ich denn also thun? Sogleich diese Worte zu meinem Hauptsatze machen. Nichts weniger. Da ich meinen Text verlas, da glaubten gewiß alle meine Zuhörer: Er wird von der göttlichen Hülfe predigen. (Ja, hat sich was! Angeführt!) Nunmehr wäre also zu wenig Invention, zu wenig Genie für mich, zu wenig Unerwartetes für meine Zuhörer darinne. Ich denke jetzo, die Worte des Cananäischen Weibes: Herr, hilf mir! gehen jetzo vielmehr den Prediger, gehen vielmehr mich an; bitte Gott um Seegen und Beystand: Herr, hilf mir! und nun gehts gut.

Ich predigte damals: **Von den unförmlichen Klagen eines Volks, das seinen Klagen abgeholfen wissen will, und dessentwegen die Hohen am Throne Gottes und des Fürsten zu heilsamen Berathschlagungen versammelt sind.** *) **Sie sind unförmliche:**

1) **In Ansehung der Art.** (formaliter.)
2) **In Ansehung der Sache.** (materialiter.)

Wer Lust hat, kann die Ausführung dieses Satzes bey dem Hrn. Verfasser selbst lesen.

Mr.

*) Er macht hierbey die Note: Das Thema, wird mancher sagen, ist zu lang! (nicht doch? Die Länge ist sein geringster Fehler: zu unsinnig, wird mancher sagen.) Ja, der redt, wie ers versteht. So lange das Thema ein Begriff ist, unverständiger Mann, (da hast du es!) so lange ists auch nicht zu lang; (und wenn also gar kein Begriff darinne ist: so kann es ja noch viel weniger zu lang seyn!) Dann allererst, wenn es zu viel Sache, zu viel reelle Einschaltungen hat. Das merke dir

Beweise und Gedanken für die christliche Religion aus der h. Schrift und Vernunft, Bern, bey Fetscherin, 1775. 8. Erster Band 250 S. Zweyter Band 193 S.

Ein sauber gedrucktes, und gut gemeintes, aber nicht so ausgeführtes Buch. Die Sachen sind bey weitem nicht immer hinlänglich geprüft, und gut geordnet worden. Auch fehlt vieles, daß die biblischen Stellen, wodurch jene erläutert und bestätigt werden sollen, stets sorgsam gewählet worden wären. Wir geben, des Raums wegen, nur einige wenige Belege. Die bekannte Stelle von Christo, welche in manchen Abschriften des Josephus (Antiq. L. 18. c. 3.) zu lesen steht, hat der V. hergesetzt, und sich für die Aechtheit derselben erkläret. Aus verschiedenen Gründen möchte es aber überwiegend wahrscheinlich seyn, daß sie nicht von ihm herrühre, sondern von einem christlichen Schriftsteller in jenes Buch hineingeflickt worden; — vielleicht vom Euseb, nach T. le Fevre's Meinung. Ob die Zeugnisse des Sokrates, des Sozomenus, und Ammianus Marcellinus hinreichend seyn, „der ganzen Wundergeschichte" unter dem K. Julian, der Erderschütterung ꝛc. nemlich bey dem, von diesem angefangenen, Tempelbau zu Jerusalem, Glauben beyzumessen: dieses läßt unser V. dahin gestellt seyn. Aller Erinnerungen Basnage's u. a. ungeachtet: dürfte die Begebenheit selbst nicht in Zweifel zu ziehen, wohl aber die wunderthätige Wirkung Gottes dabey noch nicht erwiesen seyn. Gegen alle Geschichte aber streitet die, freylich in vielen großen und kleinen Geschichtsbüchern enthaltene, Angabe: „zu derselbigen (Christi! oder seiner Apostel! der V. hat sich hier nicht scharf genug ausgedrückt; Eines von beyden aber muß nach dem Zusammenhange gemeinet seyn) „Zeit hörten auch die heidnischen Oracula auf, welche durch des Teufels Gewalt, oder den Betrug der Priester, so lange Zeit ganze Völker im Aberglauben gestärkt hatten." S. 37. Finden sich doch unter den Antoninen und dem Severus Aussprüche des branchidischen Orakels. Ja nach der Versicherung eines Schriftstellers aus den Zeiten Konstantin's des Großen, des Jamblichus, war selbiges nebst dem delphischen und clarischen damals noch vorhanden.

Und vom didymäischen erhielten Licinius und Julian noch Antworten.

Der Schweizer kann sich nicht verläugnen, und der, der Sprachrichtigkeit unkundige Scribent, noch weniger. Etwelche, Verlürste, Verderbnuß, Erkanntnuß, Hindernusse, keinsen statt keines, des einten Menschen, ihne statt ihn, zudeme, obwohlen, allfällige Zweifel statt etwanige, gemitten statt gemieden, u. dgl. m. bemerkt man auf jedem Blatte.

Der V. scheint selbst die Mängel dieses seines Buchs anzuerkennen. „Da der Verf. heißt es in der Vorrede S. XIII, niemal den Studien gewidmet gewesen, und sich auch nicht auf Wissenschaften gelegt, ohne welche unmöglich ein wohlgeschriebenes Werk entsteht: so hoffet er, man werde auch von dem gegenwärtigen keine gelehrte systematische Ordnung noch einen fliessenden Styl erwarten.“ Wirklich wissen wir nicht, für welche Classe von Lesern es eigentlich taugen möge. Ungelehrte und keines Nachdenkens fähige können es nicht nützen, weil die Beweise und Gedanken nicht gehörig entwickelt, ausgeführt und gereihet sind. Gelehrte, Scharfsinnige und Geschmackvolle aber bemerken zu viel Chaotisches, Schielendes, Unrichtiges in den Sachen, und zu viel Fehlerhaftes im Styl und in der Sprache, als daß sie es gebrauchen könnten. Gut, daß es an Schriften für beyde nicht ganz fehlet. Der V. mag ein wackrer, nützlicher Mann seyn. Wir wünschten aber, daß dieses Buch, wenn es auch nicht sein erstes Werk ist, doch sein letztes seyn, und er die Schriftstellerey, insbesondere über ein so wichtiges Object, als die Religion ist, Andern überlassen möge.

Se.

Sammlung von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heiligen Abendmahls, von Johann Joachim Lachmann, dritter Theil, nebst einigen Unterhaltungen bey Krankencommunionen. Züllichau, in der Waisenhaus und Frommanschen Buchhandlung. 1777. 19 Bogen, in 8.

Predigten für christliche Ehegatten. Erstes Bändchen. Quedlinburg, bey Reußner. 1777. 13 Bogen in 8.

Herr

Hr. Lindemann bleibt sich selber in seinen Arbeiten völlig gleich, daher wir uns sicher auf die Recensionen der vorigen Theile beziehen können. In den Unterhaltungen bey Krankencommunionen findet man zwar manche passende Vorstellung; aber das Ganze ist noch zu studirt, und zu wenig von dogmatischen Auswüchsen in den Lehren von der Genugthuung Christi und vom Abendmahl gereinigt, als daß wir diese Versuche für wirkliche Muster ausgeben könnten. Verständige Geistliche werden ohnehin schon nach jedesmaliger Lage der Umstände mit Kranken zu reden wissen; und schlechte Prediger, die nur nachbeten, nicht aber unterscheiden und urtheilen gelernt haben, thun leicht Schaden, wenn sie sich nach solchen Mustern richten.

In den Predigten für christliche Ehegatten kommen viel gute Lehren für diejenigen, die in den Ehestand treten wollen, oder schon darinnen leben, vor. Es sind nicht wirklich gehaltene Predigten; sondern freye Ausarbeitungen über Texte der h. Schrift, zwar nicht völlig nach der steifen Predigtform zugeschnitten, aber doch, was den Ton betrifft, ziemlich darnach gestimmet. Wenn die Schreibart etwas mehr Anmuth hätte, auch mehr Ordnung und weniger Wiederholung und Weitschweifigkeit in Ausführung der Sachen herrschte, so würden sie sich besser lesen lassen. Die abgehandelten Materien selbst sind von großer Wichtigkeit, und verdienen oft erwogen zu werden.

Br.

Predigten nach dem Vorbilde der heilsamen Lehre, von Hr. J. D. Schmidt, Prediger zu Wahren. Bützow. 1777.

Der Verf. vertheidiget in der Vorrede seine Predigt von der Größe des Leidens Christi am Oelberge, und glaubt in diesem Leiden ganz neue Beweise für das Verdienstliche und Stellvertretende desselben gefunden zu haben, und die er, wie er selbst sagt, überaus treffend wider die Schüler und Freunde des Socins gefunden. „Diese guten Leute — denn wer keines „versöhnenden Mittlers bey Gott bedarf, muß doch wohl herz„lich gut seyn“ — kann man denn nicht, widerlegen ohne zu spotten? Neu ist dieser Beweis nun nicht: denn man findet ihn ja sehr oft, und also werden „diejenigen, deren Werk es eigent-



„lich ist die Kriege der Kirche zu führen" [illegible] weiter nachdenken dürfen. Wenn wird man denn aufhören solche anstößige Redensarten gegen unsre Gegner zu führen, und ein eigen Werk daraus machen, Krieg und Streit für die Wahrheit anzufangen? Der Predigten sind 12. Wenn man gegen einzelne Beweise auch etwas zu erinnern hätte; so ist doch das Uebrige alles recht gut, plan, faßlich und deutlich. Die 6te Predigt, von der Achtung, die man den Kindern schuldig ist, ist besonders sehr gut gerathen. Scheint es überhaupt nicht, daß der gute Geschmack in Predigten in unsern Zeiten zunimmt, und daß man nur selten eine Predigt findet, die so dürre, geschmacklos und unkräftig wäre, als die meisten sind, die man in der ersten Hälfte dieses Seculi noch antrifft? Darinn sind wir doch sicher einen guten Theil weiter gekommen.

Ha.

Biblia Sacra, oder die heilige Schrift des N. T. die heil. Evangelisten, Matth. Mark. Luk. und Joh. verdeutscht, und mit Anmerkungen versehen durch Ignaz Weitenauer, Augsburg, bey Wolff. 1773. 1 Alph. 17½ Bogen in med. 8.

So lieb uns auch jede Bemühung römisch-katholischer Gelehrten, das Lesen und Verständniß der Bibel unter ihren Glaubensgenossen zu befördern, ist; so können wir doch dieser Uebersetzung aus vielen Gründen unmöglich Beyfall geben; der wir, wenn es blos auf gute Absicht und Fleiß ankäme, das gebührende Lob nicht versagen würden. Daß der Ueb. sich viele Mühe gegeben, ist auf allen Seiten einleuchtend: er hat nicht allein neben der Vulgata, welches eigentlich seine Urschrift ist, aus welcher er übersetzt, den griechischen Text, sondern auch die orientalischen Uebersetzungen, die in Waltons Polyglotte stehen, nemlich die syrische, arabische, äthiopische und persische zu Rathe gezogen. Allein philosophische oder gründliche über das Lexicon hinausgehende Sprachkenntniß, Beurtheilungskraft, Kritik und Kenntniß der Uebersetzungsregeln, haben wir bey vielen Stellen vermißt. Ein Uebersetzer ist doch vor allen Dingen verbunden, seinem Grundtext treu zu bleiben, und er kann andre Uebersetzungen wohl als Beyhülfe zum Verständniß seines Grundtextes brauchen;

chen; darf aber die Abweichungen derselben von den Worten und Sinn des Grundtextes nicht mit in seine Uebersetzung übertragen. Hieran bindet sich Hr. **Weitenauer** gar nicht, sondern er nimmt seine Vulgata vor sich und übersetzt daraus; stimmt das Griechische und die vorhin genannten morgenländischen Uebersetzungen damit überein, so ist es gut, wo nicht, so nimmt er nach Gutdünken aus jenen, was ihm besser gefällt. Thäte er dies blos mit den Griechischen, so wäre dawider nichts zu sagen; so aber haben die vorgedachten Uebersetzungen bey ihm einerley Autorität mit dem Griechischen, und er benennt alle diese Sprachen, die griechische mit eingeschlossen, mit dem gemeinschaftlichen Namen, **Grundsprachen**; ohne zu bedenken, daß man nur die Sprache Grundsprache nennt, worin ein Buch ursprünglich von seinem Verfasser geschrieben worden. Hieraus ist es auch gekommen, daß er, nicht wissend, welchem Text er den Vorzug geben solle, zuweilen zweyerley Leseart in seine Uebersetzung aufgenommen. So ist z. E. Matth. 2, 6. übersetzt: „Auch du, Bethlehem, „in dem Landstriche Juda, du bist keinesweges die geringste unter den vornehmen Städten" (vermuthlich nach dem lateinischen in principibus, wobey der Uebers. ciuitatibus verstand; hätte er hier seine sämmtlichen Grundsprachen zu Rathe gezogen, so würde er ἐν τοῖς ἡγεμόσιν wohl nicht so übersetzt haben) „Judenlands (so schreibt der Uebers. ad formam Griechenland, immer statt des üblichen Judäa) „denn aus dir wird „jener Führer und **König** ausgehn, welcher mein Volk Is„rael regieren und **weyden** soll." Das erstemal ist bey König die Note gemacht, „aus dem Syrischen," das andremal bey **weyden**, „aus dem Griechischen und Syrischen." Wer gewohnt ist, in einer Uebersetzung nicht mehr zu lesen, als im Text, den muß dies freylich befremden. Hiezu kommt noch, daß der Syrer ἡγεμὼν oder ἡγούμενος gewöhnlich durch ܡܠܟܐ ausdrückt, welches aber nicht geradehin einen König anzeigt; sonst hätte er auch vorher übersetzen müssen: unter den vornehmen Städten und Königen; denn da hat der Syrer ebenfalls ܒܡܠܟܐ Matth. IV, 1. heißt hier: „Alsdann hat sich „Jesus voll des heiligen Geistes von dem Jordan weg„begeben: und alsbald trieb und führte ihn der heilige Geist „in die Wüste," wo der Ausdruck, heiliger Geist, wieder aus dem Syrischen genommen ist. Ueberdem hat Hr. Weitenauer das Besondere, daß er beym Matthäus alle Parallel-

stellen der übrigen Evangelisten einschaltet, damit dieser zugleich die Stelle einer Harmonie vertreten könne; und dabey ist er so pedantisch genau, daß, sobald der Ausdruck nur im geringsten verschieden scheint, wie hier trieb und führete, er einerley Sache mit zwey Ausdrücken bezeichnet, welches, das Sonderbare ungerechnet, auch unangenehm zu lesen ist; auch werden manche Verse dadurch so lang, als ganze Kapitel, z. E. Kap. VIII, 28. 29. 34. Die Uebersetzung mancher Ausdrücke scheint uns zu lexikalisch, als λέγων sprechend, tribus Iuda die Zunft Juda, ὄχλος turba, die Schaaren, u. s. w.; manche burlesk, als: Daß ihre Augen sich verschliessen und zugekleistert werden; (welcher Ausdruck aus Jes. 6, 9. genommen seyn soll. War denn aber nicht Platz in den Anmerkungen, wenn solche Anführungen aus dem A. T. ja berichtigt werden sollten?) das Regiment der Teufel für λεγεων; manche falsch, als: Hierauf trug ihn der Teufel in die heilige Stadt Jerusalem, und stellte ihn auf die Zinne des Tempels; er wird ihn doch nicht auf dem Arm getragen haben; Matth. VIII, 29. Bist du denn deswegen zu frühzeitig gekommen, daß du uns peinigtest? Kap. XIII, 22. Betrügerey des Reichthums, für ἀπάτη τοῦ πλούτου, ebend. v. 19. ist ἔρχεται ὁ πονηρὸς καὶ ἁρπάζει ein bloßer Pleonasmus, der nicht so nachdrücklich übersetzt werden durfte: Kömmt der böse Geist zu ihm. Von dieser und ähnlicher Art könnten wir vieles anführen, wenn es nöthig wäre. Indessen müssen wir aber auch dem Uebersetzer die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu gestehen, daß er die übrigen Evangelisten, und zumal den Johannes, im Ganzen genommen, besser übersetzt, als den Matthäus. Hier ist eine kleine Probe aus dem 17ten Kap. Joh. „Nach diesen Reden erhob Jesus die Augen gen Himmel, und sprach: Vater, die „Zeit ist gekommen, verherrliche deinen Sohn, auf daß dein „Sohn dich verherrliche. Gleichwie du ihm die Vollmacht „über alle Menschen gegeben hast, daß er allen das ewige „Leben ertheile, welche du ihm geschenkt. Dies ist aber das „ewige Leben, daß du, der einige wahre Gott, und der von „dir gesandte Jesus der Gesalbte, von ihnen erkennet (erkannt) werden. Ich habe dich auf Erden herrlich gemacht, „und das Werk vollendet, welches du mir zu verrichten übergeben hast. Nun mache auch du mich herrlich, o Vater, „bey dir selbsten, in jener Herrlichkeit, welche ich vor Anbeginn der Welt bey dir hatte,“ u. s. w. Der größte Theil der

der Anmerkungen besteht aus Nachweisungen auf Parallelstellen, und die Orientalischen Uebersetzungen, woraus so viele Ausdrücke genommen sind. Manche beschäftigen sich auch mit Erläuterung und Aufhebung anscheinender Widersprüche und Schwierigkeiten, und sind freylich für uns nicht sehr erheblich und befriedigend; indessen kann doch ein großer Theil derselben dem Publikum, für das sie eigentlich bestimmt sind, gute Dienste thun: wie denn überhaupt diese Uebersetzung für katholische Leser in Oberdeutschland nicht ohne Nutzen seyn wird. Auf Kritik hat der Ueb. sich nur selten eingelassen; und sie scheint überhaupt seine Sache nicht zu seyn. Von Joh. VIII, 1. ff. sagt er: „Ueber diese Erzählung von der Ehebrecherinn ist vor Zeiten viel gestritten worden: nunmehr ist es „bey den gelehrtesten Kunstrichtern, Protestanten so wohl als „Katholiken, eine ausgemachte Sache, daß diese Begebenheit „ein wahrer und unverfälschter Theil der göttlichen Schrift „ist.“ Was mögen doch das wohl für gelehrte Protestanten seyn, bey denen dies eine ausgemachte Sache ist? Bey den wirklichen Kritikern, die diesen Namen verdienen, ist vielmehr das Gegentheil ausgemacht. Von der Stelle Joh. V, 4. ist kein Wort gesagt. Allein Matth. VI, 13. ist die Doxologie weggelassen: ohne Zweifel nicht so wohl nach anderweitigen gegründeten Regeln der Kritik, als vielmehr deswegen, weil sie von der lateinischen Kirche nicht anerkannt wird.

Fo.

Kurzer Inbegriff der Kirchengeschichte des Neuen Testamentes in Tabellen, von D. Georg Friedrich Seiler. Dritte mit dem achtzehnten Jahrhunderte vermehrte Auflage. Erlangen, bey Walther, 1777. $14\frac{1}{2}$ Bogen in 4.

Kirchengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts in fünf Tabellen; ein Anhang zu der Seilerischen Kirchengeschichte, von D. Johann Georg Rosenmüller. Erlangen, bey Walther 1777. 4 Bogen in 4.

Die

Die Kirchengeschichte des Neuen Testaments bis auf gegenwärtige Zeit in XXVII. Tabellen vorgestellt. Mannheim, in der akademischen Buchhandlung, 1777. 15 Bogen in klein Folio.

Die dritte Auflage der Seilerischen Tabellen scheint nichts anders zu seyn, als ein neuer Titelbogen um die zwote Ausgabe geschlagen, mit einer kleinen neuen Vorrede, damit die Rosenmüllerischen Tabellen beygelegt werden könnten. Schon in der zwoten Auflage war manches eingeschaltet und einiges etwas deutlicher als in der ersten ausgedrückt worden. Die Zusätze betreffen hauptsächlich die Kaisergeschichte und die Historie der Päbste. Manches wäre noch einer Verbesserung fähig gewesen, z. B. wenn gesagt wird, Montan habe sich für den Paraklet ausgegeben, da er doch nicht für den Paraklet, sondern nur für ein Werkzeug desselben gehalten seyn wollte; oder wenn Ambrosius, Bischoff von Mailand, ins dritte Jahrhundert gesetzt wird, da er doch in der ersten Ausgabe richtig im vierten stand u. dergl. Hin und wieder hätte ich eine noch strengere Wahl für so kurze Tabellen gewünscht, damit das Gedächtniß des Anfängers nicht mit Namen überhäuft würde, deren Kenntniß ihm noch nichts nutzt; deren Menge aber ihn entweder abschrecken oder verwirren kann. Dadurch wäre zugleich Raum gewonnen worden, einige wichtigere Gegenstände etwas ausführlicher und genauer darzustellen.

Die Rosenmüllerischen Tabellen über das achtzehente Jahrhundert, welche auch besonders unter ihrem eigenen Titel verkauft werden, sind nach dem Seilerischen Plane mit guter Kenntniß und Auswahl der Begebenheiten gemacht. Hr. R. hat überdieß auf einem Bogen eine kurze Einleitung in die Kirchengeschichte überhaupt vorausgeschickt, worinnen von dem Begriffe und den Eintheilungen, von dem Nutzen und der Brauchbarkeit, von den Quellen und Hülfsmitteln und von den Eigenschaften einer brauchbaren Kirchengeschichte gehandelt, und das Nöthigste von der Staatsverfassung und dem Zustande der Religion und Gelehrsamkeit um die Zeit der Geburt Christi kurz berührt ist.

In der Vorrede der in Mannheim herausgekommenen Tabellen heißt es, der Herausgeber habe öfters schon einen schicklichern Auszug aus den größern Werken über die Kirchengeschichte gewünscht. Nachdem ihm die Seilerischen Tabellen zu

zu Gesichte gekommen, habe er geglaubt seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Die ganze Einrichtung habe ihm ungemein gefallen. Da ihm aber manche Stellen, besonders die Geschichte der römischen Bischöffe, allzukurz abgefaßt vorgekommen wären, und das achtzehnte Jahrhundert gefehlt hätte: so habe er sich entschlossen, die Einrichtung derselben zwar beyzubehalten, sie aber, so viel es die gesetzten Schranken zuließen, zu vermehren, und bis auf gegenwärtige Zeit fortzusetzen. — Wirklich sind diese Tabellen nichts anders als die Seilerischen, nicht allein der ganzen Einrichtung nach, sondern auch selbst den Worten nach, welche durchgehends von Herr Seilern entlehnt sind. Der ganze Unterschied beruhet auf kleinen Einschiebseln, die aber größtentheils von keiner besondern Wichtigkeit sind. Nicht einmal in der Geschichte der Päbste haben die Mannheimer Tabellen sonderlich viel zum Voraus, wenn man sie mit der zwoten und dritten Auflage der Seilerischen vergleicht, sondern auch hier sind zwischen Herrn Seilers Worte nur hie und da kleine Zusätze eingeschaltet. Doch kann man ihnen in Absicht der Vollständigkeit einigen Vorzug einräumen. Nur ists Schade, daß manche Zusätze besser weggeblieben wären, z. B. gleich in der ersten Tabelle: Simon — „war einer von den größten „Gegnern der Apostel, und richtete nicht nur eine neue Secte unter den Christen auf; sondern war auch der erste Stif„ter einer Ketzerey in der Kirche.“ Bloß bey dem achtzehnten Jahrhunderte sind beyde Tabellen von einander unabhängig. Auch hier sind die Mannheimer meist etwas weitläuftiger und zuweilen wirklich vollständiger; allein die Rosenmüllerischen haben bey einer mehr gedrungenen Kürze dafür manche andere Vorzüge. Man wird sie mit Nutzen unter einander vergleichen und wechselsweise aus einander ergänzen können. Den eingestreuten oder auch nur durch die Erzählung durchschimmernden Urtheilen des Mannheimer Gelehrten kann Recensent nicht immer beypflichten.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Io. Hartwich Ritter ICt. Potentiss. Boruss. Regi in supremo omn. prouocat. trib. a consil. secreti

Exercitationes academicae, praestantiora maxime iuris ciuilis capita illustrantes. Hal. typis Hendelianis 1 Alphab. 16½ Bogen in Quart (1776.)

Die Reuterischen Dissertationen und Programmen, welche keiner Bekanntmachung und Anpreisung mehr bedürfen, sind hier nicht zusammen gedruckt, sondern bloß zusammen gelegt, und mit einem Titelblatte versehen. Die Titel sind: 1) de ICto theologos imitante, Progr. 2) Diss. de doli incidentis et causam dantis in contractibus effectu. 3) Diss. de arrha pacto imperfecto data. 4) Progr. aenigmatis quod Imp. L. un. C. de nud. iur. quiritar. toll. visum in dominio quiritario ac bonitario, solutio. 5) Diss. de effectu querelae inofficiosi testamenti iuxta ordinem edicti successorii institutae, intuitu non querentis. 6) Diss. de iure testandi vnientibus post initam vnionem prolium competente, causisque, quare non vbique vnio prolium frequens, sublatis. 7) Diss. de substitutione reciproca, eiusque a iure adcrescendi discrimine. 8) Diss. de quaestione: an ius Romanum ius positiuum ciuile, in specie in Germania, esse possit. 9) Diss. de foro competenti prouocationum ex practica legis diffamari 5. Cod. de ingen. manumiss. et L. si contendat 28 D. de fideiussor.

Ratio studii iuridici in vniuersitate Vindobonensi edita a *Francisco Ferdinando Schroetter*, V. I. D. S. C. R. A. Maiestatis consiliario aulico actuali, et officiali in cancellar. aulico status intima, Facult. iurid. C. R. Praeside et Directore. 1775. Excudebat Kurzboeck. 64 S. gr. 8.

Voran eine kurze Geschichte der Universität Wien. Schon zu Friedrichs II. Zeiten waren öffentliche Schulen da, in quibus prudentia docetur, (wie ein Diplom von 1237 sagt,) in populis, et rudis aetas instruitur puerorum. Sie sind aber nicht der Grund der heutigen Akademie. Denn sie blieben in ihrem Wesen, als diese errichtet wurde. Rudolph IV. und seine Brüder Albert und Leopold sind die Stifter dieser hohen

hen Schutz. Die ersten Fundationsdiplome Rudolphs sind vom 12ten März 1365. Als er bald darauf starb, vollendeten Albert III. und Leopold das angefangene Werk, gaben der Universität Privilegien und Statuten. Neue Gesetze wurden im J. 1703. und wieder neue Statuten für die Juristenfacultät im Jahre 1746 gemacht. Die jetztregierende Kais. Königinn ließ durch den Freyherrn von Swieten im J. 1753 eine Grundreforme der Universität vornehmen, und damals bekam sie ihre itzige Verfassung. Diese beschreibt dann der V. so viel davon nämlich die Juristenfacultät betrifft. Sie hat einen Präsidenten, der die Facultätsconvente ansagen läßt, das Directorium darinn führt, darauf sieht, daß alle Collegia ordentlich gelesen werden, die Dissertationen und Lesebücher censirt. Diesen bestellt der Landesherr. Den Decanus wählt alljährlich die Facultät. Bey ihm werden alle der Akademie zu exhibirende Schriften präsentirt. Er ist der Vicarius des Präsidenten, und hat die Matrickel der Rechtsbeflissenen Studenten. Der ordentlichen Professoren sind fünfe. Jedem ist seine eigene Wissenschaft zugetheilt und ein Lehrbuch vorgeschrieben, worüber er lesen muß. Zwey Stunden am Tage muß er öffentlich und umsonst halten. Das Naturrecht wird über Martini positiones, die Rechtshistorie über eben desselben ord. histor. iuris ciuilis; die Institutionen und Pandecten über den Heineccius; das peinliche Recht über die Theresianische H. G. O. die Reichshistorie über eines gewissen Gaspari Lehrbuch, Staatenhistorie über den Achenwall, Kirchenrecht über Riegger, Lehn- und Staatsrecht über den Mascov gelesen. Alle diese Wissenschaften werden in öffentlichen Vorlesungen vorgetragen; die übrigen, die noch ein Jurist zu lernen hat, z. E. deutsches Recht, Praxis rc. privatim. Sobald eine Materie erklärt ist, examinirt der Lehrer die Zuhörer. Am Ende jedes Monats wird wieder zwey Tage examinirt, und endlich ist zu Ende des halben Jahrs noch ein großes in Gegenwart des Präsidenten zu haltendes Examen. Niemand bekömmt eine juristische Bedienung, der nicht ein Zeugniß des Fleißes vom Präsidenten beybringt. Das übrige von den akademischen Würden, der Immatriculation, und den rechtlichen Gutachten, übergehen wir.



Beobachtungen über die Grundgesetze eines Staats von Licentiat Spittler; Herzogl. Würtenbergischen Advocaten. Tübingen, 1777. 36. S. in 8.

Diese kleine Abhandlung enthält wenig Neues; kann aber als ein erträgliches Probstück eines angehenden Gelehrten gelten. Grundgesetze nennt der V. diejenigen, in welchen zwischen den Regenten und seinen Unterthanen durch einen Vertrag die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten bestimmt werden; Grundverträge aber heißen nach seiner Meinung uneigentlich Gesetze, weil bey Verträgen kein Befehlender und Gehorchender, sondern beyde Theile gleich sind, folglich der Regent hier nicht als Gesetzgeber zu betrachten sey. Sie sind entweder geschrieben, oder durch Gewohnheit mit beyder Theile Einwilligung auf die Nachwelt fortgepflanzet, und in diesem Fall unter dem Namen des Herkommens bekannt. Sie betreffen entweder die politische Verfassung eines Landes, oder die Religionsverfassung, und werden in jenem Fall weltliche, in diesem geistliche Grundgesetze genannt. Sie können entweder alle Mitglieder des Staats, oder nur eine gewisse Classe angehen; sind aber doch auch in diesem Fall allgemein verbindlich. Grundgesetze, so wie sie nur durch einen Vertrag gemacht werden, so können sie auch niemals einseitig vom Regenten, sondern nur durch einen Vertrag erläutert oder abgeschafft werden §. 12. u. f. Oefters kann auch das Herkommen eine Stütze der Landesverfassung werden, wovon in den letzten §§. gehandelt wird. Einiges müssen wir dem V. zur Lehre anmerken. Unschicklich läßt ihm das §. 5. geäußerte, ungegründete und unüberlegte Urtheil; was die Wirkung von übertriebenen Monarchien sey, besonders über Völker, „denen das Joch der Unterwürfigkeit gegen die „Freyheit verwechselt worden, werden die amerikanischen Co„lonien Großbritanniens entweder mit ihrem oder Englands „Schaden darthun.“ Unrichtig ist es, wann der V. §. 4. den Despotismus nicht unter die Regierungsarten zählen will, weil er nicht die möglich besten Mittel festsetze, ein Volk glücklich zu machen. Gesetzt, das letztere sey wahr, (welches auch nicht so ganz richtig ist) so bleibt der Despotismus immer eine Regierungsart, aber keine gute. Eine Ausführung von dem Unterschied und der Gleichheit der Gesetze und Verträge, welche dieser ganzen Abhandlung das beste Licht gegeben hätte,

haben

haben wir ungerne vermißt. Doch das sey genug, um dem V. einen Fingerzeig zu geben, was wir bey seinem vorhabenden Werk von den Verfassungen einzelner Staaten und deren Vergleichungen gegeneinander, welches im letzten §. angekündigt wird, beobachtet zu sehen wünschten.

D. Johann Ludwig Schmidts aus Quedlinburg, öffentliche Rechtssprüche zur Erweiterung der practischen Rechtsgelahrheit, nebst einer Vorrede, worinne zugleich von der vortrefflichen Nutzbarkeit eines casuistischen Rechtscollegiums gehandelt wird. Jena, 1777. 936 S. ohne Vorrede und Register.

In der Vorrede rühmt der V. sehr den Nutzen eines casuistischen Rechtscollegiums; er versteht darunter ein Collegium, da man die Rechtswissenschaft mit besondern Rechtsfällen dergestalt erläutert, daß selbige den Zuhörern theils zur mündlichen, theils zur schriftlichen Entscheidung vorgetragen, und dabey zur abwechselnden Aenderung des Urtheils in der Geschichte bald Umstände hinzugefüget, bald welche wieder hinweggenommen werden. Wir haben dagegen in der Hauptsache nichts einzuwenden, und glauben selbst, daß durch ein solches Collegium am sichersten gute practische Köpfe erzogen, und besonders die Beurtheilungskraft zur Praxis vorbereitet werden könne. Aber es dünkt uns auch, wenn der Lehrer diese einzige Absicht hat, seine Zuhörer in Beurtheilung und Entscheidung vorliegender Fälle zu üben, so wird ein solches Collegium viel zu einförmig seyn, und wird von den kurzen Universitätsjahren, wo doch kein vollkommener practischer Jurist erzeuget werden kann, zu viele Zeit rauben: daher hat Rec. diese Uebungen immer mit einer Einleitung zur juristischen Praxis und mit practischen Ausarbeitungen verbunden, und diese Methode probat erfunden.

Die Rechtssprüche hat der Verf. in fünf Abschnitte eingetheilt, deren erster von dinglichen Rechten, der zweyte von persönlichen Rechten und Verbindlichkeiten, der dritte von Lehnssachen, der vierte vom Civilprocesse, und der fünfte von Verbrechen und deren öffentlichen Bestrafung handelt, und jeder Abschnitt wieder seine Unterabtheilungen hat, wie z. E.

der erste 1) das Eigenthumsrecht, 2) die Dienstbarkeitsrechte, 3) Erbschaftsrechte, in sich enthält.

Wir hätten übrigens gewünscht, daß der V. dem Publikum lieber etwas anders, als diese Rechtsfälle gegeben hätte. Wir haben eine solche ungeheure Menge dieser Arbeiten, daß man neue und noch mehrere gar gern entbehret: wenn sie sich nicht unter der Menge auf eine vortheilhafte Art auszeichnen. Wer Predigten herausgeben will, muß wie Rautenberg, Spalding oder Resewitz predigen können, und wer Rechtsfälle drucken lassen will, muß keine schlechtere als Wernher, Pufendorf, Struben &c. geben. Beydes aber ist nicht jedermanns Ding.

Herrn David Georg Struben, weyl. königl. Großbritannischen und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Vicecanzlers, Rechtliche Bedenken. Fünfter Theil. Nebst dessen gründlichen Unterricht von Regierungs- und Justizsachen, zwote Auflage, und einem Hauptregister über alle fünf Theile. Hannover, 1777. Rechtl. Bed. S. 296. Gründl. Unterr. S. 110. ohne Summarien, Vorrede und Register. in 4.

Eben so vortrefflich ist dieser fünfte Theil der rechtlichen Bedenken, als die vorhergehende; und mit der gleichen Gründlichkeit, Kürze, Auswahl und Deutlichkeit ausgearbeitet; daß wir gar nicht daran zweifeln, daß er von dem sel. Struben selbst noch ausgearbeitet worden sey. Möchten sich doch alle heutige und künftige Herausgeber von Bedenken, Rechtsfällen, Gutachten und dergl. diesen verehrungswürdigen Mann zum Muster nehmen! Der gründliche Unterricht von Regierungs- und Justizsachen ist nach der Hildesheimischen Ausgabe von 1732. unverändert beygedruckt. Das vollständige Register über alle fünf Theile, welches auf dem Titelblatt versprochen ist, ist nicht gleich mit dem Buche, sondern erst einige Monate nach der Ostermesse besonders ausgegeben worden.

D. Alber-

D. *Alberti Philippi Frickii*, ICti et Antecessoris in Academia Iulio-Carolina, libellus singularis de reuocandis tam rebus alienatis, quam nummis solutis, imminenti aut moto concursus iudicio. Helmstad. 1777. Ohne Dedication und Vorrede 92 S. in 4to.

An der Dedication, in welcher der V. als ein getreuer Schwabe der Universität Tübingen zu ihrem dritten Jubeljahr Glück wünscht, haben wir nichts auszusetzen, als daß der regierende Hr. Herzog von Würtenberg auf Kosten des vortrefflichen und um Tübingen ausnehmend verdienten Herzog Eberhards gelobt, und jener in Bezug auf diesen, alter academiae Tubingensis, *sed maior priore*, fundator instauratorque felicissimus genannt wird.

In der Abhandlung selbst loben wir besonders die gute Schreibart, und die reine lateinische Sprache des V. nur dünkt es uns, daß er hie und da seine im übrigen schön gesagten Dinge, wie z. E. §. 3. 9. 10. 12. 20. 27. am unrechten Ort angebracht habe. Er fängt §. 1. mit Bestimmung des concursus creditorum an, den er ganz richtig concertationem plurium creditorum coram eodem iudice de constituendo liquido et protopraxia consequenda nennt; und läßt den concursum imminentem §. 2. anfangen, wenn der Schuldner weis, daß sein Vermögen zu Bezahlung der Schulden nicht mehr hinreicht, den concursum notum s. motum aber, von dem Tag der erlassenen Ladung der Glaubiger. Nach dieser Eintheilung führt er in der Folge aus, in wiefern und mit welchen Klagen die vom Schuldner veräußerte Dinge und bezahlte Gelder wieder gefordert werden können. Der Schuldner kann nach erregtem Concursproceß nicht mehr veräußern; aber unrichtig ist der angeführte Grund, als ob alle seine Sachen litigiosae wären: man müßte sich dann einen ganz andern Begriff von der re litigiosa als das römische Recht machen. Besser ist der andere vom V. angeführte Grund, weil durch die Einlassung der Glaubiger in die verschuldeten Güter, sie ein prätorisches Unterpfand erhalten, welches ihnen durch keine Veräußerung mehr genommen werden kann.

Um also die nach erregtem Concursproceß veräußerten Dinge oder bezahlte Gelder zurückzufordern, giebt der V. eine actionem in factum, und eine rescissoriam; jene soll eine

von der Paulianischen unterschiedene, im Prätorischen Edict gegründete persönliche Klage seyn, welche einen solchen Schuldner erfordert, der nach erregtem Concursproceß etwas zum Nachtheil der Glaubiger gethan hat, daß sie den ihnen gehörigen Besitz nicht erhalten haben; diese hingegen soll diejenige dingliche Klage seyn, welche vom K. Justinian in §. 6. I. de act. angeführt wird, und wieder von der Paulianischen als einer persönlichen Klage unterschieden ist; was aber von der Einsetzung der Glaubiger veräußert worden, soll mit der persönlichen Paulianischen Klage zurückgefordert werden. Allein so sehr sich auch der V. bemüht, diese seine Sätze zu behaupten, so hat er uns doch nicht überzeugt; wir glauben vielmehr, daß sowohl die nach, als die vor erregtem Concursproceß veräußerte Dinge mit der Paulianischen Klage gefordert werden können, und im erstern Fall wegen des prätorischen Pfandrechts den Glaubigern auch die Pfandklage zustehe. Jene actio in factum ist nichts anders als die Paulianische Klage, welche nach L. 1. pr. D. quae in fraud. cred. alles, quae fraudationis causa gesta erunt, also auch den vom V. angeführten Fall betrifft, indem unter die gesta nicht nur das gehört, was der Schuldner durch einen Contract veräußert, sondern auch, wenn er ein Recht oder Sache verloren gehen läßt, oder macht, daß er nicht mehr hat, was er gehabt hat. l. 3. §. 122. D. eod. Des V. rescissorische Klage ist nichts anders, als unsere Paulianische. Warum sollte Justinian in seinem Verzeichniß von Klagen, wo er nie die Absicht hatte, ein Gesetz zu geben, eine neue Klage eingeführt, und die wichtige Paulianische Klage vergessen haben? warum sollte Justinian in einem Fall, wo die Glaubiger wegen ihres prätorischen Unterpfands durch die Pfandklage hinlänglich gesichert sind, eine neue dingliche Klage eingeführet haben? Der ganze Mißverstand des V. gründet sich auf die nach dem Wort: *praesidis* gesetzte: welche gar nicht hieher gehören; der Text sagt: Item si quis in fraudem creditorum rem suam alicui tradiderit, bonis eius a creditoribus possessis ex sententia praesidis permittitur ipsis creditoribus, eam rem petere — das heißt: wenn einer zum Nachtheil seiner Glaubiger etwas veräußert hat, so wird diesen, wenn sie ex sententia praesidis eingesetzt sind, gestattet, die veräußerte Sache zu fordern. Es wird also hier unter den übrigen dinglichen Klagen auch die Paulianische angeführt, welche zwar von den Glaubigern erst nach der Einsetzung angestellt werden

kann,

kann, aber ohne Unterschied, ob die Veräußerung vor oder nach der Einsetzung geschehen; denn daß im §. 6. l. de act. eine dingliche Klage angeführt wird, ist gerade wider den V. und beweiset, daß die Paulianische durchaus in keine andre Classe von Klagen gebracht werden konne. Daß §. 7 gegen den, welcher eine nach erregtem Gantproceß vom Schuldner veräußerte Sache bekommen, und bona fide wieder veräußert hat, condictio sine causa Statt finden könne, auf das, was er an dieser Sache gewonnen hat, glauben wir nicht, weil in solchem Fall gewiß kein hinlänglicher Grund zur condictione sine causa vorhanden ist. Sonst ist die Lehre von der Paulianischen Klage gut ausgeführt; was vor Einsetzung der Glaubiger vom Schuldner veräußert worden, kann nur alsdann wieder gefordert werden, wenn es ein anderer titulo lucratiuo erhalten, oder zwar titulo oneroso bekommen, aber an des Schuldners Betrug Antheil genommen hat; also kann zu dieser Zeit ein wachsamer Glaubiger sich vom Schuldner bezahlen lassen, §. 9. mit ihm compensiren, §. 10. oder sich gewisse Dinge an Bezahlungs Statt geben lassen; doch bleibt in diesem Fall den Pfandglaubigern ihre Pfandklage. § 11. auch kann das Heyrathgut, das der Schuldner seinem Tochtermann gegeben, nicht zurückgefordert werden, es müßte denn letzterer auch am Betrug Antheil genommen haben. Hingegen ist der V. §. 12. der Meinung, daß wenn der Schuldner vor erregtem Concursprocesse das Heyrathgut nur versprochen, der Tochtermann, wenn er schon am Betrug unschuldig gewesen, es im Concurs nicht, kraft seines ihm sonst gebührenden, gesetzlichen Pfandrechts, fordern könne, welches wir aber nach dem römischen Recht zu behaupten, nicht wagen. Im 13. und f. §§. führt der V. die Vorrechte des Fiscus in Zurückforderung der vor erregtem Gantproceß veräußerten Dinge und bezahlten Gelder, im 17. und f. §§. die besondern Rechte der Pfandglaubiger, und die Natur der Paulianischen Klage weiter aus, im §. 28. und f. aber wird noch weitläuftig die Frage abgehandelt, ob und in wiefern ein Glaubiger sich selbst die Bezahlung von seinem Schuldner zu nehmen befugt sey. Der Raum verbietet uns uns hier in die nähere Untersuchung dieser Dinge einzulassen; wir können aber unsere Leser versichern, daß sie in dieser Abhandlung viel Gutes, und gut vorgetragenes lesen, und sich mit unserm Wunsch, noch mehrere dergleichen Abhandlungen von Hr. Frick zu lesen, vereinigen werden.

Pm.

Nicolai Hieron. Gundlingii, ICti, de emtione vxorum, dote et morgengaba ex iure germanico libellus singularis. Cum indicibus autorum et rerum. Editio noua Lips. ex officina Langenhemiana 1777. 19 Bogen in Quart.

Was den Verleger bewog, diese Abhandlung, die schon in den Gundlingischen Exercitationen steht, hier besonders aufzulegen, wissen wir nicht. Aber ohne Zweifel weis er es.

Institutiones iuris criminalis. Scripsit *Io. Christoph. Koch.* — *Editio quarta*, denuo emendata et insigniter aucta. Ien. apud vid. Croeckeri 1775. 678 S. ohne Vorrede und Register, in Octav.

Man ist es schon gewohnt an diesem Verf. daß er seinen akademischen Lehrbüchern bey jeder neuen Auflage einen höhern Grad der Vollkommenheit giebt. Dieß ist auch hier geschehen. Ein Beweis seiner Wahrheitsliebe ists, daß er an manchen Orten seine erste Meinung geändert, und bessern Einsichten Platz gegeben hat; und ein Beweis seines unermüdeten Forschens sind die vielen neuen Zusätze und Anmerkungen in dieser Edition. Nicht nur von Seite des gründlichen Vortrags, sondern auch wegen der vollständigen und neuesten Litteratur, die man in diesem Lehrbuch findet, verdient es ohne Zweifel die erste Stelle unter seines gleichen.

Repraesentatio iuris vniuersi et remediorum, ius suum in iudicio persequendi, praelusoria. *Pars prima*, sistens ius obiectiuum. Autore *Io. Frid. Helm.* — Hildburghusae literis Penzoldianis, 1777. 7 Bogen Octav.

Fast scheints, als ob uns dieser V. wieder mit einem neuen System des römischen Rechts heimsuchen will. Wir bitten ihn angelegentlich, dieß nicht zu thun, und lieber Zeit und Fleiß

Fleiß auf Ausführungen und Abhandlungen einzelner Materien zu wenden. Es ist rühmlich, daß der V. mehr theoretische Kenntnisse hat, als viele seiner Mitbrüder in der goldnen Praxis. Aber muß man denn gleich alles, was man weis, drucken lassen? Wenn man mehr von einer Sache weis als andere; etwas besser, deutlicher, ordentlicher zu sagen vermag: so schreibe man. Ausserdem ists ja gar nicht nöthig, nützet und frommet nicht. Daß diese Bogen von dem Recht überhaupt und dessen verschiedenen Arten, die in Deutschland gelten, handle, giebt schon der Titel zu erkennen.

Vg.

Auswahl derer (der) wichtigsten in denen (den) Landes- und Stadtgerichten des Herzogthums Ehstland, auch noch jetzt geltenden Königl. schwedischen Verordnungen. Reval, bey Lindfors. 1777. 2 Alph. 2 Bogen in 8.

Weitläuftige Sammlungen, darinn geltende und abgeschafte Gesetze unter einander stehen, sind ermüdend, und für die meisten Leser ohne gehörigen Nutzen. Eine geschickte Auswahl, welche die nothwendige Bekanntschaft mit den Landesgesetzen erleichtert, verdient daher Dank. Das gegenwärtige Buch, welches aus den vorhandenen gedruckten liefländischen Landesordnungen, dem Land- und Stadtrechte, u. s. w. zusammengetragen ist, könnte zwar vollkommner seyn; doch ist es schon jetzt in manchem Betracht brauchbar. — Der Titel verspricht blos Verordnungen, die in Ehstland gelten; wir finden aber auch etliche, die nicht mehr gelten, andere, die blos das Herzogthum Liefland angehen. — Die schwedische in beyden Herzogthümern geltende Kirchenordnung nimmt einen großen Raum ein. Sie ist nicht nur schon einzeln gedruckt, sondern auch dem Land- und Stadtrechte angehängt: vermuthlich muß sie in Ehstland selten geworden seyn, weil man sie hier abermals abzudrucken für gut befunden hat. Hätte doch der Herausgeber die Königl. Schwedische Declaration der Kirchenordnung vom J. 1692, die dem Herzogthum Ehstland gegeben, und unsers Wissens nirgends gedruckt zu haben ist, beygefügt. Auch würde eine kurze Erklärung der vorkommenden veralteten, jetzt wenig bekannten



Wörtern, und eine Anzeige, woher jede Verordnung genommen ist, manchem Leser angenehm gewesen seyn. — Aber wird denn nicht einmal auch das Ehstländische Landrecht im Druck erscheinen, das schon im J. 1718. sollte abgedruckt werden? Es würde gewiß nicht blos an Ehstländern, sondern auch in Deutschland Abnehmer finden.

Pe.

Farrago legum antiquarum Daniae municipalium, vna cum Commentario *Pauli Cypraei* in leges Sleswicenses, curante *Petro Kofod Ancher*. Hafniae, 1776. ap. Pelt.

Der Nutzen ist entschieden, den die Kenntniß auswärtiger Rechte selbst bey der Erklärung deutscher Gesetze und Gewohnheiten leistet, und in diesem Betracht ist auch für Liebhaber der deutschen Rechtsgelehrsamkeit diese Sammlung ein angenehmes Geschenk. Hr. A. sieht sie vorzüglich als einen Beytrag zur dänischen Rechtsgeschichte an; aber selbst die practische Rechtsgelehrsamkeit muß dadurch gewinnen, wenn man der Gesetzgebung nachgeht, und sie in ihrer ersten Entstehung beobachtet. Einige dieser hier bekannt gemachten Stücke zeichnen sich vorzüglich durch Alter und Seltenheit aus. Das erste Stück ist das alte Schleswigische Recht, aus einem auf Pergament geschriebenen Ebeltoftischen Codex, der nach Hr. A. Vermuthung im dreyzehnten Jahrhunderte, nicht lange nach der Zeit des Königs Sweno Grathe, unter dessen Regierung eigentlich dieses Gesetz verfaßt ist, geschrieben worden. Als Zeichen des Alterthums bemerkt Hr. A. daß z. E. horarum statt orarum, honere statt onere, nichil statt nihil stehe; daß kein Abtheilungszeichen als der Punkt vorkomme, daß öfters die Figur des §. ohne Zahlen beym Anfang einzelner Theile des Gesetzes stehe, und daß die Partikel item die Abtheilungen anzeige. Westphal hält dieses alte Schleswigische Recht in T. III. Monum. Cimbr. p. 58. für verloren; bemerkt aber, daß es Henning Flotow im J. 1386. gewissermaaßen dadurch hergestellt habe, daß er einen sehr alten Codicem legum Flensburgensium vom Jahr 1284 geliefert, und in der Vorrede darzu bemerkt habe, daß diese Flensburgische Gesetze oft wörtlich mit den Schleswigischen übereinkommen. Hr. A. hat den Ebeltoftischen Codex mit

dem

dem Flotowischen verglichen, Varianten bemerkt, und wie einer aus dem andern genommen, angegeben. Das zweyte ist eine lateinische Uebersetzung des neuen Schleswigischen Rechts, welche nach Hrn. A. wiewohl ungewisser Vermuthung gleichfals vom Cypräus herstammt. Hierzu gehört nun der drittens beygebrachte Commentar vom Paulus Cypräus, von dem Hr. v. Westphalen in der Vorrede T. III. monum. cimbr. p. 13 et 44. glaubt, daß er niemals vorhanden gewesen, weil sein Sohn zwar desselben Meldung gethan, und ihn herauszugeben versprechen, aber niemals Wort gehalten: er selbst aber in seinem Tractat de iure connubiorum, wo er bisweilen das Jütische und andere Landesgesetze anführt, weder des Schleswigischen Rechts noch dieses seines Commentars mit einer Sylbe gedenket, und es ihm in Frankreich, wo er sich aufgehalten, an Hülfsmitteln dazu gefehlt habe. Der Commentar selbst ist wirklich voller Fehler, enthält nur wenige gute Bemerkungen; hergegen eine Menge ganz unerheblicher und unrecht angebrachter Erläuterungen aus dem römischen Rechte, und Hr. H. glaubt desfalls nicht ohne Grund, daß, wie auch Westphalen a. a. O. vermuthet, es ein blos angefangenes Werk sey, und hat auch einige Stellen, die durch die Abschreiber noch mehr verunstaltet schienen, so weit es ohne critische Verwegenheit und Nachtheil des Sinnes möglich gewesen, verbessert. Die Vorrede ist darum merkwürdig, weil darinne Nachricht vom Alter dieses Schleswigischen Rechts, dessen Verfassung und Quellen gegeben, und ein Verzeichniß der vermöge desselben der Stadt zukommenden Vorrechte beygebracht ist. Die übrigen sind, König Erich VI. gemeines dänisches Stadtrecht, und der Königinn Margaretha den dänischen Städten ertheiltes Privilegium, nebst verschiedenen dänischen Special-Stadtrechten.

Vg.

Georg. Samuel. Madihn I. V. et Phil. Doctoris — Exercitationes academicae Halenses, ad praestantiora maxime iuris ciuilis capita pertinentes. Halae, apud Hendel, ohne Jahrzahl (1777.) 3 Alph. 16 Bog. in 4.

Die Madihnische Dissertationen und Programmen sind hier zusammengeschlagen und mit einem allgemeinen Titelblatte



blatte versehen. Wenn der Verleger die kleinen Kosten daran gewandt, und ein Regißter dazu hätte machen lassen, so würde mans ihm Dank gewußt haben. Die Rubriken der Abhandlungen sind: 1) De imperii sacri statuum Imperii Protestantium I. R. G. vera natura et indole. Praeside *Dan. Nettelbladt.* 1751. 2) De efficacia pacti familiae illustris agnato remotiori ius succedendi tribuentis. Diss. inaugur. 1754. 3) De bonae fidei possessore singulari a restitutione fructuum preceptorum immuni ad L. 4. §. 2. D. fin. reg. 1771. 4) De legitime natorum portione legitima in successione cum legitimatis. 1755. 5) De effectu legis commissoriae parte pretii soluta. 1755. 6) De poena capitali in furto haud mitiganda ob restitutionem rei ablatae 1757. Wir hofften, daß wir hier eine neue Anmerkung finden würden, worinn der V. seine ganz eigne Meinung: der Diebstahl sey nicht consumirt, wenn der Dieb die gestohlne Sache wieder giebt, ehe er in die Inquisition kömmt, bewiesen hätte. Denn dieser Gedanke ist wohl nie in irgend eines andern Criminalisten Zirbeldrüse gekommen, und Herr geh. Rath Koch hat in seinen instit. iur. crim. hart dagegen geschrieben. 7) De iure protimiseos, eiusque a iure retractus discrimine 1758. 8) Gedanken von der wahren Gründlichkeit, besonders in der Rechtsgelahrheit, und ihren Hindernissen im Vortrage. eod. ao. 9) De vera indole substitutionis pupillaris tam iure veteri quam recentiori 1759. deinde reuisa *et insigniter auctis* sub titulo: Diatribe iuris ciuilis, vicissitudines substitutionis impuberum complexa 1769. Die insignes auctiones haben wir eben nicht gefunden. 10) De vera indole literarum obligationis atque exceptionis non numeratae pecuniae earumque vsu in foris nostris cessante 1760. 11) De causa debitoris circa pecuniae solutionem mutato post contractum nummorum valore 1762 recusa et aucta 1767. 12) Programma creditorem in pignore media diligentia non semper liberari. 13) De validitate testamenti non rite oblati 1771. Warum hat der Verleger nicht Hrn. M. Gedanken von den wahren Gränzen des Rechts der Natur, Halle, 1767. 8. wieder gedruckt, und dem Fascikel beygelegt? Desgleichen dessen Gedanken von der Verjährung nach dem Rechte der Natur, Halle, 1764. 4.

Auf gleiche Weise sind auch die Heislerischen Dissertationen zusammengeschlagen, und ist folgender Titel vorgedruckt worden: *D. Philip-*

D. *Philippi Iacobi Heisleri* ICti, — Exercitationum academicarum ad diuersas materias iuris pertinentium fasciculus de annis 1750 — 1775. Halae apud Hendel. 1776.

Sie sind: 1) Diss. de pupillariter substituto heredes legitimos, praecipue matrem pupilli excludente. Hal. 1750. 2) De iure retentionis 1751. 3) De rei nunquam possessae per actionem Publicianam vindicatione eod. ann. Der V. beweist hier den unumstößlichen Satz: daß man die Publicianische Klage zuweilen anstellen kann, wenn man auch nie im Besitze der Sache, die man in Anspruch nimmt, gewesen ist; in dem Falle nämlich wo das Eigenthum ipso iure übergeht. Demnach kann das Fundament der Publicianischen Klage nicht die fingirte Usucapion seyn: denn Usucapion läßt sich ohne Besitz nicht denken. Dies alles, wie gesagt, hat der V. gründlich bewiesen, und daher wundern wir uns, daß so viele Juristen, z. E. auch Hr. Hellfeld in seinen Pandecten, jenen Irrthum: die fingirte Usucapion sey der Grund der Publicianischen Klage, noch immer nachbeten. 4) De iustis poenam mitigandi causis in criminalibus. 1752. 5) De liberis positis in conditione, comprehensis etiam in dispositione. 1754. 6) De nuda proprietate, pleno domino, vt et proprietatis domino seruitutem imponente, praesertim occasione Lib. 4 et 15. in fine ff. de vsufr. 1756. Jeder Rechtsgelehrte weiß, daß Lib. 15. de vsufr. eines der unerklärbarsten Gesetze ist: Proprietatis dominus nequidem consentiente fructuario, seruitutem imponere potest. Nisi, (sagt das gleichfolgende 16te Gesetz) conditio vsufructuarii deterior non fiat. Warum soll der Proprietar keine Servitut auf die usufructuarische Sache legen können, wenn der Usufructuar einwilliget? Der V. führt die verschiedenen Erklärungen an. Warum aber ist Wieling ausgelassen, der ausführlich darüber geschrieben hat? Warum Jensius, der in seinen Stricturen auch eine eigene Meynung hat? Der Verf. will sich damit helfen, daß er anstatt consentiente, *consciente*, d. i. sciente, liest. Und nun erklärt er das Gesetz dahin: wenn der Usufructuar gewußt hat, daß der Proprietar die Sache mit einer Servitut beschwehrt habe: so läßt sich aus seiner bloßen Wissenschaft noch kein Consens schließen. Recensent aber muß sagen, daß ihm diese Emen-

Emendation im mindesten nicht gefällt. Vorerst ist es schon ungewöhnlich, conſciente ſtatt ſciente oder conſcio zu ſagen. Fürs andere hängt nun das 15te und 16te Geſetz nicht gut zuſammen. Und drittens, wer wird denn jemals daran gedacht haben, die bloße Wiſſenſchaft des Uſufructuars für eine Einwilligung zu halten? Anderer Gründe nicht zu gedenken. 7) De iure accreſcendi in legatis ſemper iure non decreſcendi. Der V. behauptet mit vielen andern, daß der Regel nach, nur die re und mixtim coniuncti das ius accreſcendi haben, die verbis coniuncti nicht, außer in einem Falle. Daher ſey das ius accreſcendi eigentlich nur ein ius non decreſcendi. Aber da er zugiebt, daß in einem gewiſſen Falle die verbis coniuncti dieſes Recht haben: ſo ſagt das Wort *nunquam* auf dem Titel der Diſputation mehr als wahr iſt. Daß der V. die gründliche Abh. Bachs von eben dieſer Materie nicht benutzt hat, wundert uns ſehr. 8) De expenſis criminalibus in proceſſu inquiſitionis 1769. 9) De commendatore teutonico, patrono eccleſiae, quae commendaturae incorporata eſt, non vulgari. Sectio prior 1770. 10) De fratrum germanorum liberis, ſiue cum fratre defuncti vnilaterali, ſiue cum fratris vnilateralis filiis, ſiue cum thiis defuncti concurrant ſecundum Nou. CXVIII. iure repraeſentationis in ſtirpes ſuccedentibus. 1775. Der V. glaubt alſo, daß eines vollbürtigen Bruders Kinder, wenn ſie ihren Oheim erben wollen, allezeit in Stämmen ſuccediren, ſie mögen nun concurriren 1) mit Halbgeſchwiſtern, oder 2) mit Kindern von Halbgeſchwiſtern, oder 3) mit des Verſtorbenen Onkels und Tanten. Es iſt nicht zu leugnen, daß er alles geſagt hat, was ſich für dieſe Meynung ſagen läßt. Indeſſen ſcheint uns die gegenſeitige Meinung dem R. A. von 1529. doch noch immer gemäßer. Denn dies Geſetz ſagt faſt ganz allgemein: „wenn einer keinen Bruder oder Schweſter, ſondern ſeiner Brüder oder Schweſter Kinder in ungleicher Zahl „verläßt: daß alsdenn dieſelbige in die Häupter erben.“ Daß die Bruders und Schweſterkinder den Halbgeſchwiſtern und deren Kindern, auch dem Oheim vorgehen, ſagt die Novelle 118. Wie ſie erben ſollen, beſtimmt der R. A. Man kann dem V. zugeben, daß die Kinder der Geſchwiſter ihre Eltern in der Succeſſion repräſentiren, und deswegen den andern eben genannten Perſonen vorgehen. Daraus folgt aber nichts. Demungeachtet können ſie nachher, wenn ſie die Erbſchaft unter ſich vertheilen, die Theilung auf die Köpfe machen. Doch wir

wir entfernen uns zu weit von unserm Zwecke, der nicht war die einzelnen, gar nicht mehr neuen Dissertationen zu recensiren; sondern nur überhaupt zu sagen, was die Käufer unter dem obenangeführten Titel zu suchen haben.

Joh. Carl von der Becke, D. von der allgemeinern Brauchbarkeit mehrerer Theile der positiven Jurisprudenz. Nebst einer Anzeige seiner Sommervorlesungen, und einem Plane vom Handlungs- Wechsel- und Seerecht. Göttingen, bey Dietrich. 1777. 42 S. Octav.

Aus dem Titel wird man den Inhalt schwer errathen. Der Verf. zeigt, daß verschiedene der in Deutschland geltenden Rechte, auch bey andern Europäischen Nationen gesetzliches Ansehen haben. Dahin rechnet er das römische, das in den Niederlanden, Italien, England, Spanien, Portugall und Frankreich gilt, und bey Verfertigung der dänischen Gesetzbücher gebraucht worden ist; das päbstlich-canonische, und das Langobardische Lehnrecht. Das letzte, sagt der Verf. hat sich auch bey den übrigen Nationen eingeschlichen. Welche sind aber diese übrigen?

Da der Verf. es für nützlich hält, Handlungs-, Wechsel- und Seerecht mit einander zu verbinden, weil sie im besten Zusammenhange stünden, und auf diese Art ein gewisses Ganzes ausmachten: so hat er einen Plan zu einem Buche entworfen, worinn diese drey Rechte abgehandelt werden. Daß es dem Verf. an der Gabe, seine Ideen gut auszudrücken, noch zur Zeit fehle, davon sey folgende Periode S. 4. eine Probe: „Wenn ich sehe, daß nach dem Privatrechte des deut„schen hohen Adels, die Ausschließung der Töchter, selbst der„jenigen, welche nicht renunciirt haben, im Falle, wenn Söh„ne da sind, keinem Zweifel unterworfen ist; ein Grundsatz, „der übrigens den Vorschriften des Kaysers Justinian gerade „zuwider ist: so kann ich die Verschiedenheit beyder Rechte „zwar nicht aus der Ungleichheit des Nationalcharakters oder „der Religion herleiten; allein das seh ich, daß Papinian, „Cajus und Ulpian das Staatssystem Roms wohl kann„ten; aber unmöglich eine Idee von so einem Stande, als „unser hoher Adel ist, haben konnten.“ Wenn uns jemand

hier

hier einen natürlichen Zusammenhang der Ideen zeigen kann: so sind wir bereit, ihn als einen grossen Apoll zu verehren.

Christiani Thomasii Dissertationum academicarum, varii, inprimis iuridici argumenti *Tomus III.* Halae impensis Gebaueri. 1777. 956 S. groß Octav.

Dieser Band enthält 38 Dissertationen, die auch wieder in chronologischer Ordnung auf einander folgen. Die Titel sind: 71) De sensu legis decemuiralis testamentariae. 72) De perpetuitate debitorum pecuniariorum. 73) De aequitate cerebrina legis 2. Cod. de rescind. vendit. et eius vsu practico. 74) De differentiis iuris ciuilis et canonici in doctrina de testamentis. 75) De iure Principis euangelici aggratiandi in causis homicidii. 76) De bonorum saecularisatorum natura. 77) De vsu practico adcuratae distinctionis inter emtionem cum pacto de retrouendendo et contractum pignoratitium. 78) De vsu exiguo Senatusconsulti Velleiani in foris Germaniae. 79) De desertione ordinis ecclesiastici. 80) De officio Principis euangelici circa augenda salaria et honores ministrorum ecclesiae. 81) De existimatione, fama et infamia extra rem publicam. 82) Obseruationes selectae de iure detractionis ad ordin. polit. ducat. Magdeburg. caput. LVI. 83) De iudice sententiam in causis criminalibus ab aliis remouente. 84) De foro competente et subiectione clericorum sub potestate ciuili. 85) De inutilitate brocardici vulgaris: quae sunt in territorio, praesumuntur etiam esse de territorio. 86) Cautelae circa doctrinam de natura precum iuridicarum. 87) De non rescindendo contractu conductionis ob metum spectrorum. 88) De origine processus inquisitorii. 89) De occasione, conceptione ac intentione constitutionis criminalis Carolinae. 90) De vera origine, natura, progressu et interitu iudiciorum Westphalicorum. 91) De vsu practico distinctionis hominum in liberos et seruos. 92) De vsu practico distinctionis hominum in ingenuos et libertinos. 93) De vsu practico doctrinae de impedimentis manumissionis. 94) De vsu practico denuntiationis euangelicae ad cap. 13. X. de iudiciis. 95) De origine ac progressu processus inquisitorii contra

contra sagas. 96) De pactis futurorum sponsalium. (*Vom Laworte.*). 97) De vsu practico tituli Institutionum de his, qui sui vel alieni juris sunt. 98) De vsu practico tituli Institutionum de patria potestate. 99) De remissione tacita pignoris vel hypothecae per remissionem debiti et consensum in alienationem rei. 100) De concubinatu. 101) De vsu practico doctrinae Institutionum de nuptiis. 102) De regalibus fisci Principum Germaniae circa adquisitionem praecipue. 103) De vsu practico doctrinae Institutionum de legitimatione. 104) De vsu practico tituli Institutionum de adoptionibus. 105) De vsu practico actionis aduersus Iudicem imperite iudicantem ad Princip. Institut. de obligat. quae quasi ex del. nasc. 106) Theses inaugurales, exhibentes obseruationes varias theoretico-practicas de actione iniuriarum. 107) De reuocatione tacita mandati iudicialis ad cap. si quem. 8. de procurat. in 6. 108) Praecipua iuris Patronatus ecclesiarum Protestantium vulgaris capita. Die noch übrigen Disputationen und ein allgemeines Regisster sollen den vierten und letzten Band ausmachen. Der Herausgeber versichert, daß ein Vir doctissimus die Regisster machen werde. Gut, nur muß er auch Vir diligens und accuratus seyn.

Von der Vermischung der Obrigkeiten auf dem Lande, und den Mitteln, denselben abzuhelfen, eine praktische Abhandlung, gekrönt von der K. K. öconom. Gesellschaft in Krain den 20sten November 1770. von K. von Zalheim. Wien, 1774. 66 Seiten gr. Octav.

Diese Abhandlung, welche schon in den Krainerischen ökonomischen Sammlungen für das Jahr 1771 steht, hat der Verf. hier auch besonders abdrucken lassen. Im Herzogthum Krain hat ein Bauer oft zwey, drey und mehr Obrigkeiten; den Zinß- und Grundherrn, den Schutzherrn, das Landgericht, und die Dorfobrigkeit. Dieses verursacht häufige Conflicte der Gerichtsbarkeit und andere Unbequemlichkeiten. Die Agriculturssocietät gab deswegen die Preisaufgabe: „Welches wären die Nachtheile einer Verfassung, in welcher das „Landvolk unter verschiedene, mit verschiedner Gewalt bewaffnete

„nete Obrigkeiten dergestalt vertheilt wäre, daß nicht selten „in Einem Dorfe derer zwo, drey und noch mehrere beysam„men angetroffen würden; und zumal die Grundobrigkeit „beynahe nach der Anzahl der Häuser, zehen, zwanzig von „einander entlegenen Herrnhöfen angehörte? — Welches wä„ren die Mittel, eine so fehlerhafte Verfassung zu verbessern? „— Und wo dem Uebel endlich abgeholfen wäre, durch was „vor Mittel könnten die einmal concentrirten Güter vor künf„tiger Zergliederung bewahrt werden?“ Hr. v. Z. erhielt den Preis durch die gegenwärtige Abhandlung, in der er denn die Inconvenienzen der beschriebenen Verfassung ausführlich zeigt, und gute Vorschläge thut, sie zu verbessern. Da die ganze Schrift nur einen Localnutzen hat: so enthalten wir uns einer weitläuftigern Anzeige. Die Schreibart ist oft zu geziert und precios.

Juristisches Wochenblatt, herausgegeben von D. August Friedrich Schott. Vierter Jahrgang. Leipzig bey Heinsius 1775. 680 S. in Octav.

oder mit einem andern Titel:

Magazin für Rechtsgelehrte und Geschichtsforscher. Erster Band.

Hr. D. Schott verlegte zuerst diese Sammlung selbst, und gab sie wirklich als ein Wochenblatt, nemlich wöchentlich einen Bogen heraus. Nachher trat er, vom dritten Bande an, den Verlag an den Buchhändler Heinsius ab. Dieser giebt einen jeden Jahrgang zusammen aus. Weil aber das Buch nun nicht wohl mehr Wochenblatt heißen kann: so sind die zwey oben angeführte Titelblätter vorgedruckt, von denen jeder Besitzer eines nach Belieben wählen und vorbinden lassen kann.

Die in diesem Bande enthaltenen Abhandlungen sind folgende: 1) von Braun, ob der Sohn das Lehn behalten und die väterliche Erbschaft fahren lassen könne? Der V. zeigt in dieser schönen Abhandlung, daß die Verordnung II. Feud. 45. Der Sohn kann das Lehn nicht ohne das Allodium annehmen, ganz gegen die Rechtsanalogie streitet. Darauf untersucht er die verschiedenen Auslegungen dieses unbilligen

billigen Gesetzen, zeigt, daß es in der Praxis gilt, und sucht es nur in seine gebührende Gränzen einzuschränken.

2) Steck von Proselyten. Diese Abhandlung steht nunmehr verbessert in des Verf. Ausführungen rechtlicher und politischer Materien.

3) Ebendesselben Schilderung der Charaktere der Westphälischen Friedensgesandten. Ein sehr interessantes Stück.

4) Knorre ob das Wort Wechsel ein wesentliches Stück eines Wechselbriefes sey? Der V. leugnet es, wo nicht Landesgesetze es vorschreiben.

5) Haißlers Erläuterung des 172. und 174. Artikels der H. G. O. Carls V. aus den Glaubensätzen und der Liturgie der röm. Kirche.

6) Gedanken, warum in einem Testamente nur über das ganze Vermögen disponirt werden könne? Der V. glaubt einen ganz neuen Grund der Regel: nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest, entdeckt zu haben. Er sagt: die ältesten Testamente wurden in den Comitien gemacht. Nun würde es wider die Hoheit dieser Versammlungen und die dem Volk schuldige Ehrerbietung gewesen seyn, wenn einer mit einer Erbeinsetzung auf einen geringen Theil das Volk hätte aufhalten wollen. Wer einen Fremden mit Ausschließung seiner Intestaterben einsetzen wollte, mußte dem Volk die Unwürdigkeit der Intestaterben vorstellen. Wie konnte er also das Volk bitten, diesen Unwürdigen doch noch einen Theil seines Vermögens zu überlassen? — Wie außerordentlich schwach und unstichhaltig (um einmal ein Canzley-Styl-Wort zu brauchen) dieß ganze Raisonnement ist, darf man kaum beweisen. Wenn ich einen Erben auf einen Theil ernenne, so muß ja das nicht gerade ein geringer Theil seyn. Es war je erlaubt zu sagen, Tullius soll $\frac{11}{12}$ meines Vermögens haben, meine Intestaterben nur $\frac{1}{12}$. Warum gieng es nicht an, daß ich den Tullius auf $\frac{11}{12}$ ausdrücklich einsetzte, und das übrige $\frac{1}{12}$ den Intestaterben stillschweigends hinterließ? Das ist eigentlich das Problem, das wir aufgelößt haben wollen: das erste war erlaubt, muß also nicht gegen die dem Volk schuldige Ehrerbietung gestritten haben. Warum war ihr denn das letztere zuwider? Daß der Testator dem Volk die Unwürdigkeit seiner Verwandten bekannt machen mußte, ist einmal gar nicht erwiesen, und fürs andere folgt nichts daraus. Was liegt denn widersprechendes darin, wenn ich dem Volk sage: meine Ver-

wandte haben sich unfreundschaftlich gegen mich aufgeführt; daher soll Mevius, ein Fremder, die Hälfte meines Vermögens haben. Wenn das widersprechend wäre: so würde es auch nicht angehen, daß ich meine Verwandte ausdrücklich auf die eine Hälfte und den Fremden auf die andere einsetzte. Der Recens. glaubt, daß Pomponius im L. 7. D. de R. I. (was auch der V. dagegen sagt) die wahre Raison jener Rechtsregel angiebt: Earum rerum naturaliter inter se pugna est, testatus et intestatus. Die Testamentarische und Intestaterbfolge sind so ganz in ihren Grundregeln disparat, daß es nicht angehet, beyde bey einer und derselben Erbschaft zugleich statt finden zu lassen. Man stelle sich vor, ich setzte einige Fremden zu Erben ein auf die Hälfte meines Vermögens; von der andern Hälfte sagte ich nichts. Nun wollten also die Eingesetzten aus dem Testamente, die Verwandten ab intestato erben. Welche seltsame Confusion würde das werden? in welche Schwierigkeiten würde man gerathen in Ansehung der Vermächtnisse der Falcidischen Quart, des Accrescirrechtes u. s. w. dazu kommt noch, daß ein Testirer, der einen Erben auf einen Theil ernennt eigentlich zu erkennen giebt: ich will meine Intestaterben ausschließen, was ich mit dem übrigen Theil machen will, weis ich noch nicht. Wenn er nun über diesen Theil nachher nicht disponiret: so ist niemand näher dazu als der eingesetzte Erbe. Doch wir halten uns hier zu lange bey einer Sache auf, die eine eigne Ausführung verdiente. Das müssen wir indessen noch anmerken, daß wenn der Verf. glaubt, in dem neuesten römischen Rechte fänden sich noch Regeln, die sich auf die älteste Art in den Comitien zu testiren, gründeten, diese Meinung schon längst vor Trekell in seiner Abh. von der römischen Testamentisfaction widerlegt worden sey.

7) Lenz von den edlen Herrn von Warberge.

8) Ebenderselbe von den edlen Herrn von Harbke.

9) Ebenderselbe von den Edelingen bey den alten Sachsen.

10) Strube von der Glaubwürdigkeit alter Urkunden, besonders derer, wovon im III. Jahrgang S. 721. gehandelt worden. Der Pastor Falke hat in den gelehrten Anzeigen einige von Schminke in den Monumentis Hassiacis P. 2. p. 657. bekannt gemachte Urkunden kritisiret, und zwar nach Regeln, die der geh. Justizrath Strube mißbilliget. Seine Kritiken werden also hier geprüfet.

11) K**

11) A * * * von der Aera Hispanica. Der V. trägt hier die Meinung des Spaniers Sepulveda als ein Supplement zu der Schmaussischen Abhandlung von dieser Materie vor. (S. Jurist. Wochenblatt. 3 B. 737 S.) Aber Schmauß antwortet im

12) ten Stücke, daß er diese Meinung für zu lächerlich gehalten, um sie anzuführen.

13) J. H. Böhmer von der alten deutschen Treu und Redlichkeit. Der Anfang ist nur abgedruckt. Das Ende fehlt, weil das Mspt. wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, während des Abdrucks verloren gegangen. Es soll im nächsten Bande dieses Wochenblatts folgen.

14) J. G. Wolf, von der cessione in potentiorem, und wer eigentlich davor zu halten? Ein Facultätsgutachten über folgenden Fall. Ein Cavalier hatte ein gewisses Recht an sich gebracht; der Verkäufer aber hatte sich ausbedungen, daß dieß Recht nicht an einen Mächtigern cedirt würde. Der Cavalier wollte es nach einiger Zeit an den Landesherrn überlassen. Die Frage also war, ob dieß nicht mit dem Contract streite? Der V. glaubt Nein.

15) J. H. Böhmers Untersuchung der Frage: ob der Mönch Gratianus, der das Decretum verfertigt, vom Pabst Alexander III. zur Cardinalswürde erhoben worden, und Bischof zu Clusium gewesen sey? Wird verneinet.

16) J. G. Wolfs hinlängliche Nachricht von der Brabantischen güldenen Bulle zur Erläuterung des letztern §. des 27. Artikels der allerneuesten kayserl. Wahlcapitulation.

17) J. S. F. Böhmers Belehrung, wie und nach welchen Rechten die statutarische Portion der Eheleute zu beurtheilen.

18) J. H. Böhmers besondere Anmerkung von den vielerley Arten der Concursprocesse außer den bekannten Concursprocessen der Glaubiger. Der V. rechnet hierher den Streit mehrerer Intestaterben um die Proximität des Grades; den Streit des Principalintervenienten mit der Hauptparthey, den Streit mehrerer Verlobten um den Vorzug ꝛc. ꝛc.

19) B. F. R. Lauhn von den Gerechtsamen, mit blauem Wachse zu siegeln. Die Abhandlung, die in der deutschen Gesellschaft zu Jena vorgelesen worden ist, erscheint hier zum erstenmal gedruckt. Man lernt eigentlich nicht vielmehr daraus, als daß das Recht mit blauem Wachse zu siegeln vormals eine Distinction war. Der Uebergang vom blauen



Wachse auf das schöne blaue Firmament, und von diesem auf den Geburtstag des Hrn. Herzogs von Sachsen-Weimar hätte bey diesem Abdrucke wohl wegbleiben können.

20) Eines katholischen Rechtsgelehrten, (Streckers) Antwort auf einige besonders die päbstliche Bullen betreffende Fragen.

21) Vom Erbzinsrecht. Nemlich von dem wahren Unterschied der Zins- und Erbzinsgüter nach Braunschweigisch-Wolfenbüttelischen Rechten.

22) Vom Hoflehn.

23) Was feudum manuale bedeute? Verschiedene V. wagen hier ihre Meinungen vor.

24) Vom Rutscherzins.

25) Wie die Zehenden in Sachsen aufgekommen? Der V. glaubt, daß sie alle geistlichen Ursprungs seyn.

26) Woher die Meyergüter am wahrscheinlichsten so genannt worden, und wie alt erweislichermaaßen die Benennung sey? Der Name wird vom lateinischen: maior domus hergeleitet, und behauptet, daß er zur Zeit Henrich des Voglers zuerst aufgekommen sey.

27) J. G. Pertsch Anmerkung und Aufgabe, die sogenannte primarias preces der Kayser betreffend. Auch von dieser Abhandlung wird nur der Anfang gegeben, der Beschluß soll im künftigen Bande folgen. Der Verleger scheint hierin die Sultanin in der Tausend und Einen Nacht nachzuahmen. Sie fieng in dieser Nacht an, dem Sultan ein Mährchen zu erzählen, und brach am Morgen ab, um den Sultan zu nöthigen, daß er auch in der folgenden Nacht wieder bey ihr schlief.

Eberhard Habernikkel I. V. D. institutiones iuris romani. Editio tertia recognita et emendata. Goettingae impensis Bossiegel 1776. 208 S. in Octav.

Wir würden von diesem Compendium, das wir unter allen den Lehrbüchern des römischen Rechts in eigner Methode, mit denen das Publikum seit einiger Zeit heimgesucht worden ist, für eins der besten halten, weitläuftiger reden, wenn uns nicht das: Editio tertia auf dem Titel abhielte. Der Veränderungen müssen in dieser Auflage nicht viele seyn. Denn wir haben bey der Vergleichung verschiedener Materien keine entdeckt.

Vg.

3. Arzney-

3. Arzneygelahrheit.

Ernst Anton Nicolai (nun folgen 14 Zeilen Titulatur) — zu Jena — Pathologie oder Wissenschaft von Krankheiten. 5ter Band. Halle bey Hemmerde, 1777. 8. 438 Seiten.

Dieser Theil untersuchet besonders die Fehler der Sinne, oder wie der V. es nennt, der Empfindungen und Bewegungen. Der V. verfährt bey der Angabe der verschiedenen Ursachen dieser Gebrechen mit großer Genauigkeit und Ordnung, beschreibt gewöhnlich den Sitz der Krankheiten erst physiologisch, z. E. des Auges, Ohrs ꝛc. und ist besonders bey den Fehlern des Gesichts sehr umständlich, wo unter andern auch Cheseldens Blinder einige Seiten einnimmt; bey Gelegenheit des Hungers die Geschichte einiger Vielfresser und ihre Section, welches alles in der That das ohnehin Unterhaltende des Gegenstandes sehr vermehrt. Da wir Aerzte leider! selten wissen, was das ist, das wir vor uns haben, noch weniger die Ursache desselben: so ist es sehr nothwendig bey einem Werke dieser Art, das die Ursache der verschiedenen Krankheiten untersuchen soll, daß wir unsere Philosophie — nicht mit Demonstrationen von Wahrscheinlichkeit, sondern mit Zeugnissen und Beweisen aus Leichen genommen, belegen. Den wichtigsten Theil dieses Werks machen daher die pathologischen Leichenöffnungen und Beobachtungen von andern Aerzten beschrieben, aus. Und wer zweifelt heutiges Tages noch, daß diese für den practischen Arzt auch lehrreicher sind, als alle in den vorigen Zeiten gemachte künstliche Theorien? Gern hätten wir nun noch zu größerer Vollkommenheit dieses brauchbaren Werkes, auch die triviale Erklärung durch Nervensaft und dergl. weggewünscht, und immer noch mehr Thatsachen, bey Leichen gemachte Entdeckungen gesehen. „Ich nehme, sagt der Verf. „S. 181. die genaue Verbindung des Kopfes mit dem Magen, „als eine durch die Erfahrung erwiesene und bestätigte Wahr„heit an, ohne mich in die Erklärung dieser Sache „einzulassen.“ Würde dies Geständniß, diese Offenherzigkeit an mehrern Stellen ihm nicht eben so viel Ehre gemacht

haben,

haben, als wenn er sich drückt und quält, um durch Nerven oder anders, Gottlob immer mehr aus der Mode kommende, dunkle, unbedeutende Ausdrücke eine im kranken Körper vorkommende Erscheinung zu erklären? Die Ursachen des Wahnsinns hat der V. sehr ausführlich. Bey den Fehlern des Gehörs, oder vielmehr den Ursachen der Taubheit, vermissen wir doch noch eine, da nämlich der zitzenförmige Fortsatz angegriffen worden. Doch sind alle jemals entdeckten Ursachen eines Uebels, alle jemals gemachte Beobachtungen unmöglich die Arbeit für einen einzigen Mann. Bloß ein trockenes Verzeichniß der verschiedenen Arten einer Krankheit, in dem Geschmacke von Cullen, dem der V. immer seinen oft gebrauchten Sauvages hätte an die Seite setzen können, ist oft eine instructive Pathologie. Ueberhaupt hat der V. die neuesten Schriftsteller nicht genug genutzt; ob wir ihm gleich Dank wissen, daß er uns von Morgagni, Meckel, Greding und andern Neuern, das Merkwürdigste ausgezeichnet hat. Die Wahl der Quellen ist bey dieser Art Schriften wahrhaftig das Wesentlichste: und schöpfet der V. hie oder da aus trüben (dahin wir allenfalls die für Hr. Nicolai sehr ergiebigen aus den vorigen Jahrhunderten, auch die A. N. C. rechnen möchten) so verbreitet man ohne Zweifel mehr Dunkelheit als Licht über seine Materie. Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß Hr. N. Schrift voller Arbeit und eine der vollständigsten ist, die wir in diesem Fache noch besitzen.

Pd.

Arzneykundige Abhandlungen, herausgegeben von dem Collegio der Aerzte in London. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Christian Krausen, der Anat. und Chir. Prof. zu Leipzig. Dritter Band. Leipz. Friesch, 1777. 4 Bogen 8.

Stärker nicht ist dieser dritte Band, oder vielmehr, wie wir aus der Vorrede sehen, der Anfang des dritten Bandes, dessen Fortsetzung sich aber verzieht, so daß man den deutschen Leser nicht länger warten lassen wollen. Hr. K. meynt, die Stockung rühre daher, weil man keine andere, als scharf geprüfte Abhandlungen und ganz seltene Wahrnehmungen zulassen wolle.

Ein Mann, der selbst an sich die angina pectoris bemerkt hat, berichtet seine Bemerkungen an Hr. Heberden, und verordnet, daß dieser ihn öffnen solle, falls er plötzlich sterben würde. Das geschah auch in drey Wochen. Hr. H. und der große Hunter öffneten ihn; fanden aber nichts, das eine offenbare Ursache des Todes hätte seyn können. Die Folge ist, daß man nicht in Ausleerungen, sondern in stärkenden Nervenmitteln die Heilung suchen müßte. (Recens. hat immer diese tödtscheinende Krankheit für eine Art vom spasmodischen Asthma gehalten) Dieser Mann hat auch an sich ein anscheinendes Aufhören des Lebens auf wenig Secunden, gleichsam eine Pause des Lebens, wie er es selbst nennt, bemerkt. Hr. H. ist dies ganz fremde, (dem Rec. nicht, der einigemal diese Empfindung sehr deutlich gehabt hat, unerachtet er bey sonst voller Gesundheit ist, und dem auch daraus sein einmal plötzlicher Tod seitdem sehr wahrscheinlich gewesen ist. Diese Empfindung gehört aber nicht zur Krankheit vor uns, von der der Rec. ganz frey ist.) Wall bemerkt von derselben Krankheit, der Schmerz, der sonst unter dem Brustbeine seinen Sitz hat, äußere sich beständig in der Richtung des Brustmuskels, behafte daher auch ein oder beyde Arme und zwar genau da, wo der Muskel sich in den Schulterknochen einsenkt. Bey einer Leichenöffnung fand W. die Knorpel der Ribben von der Bemühung die Brust zu öffnen (uns dünkt es nicht Folge sondern Mitursache) verbeinert, den Herzbeutel mit Fett bedecket, wie das Fett auch, und die Klappen in der linken Herzkammer, wie auch die Aorta einen Daumen breit vom Herzen verbeinert. (Den Anfang einer Verbeinerung an der Aorta sahen doch auch Hr. Heberden und Hr. Hunter an ihrer Leiche). Dies hält Wall für eine prädisponirende Ursache, obwohl er übrigens das Uebel auch für spasmodisch erklärt. Walker, ein virginischer Wundarzt berichtet, wie er bey vernachläßigten Fracturen und andern Fällen, wo der Beinfraß die Knochen des Arms und selbst des untern Kinnbackens (ein besonders merkwürdiger, aber zu wenig beumständeter Fall) verzehrt hat, ohne Amputation die Knochen sich durch die Natur ersetzen läßt. Man gab einem epileptischen Manne eine Krone zwischen die Zähne, damit er sich nicht die Zunge zerbisse. Er verschluckte sie, bekam allerhand Zufälle, brach die Krone endlich wieder aus und genaß von seiner Epilepsie. Wie die Ginsengwurzel in China bereitet wird. Haygarth wieder von der Brustbräune, bey dem aber eiterige Feuchtigkeit durchs

ganze Mittelfell ergossen war, dergleichen der Kranke mit Husten ausbrachte. (Uns scheint der Fall gar nicht dahin zu gehören.) Power hatte bey einem brandigen Absterben des Zähen, das sich bis an die Knöchel verbreitete, China und andere Mittel vergeblich gebrauchet. Er setzte Mehl, Honig und Wasser durch Wärme in Gährungen, und schlug den gährenden Breyumschlag um. Die Fäulniß ließ nach, dem Absterben geschah Einhalt, und die abgestorbenen Theile sonderten sich ab. Es kömmt noch ein dergleichen Fall vor. Derselbe hängt noch als ein Problem die Frage an: ist die fixe Luft nicht eine schwache Säure? Sie erweist sich so mit alkalischen Salzen aller Art, vermischt sich in der Natur mit allen Kalken, die sie fixirt, und ist wohl die allgemeine durch die Luft verbreitete Säure. Ihre Durchdringlichkeit macht, daß sie so sehr antiseptisch ist.

Va.

Allgemeine Geschichte der Pflanzengifte, entworfen von Joh. Friedr. Gmelin, der Arzn. und Weltw. Lehrer zu Göttingen. Nürnb. Raspe, 1777. 1 Alph. 10 Bog. 8.

Unter dem Titel: allgemeine Geschichte der Gifte, kam 1776. in der Weygandschen Handlung in Leipzig ein erster Theil heraus, der die allgemeine Vorstellung der Gifte, die giftigen Dünste und Schwaden, und die thierischen Gifte enthielt. Durch eine Veränderung des Verlags und des Titels erscheinen nun die Pflanzengifte besonders; sind aber eigentlich der zweyte Theil des Werks.

Aus dem Instincte der Thiere, die eine Pflanze meiden, und aus dem botanischen Character fließt eine Muthmaßung der Schädlichkeit einer Pflanze. Aber ob ein Pflanzengift und welcher Art es empfangen sey, davon bleiben die Merkmale noch ziemlich ungewiß. Dünste freylich betäuben plötzlich, und thierische Gifte wirken meistens durch Wunden, mit Wasserscheu oder durch Zufälle der Harnwege. Aber die scharfen Pflanzengifte sind schwer von den mineralischen zu unterscheiden, wenns nicht dadurch ist, daß sie nicht vollend so heftig wirken. Mehr zeichnen sich die betäubenden Pflanzen von allen andern Giften aus. Und wenn die Namen der Alten, die ein Apium

rinus, ein Altercam oder Haberkraut, einen Schwindelhaber, die Tollkirschen und Liebesäpfel hatten, womit sie eine bestimmte Wirkung eines besondern Giftes andeuteten, nicht so beständig sind, auch diesen Giften nicht so einig und allein zukommen, daß man daraus sicher schließen könnte: so ist es dem Arzte in der Kur genug, daß er aus den Zufällen wisse, in welche Klasse das Gift gehöre, ob es bloß scharf, bloß betäubend, scharf und betäubend zugleich, oder lähmend sey? Und dies sind die vier Klassen, in die Hr. Gmelin die natürlichen Pflanzengifte theilet, so innerlich genommen werden.

Die scharfen Pflanzengifte, außer daß sie den ganzen Speisecanal hinab schon ihr Brennen äußern, haben mehr Zufälle der Entzündung, des Magens besonders, und erregen heftige Zufälle mit Brechen und Schmerzen, bis zuletzt auf die Ueberspannung, Betäubung, Schlummer und Irrereden folgen, die bey betäubenden vom Anfange an eine andere Klasse von Giften characterisiren. Der Geruch verräth diese Pflanzen nicht leicht. Das Mikroskop, das Spieß- und Krystallglas entdecken und die Chemie, die in ihnen Laugensalze finden soll, gewähren hier nichts sicheres. Doch nähern sie sich der Natur der Salze. Daher ist auch viel Wasser das beste Gegengift, weil es die schärfsten Salze so zertheilt, daß sie unschädlich werden. Und laues, das zugleich das Brechen befördert, ist besser, wie kaltes. Auch kann man es schleimig machen, mit Honig oder Oel versetzen. In den meisten thun auch Säuren, Essig besonders, gut.

Aus dem Gurkengeschlechte ist hier bloß die Coloquinte; von Zwiebelgewächsen die Kaiserkrone, die Zeitlose und mehrere Blumenzwiebeln, obwohl diese weniger heftig wirken; aus den Larvenähnlichen, die Pedicularis, Digitalis, Cyclamen, Plumbago, die Apocyna, worunter Hr. G. das Scammonium und die Linnäischen Cerberas und Cynancha, auch die Asclepias gigantea rechnet; unter den Doldengewächsen Hydrocotyle, Oenanthe fistulosa und crocata, Scandire infesta, Thapsia foetida. Unter den Pflanzen, die dem Hahnenfuß nahe kommen, steht der Wasserwegerich, die Waldrebenarten, die Küchenschellen, und die Caltha palustris. Vom Hahnenfuß zählt Hr. G. 16 Arten, die durch ihre Schärfe schädlich werden, und aus dem Geschlechte der Euphorbien 19. Die Pflanzen mit einfacher Blumendecke (incompletae) enthalten 3 Arten von Aron, den Wasserpfeffer, zwo arabische

Winden (Saelanthus Forskal) drey Arten Iatropha, den Ricinus und Kroton. Unter die Bäume und Stauden rechnet Hr. G. 4 Arten der Daphne, die Chamälea, Anagyris Toxifera, den Stumach mit den verschiedenen Arten von Rhus, die Excoecaria, das Anacardium u. a.

Die betäubenden Pflanzengifte kündigt das traurige Ansehen der Pflanze, oder doch der Blume, am meisten aber der widrige, wenn gleich oft süßliche Geruch an. Meistentheils sind sie geschmacklos. Sie machen auf die Sinne und Nerven in kurzem einen widrigen Eindruck, verflüchten die Empfindung, oder machen sie irre und überspannen sie. Ihre deleterische Kraft zeigt sich in der Schwächung der Muskeln, (uns dünkt, daß sie auf die Muskeln nur mittelbar durch die Nerven wirken) in der Stockung der Säfte, und schnellen Fäulniß. Brechmittel verdienen die erste, und Säuren die zweyte Stelle in der Cur. Blasenpflastern und flüchtigen, auch Nervenmitteln, legt Hr. G. auch einigen Nutzen bey.

Voran stehen hier die Nachtschattenarten, und zwar nicht bloß die Solana, sondern auch Physalis, Atropa, Datura, Hyoscyamus und Azalea Pontica. Unter den Personatis steht, und zwar billig mit einigem Zweifel, das einzige Antirrhinum Orontium, so wie die einzige Christophoriana aus der Klasse mit vielen Staubfäden. Unter den Gräsern findet sich der Schwindelhaber und unter den Blumen ohne Krone das Chenopodium hybridum und der Taxbaum.

Die Pflanzengifte, so zugleich scharf und betäubend sind, haben beydes Geruch und Geschmack, und beyde widrig. Sie wirken schon durch den Dunst, aber verschlungen noch ärger. Sie zeigen beyde Arten von Wirkung mit Heftigkeit.

Bäume und Stauden der Art sind der Manchinellbaum, (Hippomane) Menispermum Cocculus, Coriaria myrtifolia, der Kirschlorbeer, die Krähenaugen, Colubrina und das Nerium Oleander. Unter den Nachtschattenarten steht die Belladonna oben an, dann der Tabak und die Zaunrübe. Unter den Doldengewächsen ist der Kälberkropf, die tolle Petersilie, Wassereppich und Wasserschierling, gefleckter Schierling (dessen Saamen neuere Versuche in Schottland empfehlen.) Mit ausnehmender Sorgfalt sind hier die Anzeichen jeder Pflanze bestimmt. Pflanzen mit vielen Staubfäden sind hier das Delphinium (nur die?) Staphis agria und der Helleborus foetidus, und aus denen mit einer einfachen Blumendecke das Bingelkraut. Die Schwämme gehören auch hieher.

Zu

Zu selten erfährt oder erkennt man die Art, die den Schaden gestiftet hat. Daher kann man auch nur einige nennen, aber allgemein sind sie schädlich wegen des zähen Schleims (wir glauben schwammichten Wesens) der leichten Fäulung, und der kleinen Würmer, und deren Eyer. (Auch wegen eines wahren narkotischen Principii.) Einige führt Hr. G. an, und hängt dieser Klasse von Giften noch den Hanf und die Einbeere (Paris) an.

Die lähmenden Gifte endlich unterscheiden sich nur durch ihre langsamere Wirkung, und hier sind bloß Lathyrus, Cicera, und Bancrofts Caruna.

Pflanzengift, der nur durch eine Wunde beygebracht schadet, hat Hr. G. nur eben des Bancrofts Nibbees, die ihm eine Art Cissus scheinen, und mit deren Extract die Wilden ihre Pfeile vergiften. Er tödtet durch die Wunde in wenig Minuten, und wird ohne Schaden verschlungen. Hr. G. empfiehlt das Brennen der Wunde, da selbst die Wilden noch kein Gegengift wissen.

Durch innern sowohl als äußern Gebrauch werden wohl die meisten obiger Gifte schädlich: allein von folgenden nur hat man Gewißheit, von scharfen Pflanzengiften, weiße Nießwurz, Christwurz, Ranunculus Thora, Anemone nemorosa und ranunculoides, der Eisenhut und Napell, und aus den betäubenden, Mohnsaft, Chelidonium glaucium, Lactuca scariola und virosa.

Widernatürlich nennt H. G. die Pflanzengifte, die es durch ein von selbst entstehendes Verderben werden, als Mutterkorn und Brand, bey deren Gelegenheit auch Verfälschung des Mehls, schlecht gebackenes Brod, Mehlthau von Blattläusen u. s. w. berührt werden; auch wenn unschuldige Oele und thierische Fettigkeit ranzig werden; oder es erhalten Säfte der Pflanzen diese schädliche Eigenschaft durch die Gewalt des Feuers, wie die brenzeligen Oele und Laugensalze.

So weit dieser Theil, der, wie der erste, mit außerordentlicher Belesenheit und der guten Naturkenntniß geschrieben ist, die man in diesem Fache billig fodert.

R.

Iosephi Iacobi Plenck, Chirurg. Doctor. — Pharmacia chirurgica, seu Doctrina de Medicamentis praeparatis ac compositis, quae ad curandos

dos morbos externos adhiberi solent. Vienn. apud Graefferum, 1775. 8. 251 Seiten.

Joseph Jacob Plenks chirurgische Pharmacie, oder Lehre von den zubereiteten und zusammengesetzten Arzneymitteln, so in der Heilung äußerlicher Krankheiten gebraucht zu werden pflegen. Aus dem Lateinischen übersetzt von J. P. Pflug, der W. A. W. Candidaten. Kopenhagen, bey Proft, 1776. 16 Bogen.

Joseph Jacob Plenk, der Chirurgie Doctor — Lehrsätze der practischen Wundarzneywissenschaft. Zum Gebrauch seiner Zuhörer. Erster Theil. Wien, bey Gräffer. 1774. 8. 248 Seiten.

Joseph Jacob Plenk, Doctor — Lehrsätze der practischen Wundarzneywissenschaft. Zum Gebrauche seiner Zuhörer. Zweyter Theil. Wien, bey Gräffer, 1776. 8. 178 Seiten.

Josephi Iacobi Plenck etc. Primae Lineae Anatomes. In vsum praelectionum. Wien, apud Graffer, 1775. 8. 20 Bogen.

Jos. Iacobi Plenk &c. Selectus materiae chirurgicae, cui additur elenchus instrumentorum et fasciarum chirurgicarum. 8. Vienn. apud Graeffer, 1775. 5 Bogen.

Joseph Jacob Plenks Auswahl der chirurgischen Arzneymittel, nebst einem Verzeichnisse der chirurgischen Werkzeuge und Bandagen. Aus dem Lateinischen übersetzt. Wien, bey Gräffer, 1775. 8. 86 Seiten.

Wir

Wir befinden uns bey der Anzeige solcher Kompendien gemeiniglich in einer gewissen Verlegenheit. Selten läßt sich viel von ihnen sagen. Auf die Wissenschaft, die sie abhandeln, haben sie wenig, ja keinen Einfluß; sie schaden und nützen ihr nicht; sie bringen sie gemeiniglich keinen Fuß breit vorwärts oder zurück; es sind daher gemeiniglich unbedeutende Bücher, bey denen das Publicum gleichgültig ist; gleichsam Privatbücher, die der V. zu gewissen Absichten sich selbst schreibt. Ohne Zweifel giebt es Ausnahmen; aber sie sind selten; gemeiniglich gewinnt die Wissenschaft nichts bey solchen Büchern. Da aber der Verf. ein Mann ist, der Gelegenheiten und Fähigkeiten hat, wesentlichen Nutzen zu schaffen: so verliert die Wissenschaft dabey, wenn er seine Zeit auf solche Bücher wendet.

Rl.

Schilderung der Aerzte, oder, die Aerzte, wie sie sind, und wie sie seyn sollen. Aus dem Französischen. Zwey Theile. Straßburg, bey König. 1777. Cum permissu superiorum. in gr. 8. zusammen 15 Bogen.

Die fast vergessene Penelope des de la Mettrie auszugsweise, gut genug übersetzt, oder vielmehr „dieses Werk „aufs Wesentliche zurückgeführt, wie es die Fehler aufdeckt, „ohne die Fehlerhaften zu zeichnen, und von vielen andern „Unvollkommenheiten gereinigt, größtentheils nur ein Auszug aus der Penelope, worinn sich der Uebersetzer nicht immer an die Gedanken und Schreibart des Verf. gebunden, „sondern nach seinen Begriffen und nach seiner Bequemlichkeit geändert, abgekürzt und zugesetzt hat, was ihm beliebte.“ Der Uebersetzer hofft mit dieser Arbeit Dank zu verdienen; uns deucht aber diese Uebersetzung könne keinen sonderlichen Nutzen haben.

G.

Joh. Coakley Lettsom medicinische Nachrichten von dem allgemeinen Dispensatorio in London, vom

April

April 1773 bis zu dem März 1774. Aus dem Englischen. Altenburg, 1777. 8. 312 S.

Man muß sich voraus einen Begriff dieses Dispensatoriums aus der Vorrede machen lassen. Reiche Leute in London, deren Anzahl auf 600 gestiegen ist, subscribirten zu einer Armenanstalt, wo für kranke Armen eine Apotheke, zween Aerzte und ein Wundarzt gestiftet wurden. Nach Verhältniß des Beytrages konnte jeder Subscribent Kranke zuschicken. Einer dieser Aerzte ist Lettsom gewesen, der uns hier seine Erfahrungen und einige besondere Meinungen, nebst Krankenlisten u. dgl. mittheilet. Er liefert zuerst Beobachtungen von Fiebern mit faulichten Zufällen. Er preiset die Fieberrinde in einer ganz besondern Menge, ohne Nachlassung des Fiebers oder Unterlassung abzuwarten. Er lobt den Wein. Die blasenziehenden Mittel scheinen ihm gleichgültig. Der Schweis taugt selten etwas, außer wenn er eine Wirkung der Rinde ist. Die freye Luft ist heilsam, daher werden die Kranken aus dem Bette genommen, wovon Beyspiele angeführet werden. Das Miasma scheint nicht im Blute zu haften, weil säugende Kinder nicht angestecket werden. Er bestätigt seine Heilart durch 51 Krankengeschichten. Erklärung der Wirkung des Opiums auf Nerven und feste Theile, ohne Nervengeister und Rarefaction; es wird bisweilen als ein schmerzstillendes, bisweilen als ein reizendes Mittel gegeben; durch fünf Fälle bestätiget. Von einem gewissen Ausschlage Leprosy. Vertheidigung der Blattereinimpfung. Vom Keichhusten und den gewöhnlichen Mitteln dagegen. Endlich kommen einzelne Beobachtungen von verschiedenem Inhalte, einige zum Lobe des Schierlings, wovon er das Pulver dem Extracte vorzieht. Ueberhaupt findet man bey dem Verf. manche nützliche und besondere Anmerkungen. Zuletzt folgen die Vorschriften des Dispensatoriums. — Man stößt in diesem Werkchen auf einige kleine Widersprüche, die ein Fehler der Uebersetzung seyn mögen.

Ioan. Lang Dissertatio inauguralis de Passione hysterica. Vindobonae, 1776. gr. 8. 109 S.

Eine gelehrte, sehr schulgerechte Abhandlung von der hysterischen Krankheit, in eilf Hauptstücken. Es wird hier von

von der Benennung, von der Natur und den Graden der Mutterkrankheit, und wie es nun so weiter die Forme und Ordnung giebt, von ihrer Verschiedenheit von andern Krankheiten, von ihren Ursachen, von der Diagnosis, Prognosis, und Heilart genau und ausführlich gehandelt, so viel sich nemlich aus einer weitläuftigen Belesenheit zusammenbringen läßt. Die Heilart ist pünktlich nach so vielerley entfernten Ursachen eingerichtet. So viele Quellen man aufzubringen wuste, so viele Hülfsmittel wurden dagegen in Vorschlag gebracht, die sich freylich manchmal werden besser lesen, als mit Nuzen ausüben lassen. Eigene Erfahrung und Bekanntschaft mit der Krankheit herrschet hier nicht. Manches mag wohl eher eine Wirkung oder Zufall der Krankheit oder Krankheitsmaterie seyn, was in dergleichen pünktlichen Schulschriften für eine Ursache angegeben und kurirt wird. Daher oft ein junger Arzt mit seiner systematischen Abhandlung in der Hand, zu seinem Mißvergnügen die Krankheit am wenigsten erschüttern kann.

Em.

Io. Christ. Gottl. Ackermann, M. D. de dysenteriae antiquitatibus Liber bipartitus. Lipf. ap. Mauk. 1777. 8. 154 Seiten.

Zu einer Zeit, als die gegenwärtige ist, wo sehr wenige Aerzte die Schriften ihrer Vorgänger zu schätzen und nach Verdienst zu nutzen wissen; andere alle Alte sammt und sonders, vom Hippocr. an bis auf die Schriftsteller von 1740. für blinde Führer erklären, und sie zur Speise der Würmer verdammen; noch andere wie unmündige Kindlein, sich von jedem Windmacher in ihrem medicinischen Glauben irre machen lassen, weil sie keine Geschichte ihrer Kunst inne haben; muß es uns immer lieb und angenehm seyn, wenn unter der Menge von Schriften, die jede Messe liefert, noch dann und wann eine sich mit den theuren Alten beschäftigt, und einzelne Lehren derselben wieder ins Andenken bringt. Dies war die Absicht des Verf., der in der Vorrede mit warmen Eifer die Alten vertheidigt, und in dem Werke selbst die durch unzeitige Anhänglichkeit an das Alte, und Mißbrauch unrecht verstandener Stellen in etwas verworrene Lehre von der Ruhr, in ihr Licht zu setzen suchte. Wir wünschten, daß dies mit weni-

ger

gen jugendlichen Selbstgenügsamkeit gesagt worden wäre. Seine Arbeit, sagt er, soll das beste Modell (S. 420.) seyn zum prüfen; Er könne die wahre Meinung der Alten (S. 19) erklären; Niemand von den Neuern (S. 7.) habe den Werth der Alten gehörig eingesehen; Vogel (S. 30.) habe mit seiner Disp. de dysent. curat. so viel, wie nichts gethan; er wolle besonders die Therapie (S. 31.) lehren. Die Absicht ist recht gut und löblich; aber mußte denn dies in so beleidigenden Ausdrücken, z. B. Ab infrunitis veterum interpretibus, viri perquam tenui, confusanea atque hiulca antiquae medicinae cognitione gauisi (S. 20.) nasutuli veterum reprehensores (S. 22.) loquax homo (S. 85) gegen übrigens verdiente und ehrwürdige Männer, von einem jungen Arzte gesagt werden? Der Weg zum dauerhaften Ruhme ist ganz von diesem verschieden, den der Verf. einschlägt, und die vermeinte innere Ueberzeugung, als sey man der Censor und das Lumen mundi, wird deshalb nicht immer durch den Stempel des Publikums bestätigt. — Die Schrift selbst zerfällt in 2 Bücher. Im ersten, welches 1775. in Halle vertheidigt ward, um die akademische Laufbahn, die, wie wir hören, bereits wieder geendigt ist, dem Herkommen gemäß eröffnen zu dürfen, und hier beynahe unverändert abgedruckt worden ist, wird von der Ruhr der Alten, und insbesondere den 4 Arten des Galens, der Dys. sanguinea, hepatica, atrabilaria und vlcerosa gehandelt; bey dieser aber 3 Stadia unterschieden, sodann die Ruhr, in wiefern sie sich zu andern Krankheiten, und diese wiederum zu jener gesellt, die kritische Ruhr, die zur Erzeugung derselben geschickte Jahrszeiten und Alter, die Ursachen der Dys. vlcerosae und sanguineae, durchgegangen und erklärt; im 2 Bande aber die Diät, ingleichen die Arzeneyen, welche die Alten gegen die Ruhr brauchten, zuletzt noch einige Mittel angezeigt. — Gegen die Stellung der Materien ließe sich noch manches erinnern; allein wir wollen nicht kritteln, sondern die Abschnitte einzeln durchgehen, und gelegentlich unsre Anmerkungen beyfügen. — Cap. 1. Dys. veterum. Enthält die allgemeinen Begriffe und die Eintheilung des Galens; außerdem nichts erhebliches, aber wohl verschiedenes falsches, wenigstens sehr unbestimmtes. Denn wenn der Verf. behauptet, die Dys. der Alten und der Neuern sey ganz verschieden: so zweifeln wir daran gar sehr, weil daraus blos erhellet, daß die Neuern den Begriff Dys. weiter ausgedehnt haben, als die Alten.

ten. Kap. 2. Dys. sanguinea. Ist blos Verzeichniß der Galenischen Gedanken, vermöge welcher dieselbe zur Gesundheit und zum Tode gereichen, im Frühjahre und im Alter, nach Ablösen der Glieder und ruhiger Lebensart, geschehen könne. Kap. 3. Dys. hepatica. Ist nach der Behauptung des V. der fluxus hepaticus der Neuern; wir wünschten aber, dies wäre nicht so ohne alle Einschränkung gesagt, und die Stellen der Alten besser unter einander verglichen worden. Auch rechnet er des Alexanders Dys. rheumaticam hieher. Da aber eben dieser alte Arzt den Sitz derselben nicht in der Leber, sondern im langwierigen Durchfalle sucht: so möchte sich auch dagegen manches einwenden lassen. Kap. 4. Dys. atrabilaria. Die Lehre der Alten von der schwarzen Galle, die so wenig bearbeitet, noch weniger gehörig bestimmt ist, sollte hier billig hinlänglich aus einander gesetzt seyn, und dann erst würde die Dys. atrabilaria, die hier nur so mager erscheint, den neuern Aerzten einleuchtender geworden seyn. Kap. 5. Dys. vlcerosa. Diese ist von den Alten am besten beschrieben, und daher auch von dem Verf. am weitläuftigsten behandelt worden. Er zeigt sehr gut, daß ἑλκωσις bey den Griechen nicht allemal eine Trennung der Theile und ihrer Substanz bedeute; daß der Sitz, die Materie und die Zufälle des Uebels oft ganz verschieden seyn; daß die Alten nicht, wie einige behauptet, in jeder Ruhr eine Vlceration angenommen haben; daß man, bey Festsetzung dreyer Stadien, nach den verschiedenen Graden der Zufälle und der Gefahr, diese Klippen vermeiden könne, und der Fleiß der Neuern würkliche Geschwüre in den Därmen der an der Ruhr verstorbenen entdeckt habe. Kap. 6. Ruhr bey andern Krankheiten. Ist sehr mager ausgefallen, so wie das Kap. 7. von der kritischen Ruhr, ganz weg seyn könnte, weil, nach des Verf. eigner Behauptung, das Wort Dysenteria schwankend ist, und oftmals jeden Durchfall bedeutet. Das Kap. 8. von den Krankheiten, die sich zur Ruhr gesellen, ist, selbst aus den Ueberbleibseln der alten Aerzte, noch mancher Zusätze fähig, und das Kap. 9. an sich einleuchtend, so wie das 10. von den Ursachen, zwar einige, aber bey weitem nicht alle, am wenigsten die vorzüglichsten, enthält; das 11. aber einige besondere Zufälle, die eine Dys. sanguineam, erzeugen können, z. B. Ablösen der Glieder und unterdrückte gewöhnliche Ausleerungen, zum Beschlusse anfügt. Das B. 2. ist überschrieben: De dysenteriae curationibus antiquis analecta, und erklärt die vornehmsten Heil-

 metho-

methoden der Alten bey der Dys. vlcerosa. Hiebey abermals Ausfälle auf unsern verstorbenen Leibarzt Vogel. Das Kap. 1. handelt von der Diät; das 2. aber von den Arzneymitteln, wobey wir uns nicht aufhalten wollen, weil sie oft unnütze, oder doch überflüßige Wiederhelungen haben; die gegründete Bemerkung ausgenommen, daß die Alten das Obst in der Ruhr fleißig empfohlen, und dennoch die Neuern dasselbe so sehr verschrieen haben. Das letzte Kap. giebt noch ein Beyspiel ab, wie sehr gerne der V. die Miene der Weisheit annimmt, ohne seine Vorgänger zu nennen, oder bescheiden zu behandeln. Die Stelle des Hippokrates, wo er den Beyschlaf, als ein Mittel gegen die Ruhr, erwähnt, hat den Commentatoren viel zu schaffen gemacht. Der Verf. erklärt es aus der Theorie der Alten vom Saamen, und lacht alle andere aus, die von einer Versetzung der Zeilen und Verfälschung des Textes reden, welches doch eben so wahr, als seine Meinung, seyn könnte. Hier dächten wir, hätte doch billig des ehrwürdigen **Trillers** Diss. de vitandis sordidis ac lasciuis remediis antidysentericis angeführt und genutzt werden sollen. Aber freylich schien dem Verf. diese Mühe überflüßig, so wie uns, ferner von vorliegender Arbeit zu reden, die bey wenigerer Schwatzhaftigkeit und jugendlichem Stolze, bey mehrerer Gründlichkeit und Achtung für die Vorgänger, unpartheyischen Kennern weit besser gefallen würde, als jetzt.

Hrn. Carl Strak — med. Beobachtungen von der Peterschenkrankheit, nebst der Art, wie man dieselbe heilen soll. Aus dem Latein. übersetzt und mit einem Anhange von funfzehn vermischten Krankengeschichten vermehrt, von Just. Zadig de Meza, d. A. W. Candid. — Kopenhagen und Leipz. bey Pelt. 1777. 8. 260 Seiten.

Das Original ist zur Gnüge bekannt, auch die Hypothese des Verf. daß die Peterschen aus den Därmen kommen, und durch Ausleerungsmittel gehoben werden müssen. Die Uebersetzung ist richtig und getreu, und nur hier und da mit einigen harten Ausdrücken oder Verbindungen befleckt. — Die beygefügten Beobachtungen des Uebers. handeln von einer

unge-

ungewöhnlichen Versetzung der Kindbetterreinigung; von einem durch Wurmmittel gehobenen Seitenstich; einem mit Wermuth gehobenen Tertianfieber, venerischem Kopfwehe, Schlagflusse, schädlichen Folgen des Zornes beym Tripper, haarigten und nicht auszurottenden Mutterflecken, guten Wirkung des Blasenpflasters beym Seitenstechen, einem durch verborgnes Venusgift beschwerlichen Essen, einer Mundverziehung, und durch Fliegentinctur gehobenen Kniegeschwulst, einem hartnäckigen Nervenhusten, Eicheltripper, und einer sonderbaren Backengeschwulst. — Sie enthalten nichts Neues oder seltnes; sind aber doch gut erzählt und vernünftig geheilt. — Hierbey ein Gedanke, den wir schon lange auf dem Herzen gehabt haben. Die Arzneywissenschaft ist durch Beobachtungen entstanden, und dadurch bis jetzt vervollkommnet worden. Jede Messe liefert dergleichen schaarenweise, reife und unreife, wahre und verdächtige; aber fast immer glückliche; warum keine unglückliche und mislungene? Diese, dünkt uns, würden dem vernünftigen Arzte mehr nutzen, als jene. Diese können ihn leicht sicher und nachläßig, jene vorsichtig und aufmerksam machen, und wer die Klippen kennt, woran andere gescheitert haben, wird sicherlich sich vorsehen, und eben dadurch ein größerer Arzt werden. Dergleichen Todesbetrachtungen, wie Asklepiades die epidemischen Bücher des Hippokrates spöttisch nennt, vielleicht ohne Namen der Verfasser, müßten sehr willkommen seyn.

Praktische Pferdearzneykunst, oder der durch lange Erfahrung sicher curirende Pferdearzt. Verfasset von Joh. Andr. Gaab. — Herausgegeben von dessen Schwiegersohn, Gottl. Ludw. Fleischer, Büchsenspanner. Mit Kupfern. Leipzig, bey Heinsius. 1777. 8. 344 Seiten.

Ein Katechismus, in welchem die Pferdekrankheiten, ihre Ursachen, Zeichen und Heilungsarten, nebst den nöthigen Operationen und Bereitungen der Arzeneyen, treu und ehrlich von dem Pferdearzt, nach seiner langen Erfahrung und nach seiner Art vorgetragen werden, und zugleich die Anweisung zu dem guten und sichern Anglaisiren, nebst allen dabey nöthigen Vortheilen und Handgriffen, (dazu die beyden Kupfer)

pfer) endlich eine ziemliche Anzahl Mittel, die bey Menschen und Pferden sollen mit dem größten Nutzen gebraucht worden seyn. Im Ganzen nicht so uneben; aber doch in einzelnen Theilen manches zu erinnern, das Pferdekenner am leichtesten rügen können.

Om.

Abhandlung von der wahren Ursache der Krankheiten, und der sichersten Art, sie durch ein einziges Mittel zu heilen. Herausgegeben von Hrn. Johann Casper von Ailhaud, Königl. Rath und Sekretär — Aus dem Franz. übersetzt. Straßburg, bey Levrault. 1777. Mit hoher Erlaubniß. In gr. 8. 1 Alph. 8 Bogen.

Das einzige Argument des Hrn. v. A., zur Vertheidigung seiner Universalarzney, worauf es, um des Volks willen, der Mühe werth ist, zu antworten, besteht in der Menge von Genesungsscheinen, womit er prahlet, und von welchen sich wenigstens nicht beweisen läßt, daß sie erlogen oder erschlichen wären. Immer hört man fragen: Was könnt ihr dagegen sagen? Dieses:

Das Ailhaudsche Pulver ist ein starkes Purgiermittel. In vielen Krankheiten kann eine zu glücklichen Stunden genommene und wiederholte Purganz nützlich seyn, und die Genesung befördern. In Mehrern ist ein starkes Purgiermittel schlechterdings; in noch weit Mehrern aber alsdann schädlich, wenn es zur Unzeit, ohne Unterscheidung der zufälligen Umstände, ohne Behutsamkeit, ohne genaue Kenntniß des individuellen Falles, genommen wird. Trotz geboten sey jedem Unwissenden, jedem Lügner, der dies leugnen wollte! Nun theile man eine solche Arzney unter zehntausend Kranke von aller Art aus, und lasse sie blindhin, nach einer so elenden Anweisung, wie diese hier ist, damit purgiren. Bey ein Paar Tausenden paßt sie, und befördert die Genesung. Das giebt zweytausend Genesungsscheine, von Aerzten, Predigern und andern redlichen und gültigen Zeugen bekräftiget, worinn denn kein Wort gelogen seyn soll. Dies sind die Treffer in der Lotterie über Leben und Gesundheit, — gegen achttausend

Nieten!

Mieten! — gegen zweytausend Todte, die keine Todtenscheine ausstellen, und sechstausend Betrogene, die übel angelaufen sind; aber theils nicht wissen, nicht beweisen, nicht glauben können, daß dies von der Arzney herrühre; theils sich schämen, über ihre Thorheit, sich haben betrügen zu lassen, einen Verführungsschein zu schreiben: und so bleiben endlich von der Menge etwa ein paar hundert übrig, die öffentlich bekennen, daß sie durch ihre Leichtsinnigkeit betrogen, beschimpft und verwahrloset sind. Diesen wenigen stimmt die Menge der Beschämten nicht bey, die lieber stillschweigend leiden, und was noch mehr ist, ihnen widersprechen laut jene Zweytausend, und widerspricht der Charlatan, der immer lauter schreyt, als zweyhundert ehrliche Leute. Nun löse man sich das Räthsel auf, wie der Unbarmherzige, dem ein Landesvater — wir wollen setzen zehntausend liebe Unterthanen Preis giebt, in siebenzig Jahren zwölf Bände, jeden bey 300 Seiten stark, voller Genesungsscheine darlegen kann, womit er die Untrüglichkeit seiner Universalarzney beweiset, — und noch dazu voller Genesungsscheine, wider deren Richtigkeit nichts einzuwenden ist, wenn man das Einzige ausnimmt, daß er sie so listig unter die Namensrubriken der Krankheiten vertheilt, daß ihrer Einige für alle nur ersinnliche Arten von Krankheiten vorhanden sind, welchen Betrug ihm die unwissenden Kranken selbst erleichtern, die einerley Krankheit immer nach den beschwerlichsten, oder ersten, oder letzten Zufällen, mit hunderterley Namen zu bezeichnen pflegen.

Hätte Hr. v. A. es bey diesem einzigen Argumente bewenden lassen: so hätte er sich unter der Menge gemeiner Charlatans verlohren; aber er wollte ihr Fürst seyn, und schrieb also auch noch den gegenwärtigen Beweis aus Gründen, daß seine Purganz eine Universalarzney sey: ein Muster von Seichtigkeit, Unverschämtheit und Dummheit! Lese es dann, wer es kann, und lerne, daß alle mögliche Krankheiten von gehinderten „Absonderungen der Säfte herrühren; daß „diese Hindernisse in allen Absonderungsorganen durch Purgiermittel am besten gehoben werden; daß es dazu kein besseres in der Welt gebe, als das Ailhaudische Pulver; und „daß also das beste Mittel für die Universalursache aller Krankheiten nothwendig diese Universalarzney sey.“ Man lerne dies alles, und schmeichle sich dann mit Recht, ganz unerhörte Dinge gelernt zu haben. Aber nun lerne man auch diesen unwissenden Praler kennen, ehe man sein Opfer wird; diesen Johann

Casper von Alhaud, königlichen Rath und Secretair, Baron von Castelet, Erbherrn, — Gouverneur, — und — barmherziger Himmel! — Doctor der medicinischen Facultät zu Aix in der Provence; „dessen seel. Vater eine „Abhandlung über den Ursprung und die Ursache der Krank„heiten ans Licht stellte, worinn er zeigte, wie man sie alle „vermittelst eines einzigen von ihm erfundenen Purgiermit„tels heben könne:" und der nun hintritt, und diesen Unsinn des seel. Mannes, zum Hohne der gesunden Vernunft, vertheidigt, und, sicher vor aller Critik, die hoch über ihn weggeht, frisch von der Faust weg beweiset; — mit einer Süffisance und Selbstzufriedenheit! mit einer Stirn! mit einem Air! — mit dem Knopfe auf dem Beutel! — „der in „seiner Ehe fünf Söhne und zwo Töchter erzeugt hat, die „sich, wie ihr Vater und Mutter, ganz wohl befinden, und „die Ehre haben kann, zu versichern, daß sie sich insgesammt „in den verschiedenen Krankheiten, die ihnen zugestoßen, al„lein durch den Gebrauch der Universalarzney wieder herge„stellt haben;" und der endlich noch zuletzt (durch einen glücklichen Schreib- oder Druckfehler des Uebersetzers) das Publicum bittet, ihn zu entschuldigen, wenn er aus Begierde, demselben aufs geschwindeste ein Genüge zu leisten, die gehörige Zeit nicht genommen hat, sein Werk weniger vollkommen herauszugeben! O Complimente! Es ist so nach Wunsch unvollkommen gerathen, daß es wahrhaftig nicht an Hrn. A. liegt, wenn nun das Publicum nicht klüger wird.

S.

Thomas Bayford, Wundarzt in London, von den Wirkungen des Einsprizens in die Harnröhre, nebst dem Gebrauch und Mißbrauch dieses Mittels. Altenburg, bey Richter. 1777. 8. 118 Seiten.

Eine gute Uebersetzung der 1773. in London herausgekommenen Urschrift. Herr B. ist kein Freund von solchen Einsprizungen, und eifert besonders wider den Mißbrauch, den einige Afterärzte damit machen, die, um ihre Kühnheit bey dieser geschwinden, aber gefährlichen Heilart des Trippers zu bemänteln, sich und Andere zu überreden suchen, das Trippergift sey vom venerischen ganz verschieden. Hr. B. giebt zwar

zu,

zu, daß die Quecksilbermittel zu Heilung des Trippers mehrentheils unnöthig, ja oftmals schädlich sind; doch gebe es Fälle, wo man ihrer nicht entbehren könne. Des V. Gründe wider die Einsprizungen sind kürzlich folgende: 1) Zur Zeit der Entzündung sind die Theile zu reizbar, und das bloße Einbringen der Sprize schädlich. 2) Verstatte die Empfindlichkeit der Harnröhre, die zu allen Zeiten größer sey, als die des Auges, nicht, wirksame Mittel einzusprizen. 3) Dergleichen Einsprizungen können nicht anders als das Brennen beym Urinlassen vermehren, da man ja einem Gesunden ein Harnbrennen damit machen kann. 4) Da bekanntlich eine Verstopfung des Tripperausflusses durch Erhitzung oder andre Gelegenheitsursachen nie ohne üble Folgen ist: so ist auch nicht einzusehen, warum die schnelle, durch den Gebrauch zusammenziehender Mittel bewirkte Verstopfung, nicht auch dergleichen haben sollte. 5) Wegen der Gefahr, das Gift ins Blut zu bringen, seyen solche Einsprizungen vorzüglich unschicklich, wenn der Ausfluß sehr mißfärbig, grün oder blutig ist. 6) Man laufe Gefahr, besonders wenn der Siz des Trippers der Blase näher, als gewöhnlich ist, das Gift, statt es auszuwaschen, durch die mechanische Kraft der eingesprizten Feuchtigkeit weiter nach ihnen zu treiben. Endlich 8) so komme ein durch zusammenziehende Mittel gestopfter Tripperausfluß öfters bey der geringsten Ausschweifung wieder, ja auch ohne anscheinende Ursache, so bald man die Arzney aussetzt. Hr. B. gestattet die Einsprizungen nur in zwey Fällen: 1) im allerersten Anfang eines Trippers, noch ehe die Entzündung merklich ist, und dann wählt er eine Zubereitung aus Quecksilber, (wenn so, warum sollen dergleichen nicht auch als Vorbauungsmittel dienen!) Er erlaubt 2) bey einem langwierigen Nachtripper, wo weder Entzündung noch Mißfarbe des Ausflusses ist, eine gelind zusammenziehende Einsprizung. Zuletzt, wieder die balsamischen Mittel; alles in einer weitschweifigen, oft etwas verworrenen Schreibart, die doch unser Verf. mit den meisten neuern englischen Schriftstellern in dieser Sache gemein hat.

Go.

N. D. Falck, von dem Quecksilber und dessen Kräften bey verschiedenen Krankheiten. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, 1777. gr. 8. S. 268.

Falck lieferte uns einstens eine Abhandlung von venerischen Krankheiten, und mag sich dabey mit den Eigenschaften und Wirkungen des Quecksilbers ziemlich bekannt gemacht haben. Er handelt hier in drey Abtheilungen von selbigem 1) von den Eigenschaften und der Wirkungsart des Quecksilbers, 2) von dessen Zubereitungen; 3) von dem Nutzen bey Krankheiten. Das Quecksilber wird als ein Metall im geschmolzenen Zustande betrachtet, welches bey der größten Kälte fest wird. Dieses geschmolzene Metall ist nun bey einer gelinden Wärme leicht flüchtig zu machen. Von den aufgelöseten und flüchtigen Theilchen kommen die großen Wirkungen in unsern Körpern. Bey diesem Auflösen und Flüchtigmachen, welches durch Wärme geschieht, setzet es auch viele Schlackentheilchen ab, welche auf feste Theile oder Nerven fallen, stocken bleiben, Lähmungen, Zehrungen und allerley Uebel machen, welches am ehesten vom Räuchern geschieht. Hierinnen ist Aehnlichkeit mit dem Bleydampfe. Die Vermischung des Bleyes mit Merkurius ist äußerst schädlich, und so auch die Dämpfe von beyden in Verbindung. Die Wirkung des Quecksilbers auf die Speicheldrüse bleibt immer dunkel; doch waget der Verf. S. 29. eine Erklärung, und raisonniret ganz subtil dahin. Die Bereitungen des Quecksilbers werden den rohen vorgezogen, gegen Astrücs Meinungen. Der versüßte Merkurius, der corrosive sublimirte, der rothe präcipitirte, sind die vornehmsten Zubereitungen. Man sollte das Quecksilber nie bis zum Speichelflusse geben, besonders keine von den zwo letztern Zubereitungen. Jedes Quecksilber, wenn es bis zum Speichelflusse, oder nur in zu starker Dose gegeben wird, schwächet die festen Theile, und bleibt hernach in schlappen Gefäßchen stocken, und stiftet Unheil. Wenn das Quecksilber anstatt des Speichelflusses eine andere starke Ausleerung macht, so entstehen allezeit schlimme Folgen. Man muß sich warm bey dem Gebrauche des Quecksilbers halten. Auch das versüßte Quecksilber kann schädlich seyn, wenn es nicht oft genug sublimiret, nicht fein genug gerieben, mit Bleyweiß verfälschet oder zu häufig gegeben wird. In der zweyten Abtheilung werden fast alle mögliche Zubereitungsarten des Quecksilbers mit Anmerkungen berühret. Es wird S. 58. die Art gezeiget, die Reinigung des rohen Quecksilbers durch die Destillation zu bewirken. S. 94. werden Zeichen der Verfälschung gegeben. Die Gaben des Quecksilbers können ihm nicht gering genug seyn; sobald nur irgend eine wider-

natür-

natürliche deutliche Wirkung zum Vorschein kömmt: so ist es ein Zeichen, daß zuviel auf einmal gegeben wurde. Nun die dritte Abtheilung von den Heilkräften. So sparsam der V. bey den Dosen des Quecksilbers zum innerlichen Gebrauche war: so verschwenderisch ist manchmal der Sublimat oder Präcipitat zu äußerlichen Mitteln gesetzet. Das Quecksilber, heißt es, lindert Schärfe und krampfichte Spannungen. So weit sich nun Schärfe und Spannung oder Zusammenziehung in der Theorie der Krankheitsursachen ausdehnen läßt, so weit wird der Gebrauch des Quecksilbers erhoben. Falck braucht also das Quecksilber in Hautkrankheiten reichlicher und sicherer als wir ihm folgen möchten. Es wird in Entzündungen, im Brande, in Geschwüren, Wunden, Quetschungen mit andern gewöhnlichen Mitteln verbunden und gebrauchet. So erstrecket sich der Nutzen des Quecksilbers weiter bis auf Fieber, chronische Krankheiten, Scorbut, Wassersucht, u. s. w. Viele Formeln finden sich hier, die wir in der Abhandlung von venerischen Krankheiten schon erhalten haben. Durch richtige Erfahrungen könnte der Werth dieser Mittel am besten entschieden werden. Es ist uns bisher nur allzu bekannt geworden, daß beym Gebrauche des Quecksilbers immer Vorsicht nöthig sey. Gemeiniglich sind eine widernatürliche Röthe der Wangen, ein verdorbener, gelber, fast fetter Speichel oder Schleimauswurf, Neigung zur Kolik, übelriechender Mund, Nervenschwäche, Lähmungen, manchmal Verlust des Gehörs oder eines andern Sinnes u. dgl. die betrübte Folge des etwa zur Unzeit oder mit Unordnung gebrauchten Quecksilbers gewesen. Unser Verf. ist so sehr von den Kräften seines mächtigen Quecksilbers eingenommen, daß er sogar glaubt, der zu jetzigen Zeiten häufigere Gebrauch des Quecksilbers sey Ursache, daß die Pest nun seltner als vorhin sey. Er leitet alle hitzige und langwierige Krankheiten von zwo Hauptquellen, von scharfen oder schleimigen Säften. Dagegen muß nun allemal Quecksilber schicklich seyn. In Vermeidung der Säuren, des Weines, bey der Diät, auch selbst bey Vermischung des Calomels in seinen Formeln, ist er oft wenig besorget. Im Ganzen verdienet diese Schrift Aufmerksamkeit einsichtsvoller Aerzte.

Vollständige Abhandlung von der Erkenntniß und Kur der venerischen Krankheiten. Aus dem französischen des Herrn Fabre, u. s. w. übersetzt von Carl

Franz Schröder, mit Vorrede und Anmerkungen von D. Johann Clemens Tode. Kopenhagen 1777. gr. 8. 563 S.

Ein wunderlicher Contrast, wenn der Franzmann sogleich nach den Britten studiret wird! Hier gilt das rohe Quecksilber, die Einreibungen, mit oder ohne Speichelfluß bey der vollständigen Seuche. Der Sublimat findet wenigen Beyfall. Es werden die sonst gewöhnlichen Heilarten mit und ohne Quecksilber verglichen, und endlich behält das Einreiben der Merkurialsalbe, worauf meistens ein Speichelfluß erfolget, den Vorzug. Durchfälle und allerley Ausleerungen, welche vom Quecksilber kommen, werden hier als günstig angesehen. Es werden zugleich alle bey der großen Seuche gewöhnliche Zufälle angeführet und behandelt. Vorher wird vom Tripper und seiner Verwandschaft, Chancres, Leistenbeulen, Hodengeschwulst, Strangurie u. dgl. ausführlich geschrieben. Alle Theorien, die von diesen beyden Verfassern eingestreuet werden, kann man unmöglich, ohne äußerst weitläuftig zu werden, in genaue Erwähnung bringen. Was die Heilart der Lustseuche betrifft, so hat man bey uns in Deutschland bisher den Gebrauch des Sublimats für das gewöhnlichste und wirksamste Mittel gehalten. Bey reicheren, schwächlichen, reizbaren und kränklichen Personen mag das Einreiben der Salbe ohne Erregung des Speichelflusses sicherer seyn. Der Speichelfluß würde nie unsern Beyfall haben.

Em.

Henr. Aug. Wrisbergii, Phil. et Med. Doct. — Obseruationes anatomicae de quinto pare neruorum encephali, et de neruis qui ex eodem duram matrem ingredi falso dicuntur. Cum tabula aenea. Goettingae apud I. Chr. Dieterich 1777. 3½ Bogen in 4.

Diese Schrift ist eigentlich den Commentarien der Göttingischen Societät der Wiss. bestimmt gewesen. Liebhaber der feinen Zergliederung werden sich aber freuen, sie einzeln besitzen zu können. Sie hat einen dreyfachen Vorwurf, den eigentlichen Ursprung des fünften Nervenpaars aufs genaueste

zu

zu bestimmen, die wahre Beschaffenheit des sogenannten Gasserschen Nervenknoten (der Hr. V. nennt ihn mit grösserm Rechte intumescentia semilunaris) aufzuklären, und die rechte Bewandniß mit denjenigen Fäden aus einander zu setzen, die man fälschlich für Nerven angesehen, die aus dem fünften Nervenpaar nach der harten Hirnhaut übergiengen. Die Ausführung ist so vortrefflich, wie man von der bekannten anatomischen Genauigkeit des Hrn. V. geschärft von einer rühmlichen Belesenheit, erwarten konnte.

†

D. Aug. Schaarschmid Tabulae anatomicae. Ex germanico in latinum traduxit, recensuit, supplementa auxit F. X. de Wasserberg. Viennae. ap. Ghelen. 42 Bogen groß 8.

Eine Uebersetzung eines bekannten Buchs, die zwar richtig aber eben nicht zierlich ist. — Der Anhang enthält synonymische Bemerkungen der Knochen und Muskeln aus verschiedenen Schriftstellern. Es wird Anfängern, und selbst Aerzten, die nicht viel anatomische Belesenheit haben, nützlich seyn. Es scheint, es würde bequemer gewesen seyn, diese Synonymien, gleich unter dem Text als Anmerkungen zu finden.

Xe.

Beobachtungen über den äußerlichen Gebrauch der Bleymittel, nebst einigen allgemeinen Anmerkungen über die örtlichen Arzneyen, von Johann Aikin, Wundarzt, nach der zweyten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt. Altenburg, bey Richter 1776. 8. 124 S.

Außer der Befolgung der allgemeinen Pflicht, die jedem ausübenden Arzt und Wundarzt obliegt, auf die Wirkung aller Mittel, die er anwendet, sorgfältig zu achten, wäre für das Wohl unsrer noch so sehr unbestimmten Materia Medica, zu wünschen, daß Jeder von ihnen, dem Kenntnisse und Beobachtungsgeist verliehen sind, sich ein, oder ein Paar Mittel zum

Gegen-

Gegenstand seiner besondern Untersuchung wählte, nicht um aus wenigen flüchtigen Versuchen übereilte Schlüsse zu ziehen, und sie eben so übereilt der Welt als ausgemachte Wahrheiten vorzulegen; sondern um während seiner ganzen praktischen Laufbahn, wenigstens einem großen Theil derselben, dieses Mittel zu seinem besondern Augenmerk zu machen, häufige, oft wiederholte und oft veränderte Versuche damit anzustellen, die davon gerühmten Eigenschaften in allen Fällen, unter allen Gestalten zu prüfen, auf die verschiedene Wirksamkeit, die es durch Zusätze von andern Mitteln, durch Nebenumstände, durch die Beschaffenheit des Kranken, bey verschiedenen Zeiten der Krankheit, bey verschiedener Diät, nach andern vorher gebrauchten Arzneyen u. s. w. hat, genau zu merken, das Bemerkte aufzuschreiben, das Aufgeschriebene zu vergleichen, und endlich aus einer großen Menge dergleichen sorgfältiger und unpartheyischer Versuche und Beobachtungen einen kleinen, aber kernhaften zuverlässigen Artikel für die Materia Medica zu ziehen, und diesen als ein Vermächtniß seinen Amtsbrüdern und Nachfolgern zu hinterlassen! So gering auch die Anzahl der einsichtsvollen und einer gänzlichen Unpartheylichkeit fähigen Beobachter seyn mag, so giebt es doch deren in jedem Lande und zu jeder Zeit einige: hätten wir nun von Jedem einen solchen Artikel erhalten oder zu hoffen, wer könnte wohl den Werth des Buchs bestimmen, darinne sie gesammlet würden! Diese freylich mühsame, langsame, und mehr für das Publikum nützliche, als für den Verfasser ruhmreiche Art, bey Bestimmung der Kräfte einer Arzney zu Werke zu gehen, hat zwar Hr. A. nicht befolgt; doch müssen wir ihm auch für diese wenige Bemühungen Dank wissen, und dem Uebersetzer dafür, daß er sie uns in reinem fließenden Deutsch zu lesen giebt. Die übertriebene Lobeserhebungen, die Goulard von seinen Bleymitteln macht, einzuschränken, und die wahren und unzweifelhaften Wirkungen derselben fest zu setzen, waren des Verf. Absichten. Erstere hat er erreicht, und seine Meinung mit Gründen unterstützt, die aber oft mehr aus der Theorie als aus der Erfahrung genommen sind; zu Erfüllung der letztern scheint es ihm an einer genugsamen Menge von Beobachtungen gefehlt zu haben. Wir führen, um bey einer Uebersetzung nicht weitläuftig zu werden, zu Bestätigung unsers Urtheils einen einzigen Beweis an; wenn bey frischen Wunden und Quetschungen die Eiterung unvermeidlich scheint, so verwirft Hr. A. den Gebrauch des Bleywassers, weil die Theorie

Theorie lehrt, daß man in solchen Fällen die Eiterung befördern und folglich erweichende Mittel anwenden müsse. Hätte Hr. A. die Goulardische Behauptung nicht schlechtweg nach vorgefaßter Meinung verworfen, sondern die Wahrheit derselben durch Versuche geprüft, so würde ihn die Erfahrung gelehrt haben 1) daß durch den Gebrauch des Bleywassers öfters Wunden und Quetschungen wider alle Wahrscheinlichkeit ohne Eiterung, die freylich unter Anwendung erweichender Mittel unvermeidlich gewesen wäre, geheilt werden; und daß 2) wenn sie erfolgen muß, solche nicht zum Nachtheil des Kranken durch das Bleywasser verhindert, wohl aber zu seinem Vortheil gemäßigt werde.

Ep.

Nöthige Erinnerungen für Aerzte und Kranke, die den Tripper heilen wollen, von Joh. Clemens Tode, D. und Pr. zu Kopenhagen. Acerba laeto temperat. Kopenhagen, 1777. bey Rothe, in 8. 224 Seiten.

Dies ist die Fortsetzung einer Schrift, die wir zu ihrer Zeit empfohlen, und wovon wir uns noch viel mehr Gutes versprochen haben (A. d. B. 25 B S. 214.) Beydes mit Recht. Wenn das Wahrheit ist, was der V. in gegenwärtiger Schrift behauptet: so wird sie in der Lehre von den venerischen Krankheiten Epoche machen: denn vor ihm hat noch Niemand so ausdrücklich, so umständlich, so deutlich und mit so starken Gründen gelehrt, daß der Tripper keine venerische Krankheit (deutlicher, kein Symptom oder Grad der Lues,) und das Gift, was ihn erzeugt und fortpflanzt, kein venerisches, (nicht das Gift der Lues,) sondern von ganz besonderer und eigner Art sey, das mit dem venerischen in keiner wesentlichen Verbindung oder Verwandschaft steht; und daß man also die gewöhnlichen Folgen einer ächten venerischen Ansteckung (der Lues,) nach demselben nicht zu besorgen habe, wofern nicht, durch eine doppelte Ansteckung mit dem Trippergifte zugleich ein wahres venerisches in den Körper gebracht worden ist. Nun aber fragt sichs: Ist dies Wahrheit?

Wenn es auf die Stimme eines einzelnen Beurtheilers ankäme, der des Hrn. V. Gründe wohl studirt, einzeln und

im

im Zusammenhange geprüft, und ernstliche Mühe angewandt hat, sie zu widerlegen oder wenigstens zu schwächen; so könnte Recensent entscheiden, und würde — mit Feuer im Beyfalle für deutsches Verdienst — obwohl mit einiger Einschränkung, sagen: Ja! Es ist ein so hoher Grad der Wahrscheinlichkeit in dem Gedanken; alles, — Geschichte der Krankheit, Theorie, Erfahrung, Beobachtung, Praxis, — Alles leuchtet auf ihn, und er wird desto heller, aus je mehr Gesichtspuncten man ihn betrachtet. Welcher genau beobachtende Arzt mag wohl nicht schon längst Ahndungen von so etwas gefühlt haben, wenn er die Erscheinungen dieser beyderley Krankheiten und ihre so auffallende Verschiedenheit im Anfange, im Fortgange, in der Behandlung rc. verglichen hat? Wenigstens muß Rec. gestehen, daß ihm bey der eingeführten Theorie immer etwas unerklärbares übrig geblieben, und nur das Mistrauen gegen seine Einsichten Ursache gewesen ist, daß er diese ihm oft vorbeygeflogene Vermuthung nicht erhascht und fest gehalten hat. Doch wir erkennen gern, daß in einer so wichtigen Sache unser Beyfall nichts entscheiden könne, und lassen uns demnach begnügen, dieselbe dem Urtheile des forschenden Publicums vorzulegen.

Die vornehmsten Gründe des Hrn. T. sind diese: 1. aus der Geschichte erhellet keinesweges, daß der Tripper ein bloßer Zufall oder Grad der eigentlichen Lustseuche, (lues) sondern vielmehr das Gegentheil sey. S. 15 ff. 43 ff. Theils ist es weder behauptet noch erwiesen, daß vor dem Ausbruche der venerischen niemals die Tripperkrankheit beobachtet worden, S. 31 f. theils finden sich Spuren bey alten Schriftstellern, daß die letztere wirklich schon zuvor als giftig und ansteckend bemerkt worden sey, und andere Quellen als das venerische Uebel gehabt habe. S. 43. Gesetzt indessen, beyde Krankheiten wären gleichzeitig, so können sie zweyerley verschiedene Gifte zu Quellen haben, die gleichwohl sich beyde nur bey verhurten Personen erzeugen. Dies ist daraus sehr wahrscheinlich, weil noch immer die meisten derselben nur eine von diesen beyden Krankheiten, die wenigsten aber beyde zugleich haben; S. 61 f. weil die Haupteigenschaften beyder wesentlich und unwandelbar von einander verschieden sind; S. 66 f. und weil die Unwahrscheinlichkeit sehr groß ist, daß das Trippergift in das von ihm so wesentlich verschiedene venerische abarten sollte. S. 72 f.

2. Es folgt auch nicht, daß Tripper und Lustseuche darum von einerley Gifte herrühren müßten, weil sie beyde aus einer-

einerley unreinen Quelle kommen. S. 87 f. Das Gift des ersten wohnt im Schleime der Harnröhre, der letztern ihres ist das Chancregift, das in der Lymphe den Drüsen nachgeht, und sich durch das System der Lymphengefäße im ganzen Körper verbreitet. Von beyderley Krankheiten theilt, der Erfahrung gemäß, ein Mädchen immer nur diejenige mit, die sie selbst hat. Wenn man also bey ihr „eine Ambe gewinnt," so muß auch nothwendig in ihrem Schooße beyderley Gift von Chancre und Tripper zusammen gekommen seyn. S. 92 f.

3. Aus der großen und wesentlichen Verschiedenheit der Zufälle und Wirkungen beyder Krankheiten erhellet die wesentliche Verschiedenheit ihrer materiellen Ursachen aufs deutlichste. Dies führet der Hr. V. S. 92 — 161 aus — lehrreich, scharfsinnig, wahr und practisch! Die Mißfarbe des Tripperschleims beweiset kein venerisches Gift, sondern ist den Krankheiten der Schleimhaut gemein. S. 95. Die Schärfe desselben ist weder ihm allein eigen, noch erzeugt sie jemals venerische Schwären. S. 98. Die Leistenbeulen beym Tripper, zumal nach der Stopfung desselben, sind lediglich Wirkungen des Reizes. Eine ächte venerische Leistenbeule setzt immer einen Chancre voraus. S. 101. Die Hodenentzündungen, welche bey recht giftigen und noch mehr bey gestopften Trippern vorzukommen pflegen, lassen sich viel leichter von einem aus der Harnröhre bis in die Hoden verpflanztem Reize, aus einer Wirkung der so innigliche Mitempfindung dieser Theile, oder aus einer dadurch bewirkten Sperrung des freyen Ausflusses der Saamenfeuchtigkeiten in die Harnröhre, als aus einem versetzten Gifte erklären. S. 110 f. Diese beyde letztern Ausführungen von den Leistenbeulen und der Hodenentzündung sind vortrefflich; aber man muß sie ganz und im Zusammenhange lesen.

4. Die Folgen des Trippers sind nicht von der Art, daß sie eine venerische Krankheit bewiesen. S. 161 f. Es ist falsch, daß der Tripper vor der wahren venerischen Seuche sichere, oder davon befreye, S. 163. und daß nach einem übelbehandelten Tripper wahre venerische Zufälle entstehen sollten. S. 169 — (ungemein lehrreich, und, wie uns dünkt, überzeugend!) Die Folgen der Zurücksaugungen und der Versetzungen des Trippergifts, wovon so viel geschwatzt wird, sind entweder aus ganz andern Ursachen herzuleiten, oder sie beweisen höchstens nur die Versetzung eines Trippergifts, nicht aber eines venerischen. S. 187, 192. Das Quecksilber dient entweder

der in den vom Tripper nachbleibenden Krankheiten eben so wenig, wie im Tripper selbst, oder es wirkt wenigstens nicht durch seine specifische Kraft wider das venerische Gift. S. 195 u. s. w.

Aus dem allen folgert nun Hr. T., daß der Tripper ganz und gar nicht die Gegenmittel erfodere, die das venerische Uebel heilen; S. 201. daß er keine ächte venerische Krankheit sey, und daß man also auch die gewöhnlichen Folgen einer ächten venerischen Ansteckung nach ihm nicht zu besorgen habe; S. 206, daß hingegen das Trippergift von ganz besonderer und unveränderlicher Art sey, S. 208, ob es gleich zuweilen mit ächten venerischen Chancres verbunden seyn, S. 219, und auch außerdem nach übler Behandlung genug andere Beschwerlichkeiten nach sich ziehen kann. S. 221.

Unter allen Gründen für die ursprünglich venerische Natur des Trippergifts hält der V. selbst diejenigen für die triftigsten, welche die Meinung begünstigen, daß es bloß ein abgeartetes venerisches Gift sey, S. 76, und auch das, was er dieser Meinung S. 76 — 87 entgegen gesetzt hat, scheint uns noch am ersten einer genüglichen Beantwortung fähig zu seyn. Gleichwohl aber würden wir, wenn wir opponiren sollten, nicht auf der eigentlichen Ausartung des venerischen Giftes in das Trippergift bestehen, sondern vielmehr uns Fabre's Idee, S. 86, nähern, daß Trippergift nichts anders als der vom venerischen Gifte verdorbene Schleim der Harnröhre, und Chancre nichts anders als eben davon verdorbene Lymphe oder Drüsensaft sey. Einerley Gift, wenn es sich Säften verschiedener Art mittheilt, kann höchst verschiedene Producte geben. Es kann den einen Saft, mit dem es sich verbindet, unveränderlich lassen, hingegen einen andern zum Verderben bringen. Es kann von jenem entweder involvirt und ganz unwirksam gemacht werden, wie etwa das Vipergift im Magensafte; oder es kann in ihm unwirksam bleiben, wie etwa das Gift der spanischen Fliegen im Urine. Es kann mit diesem, den es verdirbt, eine Giftmasse von ganz andern Eigenschaften und Wirkungen erzeugen, als mit einem andern, den es ebenfalls verdirbt. Ein Gift, das die Blutmasse auf eine gewisse Weise zerstörte, könnte eine brandigte, und wenn es die Lymphe in den Drüsen verdürbe, eine krebsartige Giftmasse erzeugen und beyde könnten ansteckend seyn. Wie also, wenn das venerische Gift im Schleime der Harnröhre nur ein scharf eitriges, hingegen in Drüsensäften ein cancröses Giftproduct verur-

verursachte: wäre dann nicht das Tripper- und Chancregift gleichwohl beydes ein Product von einerley venerischem? wären dann nicht Tripper und Lustseuche, bey allen ihren wesentlichen Verschiedenheiten, in ihrer Natur und im Verhältnisse gegen die Heilungsmittel, gleichwohl beyde Wirkungen einerley Giftes, beyde Krankheiten venerischen Ursprungs? Es würde hieraus gar nicht folgen, daß nun das Trippergift, wenn es in die Drüsen gelangte, darinnen Chancre, oder das Chancregift, wenn es in die Harnröhre dringt, Tripperschleim erzeugen müßte: denn dies sind beydes nicht mehr einfache venerische, sondern Giftproducte aus dem venerischen mit Säften verschiedener Art, die also auch nicht mehr die Eigenschaften des einfachen ursprünglichen haben. Pockengift im Pockeneiter, und eben dasselbe Gift im Speichel der Kranken, macht, wenn es in die Hautgefäße gebracht wird, im ersten Falle die Hautsäfte pockengiftig, im andern läßt es die Wunde unvergiftet. So könnte auch venerisches Gift im Schleime, wenn es in die Drüsen gebracht würde, nur ungiftige Wirkungen thun, so wie es das Chancregift in der Harnröhre nur thut. Hierzu könnte noch kommen, daß die einsaugenden Lymphgefäße das venerische Gift, wenn es im Schleime der Harnröhre, das ist, im Tripper mitgetheilt wird, nie annähmen, weil sie vermuthlich ihrer Natur nach den Schleim der Harnröhre nie einsaugen.

Dies würden wir etwa einwenden, und so möchte das Meiste, was Hr. T. für den wesentlichen Unterschied dieser beyden Gifte und Krankheiten sagt, zugegeben, aber dennoch die Folge geleugnet werden können, indem die ganze Verschiedenheit bloß in den beyderley Vehikeln, worinn das venerische Gift fortgepflanzet wird, nicht aber in ihm selbst läge. Denn wenn dem so wäre, so könnten gleichwohl damit alle die Erfahrungssätze vollkommen bestehen: daß Ansteckung mit Tripper nie Chancres, und Ansteckung mit Chancres nie Tripper erzeugte; daß jede Ansteckung ihre ihr eigene Wege und Sitze und Zufälle und Folgen hätte; jede eine ihr eigene Cur und Diät erfoderte; ja auch selbst, daß das Quecksilber das Gift in dem einen Vehikel zerstören oder losmachen könnte, im andern aber nicht: so wie mehrere Arzneyen und Gifte nur in gewissen Säften, nicht aber in andern gewisse Wirkungen leisten, z. E. das Pfeilgift zwar das Blut, nicht aber die Lymphe zerstört, ja sogar, wenn es in einem Vehikel, auf welches es keine Gewalt hat; z. E. in den Verdauungssäften,

 durch

durch den Magen ins Blut geht, auch seine Wirkung ins Blut selbst verliert. Inzwischen sind wir weit davon entfernt, dem Hrn. V. diese Einwürfe mit Rechthaberey entgegen zu setzen: vielmehr gestehen wir aufrichtig, daß seine ganze Schrift an ihrem großen practischen Werthe und an dem Verdienste, die bisherigen verworrenen Begriffe von diesen Krankheiten in helleres Licht gesetzt und berichtiget zu haben, wenig oder nichts dabey verliere, ob der Unterschied des Trippers und der Lustseuche im ursprünglichen Gifte, oder nur in den Vehikeln liege; weil doch, durch die Ansteckung, das venerische Gift niemals uneingewickelt, sondern immer in einem von diesen beyden Vehikeln in einen Körper kommt, mithin in jedem Falle der wesentliche Unterschied im Sitze, in den Zufällen, in den Folgen, in der Behandlung und in den Arzneymitteln zu beobachten ist, als ob wirklich das Gift selbst und an sich von wesentlicher Verschiedenheit wäre. — Aber noch mehr! Alles, was wir jetzt eingewandt haben, ist nur gültig, in so fern man annimmt, daß das ursprüngliche venerische Gift eine von unsern Säften selbst verschiedene Materie sey, die sich mit ihnen verbinde und sie vergifte. Ganz anders wäre es, wenn ohne Hinzukommung irgend einer fremden Giftmaterie, die erste Lustseuche bloß aus einer cancrösen Verderbniß der Lymphe in den drüsichten Theilen der Geburtsglieder, wodurch diese zuerst die ansteckende Eigenschaft des Chancregifts erhalten, hingegen der erste Tripper aus einer Verderbniß des Schleims in den Geburtsgliedern, wodurch er zuerst ansteckendes Trippergift geworden, entsprungen wäre: denn in diesem Falle, welcher vermuthlich der wahre in der Natur ist, wären wirklich beyde Krankheiten völlig so wie es Hr. T. behauptet, ursprünglich und in ihren materiellen Ursachen selbst wesentlich verschieden. Nur müßte man dann, um Wortstreite zu verhüten, das Wort venerisch so erklären, daß es nur ansteckende Krankheiten und dergleichen verdorbene Säfte bedeute, die in den Geburtstheilen ihren ursprünglichen Sitz haben, und seit ihrem Ursprunge sich bloß durch unreinen Umgang fortpflanzen. In diesem Sinne blieben beyderley Krankheiten und Gifte venerisch, und doch zugleich Hrn. T. Lehren von Wort zu Wort wahr.

G.

Christ. Friedr. Börners praktisches Werk von der Onanie. Zwey Theile. Zweyte verbesserte mit Anmer-

Anmerkungen und neuen Erfahrungen vermehrte Auflage. Leipz. Heinsius. 1776. 232 S. 8.

Es ist der 1769 herausgekommene „in den übeln Folgen „der Selbstbefleckung und andern damit verbundenen „oft unheilbaren Zufällen, als im Saamen- und weißen Fluß, „in der Unfruchtbarkeit u. s. w. sicher rathende Arzt,“ den wir schon ehedem Allg. deutsch. Bibl. XIII. 2. S. 507 angezeigt haben. In dieser Ausgabe hat sich der ungenannte Verfasser desselben genannt, und das Werk ist beträchtlich vermehrt. Manche Theorie von Schärfen u. dergl. hätten wir freylich dem Hrn. Verf. geschenkt; auch mehr einfache und treffende Mittel gewünscht. S. 94 z. E. steht ein beruhigendes Pulver aus Krebsaugen, Perlmutter, Salpeter, Korallen, und dem wässerichten Schaccarillextracte. Die Diät möchte S. 105 f. auch wohl practischer eingerichtet werden können, als man sie aus dem Boerhaave anführt. Das hindert aber nicht, dieses Werk sehr brauchbar zu finden, zu dem Zwecke wenigstens, wozu es der V. bestimmt hat, daß man sich selbst doch in etwas rathen kann. In etwas sage ich, denn im Ganzen ist das Werk, wie es nun ist, doch fast allein für die Aerzte niederer Größen; auch der Titel deshalb geändert.

R.

Stolpertus, ein junger Arzt am Krankenbette. Von einem Patriotischen Pfälzer. Mannheim bey Schwan 1777. 9¼ Bogen, 8.

Diese Blätter sollen eine Art Satyre über mannichfaltige Gegenstände der Arzneywissenschaft vorstellen. Der V. wählt den Weg, einen jungen Arzt, so wie er neugebacken von der Schule kommt, in einer Unterredung durch die praktischen Theile der Arzneywissenschaft zu führen, und ihm bey der Gelegenheit einer Seits zu zeigen, wie viel man noch erst am Krankenbette zu lernen habe, und hiernächst läßt er ihm mannichfaltige Mängel sehen, die die gute Kunst hat, und die mannichfaltigen Gelegenheiten sich zu irren, und in seinen Absichten zu fehlen. Zuerst läßt er den jungen Mann sehen, wie oft der Unterschied der Temperamente den Arzt verleiten könne, und hier geht er mit ihm die Kammerjungfern-

temperamente, Kutscherstemperamente, Andächtlerstemperamente, Damenstemperamente ..... verliebte Temperamente durch. Bey den letztern sagt der V. „Wie oft werden Eure Wohlweisen mit gelehrtem Tiefsinn vor „dem Krankenbette einer zärtlichen Kammerjungfer die ganze „Pathologie des unsterblichen Boerhaave umstürzen, um „die Ursach des blassen Gesichts ..... zu finden. Umsonst „werden sie die Ursach in ..... suchen, ... wenn Sie nicht „erfahren können, daß der schwarzbraune Jäger ihrer zärtli„chen Neigung den Zoll der Gegenliebe verführt, und die „rothbackigte Hausmagd ihrem Kammerjüngferlichen Reize „..... vorzuziehen untersteht. Eine unendliche Reizbarkeit „der kammerjüngferlichen Nerven ist die Grundursach ..... „Johann darf sich nur bekehren, und den Werth eines Kam„merjüngferchen vor einer plumpen Hausmagd erkennen, so „löset sich der Polypus ungemein auf, und das Aneurisma „verschwindet ......“ — Und in diesem Ton ist alles, und noch viel weitschweifiger: denn hier ist vieles ausgelassen. Der Witz der in diesen Bogen der sichtbaren Absicht des Verfassers nach glänzen soll, ist nicht der feinste, und die Einfälle sind oft von Herzen platt. Vermuthlich muß der Verf. viel unter den diis minorum gentium zu schaffen haben, denn mit den Kammerjüngferchen und Kutschern hat ers gewaltig zu thun. Die satyrischen Züge, die hier vorkommen, sind gemeiniglich häßlich massiv, gemeiniglich treffen sie nicht recht, oder fallen auf Gegenstände, die der Satyre nicht werth sind. Bis hieher soll dieses Werk ohngefähr die Absicht haben, wie Zimmermann's Werk von der Erfahrung, nemlich in so fern eine solche Absicht in einem solchen Kopfe, wie der unsers V. ist, sich denken läßt; aber der V. mag uns nicht verübeln, wenn wir urtheilen, er habe jenes Werk keinesweges überflüßig gemacht, und wenn wir jetzt noch eben so herzlich als jemals die Fortsetzung desselben, nemlich den dritten Band von Zimmermann's Werke von der Erfahrung wünschen.

Der zweyte Abschnitt dieses seltsamen Produkts worin wir freylich hie und da einen ganz guten, aber eben keinen einzigen neuen lichtvollen Gedanken finden, ist überschrieben: **Apothek für das schöne Geschlecht.** Dieser Titel paßt aber gar nicht, es ist nichts anders als eine Musterung der Apotheke für alle Stände und Alter, worin der V. überaus strenge verfährt, und z. B. die widrige Ruhrwurzel sagt er, und das Gummigutte mit vieler Laune hinauskehrt; wor-in

da wir ihm durchaus nicht beyfallen können. Die in den Apotheken vorhandene Pillen giebt der drollige Herr Verfasser allesammt den lustigen Knaben hinaus, um ihr Blasrohr damit zu bewaffnen, welches den Beruf hat, die muthige Spatzen auf den Dächern zu klystieren. Seitdem der V. mit der Strafruthe purgierender Arzneyen die Ueberbleibsel der Schwelgerey aus gemeinen und Distinctionsdärmen auskehrt, und manchen herzhaften Fresser einen halben Tag auf den Nachtstuhl anschmiedet, bedarf er nur dreyer Purgiermittel: Sennesblätter, Rhabarber und Jalappenwurzel. — Wir haben hiermit nicht allenthalben ausreichen können. Durch Reuten weis der V. die Luft aus dem aufgeblähten Unterleibe zu bringen, wenn er sie durch Purganzen nicht hinausdonnern kann; denn ein Pferd hat das Talent, durch einen sanften Trapp den ganzen Körper zu erschüttern. Die Verwerfung mancher Mittel, wie der Sarsaparille, können wir durchaus nicht zugeben.

Was heißt es S. 141. der englische Lehrer zu Heidelberg, der gelehrte Gattenhof, der so göttlich vom — Fieberfrost geschrieben hat; Gattenhof ist ja ein Deutscher — welcher Bombast!

Wir sind müde, über diese seltsame Brochüre noch etwas zu sagen. Sie hat aber viel Aehnlichkeit mit einem 1728. zu Zittau herausgekommenen Buche, welches den Titel führet: Kluger und lustiger Medicus, welcher durch anmuthige Historien, Gespräche und Fragen, nicht allein den jetzigen Zustand der edlen Medicin vor Augen leget, die groben Spähne von selbiger als Medicastros, Empiricos und Pfuscher abhobelt; sondern auch den rechten Grund zum wahrhaftigen Studio Medico zu kommen, anzeiget, auch ein ziemliches von guten und sichern Medicamenten und Recepten mittheilet; aufgesetzt und verbessert von T. A. von Hiatrophilo. In diesem Buche ist Monsieur Philander was hier Stolpertus ist, und der Professor führt seinen Zuhörer in einer Unterredung durch die Medicin, und spickt den Vortrag mit allerley Witzigkeiten, die unsers Verfassers gar nicht unwürdig wären; z. B. der Professor räth dem Monsieur Philander an, seinem Vater die güldene Ader zu schlagen, wenn er Geld bedarf. Das Satyrische hat Stolpertus voraus. Das Ende dieser Brochüre ist das beste,

einmal weil es das Ende einer unangenehmen Lectüre ist, und dann weil es die gute Absicht des V. bey diesem Buche, die er aber dadurch nicht erreichen wird, auf eine gute Weise sagt.

Wr.

4. Schöne Wissenschaften.

Sammlung neuer Originalstücke für das deutsche Theater. Berlin, 1777. bey Decker, 18 Bog. 8.

Die in dieser Sammlung enthaltenen Stücke sind: der glückliche Geburtstag, ein Lustspiel von Schletter, Mitgliede der Seilerischen Schauspielergesellschaft; besser getrennt als ungeliebt, ein Schauspiel von d'Arien; das Goldstück oder der kleine Menschenfreund, ein Lustspiel für Kinder von Schletter. Das erste Stück könnte besser heißen, die Großmüthigen, weil im Stücke Großmuth über Großmuth gehäuft ist, und der Umstand des Geburtstages ganz und gar was zufälliges ist. Ein reicher Banquier hat auf einer Reise fast alles sein baares Geld und Wechsel verloren, weil der Coffre, worin das alles befindlich gewesen, vom Wagen gefallen war. Er ist darüber in Gefahr zu brechen. (Waren dagegen, wenigstens was die verlornen Wechsel betrifft, keine Mittel? Ein großer Banquier pflegt doch nicht wie ein armer Philosoph alles mit sich zu führen) Nach vielem Laufen, Schicken und andern aufhaltenden Handlungen, entschließt sich die Frau des Kaufmannes, ohne Vorwissen desselben, ihren Schmuck zu versetzen, um eine dringende Wechselschuld zu bezahlen. Weil die Summe nicht voll werden kann, legt der Handlungsdiener sein langsam erspartes Vermögen dazu. Die Schwägerin des Kaufmanns, Geliebte des Handlungsbedienten, will ihr Vermögen ihrem Schwager auf zehn Jahr ohne Interessen geben. Der Jude, an den der Schmuck versetzt ist, bringt ihn dem Kaufmann, und läßt ihn zurück ohne eine Schuldverschreibung haben zu wollen. Ein anderer Kaufmann aus Moscau kömmt, präsentirt einen Wechsel, und da der Banquier seine Umstände zu erkennen giebt, zerreißt er ihn, wiewohl man dieses als eine captatio beneuolentiae auslegen kann, weil er, zwar schon ein alter Mann,

Mann, um die schöne Schwägerin wirbt. Auf eine ganz sonderbare Art kömmt heraus, daß der Russische Kaufmann der Vater des Handlungsbedienten ist, der als ein Kind verloren, und von dem Banquier auf einer Reise durch Rußland aufgenommen worden war. Nun tritt der Vater, wie billig, seine Geliebte dem Sohn ab, und alles wird frölich, zumal da der verlorne Coffre sich wieder anfindet. Die ganze Anlage des Stücks ist schlecht ersunden. Das Stück selbst ist zu weichlich und nicht gesalzen, obgleich der V. durch einige Bedientenscenen, und die Auftritte mit dem Juden in der gemeinen Jüdischen Sprache es hat piquant machen wollen. Das andere Stück desselben Verfassers hat uns etwas besser gefallen, obgleich der Kinderton nicht immer getroffen ist, weniger bey den Haupt- als bey den Nebenpersonen, Hännschen, Gretchen, Conrad, die ganz natürlich wie Kinder reden und handeln.

Das zweyte Stück dieser Sammlung hat etwas mehr Kraft, Nachdruck und Interesse; ist doch aber im Ganzen von einer kahlen Mittelmäßigkeit. Es ist Göthens Stella verändert. Der Graf Sternfels hat eine Geliebte, mit der er einen Sohn erzeugt hatte, verlassen, und eine Dame seines Standes heyrathen müssen. Die Ehe fällt natürlich, wegen seines Kaltsinns und schwermüthigen Wesens, unglücklich aus. Die Gräfin unterhält eine strafbare Liebe mit dem Bruder ihres Gemahls. Die verlassene Geliebte kömmt mit ihrem Bruder und Sohne, um den Grafen noch einmal zu sprechen. Nach verschiedenen sehr stürmischen Auftritten, die Dolch und Gift befürchten lassen, trennt sich der Graf von seiner Gemahlin, mit gutem Willen derselben, die dagegen den Bruder des Grafen heyrathet, und dieser verbindet sich mit seiner ehemaligen Geliebten — Die Reise der Juliette, der Geliebten des Grafen, ist gar nicht gut angelegt. Was konnte sie wahrscheinlich als Unheil stiften? Die schnelle Sinnesänderung des Lieutenants Sternfels und noch mehr der Gräfin ist unbegreiflich. Anstößig ist es, daß die Ehebrecherin ihren Buhler, den Bruder ihres Gemahls, heyrathet. Die Scheidung geschieht billig auf einen Ausspruch des Fürsten; aber wie können Privatpersonen solche Cessionen, wie hier gedichtet wird, machen? Die Art, wie der Graf zu den Beweisstücken gegen seine Gemahlin kömmt, verräth zu sehr die Bedürfniß des Dichters, um die Handlung zur Entwickelung zu bringen. Die Scene wird an verschiedenen Orten gespielt,

welches erlaubt seyn mag; dennoch wird der schwer verwundete Lieutenant unnöthiger Weise herumgeschleppt. Der ganze Stoff, man mag ihn bearbeiten, wie man will, scheint keiner guten Entwickelung fähig zu seyn; es müßte denn das Ende tragisch werden, wozu in diesem Stücke die Anlage völlig da ist. Uebrigens sind die Charaktere überspannt und unnatürlich. Der Dialog ist voller unnützen Worte, und nicht allemal den redenden Personen angemessen. Nachahmungen bemerkt man beständig. Kurz Hr. d'Arien hat zwar viel gutes gelesen; aber nicht einmal alles verdauet, geschweige daß er selbst etwas vorzügliches fürs Theater erfinden könnte.

Litterarische Monate, ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien. Erster Band, enthaltend die Monate Octob. Novemb. Decemb. 1776. und Jan. 1777. Wien, bey Trattnern. 382 S. 8.

Dieses Journal soll theils eine Art poetischer Blumenlese seyn, theils die merkwürdigsten Begebenheiten der deutschen Litteratur und Kunst erzählen, und Beyträge zur Kritik liefern. Die Verfasser der Gedichte sind die Herren **Alxinger**, **Denis**, **Haschka**, **Mastalier**, **Retzer**, **Riedel**, und einige Ungenannte, von welchen nur drey Stücke, und darunter eine prosaische Idylle von einem eilfjährigen gräflichen Fräulein vorkommen. Die meisten Gedichte hat Herr Haschka geliefert. Sie sind fast alle in dem Bardentone angestimmt, welcher uns doch mehrentheils zu sehr gezwungen, rauh und mißtönend vorkömmt, auch durch seine Einförmigkeit ermüdet. Man sehe gleich Anfangs das Bardenduett auf den Tod einer großen Sängerinn, Maria Anna von Gluck, einer Nichte des berühmten Tonkünstlers.

> Schauer umflossen espenherab
> Brütet mein Harm ob ihrem Grab'.
> Er mag schon ewig brüten mein Harm!
> Nie wird sie doch wieder da unter mir warm!

Und eben daselbst von dem Ritter von Gluck.

> Er gieng nun eben, der deutschen Tonkunst Ehre
> Wieder zu tragen in Frankland zur Hör' und Lehre.

Das soll hoch seyn; ist aber herzlich platt.

Herr

Herr Denis singt in einer Ode auf ein Kunstfeuer:

Ists Asendämmrung? Ist es Uthornas Nacht,
Beschwert mit Himmelszeichen, als Lodas Geist
Aus seiner Wolkenburg nach Fingal
Glühende Schrecken umsonst versandte?

Verwunderung steht zuweilen dem Dichter ganz wohl, Aber wenn sich nun der Odendichter über alles verwundert? Ueber ein gemeines Ding, wie ein Feuerwerk, und Asen, Uthorna, Loda und Fingal herbeyholt, um ein Ding zu bewundern, das jedes Kind kennt, und das, um es recht deutsch heraus zu sagen, verständige Männer sehr oft unbedeutend finden. An solche Gegenstände sollte der Poet die hohen poetischen Farben nicht verschwenden. Es hält in den höhern Gedichten schon schwer, sich an die nordische Mythologie zu gewöhnen; was soll sie in Feuerwerksgedichten? Noten helfen nicht viel, und machen die Lesung eines Gedichts unangenehm. In einem Liede von Hrn. Haschka auf den Tod eines Fräuleins heißt es:

In dir, mein Fräulein! fand ich mit der Schönheit Seide
Umsponnen einen männergleichen Geist.
In deines Busens schwanenweisser Weichheit
Ein deutsches Herz!

Dein braunes Hirschaug, wenn es Seelenadel blicket,
Wenn Ernst, wenn Herzenschmelze, schalken Witz
Auf Menschenelend helle Mitleidstropfen
Herniederthaut;

u. s. w. Die Recensionen betreffen größtentheils Schriften aus den schönen Wissenschaften, und können von uns nicht ausgezogen werden. Von den andern Aufsätzen wollen wir doch einige anführen. Satyrische Vocation an Herrn Schmidt zu Gießen nach Wien als Oberdramaturg über die elenden Schauspiele; ein wirklich sehr elender satyrischer Aufsatz. Briefe über die Physiognomik. Der Verf. glaubt nur an die Pathognomik, witzelt übrigens auf eine ganz unerträgliche Art, und hat wohl weder über Physiognomik, noch über Pathognomik viel nachgedacht. In den Briefen plagiarischen Inhalts wird Scaliger eines argen Diebstahls überwiesen. Das folgende in diesen Briefen hat uns auf die Fortsetzung neugierig gemacht. Die Abhandlung von der deutschen Sprache ist viel zu kahl und unvollständig. Scharfe Kritik über die Semira-

mis von Voltaire aus dem Engl. Das Drama, Eigenlob stinkt, hat uns nicht gefallen. Wenn man in Wien auf Gelehrte Satyren machen will, so schafft man sich wunderliche alberne Geschöpfe, die niemand für Gelehrte gelten lassen kann. Die Briefe von Klotz und Riedel enthalten sehr wenig interessantes. Vor zehn Jahren möchten sie es für Leute, welche die Anekdotchen zwischen Halle, Jena und Erfurt wissen wollten, etwas mehr gewesen seyn. Das Bildniß eines ächten Hofmeisters, ein ziemlich fades satyrisches Stück. Ein Brief über die Freymüthigkeit. Der ländliche Garten und die Sommernacht, zwey prosaische Gedichte. Diese Aufsätze sind ganz gut gerathen; indessen wird man sie doch nicht mehr als einmal lesen können.

Wenn die Verf. dem Recensenten es nicht übel nehmen wollten: so würde er sie bitten, alle Gedichte in Versen und in Prose, auch alle moralische und witzige Aufsätze wegzulassen, in den Recensionen, die ihnen gut zu glücken scheinen, sich auf gewisse Fächer einzuschränken, uns Nachrichten von österreichischen Gelehrten, Künstlern, Kunstsachen, die sie besser als wir in unsern Gegenden haben können, zu liefern, und überhaupt die deutsche Litteratur, besonders unserer Sprache, die alte und die neue, zu bearbeiten. Dadurch wird ihr Journal an innerm Werthe und der Dauer gewinnen, und zu einer freundschaftlichen Verbindung zwischen dem obern und untern Deutschlande viel beytragen können.

Der Bürger. Ein Trauerspiel in drey Aufzügen. Frf. und Leipzig, 1776. 5½ Bogen 8.

In diesem Stücke sind zwey Haupthandlungen, eine Cabale wider einen angesehenen rechtschaffenen Handelsmann, der als ein Landesverräther bey dem Minister angegeben wird, und die Entführung und Schändung seiner einzigen Tochter, durch den Neffen des Ministers. Beyde sind inzwischen genau mit einander verbunden. Daß der Minister von dem fälschlich nachgemachten und veränderten Briefe den Treumann bloß die Unterschrift und Aussenseite sehen läßt, worüber dieser den Brief für den seinigen erkennt, ist von beyden auf eine unwahrscheinliche Art unvorsichtig gehandelt; daß aber ein kurz vorher geschändetes Mädchen mit verstörten Haaren auf das Theater kommt, und um Gerechtigkeit rufet, ist einer von

den

den neumodischen Theaterstreichen, die gar keine Wirkung thun. Wollte der Verf. eine politische Materie auf das Theater bringen: so hätte er doch besser gethan, die andere Intrigue wegzulassen; oder sie doch nicht so weit zu treiben, wodurch einem Menschen das Leben hätte können gerettet werden. Die beyden Hauptcharactere des wackern Ministers und des Handelsmannes sind mittelmäßig gut gezeichnet. Das Betragen des Lieutenants von Drumer gegen Treumann, seinen gewesenen Vormund, ist wider die gemeine Höflichkeit, die kein Adelicher, er mag auf seine Geburt so stolz und eingebildet seyn, als er will, besonders gegen solche Männer, wie Treumann, verletzen kann; noch mehr aber die unanständige Begegnung des jungen Barons, der gleich in den ersten Minuten sich gegen eine vornehme Kaufmannstochter Freyheiten herausnimmt, die ein gemeines ehrliebendes Mädchen übel nehmen würde. Am schlimmsten ist, daß diese Ungezogenheiten ein Paar liederlicher Burschen als Freyheiten in dem Tone der großen Welt vorgestellt werden. Da sieht man, wie unsere jungen Schriftsteller die Welt kennen, und was sie noch erst lernen müsten, ehe sie fürs Theater arbeiten sollten. Der Verf. ist so bescheiden, dieses Stück nur als einen Versuch anzugeben, wodurch er anfrägt, ob er fortfahren dürfe. — dürfe? — Ey nun freylich, wer wird es wehren? ob es ihm selbst aber darnach nicht gereuen möchte, wollen wir nicht bestimmen.

Empfindsame Launen von J. C. L. Fresenius. Leipz. 1777. bey Keßler. 11 Bogen 8.

Der Titel erregt schon ein Vorurtheil wider das Buch. Es enthält allerhand sentimentalische Scenen. Der V. besucht das Grab eines während seiner Abwesenheit verstorbenen Freundes, und findet desselben Geliebte darauf sitzen, die ihm meldet, sein sterbender Freund habe sie seiner Freundschaft empfohlen, worauf es denn natürlicher Weise Umarmungen, und Küsse und Thränen setzt. Ein andermal wandelt der V. im May im Mondenscheine, und unterhält sich mit sich selbst, oder gratulirt in hoher Prose seiner Geliebten zu ihrem Geburtstage. Ein recht hochgetriebenes empfindsames Stück ist die Geschichte zweyer Liebenden, die erbärmlich hätten ums Leben kommen können, wenn nicht die Gelieb-

te,

te, um sich zu erstechen, in eben das Zimmer gegangen wäre, wohin man ihren Geliebten, ohne daß sie es wußte, aus dem Scharmützel, in welchem er verwundet war, gebracht hatte. Zwey alte Philosophen waschen viel über den Werth der Liebe. Der eine beredet den andern sich zu verlieben. Das Gedicht Nereis wird noch einmal, und zwar verbessert geliefert. Wir dächten, es ließe sich nicht verbessern. Endlich ein zusammengeflickter Hymnus in Hexametern auf Gott: Eine Probe:

> Zu dem Sturmwind sagt er: Gehe, und wüte und reisse;
> Was sich deinem starken Arm widersetzt, das stürze!
> Hoch nimm alles mit in die Lüfte, Menschen und Thiere.
> Werfe die Thürme um, und die Gründe des Bodens erschüttern,
> Brause und führe alles weit über Meere und Höhen —
> Dann: — feyre, zerflattre in alle ätherische Räume!

Was für harte Verse! Welche Hiatus! besonders der dritte Vers! Es ist ein schlimmes Ding um die Schreibsucht. Hr. F. will mit Gewalt den Juristen, den Politiker und den schönen Geist mit einander vereinigen.

Halladat, oder das rothe Buch. (zum Vorlesen in den Schulen) 1775. 5 Bogen in 4.

Bey dieser verspäteten Anzeige werden die Leser uns schon mit ihren Urtheilen zuvorgekommen seyn, und wir hätten fast Lust, uns dieses Umstandes zu bedienen, um uns von der Recension loszumachen. Man weis, daß Hr Gleim in diesen Gedichten den Lehren der natürlichen Theologie und der Moral ein orientalisches Kleid umgehüllet hat. So sehr wir auch seine Verdienste erkennen; so müssen wir doch gestehen, daß die von ihm beliebte Einkleidung uns nicht gefällt. Sie hat besonders wegen der vielen orientalisch klingenden Namen ein sonderbares und gesuchtes Ansehen, und ist bey allem dem nicht in ächtem morgenländischen Geschmacke; und könnte oft den Leser verführen, daß er was neues und ungesagtes zu lesen glaub-

te,

te, wenn bloß dies Gewand neu ist. Für Kinder ist es daher vollends nicht: diese möchten fragen, warum ein rothes Buch schwarz gedruckt sey — „Halladat, ein rothes Buch, heißt es in einer Note des IX Gedichts, in welchem der Wei„se seine besten und freyesten Gedanken niederschreibt, und in „seinem tiefsten Gewahrsam behält, bis er einen Weisen fin„det, dem er ohne Sorgen alles offenbaren darf." Wir haben freylich viel schöne Gedanken in diesem Halladat gefunden; aber doch auch keine, die nicht in ältern Halladats stünden; auch noch besser, z. E. in den Psalmen und im Jesaias; als ein Halladat hätte es auch nicht müssen durch den Druck entheiligt werden. Zwey Gedichte haben uns vorzüglich und durchgehends gefallen, die Sonne und die Landschaft. Lehrreich und angenehm sind noch verschiedene andere, als gegen das Ende die Flucht der Abgesandte, das an Amalt und die Tugend; scheinen aber nicht so viel poetisches Verdienst zu haben. Das erste Stück, der Beruf, worinn den Lehrern Gottes (den Geistlichen,) eingeprägt wird, Menschenfreunde zu seyn, zielt vielleicht auf eine besondere Begebenheit; kann aber, es mag sich damit verhalten, wie es will, in Schulen nicht gebraucht werden. Von Gott heißt es: Wer erforscht,

— — Wie er den Ocean
In so gestmeidigen Gehorsam hält,
Daß seines Wassers nicht ein Tropfe fort
Aus seiner Tiefe will! Wie er den Mond
An einen dünnen Faden bindet, und
In blauer Luft ihn schweben läßt; Wie er
In Zeit von Rosses oder Reuters Huy!
Zehntausend Millionen Sonnenfernen mißt,
Und keines Apfels, keines Staubes fehlt!

Der erste Gedanke ist in der Bibel schöner und richtiger ausgedrückt, wenn es heißt: Gott habe dem tobenden Meere Grenzen gesetzt, wo sich seine stolzen Wellen legen sollen. Der dünne Faden giebt auch kein gutes Bild. Vielleicht hieße es besser: Ein unsichtbarer Faden. Das Huy und der Apfel sind auch anstößig. — In dem Gedichte: Die Stimme, ist der Anfang:

In jener sanften, schönen, hellen Nacht
Des neunten Lenzen, meiner bösen Zeit
Und meiner festern Anschauung —

sehr unverständlich. Auch der in diesem und dem folgenden Gedichte mehrmals wiederholte Gedanke: Gott ist Gott! wird in der Bibel schöner und anschaulicher ausgedrückt — Die Anfoderung des Dichters, ihm eine Winde zu leihen, um einen gewissen Gedanken aus seiner Seele zu winden, giebt ein seltsames und unpoetisches Bild — Sieben ganzer Jahre soll man in sein Zulig gehen, und sich mit allen seinen Seelenkräften besprechen, ob man sich in die Vertiefung Gottes wagen solle. Besser dächten wir, möchten die sieben Jahre angewandt werden, Gottes Werke und Regierung zu beobachten. Die Anstrengung einer erhitzten Einbildungskraft führt nur irre —Die Gedichte an Adazull, und der Zweifler, sind zu schwärmerisch und übertrieben. — Amatabas, der Urheber des Bösen, soll der erste Sklave Gottes seyn. Weil Gott alles mögliche erschaffen wollte, habe er auch diesen erschaffen müssen. — Der ungeheure, 10000 gute Spannen lange Fisch Baraphit, klingt rabbinisch; ein Roß besieht sich nicht im Wasser. Sonst ist dieses Stück, wegen des Schlußgedankens, der Käfer betitelt, schönen moralischen Inhalts. — In dem Gedichte, die Aussicht, wird es als klein angegeben, wenn man darauf stolz seyn wollte, daß man ein Mensch und kein Käfer ist. Aber der Mensch ist ja allerdings weit über den Käfer erhaben. Wozu Gebürge, Klüfte, Ströme u. s. w. dienen, wissen wir ziemlich. Schuppen, die vom Auge fallen, möchten wir in der Poesie nicht sagen. — Der zweyte Theil ist mehr moralischen Inhalts; da der erste größtentheils die Lehre von Gott, und etwas aus der Theodicee enthält. Der Weg des Lebens, besonders gegen das Ende, ist sehr gut, wiewohl nichts ungesagtes darinn vorkommt. — Taledobar giebt fünfhunderten von seinen Gütern, und zweyen alles. Daran that er ohne Zweifel unrecht, weil er sich die Macht nahm, nach seinen Einsichten Gutes zu thun. — Die Geschichte von dem Huta-Zarak hätte können besser erfunden werden. Die Sklaven haben vermuthlich nach seinem Tode nicht für ihn gebetet. — Die folgenden weinerlichen Gedichte von dem Ebawit Abuladott, sind übertrieben empfindsam. — Das Stück, der Freund, hat mehr Worte, als Inhalt. — Die beyden Todtenköpfe sehr mystisch und leer.

Wir hoffen, daß wir diesesmal die Freyheit, unsere Meynung laut zu sagen, nicht werden gemißbraucht haben. Wir verkennen Hrn. Gleims übrige Verdienste nicht, wenn wir wirklich glauben, daß die Liebe zum Sonderbaren ihn hier oft

von

von dem rechten Wege abgeleitet habe. Das Buch hätte für alle Stände classisch werden können, wenn es nicht hätte roth, das heißt orientalisch, seyn sollen.

Pz.

Melancholieen. Stralsund, bey Struck, 1777. 8.

Der Verf. versichert in der Vorrede, was manche aus Nachahmungen oder Ziererey sängen, sey bey ihm Wahrheit und Gefühl. Aber dem Recensenten ist das nicht allerdings so vorgekommen; denn, wo der Reim Gedank und Wendung erzeugt, wo ganze, ausgemalte Bilder anderer Dichter nachgepinselt werden, und dann wieder die Sucht Original zu seyn, statt des himmelblauen oder rosenfarbenen Blümchens, das freylich schon hundertmal gestickt worden ist, nun zur Veränderung eine grüngelbe oder rothgelbe Blume gewählt wird, da scheint der so genannte Dichter nicht mit energischer Wahrheit und innigem Gefühl groß thun zu dürfen. Wir wollen dies alles mit einigen Beyspielen belegen:

S. 15. Ich seh ihr Bild am Tage,
Ich seh's in dunkler Nacht;
Bey jedem Seygerschlage
Verfolgt mich seine Pracht.

Ebendaselbst:

Von ihres Lächelns Schallen
Bebt jede Nerve mir;
Von ihres Fußtritts Hallen
Schwillt Brust und Seele mir.

S. 17.

Eingesäuselt schlief sie ein,
Und in jungfräulichen Betten
Ruht ihr züchtiges Gebein.

Sollte man doch glauben, daß von einem Beinhause, und nicht von Betten die Rede sey!

S. 92. Hier, wo mir in den Locken
Der Wind vom Mittag wühlt,
Und Hagelsaat und Flocken
Auf mich herniederspühlt.

Wie deutlich hat hier überall der Reim die Wendung hervorgebracht, und wie unschicklich ist doch jeder Ausdruck!

Dem Denis nachgeahmt ist der Eichbaum. S. 60. Noch mehr! welcher gute Dichter wird sagen:

> Es windet sich mein Auge. S. 14.

> Thränen, köstlicher denn Diamant
> Schwimmen aus des blauen Auges Höhlen
> Wie die Wege aus der Quelle Rand. S. 33.

Welch ein groteskes Bild! Ists doch nicht anders, als ob der Verfasser das Gesicht seiner Schönen in einem Hohlspiegel gesehen hätte!

> Geweint hat sie um mich,
> Sie meiner Seelen All — Was soll das heissen? Ist das deutsche Construction? — aber selbst der Gedanke, den man herausräthseln muß, ist Unsinn.

> Und ferner woll keine Jähre klein,
> Mein treues Aug! — S. 106.

In dem Gedichte mit dem unschicklichen Titel Rasereyen, (wer wird Unsinn lesen wollen?) steht:

> Die Luft zerfloß in Kriegen.
> Von Bley und Eisen stampfte
> Die Parce mit ein Seil.

Bisher hat man noch keine eiserne Seile, so wenig wie hölzerne Steine gekannt! —

> Gern haut ich aus den Adern das Blut mir heraus. S. 88.

Ohe iam satis est!!

Lz.

Die Henriade. Erster Gesang. Aus dem Französischen — — Moskau, 1775. 24 S. in 4.

— — Zweyter Gesang — 19 S.

Ein deutsches Gedicht aus Moskau, gar ein Heldengedicht, wenigstens die Uebersetzung eines Heldengedichts in deutschen Versen ist eine zu seltene Erscheinung, als daß wir ganz davon

davon schweigen sollten. — Ohne bekannte Gemeinörter von dem Werthe solcher Uebersetzungen hier anzubringen, wollen wir unsere Leser nur versichern, daß sie nichts verlieren, wenn sie gleich diese dactylischen reimlosen Verse, die Hexametern etwas ähnlich sehen, nie zu Gesicht bekommen.

Ph.

Siegwart, oder der auf dem Grabe seiner Geliebten jämmerlich erfrorne Kapuziner. Eine abentheuerliche aber wahrhaftige Mord- und Klostergeschichte, die sich vor etlichen Jahren im Fürstenthume Oettingen mit eines Amtmanns Sohn und eines Hofrathstochter aus Ingolstadt zugetragen. Der christlichen Jugend zur Lehr und Ermahnung in Reime gebracht und abgesungen nach dem Lied: Hört zu ihr Junggesellen rc. Ohne Ort 2½ Bog. 8.

Eine ganz drollichte Erzählung der wesentlichen Umstände der bekannten und von uns bereits beurtheilten Geschichte Siegwarts. Wir können versichern, daß uns dieses kleine Product mehr Vergnügen gemacht habe, als die Geschichte selbst. Der Kunstrichter könnte freylich vieles daran tadeln; aber nach unsern Begriffen werden solche Dinger nicht für Kunstrichter gemacht, und sicherlich ist auch die Kritik nicht für solche Schnurren da. Wir wünschen indessen, daß alle eifrigen Leser, die auf Siegwarts Geschichte etliche Wochen verwandt haben, auch diesen wenigen Strophen eine halbe Stunde schenken mögen; sie werden darinn manchen heilsamen Wink wegen jenes Buchs finden. Der Anfang heißt:

Ihr edle welche Seelen!
   Verschmäht mein Büchlein nicht,
Und lasset euch erzählen
   Die neue Klostergeschicht:
Von einem feinen Knaben,
   Der Xaver Siegwart hieß,
Aus einem Dorf in Schwaben,
   Das an die Donau stieß.

Sein Vater aß gern Tauben,
Und war mit einem Wort
Ein Mann von Treu und Glauben,
Und Ammann in dem Ort.

Sonst hatte noch der Pursche
Ein zartes Schwesterlein,
Mit der er in Diskurse
Sich gar zu gern ließ ein.

Das Mädchen hieß Therese
Und ware ganz Natur,
Aß kalte Milch und Käse
Auf seiner Gartenflur.

Las Aepfel auf und Birnen,
Blieb stets bey gutem Muth,
Und war den Officieren
Von ganzem Herzen gut.

Las gern die Messiade
Und andre Dichter mehr,
Und meint', es wäre Schade,
Daß Kleist gestorben wär! u. s. w.

Auch ist es sehr gut, daß auch bey jeder Strophe die Seite des Buchs selbst angemerkt ist, worauf sie sich beziehet.

Sz.

Die Waise, ein Schauspiel in vier Aufzügen von einem preußischen Officier, Frankf. 1778.

Das Sujet ist die Geschichte, die vor einiger Zeit in den Zeitungen gemeldet wurde, da der Kaiser im Prater zu Wien eine weinende Person antraf, die er nach eingezogener Erkundigung aus dem äußersten Grade des Elends herausriß. Sie ist hier sehr interessant behandelt, die Sprache ist edel, naiv, stark und nachdrücklich, so wie es die Charactere erfodern, die nicht gemein oder alltäglich sind: wahre Natur, leichter Dialog, edle schöne Gesinnungen machen den Werth dieses Stücks aus.

Dormont und Julie, ein Schauspiel in 3 Aufzügen, von einem Frauenzimmer verfertigt. Hamb. 1777.

Ein schönes Stück mit vieler Stärke, Sprache der Leidenschaften und Interesse geschrieben, welches wir an einem Frauenzimmer billig doppelt schätzen müssen. Die Situationen sind zwar nicht neu, und manchmal dünken uns besonders die beyden Hauptpersonen, Julie und Dormont, selbst in der Angst der Verzweiflung, zu geschmückt, zu blumenreich, zu sehr in Bildern und Vergleichungen zu reden; aber allem dem ohngeachtet was ein strenger Kritikus daran zu tadeln finden möchte, bleibt es immer ein sehr unterhaltendes Schauspiel.

Sammlung freundschaftlicher Originalbriefe zur Bildung des Geschmacks für Frauenzimmer, herausgegeben von der Fr. v. Runkel. Erster Theil. Dresden, 1777.

Die Frau von Runkel, der wir auch die Moral für Frauenzimmer zu danken haben, hat uns hier eine sehr angenehme und lehrreiche Unterhaltung verschafft. Es sind wirklich geschriebene Briefe über allerley Gegenstände, Gesellschaften, Schauspiele, Bücher, in einer sehr natürlichen, fließenden und angenehmen Schreibart. Die Frau Verfasserinn verspricht uns bald einen zweyten Theil, dem wir mit Verlangen entgegen sehen. Es wäre zu wünschen, daß manche Sammlungen von der Art gemacht würden, woran die Franzosen so reich sind, und worinn wir noch so wenig Gutes besitzen.

Ob.

Sammlung theatralischer Gedichte, nebst einigen Gedichten und Epigrammen auf Schauspieler und Schauspielerinnen. Erste Samml. Leipz. 1776.

Man findet hier von 1750 an alles sehr sorgfältig gesammlet, was bey Eröffnung und Schließung der Schaubühnen in Hamburg, Lübek, Leipzig und andern Orten für Reden sind gehalten worden. Schade, daß das Meiste so sehr mittelmäßig ist, und so wenig interessiren kann, da niemand die Streitigkeiten der Schauspieler, ihre Verhältnisse, ihre Anspielungen u. dergl. heut zu Tage mehr kennt. Unterdessen sieht man doch mit Vergnügen, wie auch, je näher man un-

sern Zeiten kömmt, diese Reden sich verbessern, wie auch bey ihnen mehr Geschmack und Feinheit anfängt zu herrschen. Man kann diese Sammlung also beyläufig als einen kleinen aber sehr kleinen Beytrag zur Geschichte unserer Dicht- und Schauspielerkunst ansehen. Die übrigen Gedichte von Jacobi, Karschinn, Kästner, Dusch u. a. sind bekannt genug.

Herrn George Tillo dramatische Werke. Aus dem Englischen. Erster Band. Leipz. 1777. Zweyter Band. ebendas. 1777.

Der Werth von Tillos Arbeiten ist längst entschieden, wir zeigen daher nur bloß diese Uebersetzung an, die freylich nicht ganz genau und meistens sehr steif ist.

Lise, ein kleines Lustspiel von einem Aufzuge. Berlin, 1776.

Ein kleines Stück. Der Personen sind viere. Veit, ein Bauer, Lise, seine Tochter, Michel, ein junger Bauerkerl, Tux, Veits Bruder. Des Bauern Tochter ist von dem Knechte schwanger, der sie nachher heirathet. Aus dieser so gewöhnlichen und alltäglichen Handlung hat der Verf. dennoch etwas Interessantes zu machen gewußt, das man mit einigem Vergnügen liest. Tux besonders ist ein guter Kerl.

Osmann und Bella. Ein Drama in fünf Aufzügen, von einem Frauenzimmer aus Schlesien. Breslau, 1776.

Emilie Waldegrau. Ein Drama in fünf Aufzügen, von v. Kreutzin. Nördlingen, 1776.

Die Aderlaß, ein Schauspiel in einem Aufzuge aus dem Franz. Leipz. 1776.

Die Engländerinn in Berlin. Eine moderne Uebers. der Andria des Terenz. Berlin, 1777.

Alle

Alle diese Stücke zusammen sind nicht viel werth. Das erste ist eine nur gar zu sichtbare Nachahmung der Zayre.

Komische Opern von C. F. Weisse. Drey Theile. Leipz. bey Dyck, 1777. 50 Bog. 8.

Der erste Theil enthält: Lottchen am Hofe und die Liebe auf dem Lande. Der zweyte: die verwandelten Weiber, der lustige Schuster, der Dorfbalbier. Der dritte: die Jagd, der Aerndtekranz. Diese Stücke sind durch die öftere Aufführung auf allen Theatern und durch den ausgebreiteten Beyfall der Leser unserer ganzen Nation bekannt. Wir vermissen hier noch die Jubelhochzeit. Hoffentlich arbeitet Hr. W. an einem neuen Stücke, welches mit demselben den 4ten Band ausmachen wird.

Salomon Geßners Schriften. Erster Band. Zürich, beym Verfasser. 1777. 24 Bog. in gr. 4.

Dieser Band enthält: 1. Idyllen. Es sind, nur in veränderter Ordnung, die 23 ersten, die in der Octavausgabe von 1770, im 3ten von S. 1 — 121 stehen. 2. Vermischte Gedichte. Sind die daselbst, gleichfalls unter dem Titel: Idyllen, folgende acht Stücke, von S. 122 bis zu Ende; und zwar wiederum hier in andeer Ordnung folgend. 3. Der erste Schiffer, in zween Gesängen. Steht in der erwähnten Ausgabe im 4ten Theile von S. 147 bis zu Ende. — — Die Veränderungen sind in dieser Ausgabe, gegen die von 1770 gehalten, äußerst wenig und geringe; hin und wieder ein Wörtchen, eine Sylbe wegen des Wohlklangs verbessert: vornehmlich sagt der V. itzt der Schooß, nicht mehr wie zuvor die Schooß, und macht die Adjectiva itzt mehr durch das wohlklingende ig, als sehr, z. E. bockfüßig, großäugig, blumige Gestade u. s. w. Auch in der Orthographie braucht er nicht die Bindestriche mehr, sondern schreibt die zusammengesetzten Wörter in eins, als Sommertag, nicht mehr Sommer-Tag u. s. w. — Aber in dieser korrecten Ausgabe steht in der 16ten Idylle doch ein den Sinn sehr störender Druckfehler: Hain statt Hahn.

Sie hat übrigens die gröste typographische Schönheit und Pracht. Was sie aber mehr als alles andere erhebt, sind die vom Verf. selbst gezeichneten und radirten Verzierungen. Es sind zehn grosse Blätter und eine sehr grosse Menge von Anfangs- und Schlußvignetten und kleinerer Zierrathen. Man kennt schon des Verf. vortreffliche Erfindungen und vortreffliche Ausführungen; vornehmlich schätzt jeder seine Landschaften, seinen Baumschlag, und seine Vertheilung des Lichts. In den Vignetten hat der V. sehr die Antiken vor sich gehabt; doch sind auch einige von der originelsten launigsten Erfindung, als der Satyr, der den Ziegenbock tanzen lehrt, unter der Idylle: die übel belohnte Liebe. Der V. braucht übrigens seine Radiernadel auf eine so kraftvolle und zugleich sanfte Art, daß man diese Stücke auf den ersten Blick für schwarze Kunst halten sollte. — — Wo ist ein Mann einer andern Nation, der zugleich in zwo so wichtigen Künsten so vorzüglich ist?

Ta.

Basni i skazki — *Gellerta.* Perewel — M. *Matinskoi.* W Sanktpeterburge, pri imperatorsk. Akademii nauk. 1775. Der erste Theil 120, der zweite 112 S. in 8.

Die polnischen Uebersetzungen etlicher Gellertschen Schriften haben wir in dieser Bibliothek angezeigt; wir dürfen daher auch von der gegenwärtigen russischen bey der Akad. der Wiss. zu St. Petersburg herausgekommenen Uebersetzung der Fabeln und Erzählungen nicht schweigen. Wie werden sich Gellerts Freunde darüber freuen! — — Der russische Uebersetzer hat sich auf dem Titel genannt.

Op.

Magazin für Frauenzimmer. Ersten Bandes erster Theil. Halle, 1777, bey Hendel. 12 Bogen in 8 — Ersten Bandes anderer Theil, ebendas. 11 Bog.

Gleich Anfangs versprechen die Herausgeber, daß ihre Schreibart „auch reizend und von Belang“ seyn würde. Nun ist uns freylich sehr wohl bekannt, was z. E. Sachen,

chen, Neuigkeiten, Unternehmungen von Belang *) sagen wollen. Aber in Verbindung mit dem Stile konnten wir uns darüber keinen Begriff bilden, und diese kleine Probe war ungeschickt zu einem günstigen Vorurtheile. Man sieht aber wohl, daß die Verfasser recht zierlich zu schreiben sich bemühen. Sie sprechen von Abbeestirn, Marinelliskünsten, Warnerstimme, Abderitenalberkeit. In der Geschichte der Königinn Maria von Schottland, welche sie (S. 42 u. f.) als einen Roman ausschmücken, und eben dadurch den Mangel der Beurtheilungskraft verrathen, wird unter andern gesagt, daß diese Unglückliche „ein Ideal in ihrem „zweyten Gemahl zu finden geglaubt, welches die Grandisone „weit hinter sich gelassen!“ Der Stil wird zuweilen durch Auslassung oder Versetzung ganz am unrechten Orte komisch, als eben daselbst: „Ward nicht erhört, dieses Gesuche.“ Uebrigens ist die historische Genauigkeit darinn eben nicht groß. Will man recht was Ungesalzenes lesen, so suche man im zweyten Theile die Scenen auf, welche der Zerstreuete überschrieben sind. Zudem werden fast alle Züge, als die Verwechselung der Uhr und des Schnupftabacks, wie auch der Briefe, ohne ein Wörtchen davon zu sagen, aus dem Regnard entlehnt. Doch hat der Verf. von dem Seinigen hinzugethan; über Regnards Zerstreuten muß man lächeln; dieser gehört ins Tollhaus. Die übrigen moralischen Stücke sind von tadelfreyem Inhalte, wenn sie nur mit mehr Präcision des Ausdrucks und gedankenreicher geschrieben wären.

N.

*) Dieses ehrliche Wort ist, seitdem es Lessing in der Emilia Galotti hervorgesucht, in Ansehen gekommen. Doch wird es noch darinn von empfindsam übertroffen, weil man sich gemeiniglich einbildet, wie es auch der Uebersetzer von Yoriks Reisen in der Vorrede versichert, als wenn Lessing das Wort zu diesen Reisen zuerst geprägt hätte. Das ist aber mit Erlaubniß nicht gegründet. In der so genannten neuesten Geschichte der Marquisin von Pompadour, einer (höchst elenden) Uebersetzung, welche im Jahre 1765, und also drey Jahre vor der ersten Ausgabe der Yorikschen Reisen heraus kam, liest man S. 21. das Wort empfindsam, und S. 39. Empfindsamkeit.

Theatralische Werke von Carl Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt. Zweyter Theil. Bern, bey der typograph. Gesellschaft. 1777. 514 Seiten in 8.

Daß Zaubermärchen durch die Neuigkeit der Sache, durch Maschinen und das Spiel einer guten Truppe gefallen und den regelmäßigen Goldoni verdrängt haben, ist eben kein Wunder. Mehr Aufmerksamkeit verdient es aber, daß Gozzi diese albernen Mährchen hier und da durch seine Kunst interessant zu machen gewußt habe. Die Uebersetzung kann für einen dramatischen Dichter als eine Art von Magazin vielleicht nicht unbrauchbar seyn, und ist übrigens, wie schon bey dem e sten Theile erinnert worden, nicht übel gerathen. Der gegenwärtige zweyte Band enthält 1) die Frau eine Schlange, 2) Zobeis, 3) das blaue Ungeheuer, 4) die glücklichen Bettler.

Briefe vom Herrn Joh. Georg Jacobi. Berlin, 1778. 5 Bogen in 8.

Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin, 1778. 280 Seiten in 8.

Dieß ist, so viel wir gesehen haben, ein ganz unveränderter Abdruck der bekannten Sammlungen, die wir im ersten Stück des 10ten Bandes S. 189 bey ihrer ersten Erscheinung hinlänglich beurtheilten. Sollten die Verf. gar nichts darin zu verbessern gefunden haben? In Gleims Liede: Unter Scherz und Lachen, heißt eine Zeile: Keinen Scherz und Lachen! Dieß sollte doch heißen: keinen Scherz, kein Lachen. — N.

Kapeluſza rozne przypadki y poſtawy przez Iegomoſci Pana *Gellerta* ſlawnego rymotworcepo niemiecku napiſane a teraz wierszem polſkim pkzelozone (*przelozone*). w Warszawie, 1775. Nakladem M. Grölla — — 1 Bogen, 8.

Gel-

Gellerts Fabel vom Hut, erscheint hier in polnischen Versen, deren Werth polnische Dichter bestimmen mögen. Die Gedanken des Originals finden wir meistentheils in der Uebersetzung getreulich ausgedrückt. Daß Gellert nicht hier, wie in den bisher zu Breslau herausgekommenen Uebersetzungen seiner Werke, Professor heißt, mag wohl mit gutem Vorbedacht aus mehr als einer Ursache geschehen seyn.

Lh.

---

5. Schöne Künste, Musik.

Erste und zweyte Sammlung der vorzüglichsten, noch ungedruckten Arien und Duetten des deutschen Theaters, von verschiedenen Componisten, herausgegeben von Joh. Adam Hiller, Leipzig bey Junius, 1777.

Hr. H. sagt uns im Vorberichte dieser Sammlung, daß er sich itzt weniger mit Componiren komischer Opern und Lieder, als mit dem Unterrichte im Gesange, und mit der Anschaffung der dazu dienlichen Sachen beschäfftigt. Dafür verdient nun wohl H. H. von seinen Landsleuten doppelten Dank. Denn ohne dieses würde die ganze große Menge der Liedersammlungen, komischen Opern und Cantaten — obgleich man sie für eine Anzeige ansehen kann, daß die deutschen Kehlen Lust bekommen mit den Italienern zu wetteifern, und sich das Gesangsstudium mehr angelegen seyn zu lassen, als sie sonst thaten — sehr wenig zur wahren Verbesserung des Gesanges thun. Um nicht alle Gemeinschaft mit dem musikalischen Publiko aufzuheben, will H. H. ihm, von Zeit zu Zeit aus seinem Vorrathe etwas mittheilen, das zur Uebung des Gesanges nicht unnütz, und zum Vergnügen vielleicht noch dienlicher seyn soll, als wenn er es selbst gemacht hätte. Daß möchten wir nun eben nicht gesagt haben: H. H. ist und bleibt ein Lieblingscomponist seiner Na-

tion, und hat noch gar nicht Ursache, die weise Lehre, die Gellerts Nachtigall den Dichtern giebt, auf sich anzuwenden. Es ist aber doppelt rühmlich, wenn ein Mann solche Arbeiten, die mehr in die Augen fallen, auch wohl gar besser belohnt werden, andern Arbeiten nachsetzt, die weniger glänzend sind und später erkannt werden, nichts destoweniger aber größern Nutzen haben.

Die Ueberzeugung, daß Gesänge, die man auf dem Theater hört, sich am meisten empfehlen, und dem Gesange bey einem Volke mehreren Eingang verschaffen, bewog Hrn. H. gegenwärtige Sammlung, wovon jährlich zween Theile erscheinen sollen, zu veranstalten. Da von den Compositionen italienischer und französischer Operetten, denen man itzt so häufig deutsche Texte unterlegt, unter welchen die Verdeutschungen des Hrn. Pr. Eschenburg und Hrn. Mag. Breitkopf die besten sind, wohl schwerlich ganze Clavierauszüge erscheinen möchten, so will Hr. H. die vorzüglichsten Arien und Duetten derselben in diese Sammlung, im Clavierauszuge einrücken. Den größten Theil dieser Sammlung nehmen aber Arien deutscher Componisten ein, die theils aus ungedruckten Opern und Operetten gezogen, theils gelegentlich zu diesem oder jenem Stück, für diesen oder jenen Sänger von verschiedenen Componisten verfertigt worden.

Die Wahl der Stücke ist so wie man es sich von der Einsicht und dem Geschmack des Hrn. H. versprechen konnte. Wir haben kein schlechtes Stück darinnen gefunden. In der Ordnung wie sie auf einander folgen, wollen wir sie hier kurz anzeigen.

Erste Sammlung. Den Anfang machen fünf Arien und ein Duett aus **Robert und Calliste** nach der Composition der *Sposa fedele* von Hrn. **Guglielmi.** Worunter uns die erste und letzte Arie am besten gefallen: die andern sehen sich gar zu ähnlich. Die deutsche Uebersetzung dieser sechs Stücke ist von Hrn. Pr. **Eschenburg,** und größtentheils sehr passend: auch hat der Dichter hie und da manches zur Veredlung der Worte geändert. Diesen Arien folgt das nun schon allgemein beliebte **Rondeau** aus dem **Walder** von **H. Benda.** Es kann zum Muster dienen, wie ein Rondeau gemacht werden muß, wenn es nicht ekelhaft seyn soll. Auch die Worte dieses Stücks, von Hrn. **Gotter,** zeichnen sich sehr zu ihrem Vortheile aus. Hierauf folgen zwey der vortrefflichsten Arien aus **Hassens Piramus und Thisbe.**

Es

Es wäre überflüßig, von diesem Meisterstück der Tonkunst etwas weiter zu sagen, als daß Hr. Mag. Breitkopf herzlich Dank verdient, daß er durch seine sehr gute und passende Uebersetzung dieses vortreffliche Stück für das deutsche Theater, und für Freunde des deutschen Gesanges, brauchbar gemacht hat. Hierauf folgt noch ein begleitetes Recitativ nebst einer Arie, die Hr. Hiller vor einigen Jahren zum Geburtstag des Churfürsten in ein allegorisches Ballet verfertigte. In dem Recitativ ist viel wahrer Ausdruck.

Die Arie ist voll Leben und Ausdruck. Es wird eine gute Kehle dazu erfordert. Den Beschluß macht die Arie aus der Jagd:

Was sind die Menschen nicht für Thoren,

für einen Sänger des Seilerischen Theaters, der für die erste Composition nicht Tiefe genug hatte, neu componirt. Uns gefällt die erste Composition besser; sie ist zwar weniger modisch; aber dem Charakter der Person und den ernsten Worten mehr angemessen. Indessen würde uns diese Composition sehr gefallen haben, wenn wir die erstere nicht kennten; und junge Componisten können aus der Vergleichung beyder Nutzen ziehen.

Zweyte Sammlung. Zuerst eine Arie von Naumann. Sie ist sehr brillant; aber für deutsche Worte wohl etwas zu sehr italienisirt. Dann zwey Arien und ein Duett aus der komischen Oper la Contadina von Gasmann. Es ist sehr viel angenehmes und wahrhaftig komisches in diesen Stücken. Diesen folgt eine Arie von Schuster: die Worte ließen wohl nicht etwas besonderes in der Musik zu. Drauf folgt noch eine recht hübsche Arie von Gasmann. Und nun die schöne erste Arie aus Piramus und Thisbe, das drauf folgende Recitativ mit Begleitung, und das über allen Ausdruck schöne Duett. Dann eine brillante Arie aus Zemire und Azor von Neefe. Und endlich zwey Arien aus dem geretteten Troja von Hiller, die beyde viel komisches haben, sich aber etwas zu ähnlich sind. In der ersten hat uns die kluge Behandlung der Worte in Absicht auf den Rythmus sehr gefallen. Den Beschluß macht eine allerliebste Arie aus den beyden Geizigen von Hiller. Sie ist eine der besten in dieser Sammlung. Wir sehen der Fortsetzung dieser wohlgewählten Sammlung mit Vergnügen entgegen, und mit uns wohl ohne Zweifel das ganze musikalische Publikum.

Eins müssen wir noch von dieser Sammlung erwähnen; wir haben bemerkt, daß H. H. in den Auszügen aus Hassens Piramus und Thisbe einige Aenderungen im Hassischen Gesange vorgenommen. Hier und da haben einzelne Noten des deutschen Textes wegen müssen geändert werden, und das ist nicht zu tadeln. Wo aber Veränderungen vorgenommen worden, um den Hassischen Gesang zu verzieren oder zu verschönern, da haben uns die Veränderungen nicht recht gefallen wollen. Wir bewundern an diesem Meisterstück unseres grossen Hasse ganz vorzüglich die edle Einfalt im Gesange, diese wird durch jede Verbrämung entstellt: und diese wollten wir uns am wenigsten gerne rauben lassen. Doch vielleicht liegt es auch nur an der Abschrift, die H. H. von dem Hassischen Original besitzt.

Bk.

Oden und Lieder mit Melodien in die Musie gesezt von *Friedrich Gottlob Fischer*. I. Theil. Neue Auflage. Braunschweig, 1775. Verlegt von Schroeders Erben.

Lieder nach dem Anakreon, in Musik gesetzt von Johann Heinrich Rolle. Berlin, 1775.

Sammlung geistlicher Lieder für Liebhaber eines ungekünstelten Gesangs und leichter Clavierbegleitung, herausgegeben von Johann Heinrich Rolle in Magdeburg. Leipzig, bey Breitkopf, 1775.

Alle diese Lieder sind schon zu bekannt und beliebt, als daß sie noch einer Anpreisung bedürften. Nur müssen wir noch sagen, daß uns in Hrn. Rolle geistlichen Liedern, die Compositionen zu den Klopstockischen Liedern am wenigsten gefallen haben.

Sechs Claviersonaten mit der willkührlichen Begleitung einer Violine, von C. G. Neefe. Glogau bey Günther.

Wer

Wer dem V. kleine harmonische und rythmische Fehler und zu viel Aehnlichkeit und Wiederholung in den Paßagien verzeihen will, der wird an diesen Sonaten sein Vergnügen finden. Sie sind brillant und angenehm. Wer noch gar ein blinder Verehrer der neuesten Moden ist, der wird durch diese Sonaten entzückt werden: denn sie sind eitel neumodisch. Die zweyte Sonate ist es weniger wie die andern, und ist in jeder Rücksicht die beste.

Die Amerikanerinn, ein lyrisches Gemälde vom Hrn. von Gerstenberg, in Musik gesetzt von Johann Christoph Friedrich Bach. Riga, bey Hartknoch. 1776.

Es herrscht durch dieses ganze Stück eine sehr genaue und richtige Declamation, sehr edler simpler Gesang und eine wohlgeordnete reine Harmonie. H. B. hat uns die vollständige Partitur davon gegeben und dafür müssen wir ihm besonders danken. Den Mangel an Mannichfaltigkeit im Gesange, die sich freylich selten mit der Wahrheit der Declamation recht verträgt, hat H. B. durch eine angenehme, ausdrückende und unterhaltende Begleitung der Violinen ersetzt. Warum sich der V. aber der blasenden Instrumente, vorzüglich der Flöten nicht bedient habe, sehen wir nicht ein. Vielleicht hat er sie auch nur nicht wollen beydrucken lassen, um Raum zu ersparen; das sollte uns aber sehr leid thun. Auch hätte dieses alsdann müssen angezeigt werden.

Mr.

Die Israeliten in der Wüste, ein Oratorium, in Musik gesetzt von C. P. E. Bach. Hamburg, 1775.

Dieses vortreffliche Kirchenstück ist gewiß allen Kennern und Freunden der wahren, edlen Musik schon bekant und werth. Durchaus herrscht edler, rührender Gesang darinnen, und nicht selten überraschen den aufmerksamen Zuhörer originale Wendungen und neue kühne Gedanken. Ganz über unsern Ausdruck haben uns einige Arien gerührt. Sollten wir es wagen, etwas an

diesem vortrefflichen Werke auszusetzen, so beträfe es die Vernachläßigung des grammatikalischen Accents; nicht nur in der Arie, wo es oft zum Vortheil des oratorischen Accents geschehen, und dieses müssen wir loben, sondern auch in den Recitativen. Und ferner die gar zu häufige und oft unbedeutende Umkehrung und Verwersung der Worte. Jeder billige Dichter giebt dem Componisten hiezu gerne seine Einwilligung, wenn es zur Verstärkung, zur Erhöhung des Ausdrucks geschiehet; und an seiner rechten Stelle ist es ein sehr kräftiges Mittel, den Zuhörer von allen Seiten anzugreiffen, ihm die Worte näher ans Herz zu legen, sie ihm tiefer einzuprägen. Geschieht es aber zu oft, in allen Arien, blos um die Worte so vielfältig umzukehren und zu verkürzen, als sie es nur leiden, ohne nonsensikalisch zu werden, geschieht es ohne die Absicht, den Gedanken von allen Seiten zu zeigen, die Empfindung in ihren verschiedenen Graden auszudrücken, um dem musikalischen Gedanken mehr Deutlichkeit, mehr Klarheit und Bestimmtheit zu geben, alsdann thut das bloße Spiel mit den Worten entweder keine oder wohl gar eine widrige Wirkung, und selbst die zweckmäßigsten Umkehrungen und Verkürzungen der Worte verlieren dadurch ihre Kraft.

Noch müssen wir dem Hrn. C. B. innigst danken, daß er uns mit der vollständigen Partitur dieses Werks beschenkt hat. Daß doch alle junge und viele alte Componisten mit Eifer diese Partitur ergriffen, und sich solche zum ernsten Studium wählten! Wir erinnern uns nicht, seit dem Tode Jesu unsers unsterblichen Grauns eine durch den Druck bekannt gewordene Partitur gesehen zu haben, aus welcher so viel Nutzen und Erbauung für die Componisten zu ziehen wäre. Wir würden daher auch eine schlechte Meinung von einem deutschen Componisten fassen, bey dem wir nicht dieses Werk anträfen.

Die Poesie dieses Oratoriums ist im Ganzen, obgleich nicht allemal gute poetische, doch gute musikalische Poesie. Der frühe Tod des seel. D. Schieblers, der so viel Anlage zu einem vollkommenen musikalischen Dichter hatte, ist wahrlich ein Nationalverlust, und dieses um desto mehr, da unsere Dichter noch immer so wenig gute musikalische Poesie liefern.

Variirte Choräle für die Orgel, von Joh. Chr. Oley. Quedlinburg, bey Reußner. 1776.

Noch

Noch scheint uns Hr. O. weder die Werke des großen Sebastian Bach, noch die Harmonie fleißiger studirt zu haben: wir wollen also unsern Wunsch, den wir bey der Beurtheilung des ersten Theils dieser Choräle (B. XXII. St. 2. S. 531.) äußerten, wiederholen, und uns etwas deutlicher darüber erklären. Wir meynten nemlich, daß Hr. O. dem Hrn. Bach das Kirchenmäßige und Orgelmäßige mehr ablernen möchte: denn wir finden in seinen Arbeiten sehr vieles, was sich weder für die Kirche, noch für die Orgel schickt. Und überdies findet man noch häufig harmonische Nachläßigkeiten.

Auch bemerkten wir damals, daß der Titel eigentlich heißen müßte: Vorspiele vor Chorälen; finden aber dennoch den erstern Titel wieder.

Six Sonatines pour le Clavecin composées par *Ernest Eichner*. Oeuvre VII. à Francfort sur le Mein, chez le Sr. Haueisen.

Diese Sonatinen sind, wie alle Eichnerische Sachen, voll angenehmer Gedanken; sind aber eben so wenig, wie alle übrigen Claviersachen des Verf., und fast noch weniger Claviermäßig. Auf einem Blas- oder Saiteninstrument würden sich alle diese Sonaten besser ausnehmen, als auf dem Clavier, oder gar Clavecin. Auch sind sie eben so wenig correct in Absicht auf Harmonie und Rhythmus, als die bisher bekannt gewordenen Eichnerischen Sachen. Indessen werden Liebhaber, die an dem Gängelbande der Mode gehen, und die noch jung genug sind, sich mit anakreontischen Gedichten sättigen zu können, satt daran haben.

L'Année Musicale, ouvrage periodique contenant diverses Pièces nouvellement composées et arrangées pour le Clavecin, les Paroles sont de Mr. de Bellefontaine, Officier d'Infanterie, la Musique est de Mr. H** No. I. et No. II. à Paris, chez Declaron, à Berlin et Leipsic chez Decker, à Berne, chez Funck. 1776.

Eduard

Eduard und seine Mutter, ein Singstück für das Clavier, von dem Verf. der Année Musicale. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1776.

Uebungsstücke eines Anfängers in der Musik. Das letzte ist noch das leidlichste; wiewohl die Composition, die auch an sich voller Fehler ist, den herrlichen Worten, aus der kleinen Schrift; von deutscher Art und Kunst genommen, auf keine Weise angemessen ist. Daß doch die Liebhaber der Tonkunst, die weder besondere Fähigkeit zur Kunst noch Einsicht in diese be besitzen, endlich einmal aufhörten, ihre Schmierereyen bekannt zu machen, und sich ein anderes Steckenpferd erwählten, bey dem die unverschämte Forderung, daß wir hinten auf sitzen sollten, nicht statt fände!

Robert und Kalliste, oder der Triumph der Treue. Eine Operette in drey Aufzügen, nach dem Inhalte und der Composition der Sposa fedele von Guglielmi. Berlin, bey Birnstiel. 1777.

Es ist dieses ein schlechter Clavierauszug der auf dem Titel benannten Operette, zu der Hr. Pr. Eschenburg die deutschen Worte untergelegt, und die auf den meisten deutschen Theatern mit vielem Beyfall gespielt worden ist. Es gehört dieses mit zur gerechten Klage über unser deutsches Publikum, daß eine solche Musik, der es zwar nicht an einzelnen Annehmlichkeiten fehlt, die aber doch im Ganzen nur mittelmäßig ist, daß diese so viel Beyfall hat finden können, da wir unter uns einen Hiller, Benda, Wolff u. a. m. haben. Und würde sich Hr. Pr. Eschenburg nicht unendlich verdienter um sein Vaterland machen, wenn er, der es so ganz vermag, unsern bessern, deutschen Componisten eigene Operetten oder Opern zu bearbeiten gäbe? Das Unterlegen deutscher Worte unter italiänische Musik ist eine, unserer Meinung nach, höchst undankbare Arbeit. Wer die Natur der beyden Sprachen und die italienische Musik, besonders der ital. komischen Opern genau kennt, der sieht leicht ein wie wenig die neuere italienische Musik zur deutschen Sprache paßt: und es ist wirklich nicht bloß Affectation für Zuhörer die keine Kenner sind, wenn sie sagen, die Musik gefällt ihnen mit italie-

nischen

nischen Worten besser. Und hierbey ist diese undankbare Arbeit höchst mühsam. Wenn Hr. E. diese Mühe an einen Händelschen Judas Makkabäus oder Messias wendet, wird ihm jeder Kenner der Musik aufs wärmste danken: denn durch die deutschen unterlegten Worte wird es möglich, diese göttliche Musiken in Deutschland zu hören und zu empfinden. Aber italiänische komische Opern? mit allen ihren Fratzen und widernatürlicher Einrichtung? Sollte ein Mann von Hrn. E. Fähigkeiten wohl billig seine Zeit daran verschwenden?

Fundamenta parriturae in compendio data. Das ist: Kurzer und gründlicher Unterricht, den Generalbaß oder die Partitur nach den Regeln recht und wohl schlagen zu lernen. Verfaßt von Matthäo Gugl. Augsburg, bey Wolf. 1777. 52 Seiten in 4.

Wir wollen unsern Lesern den Vorbericht dieses Werkleins herschreiben, woraus sie zur Genüge ersehen werden, was sie sich von Hrn. G. zu versprechen haben. Er lautet also: „Geneigter Leser! Nimm dieses kleine Werklein „nicht für ein weitläuftiges, zu der Partitur-Erler„nung ausbündiges Werk, sondern vielmehr für ein Com„pendium an, welches ich meistentheils zu Ersparung der Mü„he wegen meiner ohne Ruhm viel habenden Schola„ren, so ich sonst jeglichem insonderheit schreiben mußte, heraus„gegeben, in welchem du doch alles ersehen wirst, daß „unterschiedliche *Modi* a 3, und 4tro zu schlagen, „gar ausführlich angedeutet sind: auch selten oder gar „nichts in dem Orgel-Baß vorkommen kann, so nicht „in diesem Compendio oder so genannten Fundamentis par„titurae sich befinde, zu welchem Ziel und Ende auch solches „durch unsere Hochfürstl. Herrn Capell- und Vicecapellmei„ster revidirt und approbirt worden. Sollte sich aber ein- oder „anderer mit diesem nicht contentiren, oder einige Zweifel dar„innen finden: so bin ich allezeit bereit, solchen satt„same schriftliche und mündliche Satisfaction zu ge„ben. Dir aber, großmüthiger Leser, empfehle ich dieses, „obwohl kleine, doch höchst nothwendige und nützliche „Werklein bestens. Noch eines habe den geneigten Leser er-

„keinern wollen, daß dieses Zeichen [illegible], welches oftmals „wird gesehen werden, eben so viel gelte, als 6 „*Sexta maior.*“

Die armen Augsburger sind zu beklagen, die vom Hrn. G. den Generalbaß lernen sollen. Den Beweis davon zu führen, ist der Mühe nicht werth.

Wb.

Sechs Sonaten für das Clavier, mit einer begleitenden Violine, Seiner Königl. Hoheit dem Cronprinzen von Preussen allerunterthänigst zugeeignet von Chr. Benj. Uber. Breßlau, in Commission bey Meyer. 1776.

Ungern gestehen wir, daß auch Hr. U. zu der Zahl derer Liebhaber gehört, von denen wir zur Ehre und zur Ausbreitung des guten Geschmacks wünschten, daß sie mit ihren Arbeiten zurückhaltender seyn möchten. Würde Hr. U. jetzt, an statt immer fort zu schreiben, unsere besten theoretischen Werke, und dabey die Ausarbeitungen der besten Componisten studiren, und das, was er während dessen selbst schreibt, in seinem Pult ruhen lassen, oder es nur in dem Cirkel seiner Freunde bekannt machen: so würde er nach einigen Jahren fähig seyn, seine eigene Arbeiten richtig zu beurtheilen, zu verbessern, und unter ihnen eine verständige Auswahl zu machen. Die ihm dann selbst gefielen, würden auch wir mit Dank annehmen: und er selbst würde das Vergnügen haben, gebildeten Musikfreunden ein feines und dauerhaftes Vergnügen zu machen; da jetzt vielleicht einige herumhüpfende Schmetterlinge, die alles betasten, Blumen und Unkraut, sich einige Augenblicke mit seinen Stücken amüsiren, und sie dann auf ewig vergessen.

Sechs Claviersuiten von Gottl. Wilh. Burmann. Berlin, bey Decker. 1776.

Diese Sonaten sind angenehm und brillant, und machen dem Hrn. B. als Liebhaber, Ehre. Hr. B. thue Unrecht, daß er bey seiner Fähigkeit und Anlage zu einem recht

guten Componisten, nicht mehr Zeit auf den theoretischen Theil der Tonkunst wendet, um auch in seinen Werken von Seiten der Harmonie und des Rythmus tadelsfrey zu werden.

Jeder dieser Clavier-Suiten hat Hr. B. ein Lied angehängt: das sollte man nach dem Titel nicht vermuthen. Clavierspielern, die nicht auch singen, wird dieses ein Stein des Anstoßes seyn. Warum Hr. B. die allerliebste Romanze: Phidila von Claudius durchaus, jede Strophe besonders componirt hat, sehen wir nicht ein. Würde die Poesie wohl dieselbe Naivität haben, wenn sie nicht in Strophen abgetheilt wäre? Eben so verhält es sich auch mit dem Gesange. Zwar kann man so jede Strophe genauer declamiren: das ist wahr. Man kann aber auch, wiewohl mit weit größerer Mühe, zu einem Liede eine Melodie finden und ausarbeiten, die sich zu allen Strophen paßt, und die vorzüglich wichtigen Strophen auch vollkommen ausdrückt. Zu jenem hat man nur das Sylbenmaaß und den grammatikalischen Accent aufs genaueste zu beobachten, sowohl in Absicht auf Höhe und Tiefe, als auf Länge und Kürze. Zu dem andern muß man ausdrückenden oratorischen Accent aufs genaueste mit jenem richtigen grammatikalischen Accent zu verbinden. Viel Mühe macht dieses, das ist wahr: und diese Mühe wird nur von wenigen erkannt, selbst von wenigen mit Dank belohnt. Aber diese wenigen auf einer Seite der Wagschaale, jener unzähliger Haufe auf der andern — welche Schaale steigt?

Kleine Lieder für kleine Jünglinge. Text und Musik von G. W. Burmann. Berlin, bey Decker und Hartung. 1777.

Rühmlich ist der Wunsch des Verfassers: Daß auch diese Lieder dem guten Geschmack Ehre machen, deutschen Eltern wohlgefallen, und der ganzen deutschen Jugend nützlich und brauchbar seyn mögen! — Und wir zweifeln nicht an der Erreichung seines Wunsches. Die Lieder haben größtentheils angenehmen, gefälligen Gesang. Ueberall Neuheit und völlig reine Harmonie zu verlangen, das würde mancher Liebhaber der Tonkunst zu viel verlangt finden, und das um desto mehr, da selbst so wenige Künstler jetzt neu und völlig korrekt sind.

Lieder mit Melodieen, von Joh. Gottfr. Krebs. Altenburg, bey Richtern. 1777.

Diese Lieder haben viel Wahrheit im Ausdrucke, und zugleich viel Annehmlichkeit im Gesange. Sie gehören zu den besten Liedern, die in Deutschland öffentlich bekannt geworden sind, und wir sehen der Fortsetzung derselben mit Verlangen entgegen.

Kurze Anweisung, das Trommelspielen auf die leichteste Art zu erlernen, nebst sieben in Noten gesetzten Stücken und Märschen, mit Anmerkungen, von einem Tonkünstler. Berlin, bey Winters Wittwe. 1777. 19 Seiten in 4.

Es ist schwer zu entscheiden, ob der Verf. dieser Anweisung seinen Leser oder sich selbst zum besten habe. Gleich der Vorbericht enthält solch kauderwelsches Gewäsche, das nur durch das Geständniß des Verfassers, er habe sein Werklein in der Krankheit geschrieben, erläutert werden kann. Ohnfehlbar war er auch noch krank, da er es drucken ließ. Am Ende des Vorberichts spricht der Verf. gar possierlich von Kennern und Liebhabern des Trommelspiels. Er sagt: Ein jeder Liebhaber und Kenner des Trommelspiels wird aus folgenden Stücken, sobald er selbige hört, gleich verstehen, ob er aufzustehen oder zum Feuer oder zu Bette zu gehen genöthigt wird. Das soll wohl Witz seyn? In eben dem Tone folgt nun eine vier Seiten lange Anweisung mit rran, lan, ran, und endlich folgen Anmerkungen, die größtentheils in lustigen Schwänken bestehen, zu sieben in Noten gesetzte Stücken und Märschen, als: 1) *reveille*; 2) Kirchen-Parade, 3) Vergatterung zur Wachtparade, 4) Fahnen-Marsch, 5) Zapfenstreich, 6) Feuerlärmen, 7) Todtenmarsch. Das lustigste ist, daß selbst die meisten dieser Stücke falsch und gänzlich wider ihren Charakter aufgeschrieben worden: wo ein Auftakt seyn soll, ist ein Herunterschlag des Takts, u. s. w.

Wir glaubten anfänglich, da wir den Titel sahen, daß ein verständiger Musikus die Gelegenheit genützt haben würde, um von den Gesetzen der Bewegung zu handeln: und da

liest

ließe sich schon was rechtes sagen. So aber ist dieses Werk-
lein, wie unsere Leser aus dem kurzen Auszuge hinlänglich er-
sehen werden, eine Schnacke eines unwitzigen Witzlings, und
— wenn es wirklich, wie der Titel sagt, von einem Ton-
künstler ist, — eines Handlangers in der Kunst.

Ein Divertiment für den Flügel, mit 2 Violinen, 2 Flöten, 2 Waldhörnern, Bratsche und Baß, von Chr. Benj. Uber. Breslau, bey Korn. 1777.

Dieses Divertiment ist dem Hrn. Capellmeister Wolf in Weimar zugeeignet, und enthält die Zueignungs-schrift: eine öffentliche Danksagung für die freund-schaftliche Beurtheilung des Hrn. W., über die zeit-herigen musikalischen Aufsätze des Hrn. U. und für die freundschaftliche Aufmunterung desselben, den Musen dem ohngeachtet treu zu bleiben, und an-derweitige Versuche zu wagen, zu einer Zeit, da scharfe Recensenten bey vermeintlicher Beurthei-lung der ersten musikalischen Versuche, den Herrn U. beynahe von allen fernern dergleichen Arbeiten abgeschreckt hätten. Um nicht den Ruhmredigen zu machen, übergeht Hr. U. alles, was Hr. W. ihm von seinen etwannigen musikalischen Talenten zu schreiben gütig genug war. Wir glauben schwerlich, daß dem Hrn. C. W. die öffentliche Bekanntmachung jener seiner nachsichtsvol-len Güte angenehm seyn wird, da Hr. U. nach diesem Di-vertiment und andern von ihm herausgekommenen Arbeiten zu urtheilen, aus dem offenherzigen Lobe und Tadel des Hrn. W., und aus denen ihm an die Hand ge-gebenen Mitteln künftig die angemerkten Fehler ver-meiden zu können, (welches alles die Zueignungsschrift sagt,) so wenig Nutzen gezogen hat. Wir glauben vielmehr, daß Hr. W. durch diese öffentliche Bekanntmachung seiner Privathöflichkeit, auch in Privatbeurtheilungen gegen An-fänger in der Kunst strenger werden wird, und diese wenig-stens bey der Aufmunterung zum Schreiben, (denn warum sollten nicht Liebhaber der Kunst auch hierinn ihr Vergnü-gen suchen?) von der öffentlichen Bekanntmachung ihrer Ue-bungsstücke abzuhalten suchen.

Auch klagt Hr. U. in der Zueignungsschrift über den Haufen der öffentlichen Kunstrichter und über ihre diktatorische Machtsprüche, womit sie oft junge und keimende Genies auf einmal niederdrücken. Ueber den ersten Theil dieser Klagen müssen wir Hrn. U. gestehen, daß wir glauben, er habe gar keine Ursache darzu; seine ersten Arbeiten, namentlich die Operette Clarisse, ist an vielen Orten, und selbst in dieser allgem. d. Bibliothek, (wie gegenwärtiger Rec. glaubt,) als Arbeiten eines Liebhabers mit zu vieler Nachsicht beurtheilt worden; und was den zweyten Theil der Klage anbelangt: so müssen wir gestehen, daß wir in Hrn. U. öffentlich bekannt gewordenen Sachen noch keinen Funken von musikalischem Genie wahrgenommen haben. Genie äußert sich doch wohl nicht durch Armuth und Dürftigkeit, durch sclavische Nachahmung, durch Trägheit und Kälte? Und dennoch sind dieses die charakteristischen Züge dieses Divertiments und anderer Arbeiten des Hrn. U.

F*

Quartetto per il Flauto Traverso, Oboe overo Violino Fagotto overo Violoncello, e Basso, da *Ernesto Guilielmo Wolf.* In Breslavia nelle libraria di Loewe. 1776.

Ein gefälliges und doch gut gearbeitetes Quartett. Je weniger diese Art Stücke in unsern itzigen galanten Zeiten zum Vorschein kommen, desto mehr wünschten wir, daß uns Hr. W. eine Sammlung solcher angenehmen und guten Quartetts gäbe.

Concerto I per il Violino Concertato accompagnato da due Violini, Violetta, Basso continuo, e Basso di Ripieno, composto da *Adamo Veichtner*, In Riga, presso Hartknoch. 1775.

Dieses Concert gehört zu den besten Sachen, die seit einiger Zeit herausgekommen. Bey sehr vielem Feuer und großer Annehmlichkeit herrscht eine Ordnung im Plan, und eine rythmische Genauigkeit und harmonische Reinigkeit, die dem Ganzen den Charakter des Edlen und Vollendeten geben. Auch

verräth

verräth und verlangt dieses Concert einen Violinspieler, der sein Instrument ganz in seiner Gewalt hat, und der das seltne Verdienst hat, Meister im Allegro und im Adagio zu seyn. Und dieses seltne Verdienst besitzt der Herr Capellmeister Veichtner in hohem Grade. Möchte er uns bald mehrere dergleichen Stücke geben, die wir den jungen Componisten, so wie dieses Concert, sicher zum Muster empfehlen könnten. Dieses müssen wir aus doppelten Gründen um so viel lebhafter wünschen. Einmal, weil wir gewahr worden, daß die herrlichen Concerte des Hrn. Concertmeisters Franz Benda, und des seel. Hrn. Concertmeisters Graun so wenig mehr gespielt werden, welche doch eben die großen Muster sind, die einen solchen Virtuosen und Componisten, wie H. C. Veichtner ist, haben bilden können. Unsre Nachkommen aber werden jene großen Männer gewiß rächen. Sie werden gewiß unsre neumodischen lustigen Lappen verachten, wenn sie nicht anders schon zerstäubt und von den Winden verweht worden, und sich an den prächtigen geist- und seelevollen Werken jener Meister ergötzen.

Ferner sehen wir, daß unter der großen Menge von Musikalien, die jede Messe herauskommt, so wenig Violinsachen befindlich sind: und dies ist der zweyte Grund, warum wir die baldige Fortsetzung dieses schönen Concerts wünschen.

Gesänge mit Begleitung des Claviers.

Tief aus dem Herzen hingesungen
Nehmt diese Lieder, Herzen ein,
So ist mir jeder Wunsch gelungen!
So sind auch eure Freuden, mein!

Winterthur bey Steiner und Compagnie. 1777.

Rec. irrt sich wohl nicht, wenn er von dem Componisten dieser Gesänge glaubt, er sey ein junger Mann, der sich für ein Genie hält, und es nicht ist. Viel thörichtes hat er zwar hingeschrieben, wie diese Gesänge beweisen; ist aber doch kein Genie. Ein Mann von wahrem Genie, von feinem, lebhaftem Gefühl und scharfen Blick erkennt in den Werken großer Meister sehr bald, daß da etwas mehr drinnen liege, als eine erhitzte Einbildungskraft: er fühlt und erkennt drinnen Studium der Natur und der Kunst. Und fühlt

und erkennt er dieses erst, so strebt er auch selbst darnach, wenn er anders Eifer für die Sache hat. Die erste Wirkung dieser Erkenntniß ist wohl sicher diese, daß er den Unwerth seiner eigenen wilden Geburten erkennt, die ihm jugendliche, erhitzte Einbildungskraft für etwas hohes anrechnen wollte. Werden indessen diese jugendliche Arbeiten durch Zufall oder Umstände bekannt: so erkennt der Kenner auch in diesen sehr bald an überströmender Fülle, an Kühnheit, an dem, selbst in den Fehlern Eigenen — den Mann von Genie. Hier finden wir aber leider Armuth, Trägheit, dann wieder erzwungene Kühnheit und alltägliche Fehler, die jeder Schüler in seinen ersten Uebungen begeht. Da wir übrigens aus der guten Wahl der Poesien vermuthen, daß der V. sonst gute Kenntnisse hat: so wollten wir ihm lieber rathen, etwas zu ergreifen, wodurch er der Welt ein nützlicher Bürger werden kann, als die edle Zeit ferner mit mittelmäßigen und schlechten Compositionen hinzuschlendern.

Mr.

Spiel ohne Karten oder harmonische Unterhaltung beym Clavier von J. D. Holland. Hamburg bey Bohn. 1776.

Text mit Noten und Noten ohne Text, für empfindsame Clavierspieler, verschiedener Art, nebst einem Anhange von geistlichen Liedern, in Musik gesetzt von Johann David Holland, Hamburg bey Bock.

Fades, alltägliches Zeug. H. H. hätte ein sehr passendes Motto zu seinem letzten Werke in den sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten finden können, es ist überschrieben: Noch ein dito vor empfindsame Leser; und heißt:

> Unsre Mutter hat Gänse,
> Fünf blaue, sechs graue,
> Sind das nicht Gänse.

F*.

6. Ge-

6. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Johann Adam Grüsners — Diplomatische Beyträge. Viertes Stück. Frankfurt, in der Andreäischen Buchhandlung 1777. 16 Bogen, in 8. nebst einer Stammtafel in Fol.

Dieses Stück beschäftiget sich ganz mit der Genealogie der ausgestorbenen Familie derer von Bikkenbach, und dienet hauptsächlich zur Ergänzung des in Schneiders Erpachischen Historie befindlichen Entwurfs einer Bikkenbachischen Stammtafel. Hr. Grüsner ist durch einige vorher ungedruckte, hier aber beygefügte Urkunden in den Stand gesetzt worden, bey weitem mehr zu leisten, als Schneider; doch sind noch einige Lücken in der genealogischen Geschichte dieses ehemals so ansehnlichen Hauses, zur künftigen Ausfüllung, übrig geblieben. Vieles geht freylich sehr ins Kleine; es wird aber doch wenigstens den noch blühenden Familien, die mit der Bikkenbachischen verwandt sind, nicht ganz gleichgültig seyn, und diese könnten vielleicht auch aus ihren Archiven jene Lücken ergänzen, z. B. die Dalberge, Truchsesse von Waldenburg, Bibra.

Christian Friedrich Sattlers — Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Herzoge. Neunter Theil. Mit 68 Urkunden und einigen Kupfern bestärket. Ulm, bey Stettin. 1776. Der Text beträgt 1 Alph. 9 Bogen, die Beylagen 1 Alph. und die Vorrede 1 Bogen, in 4.

In diesem Theil ist die Würtenbergische Geschichte vom J. 1648. oder vom Westphälischen Frieden bis 1660. oder bis zur Theilnehmung Würtenbergs an dem Rheinischen Bund fortgeführt. Mit seiner bekannten juristischen Weitschweifigkeit und in dem langweiligsten Ton erzählt Herr Satt-

ler, wie Herzog Eberhard der 3te nach vielfachen Schwierigkeiten, den Besitz der ihm im 30jährigen Krieg entzogenen Ländereyen, Stifter und Klöster wieder erlangt, und wie es überhaupt bey den mancherley Unterhandlungen, die wegen der Vollziehung des Friedens gepflogen worden, ferner auf dem nach dem Nürnberger Executionsschluß gehaltenen Reichstag und der Ordinari-Reichsdeputation, und bey der, Deutschlands Ruhe befestigenden Rheinischen Allianz zugegangen ist. Recht unnöthiger Weise vergrößert der Verfasser das Werk, und ersäuft die wichtigsten Vorgänge in einem Schwall von Kleinigkeiten, theils durch unerhebliche Beylagen, wohin z. B. das Dankschreiben an den Kaiser für die Wiedereinräumung der Festung Asperg gehört. Es war schon genug, daß in dem Text vorne gesagt wurde, der Herzog habe dem Kaiser dafür gedankt, und dabey um Hinterlassung des dort befindlichen übrigen Kriegsvorraths angehalten. Wer würde wohl Hrn. S. Zweifel dagegen erregt haben? Dennoch fand er für gut — vermuthlich weil so die Bogen leicht zu füllen sind — uns das ganze Dankschreiben mit allen Komplimenten hinten unter den Beylagen zu lesen zu geben. Dahin rechnen wir auch das elende Gedicht S. 49. Lobspruch der weit berühmten Festung Hohen-Twiel, das zwey volle Bogen einnimmt, und mehrere andre Beylagen.) theils durch eben so unerhebliche, ja noch unerheblichere Begebenheiten in der Geschichte selbst. Wer uns etwa nicht glauben will, der lese nur z. B. S. 115. u. f. die mikrologische Erzählung aller Ceremonien bey einem Besuch, den der Herzog dem Kaiser abgestattet. Uebrigens sind aber, so wie in den vorherigen Bänden, manche wichtige Umstände aus Archiven von Hrn. S. ans Licht gebracht worden, die zum Theil der ganzen deutschen Reichsgeschichte zur Erläuterung dienen.

Vr.

Ueber den Aufstand der englischen Colonien in Amerika. Frankf. 1776. 24 S. in 8.

Tagebuch der Seereise von Stade nach Quebec in Amerika, durch die zwente Division Herzogl. Braunschweigischer Hülfsvölker. Von einem Officier — — Frankf. 1776. 48 S. in 8.

Zwo

Zwo sehr entbehrliche Schriften; sonderlich die letzte, in welcher gar nichts Interessantes, hingegen genug eckelhafte Kleinigkeiten vorkommen.

In der ersten eifert der Verf. wider die Colonien, denen er vorwirft, daß sie ihren blühenden Zustand (der freylich einige Einschränkungen leidet,) „zu welchem sie sich in weniger „als 100 Jahren empor geschwungen haben, der väterlichen „Regierung ihres mütterlichen Landes und der Großmuth ih„rer Mitbürger in Europa, zu danken haben;“ indem ihnen von England mehr als 6 Millionen Pfund Sterling an Geschenken, Aufmunterungen u. d. g. wären zugestanden, und über 34 Millionen zu ihrer Beschützung verwandt worden. In dieser Hinsicht muß man freylich die Colonien wegen ihrer Undankbarkeit anklagen, und wie unser Verf. will, strafen; wenn sie sich nur strafen lassen.

Briefe über die jetzige Uneinigkeit zwischen den Amerikanischen Colonien und dem Englischen Parlament. Aus dem Englischen. Hannover 1776. 7 Bogen in 8.

Den Schwarm von grossen und kleinen Schriften, fliegenden Blättern und Briefen, welchen die unglücklichen Streitigkeiten zwischen England und Nordamerika veranlassen, können wir unmöglich weitläuftig durchgehen: kurze Anzeigen sind hinreichend.

Diese Schrift sieht mehr einer Abhandlung als Briefen ähnlich; sie ist eine beleidigende und unverschämte Vertheidigung der Colonien. Der zügellose Verf. verlangt, der König soll ohne Umschweif für wahnwitzig erklärt, und ihm, bis alles wieder hergestellt ist, die Regierung abgenommen werden.

Op

Die Staatsverfassung von England, oder Nachricht von der englischen Regierung, worinn sie mit der republikanischen Form und gelegentlich mit den andern Monarchien in Europa verglichen wird, von J. L. de Lolme, Advocat, Bürger von Genf.

Aus

Aus dem Englischen —— Leipzig, bey Junius, 1776. 424 S. in 8.

Dieses brauchbare, und selbst in England von Kennern mit Beyfall aufgenommene Buch, trat anfangs etwas unvollständiger in französischer, dann in englischer Sprache ans Licht. Der Uebersetzer irrt, wenn er es in der Vorrede eine Statistik nennt; die wollte der Verf. (welcher sich jetzt in London aufhält,) wie der Titel zeigt, nicht liefern; daher meldet er nichts von Producten, Manufacturen, Kriegsmacht u. d. g. Hingegen werden selbst Männer, die mit der innern englischen Verfassung bekannt zu seyn sich schmeicheln, hier noch manches lernen. Vieles was man schon weiß, wird in einem neuen, fast möchten wir sagen hinreißenden Licht gezeigt. Freylich blickt des Verf. Enthusiasmus für die englische Freyheit, Gerichtsform u. d. g. aller Orten durch; oft declamirt er, oder übertreibt die Sache, welches er selbst mag gefühlt haben z. B. S. 280, und ihm vom Uebersetzer S. 267. mit Recht vorgeworfen wird. Auch schweift er zuweilen aus, sonderlich wenn er England mit alten Republiken vergleicht. Er muß bey seinen Lesern gar keine Kenntniß der ehemaligen römischen Verfassung voraussetzen; nicht selten liest er darüber ein seitenlanges Collegium. Doch sind auch seine Ausschweifungen, nur ein Paar Stellen ausgenommen, unterhaltend.

Seine Urtheile sind größtentheils gründlich. Wir sagen größtentheils: zuweilen sieht er die Sache von einer zu günstigen Seite an. Z. B. S. 371. u. f. will er die Dauerhaftigkeit der engl. Verfassung daraus beweisen, weil beyde Parlamentshäuser einander die Waage so halten, daß keins einen nachtheiligen Schritt unternehmen kann. Aber die angeführten Beyspiele beweisen blos, daß damals in beyden Häusern Männer von Einsicht und Standhaftigkeit gesessen haben. Was würde hingegen geschehen, wenn solche seltner werden, oder deren Stimme durch den erkauften großen Haufen kraftlos ist? — Leute, die einer monarchischen Regierung gewohnt sind, werden ohnehin nicht alle seine Urtheile unterschreiben; ein Beyspiel giebt unser Uebersetzer, der in einer Anmerkung S. 292. u. f. wider die Preßfreyheit mancherley Bedenklichkeiten äußert, und Einschränkungen wünscht, ohne zu erwägen, daß sie die Preßfreyheit, die er gleichwohl nicht verwerfen

werfen will, aufheben würden. Seine Furcht ist vergeblich; eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die englische Verfassung mit der Preßfreyheit bestehen kann; Gesetze beugen gefährlichen Folgen vor.

Uebrigens zeigt der Uebersetzer durch seine beygefügten Anmerkungen, daß er mit der englischen Verfassung und dasigen Gelehrsamkeit nicht unbekannt ist; bey einigen ist, vermuthlich durch des Setzers Versehen, ungewiß, ob sie vom Verf. oder Uebersetzer herrühren. Dieser braucht anstatt Gemeine im Gegensatze der Lords, durchgängig das Wort Commons, welches zwar wider den Sprachgebrauch, aber nicht zu tadeln ist.

Zz.

Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland, in Briefen an seine Freunde.

Life is a Fest and all Things shew it,
I thought so once, but now I know it. *Gay.*

Erster Theil. Altenburg, Richter. 1775. 8. 398 S.
Zweyter Theil. 490 S.
Dritter Theil. 568 S.

Der Verfasser dieser Briefe soll, dem Vorberichte nach, um seiner Gesundheit willen gereiset, und nun nicht mehr am Leben seyn. Er war gewiß ein Mann von vielen Einsichten, und seine größte Stärke verräth er in der Naturforschung und Arzneywissenschaft, ob er gleich auch von viel andern Dingen ungemein treffend urtheilt. Am eigentlichsten kann man seine Reise wohl physikalisch nennen, und in sofern ist es Schade, daß er sie größtentheils in ungünstiger Jahreszeit und in ziemlicher Eil zurückgelegt hat. Sie währete von der Mitte Decembers 1773 bis zur Mitte des Junius 1774, und gieng von Großensee über Frankfurt, Maynz, Mannheim, Straßburg, Nancy ꝛc. nach Paris, von da, im März, über Calais nach England, im May zurück nach Holland, nach acht Tagen schon wieder in Lüttich, von da nach Spa, Aachen, Ems, Schwalbach ꝛc. Frankfurt, und in der Mitte des Junius zu Hause. Unterwegs bemerkte der V. aufs sorgfältigste

tigste jede Veränderung der Erdarten von einem Orte zum andern, so viel nämlich davon an der Landstraße beym Durchreisen in die Augen fällt, und giebt zugleich die gemeinsten Kräuter an, die in jeder Erdart wachsen. Zuweilen ist die Erzählung etwas langweilig, weil er nie vergißt anzuzeigen, wo die Straße Bergan oder Bergein führt, wie gut oder schlecht die Wege und Wirthshäuser und zuweilen die Reisegesellschaft gewesen, u. dgl. Dagegen aber wird man wieder durch viele angenehme Nachrichten, Anecdoten, Beschreibungen und Erzählungen entschädigt, die der V. häufig und in einem nicht schwatzhaften noch begeisterten, aber doch unterhaltendem Vortrage mittheilt. Von den großen Städten, besonders London und Paris, erzählt er die berühmten Merkwürdigkeiten, wovon alle Reisende sprechen, als Augenzeuge, und dem Ansehen nach, sehr richtig, immer etwas kalt, und nicht selten im Tone eines Kenners. Die Beschreibungen der Hospitäler und anderer öffentlichen medicinischen Policeyanstalten, wie auch der Gesundbrunnenwasser ꝛc., verrathen vornehmlich einen einsichtvollen Arzt, und verdienen besonders die Aufmerksamkeit der Leser. Wir wollen, damit sich das Werk selbst empfehle, aus allen drey Theilen ein Weniges auszeichnen.

Erster Theil. S. 13. Der V. hat in Hessen weder Tauben noch Taubenhäuser gesehen, und vermuthet, daß eine weise Policey sie als schädliche und ungesunde Vögel aus dem Lande geschafft habe. S. 39. Das Senkenbergische Institut zu Frankfurt. S. 44. Die Judengassen daselbst. Es sind ihrer nur zwey, und die volkreichste ist nicht über sechs Schritte breit, ohngefähr 800 Schritte lang, die Gebäude 2 bis 3 Stock hoch und einander so nahe, daß die Giebel fast zusammenstoßen. Außerdem ist sie sehr unsauber und eine dichte Wolke übelriechender Dämpfe steigt aus ihr unaufhörlich in die Höhe. In diesen schmutzigen engen Gebäuden wohnen, wie man in Frankfurt durchgängig behauptet, über 8 bis 10000, theils sehr reiche Juden, und es wimmelt den ganzen Tag von Menschen in der Straße. Ein berühmter Arzt versicherte den V., daß gleichwohl unter ihnen bey den letzten Seuchen die wenigsten Kranken gewesen wären, welches er der Menge Knoblauch zuschrieb, den die Ausdünstung frey hielte; (gleich als ob schlechterdings die Gifte ansteckender Krankheiten durch die Haut ihren Ausgang nähmen.) S. 87. Das herrliche Mannheim, besonders S. 97. der dasige Bildersaal. S. 137. Strasburg. Die Anatomie. Die Leichen werden aus dem

deutschen

deutschen Stadthospitale geliefert, und um hernach bey der Beerdigung die protestantischen von den römischcatholischen zu unterscheiden, bindet man den erstern, gleich bey der Ueberlieferung an die Anatomie, einen Strick um den Hals, der aber oft, wenn man eine Leiche gern länger behalten will, zur Verfallszeit jenen ab- und manchem guten Catholiken umgebunden wird. S. 154. Das Bürgerhospital. Auf Reinlichkeit und frische Luft wird nicht viel geachtet: gleichwohl sind der Todten nur sehr wenige. Den ganzen Schwarm der Störkischen Wundermittel kannte man beynahe gar nicht. S. 172. Die Gesellschaft der Minnesinger, umständlich beschrieben. S. 207 Nancy. S. 256. Champagne. Die kleine Anzahl guter Weinberge allhier, die Arbeit, Mühe und Kosten bey ihrem Baue, die Mißjahre, die Wahl, mit der man die Trauben sammlet, die Sorgfalt, mit der man sie preßt, das Zerspringen der Flaschen, und endlich die ansehnlichen Auflagen, sind die Ursachen, warum ächter Champagnerwein schon an seinem Geburtsorte theuer, mithin wohlfeiler sicherlich ein durch Kunst verfertigtes Getränk ist. Wenn man die besten Trauben, auf Weidenhorden nicht über einander anlegt, an durchstreichende Luft stellt, ohne daß sie der Frost treffen kann, so bleiben sie den Winter hindurch bis Ostern frisch. S. 266. Abscheulichkeit der französischen Landwirthshäuser und Küchen. — Da in den letztern der Feuerheerd fehlt, und alles in eben dem Kamine an der Erde gekocht und gebraten wird, um welches, nebst dem Koche, das ganze Haus, sich zu erwärmen liegt, und alles nach dem Feuer zu hustet und spucket, so geht es nothwendig nicht selten darneben und auf den am Spieße steckenden Braten oder Frikaßeepfanne; nicht zu gedenken, daß sich gleich neben dem Spieße auch die Füße der Bauern und Fuhrleute erwärmen, oder ihre stinkenden Kleider um die Geschirre herumhängen. S. 274. Paris. Das Hotel de Dieu. Das Hauptverderben für das herrliche Institut ist die ganz ungeheure Anzahl von Kranken, welche in einen engen Raum eingekerkert sind. In 23 Sälen sind 1233 Bettstellen, in jedem Saale vier Reihen Betten, und in jedem Bette, 2, 3 bis 4 Kranke, je zween mit den Füßen gegen einander. Acht Aerzte und ein Oberwundarzt mit seinen hundert Gehülfen bedienen die Kranken, davon jeder der erstern jährlich 800 Liv. Besoldung hat. Der V. sahe dem Besuche eines solchen Doctors zu, der, wie eine Schwalbe zwischen den Betten durchflog. Der ihn begleitende Apotheker schrieb seine Verordnungen

gen in ein Buch, die er beym Schlusse unterzeichnete. D. Majault mußte selbst gestehen, daß man alles nach einer Liste curire. Nach den Hospitalverzeichnissen kommen jährlich dreyßigtausend lebendig hinein, und vier und zwanzigtausend wieder heraus, daß also von fünfen einer stirbt: und doch ist es ein Glück, daß der dürftigste Theil der Einwohner nicht gar verschmachten darf, wenn er erkrankt. S. 299. Das große Findlingshaus. Da der V. es besuchte, waren seit 24 Stunden 30 Kinder eingebracht, und die Zahl war im letzten Jahre auf 8000 gestiegen, welches (nach 2 Th. S. 22.) der dritte Theil aller Gebohrnen ist. In der Krankenstube lagen itzt eben 18 in den letzten Zügen. Der größte Theil der Kinder ist venerisch. Die ganze Anstalt kann etwa dienen, den Kindermord größtentheils zu hintertreiben; aber der Abnahme und Verringerung des ganzen Volks wird dadurch nicht gewehrt. Was sonst in der Seine den Tod gefunden hätte, findet ihn nun im Findelhause. S. 305. Mehr Hospitäler. S. 345. Der Königliche Kräutergarten. S. 349. Versailles, wo der V. der Procession vom Orden des heil. Geistes, die er beschreibt, selbst beywohnte. S. 371. Die Königl. Bibliothek von etwa 140 000 Bänden. S. 376. Das Invalidenhaus. Damals (in Friedenszeit) belief sich die Anzahl auf viertehalbtausend. S. 382. Bicetre, eine grausenvolle Beschreibung! Dem V. ist es unbegreiflich, warum hier nicht die Pest unaufhörlich wütet, so überlegt, unreinlich, eng und dunstig liegen hier, in niedrigen Sälen, und in Betten, in die sich schwerlich ein reinlicher Hund legen würde, Hunderte von Kranken unabgesondert durch einander ꝛc.

Zweyter Theil. S. 9. Die unvergleichliche Gemäldesammlung im Palais Royal, welche die Mannheimer an Anzahl und Schönheit weit unter sich läßt. S. 17. Das königl. Naturaliencabinett. An jedes Stück ist der Name, das Geschlecht und die Gattung geschrieben. Die Sorgfalt der Oberaufseher ist dabey so weit gegangen, daß sie dem Linne' ihre Stuffen zugeschickt und ihn seine Namen haben beyzeichnen lassen. Am vollständigsten und schönsten ist die Sammlung der Vögel. Sie recht trocken zu erhalten, und vor der freyen Luft bestens zu verwahren, schien dem Hrn Daubenton noch immer das beste Mittel, dem Wurmfraße abzuwehren. S. 21. Unter den Versteinerungen ist eine Menschenhand aus Türkis. S. 23. Die Landammen. Die davon herrührende schlechte Erziehung und allgemeine Unwissenheit des französischen

Volks.

Volks. Ganze Dörfer, wo kein Mensch lesen oder schreiben kann; und wer sich mit französischen Gelehrten bekannt macht, wird eine solche Unwissenheit in der Litteratur der benachbarten Völker, und sogar in ihren Sitten, bey ihnen finden, daß er seinen eignen Ohren nicht trauen wird. Bekümmert sich aber ja Einer um das, was auswärts vorgeht, so verfällt er darüber in eine Pedanterey, welche die deutsche ohne Verhältniß übersteigt. S. 35. Die Salpetriere, oder L'Hopital, ist ein Institut, worinn 2000 dürftige Mädchen zu weiblichen Geschäften erzogen und angewiesen werden. Unsere Damen, die Pariser Spitzen, Manschetten, Pointen und reich gestickte Kleider tragen, mögen sich erinnern, daß alle diese Arbeiten in der Salpetriere von Mädchen von zehen bis zwanzig Jahren verfertiget werden; unter welchen insgemein alles voll Krätzige ist. S. 40. Es sind auch hier Anstalten für tausend Verrückte und für liederliche Weibspersonen. Noch mehr Hospitäler. S. 47. Die Handschriften und Bibliothek der Benedictiner zu St. Germain. S. 57. die Vieharzneyschule. Sie scheint eher in Verfall als in Aufnahme zu gerathen, und das ganze Phänomenon wird, nach seiner seichten Anlage, wohl bald wieder verschwinden. S. 75. Diät der Pariser. Linsen und getrocknete weiße Bohnen erscheinen bey allen Mahlzeiten, und sind, nebst dem Rindfleische mit Senf oder Salzgurken, die Hauptschüsseln. Das gemeine Küchensalz ist schwarz, wie die Erde. Rockenbrod ist weder in Champagne, noch Paris, noch in mehreren Gegenden Frankreichs bekannt. S. 208, und Butterbrod speisen die Franzosen nie, ob [illegible]ich sehr gute Butter haben. Das Wasser ist äußerst ele[illegible]. Es wird aus der Seine in alle öffentliche Brunnen getrieben. Weil sich aber der Unflath verschiedener Provinzen und der ganzen Stadt aus allen Abtritten, Cloaken und Krankenhäusern in diesem Wasser vereinigt: so sucht man es so gut als möglich zu reinigen, und doch sieht es bey Regenwetter so trübe, wie Lehmenwasser aus, und schmeckt so faulig, als ob man Leichen darinn weichen ließe. Es wird durch Sand geseigert. Viele Fremde bekommen, ehe sie sich an dieses Wasser gewöhnen, den Durchlauf, und, ohne andere Ursachen davon zu suchen, hält es der V. für glaublich; daß der Unflath, nur allein aus dem Hotel de Dieu, schon hinlänglich sey, das reinste Wasser zu versetzen, und ihm purgirende Kräfte mitzutheilen. Die Franzosen speisen eben so stark, besonders Fleisch, und der gemeine Mann betrinkt sich so häufig, als die Deutschen. Ihre Unreinlichkeit

bey Tische. Es ist nichts seltenes, Leute von nicht ganz niedrigem Stande zu sehen, die wechselsweise einen Bissen in den Mund stecken, dann eine Prise nehmen, sich einmal schneuzen, und dann räuspern. S. 89. Zustand der Arzney- und Wundarzneykunst in Paris. Es scheint dem Character der Nation zuwider, gute Ärzte zu seyn, da ihnen das Gesetzte und die zu beobachtende so nöthige Geduld und Schwere bey ihrer Flüchtigkeit fehlt. Alle neurre Entdeckungen, die nicht von einem Franzosen gemacht sind, werden bey ihnen gering geachtet. S. 160. Frechheit der liederlichen Weibsleute, Abends auf den Straßen, und die Wirthschaft in ihren Häusern. S. 126. Die Oper, wo die Zuschauer stehen müssen und fast todt gedrückt werden. Ungezogenheiten des Volks dabey, woraus erhellet, daß es der Nationalcharacter sey, durch Kleinigkeiten und ohne alle vorhergegangene Beurtheilung entzückt zu werden, und einem Kaufmannsdiener oder leicht zu erstaunendem Schneiderburschen zu Gunsten, der zuerst bey einer Stelle zu klatschen oder zu lachen anfängt, ein solches Getöse von Beyfall zu machen, daß man nicht mehr hört noch sieht. Die Musik ist hier rein und lauter französisch. „Es ist bekannt, „sagt der V. S. 134, daß man die Stärke der Franzosen hier„inn nicht sehr schätzt, und es ist wirklich wahr, daß die Mo„notonie, das Schreyende, und die fast keine Pausen kennen„de Composition, einem jeden Ausländer, der nur ein wenig „Ohr hat, sogleich auffallen und eckeln muß.“ S. 141. Marly, wo die Unterhaltung der Wasserkünste allein jährlich 400000 Thaler k[illegible] soll. S. 165. Nochmals Versailles; von beyden gar aus[illegible]lich. S. 194. Aufbruch von Paris. Abschiedsbesuche. „Man thut sehr übel, sagt der V., wenn „man sich vornimmt, alle Gelehrte eines Landes, oder einer „Stadt, die bey uns dafür ausgeschrieen sind, kennen zu ler„nen. Von den wenigsten weiß Jemand was an ihrem Wohn„orte, ein Theil sind grobe Pedanten, und bey noch andern „kömmt man in Gefahr, den Hals zu brechen, weil sie, dem „Elende dieses Lebens bey Zeiten zu entgehen, in die Dachstu„ben geflohen sind, und ihre Tage mit Hungerleiden zubrin„gen“ — Der Verf. wundert sich S. 270, von den Gränzen von Champagne an, da wo die Marne schiffbar wird, auf 100 Stunden fort, die aus lauter Kreide und Mergel bestehende Erdart mit einer unbeschreiblichen Menge Feuersteinen angefüllt zu finden. Allein man weiß ja, daß eben aus solchen Erdarten die Feuersteine erwachsen.

S. 273.

S. 273. England. S. 327. Popens Garten und Grotte. S. 350, wie auch 401, 419. 421, 429. 427 u. beschreibt der V. die gute Einrichtung verschiedener englischer Hospitäler. Von Seiten des Unterrichts für junge Leute vereinigt sich hier alles, einen guten Arzt zu bilden. Die Lehrer sind überaus gute und scharfe Beobachter: sie geben ihre Arzneyen mit Wahl, Muth und Standhaftigkeit, bleiben nicht am Schlendrian kleben, verstatten bey einer einfachen Methode der Krankheit ihren Gang zu gehen, und machen sie nicht alle Augenblicke irre. Sie sind gegen ihre Patienten leutselig und gut, ohne zärtlich zu seyn; man schwatzt nicht bey den Betten oder den Untersuchungen und erhält dadurch den Kranken und den Beysenenden in der besten Aufmerksamkeit, weil man nicht mehr spricht, als nöthig ist, und jeder begreifen und behalten kann. Die Aerzte sind ihrem Nationalcharacter nach schon gesetzte und mit Nachdenken handelnde Männer, die nicht, wie die Heuschrecken und ihre Nachbarn, in dem Saale herum und von einem Bette zum andern hüpfen, und wohl gar dazu pfeiffen und lachen. Und endlich gewöhnen sie mit ihrem Beyspiele ihre Schüler, was nützlich und gut ist, sich selbst aufzuzeichnen. S. 475. Bey dem allem ist die Quacksalberey nirgends gemeiner und privilegirter, als in London. Die Apotheker, deren Anzahl weit in die Tausende hineinreicht, sind immer die erste Instanz der Kranken, und hindern, daß ein Arzt, der nicht selbst Vermögen, oder ein besonderes Glück hat, jemals aufkommen kann. Hingegen sind aber auch die Aerzte, denen der Himmel wohl will, im Stande, wie D. Fothergill, der Quacker, 70 Guineas in einem Tage zu verdienen. S. 269. Das brittische Museum. S. 379. Die Wasserkünste werden hier mit viel weniger Pracht, aber auch weit wohlfeiler als die Französischen, durch Feuer in Bewegung gesetzt. S. 383. Die Paulskirche und die unvergleichliche Aussicht von oben herab. Ihr Umfang ist 2292 Fuß. S. 389. die Towr; S. 429. Bedlam, ein Stück aus einer andern Welt; S. 452. Westminsterabtey, ein Schauplatz für die hohe Melancholie! S. 485. Banks weit aussehende Anstalten zu seinem großen Werke für die Naturforschung —

Dritter Theil. S. 13. Das Zeughaus bey Woolwich, eins der größten in der Welt, wo sich zuweilen über 7000 Stück Geschütz beysammen finden sollen. S. 15. Das Seehospital zu Greenwich, wo bis 1600 Invaliden unterhalten werden. S. 19. Die unaufhörlichen Räubereyen und die Unsicher-

heit in und um London. Gründe davon. S. 24. „Der Bösewicht stehle in England ein Paar Guineas oder 100000 Thlr. oder raube und morde zugleich: das Aergste, was ihm dafür begegnen kann, ist, daß er aufgeknüpft wird; und da man wenigstens alle Monat einmal eine Parthey aufhenken sieht, so wird der Verwegne am Ende so dreist, und achtet die Art Strafe so gering, daß ers wohl wagt, um eines großen Gewinnstes willen einzubrechen, zu stehlen oder zu morden, wenn er sieht, daß andere durch List und Ränke dem Galgen entlaufen und wohl gar am Ende mit Reichthümern beladen aus Indien zurück gekommen sind. — Mittlerweile nimmt das Rauben, Stehlen und Morden in und um London kein Ende. Ein ehrlicher Mann legt sich stolz auf seine englische Freyheit ruhig zu Bette. Des Nachts bricht eine Bande ein, plündert ihn rein aus, und bringt ihn auch wohl um Gesundheit und Leben. Und dies geschieht nicht allein auf dem Lande, sondern auch mitten in der Stadt, und oft vor der Residenz des Königs. Wer kann wohl gut dafür seyn, daß er nicht rein ausgeplündert und selbst am Leben bedrohet werde, sobald er in der Nacht allein in einer engen Gasse, einem Court, oder auf einer Landstraße geht? Kein Tag verstreicht, da nicht einige Räubereyen und Einbrüche in den Zeitungen angezeigt werden, und nirgend giebt es mehr Beutelschneider, als unter dem Galgen zu Tyburn. So wenig achtet man das Henken." S. 48. Bath. Für solche berühmte und stark besuchte Bäder sind die Anstalten zur Bequemlichkeit für die Kranken im Grunde elend. Nach den vom V. angestellten Versuchen ist es ein sehr schwaches, einfaches, mit wenig Bestandtheilen angefülltes Eisenwasser, das seinen größten Ruhm der natürlichen Wärme zu danken hat, die etwas über hundert Gr. Fahrenh. steigt. S. 67. Nicht viel vorzüglicher Bristol, welches ein lauwarmes, überaus leichtes und mit unmerklich wenigen Theilchen mineralischen Laugen- und Kochsalzes angefülltes Wasser, ohne Schwefel, Eisen, noch sonst etwas Wirksames ist. Es hat die Eigenschaft, daß es niemals verdirbt, daher es durch ganz Europa und selbst nach beyden Indien verführet wird. S. 165, die Gärten zu Kew. Der dasige Kräutergarten ist unter allen bekannten der vollständigste und am besten eingerichtete. S. 179, die Caffee- und Speisehäuser in London. „Alle Unwahrheiten, die zu jeder Stunde des Tages in größter Anzahl in den Zeitungsblättern herumschwärmen, und jenseit dem Meer steif und fest geglaubt, oder wohl gar

gar als Geheimnisse betrachtet werden, sind in den Caffeehäusern bey einer grossen Theeschale erfunden worden." S. 187. Cox Museum ist eine Sammlung mechanischer Spielwerke in kostbarem Aufputze mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Es sollte damals durch eine Lotterie ausgespielt werden. Es waren 56 Stücke, die für 197500 Pfund, und Ohrringe, die der Kaiserinn von Rußland bestimmt gewesen, welche für 10000 angeschlagen worden. S. 193. Der V. behauptet, er habe unter dem Volke in der Stadt und auf dem Lande in England mehr wahre und aufrichtige Höflichkeit, ohne knechtische Nachgiebigkeit, als bey den Franzosen und andern Nachbarn Englands gefunden. Allein man ist hier auch zugleich mistrauischer gegen sich selbst und argwöhnischer gegen andere, als sonst wo, und dies macht den ersten Umgang der Engländer, wenn er sich zumal auf keine genauern Empfehlungen gründet, abscheulich steif und kalt und die Unterredungen sehr abgebrochen. S. 201. Die Pockenhäuser. Seit ihrer Errichtung hatten sich bis in den März 1774 zum Inoculiren 12554 angegeben; aber es waren auch 12444 natürliche Blatterkranke aufgenommen worden. S. 207. Die Oper. S. 210. Die Dampfbäder des Dominicetti. S. 215 Die Theater zu Drury-Lane (Garricks,) und Coventgarden. Der V. sahe Garrick den Hamlet spielen, der ihm durch seine Unterredung mit dem Geiste einen kalten Todesschweiß auspreßte. S. 225. Ranelagh Caffeehaus; Vauxhall rc. S. 226. Newgate, ein eben so abscheuliches Gefängniß als Bicetre in Frankreich. Ohngeachtet der Ventilatoren ist der Gestank von faulen Dünsten unausstehlich.

S. 250. Ueberfahrt nach Holland; Beschreibung der Seekrankheit. S. 267. Ein junger Franzoß, dem die Lastträger im Haag zu viel abfoderten, sagte in der Hitze: das sind Canaillen! Ein Holländer, der vielleicht ihr Aufseher war und französisch verstund, antwortete ganz trocken und gelassen: Nein, wir sind Holländer und keine Canaillen! S. 314. Wildmanns zahme Bienen. Die Sache ist keine Gauckeley, und es wäre wohl der Mühe werth, dem Manne seinen Kunstgriff abzukaufen, wozu er geneigt ist. S. 346. In der Apotheke des Findelhauses in Amsterdam fand der V. ein Glas vollkommen schönes Kajeputöl, welches der Apotheker Rehlenberg aus den Blättern selbst verfertigt, die ihm sein ehemaliger Lehrling aus Ostindien zugesendet hatte. Sie sind lanzetförmig, mit fünf dicken Adern durchzogen, von einem tro-



einer fasrichten Gewebe, angenehmen Campfergeruche und scharf bitterlichen Geschmacke, ohngefähr Fingerslang und einen halben Zoll breit. Der Stiel hat nicht den dritten Theil ihrer Länge. Sie scheinen von einer Art Lorbeern zu seyn. Besonders ists, daß dieses Oel noch 1774 weder in Frankreich noch England in irgend einer Apotheke zu finden war. S. 349. Beschreibung eines Musico. (Bordells.) Der V. hat sich doch die Mühe nicht verdrießen lassen, diese Privete der Wollust in Paris, London und Amsterdam zu besuchen. S. 356. Die Harlemer Leinwand- und Garnbleichen; umständlich und lehrreich. S. 363. Das ungesunde, stinkende Amsterdam. S. 370. Der V. will eine große Aehnlichkeit zwischen den Chinesen und Holländern gefunden haben. Uns scheint, wenigstens nach Ansons Beschreibung, eine feine Spitzfindigkeit und jüdische Andringlichkeit den Chinesen gar sehr von dem plumpen und kalten Holländer zu unterscheiden. — Die ganze Reisebeschreibung durch Holland ist weniger merkwürdig, als unterhaltend. Die Rückreise durch Deutschland ist durch die Beschreibung vieler mineralischer Wasser lehrreich, als S. 417, Spa, 450, Aachen, wo der V. in den Wassern ein Salz entdeckte, wovon er S. 468 meynt, daß es vielleicht ein flüchtiger Eisenvitriol sey. Er hält es nicht für ausgemacht, daß im Aachner Wasser gar kein Eisen seyn sollte. S. 511, Ems, dessen Wasser, nach S. 519, so genau mit den Bathwassern überein kömmt, daß ein Deutscher nie nöthig hätte, deshalb übers Meer zu reisen. S. 529, Langenschwalbach; S. 536, das sehr schwache Schlangenbad, S. 545, Wisbaden.

N. S. Nachdem diese Recension schon geschrieben war, erfährt der Rec., daß Herr D. Grimm in Gotha der Verfasser dieser Bemerkungen sey.

Gz.

Historisch-statistische Notiz der Großbrittannischen Colonien in Amerika, mit politischen Anmerkungen, die gegenwärtigen amerikanischen Unruhen betreffend. Frankf. 1776. 6 Bogen in 8.

Der Verf. schreibt blos für Leute welche „die Verfassung „von Amerika nicht kennen, und von den gegenwärtigen rebellischen Auftritten falsch urtheilen.“ Seine Nachrichten

richten hat er theils aus andern Büchern, theils aus mündlichen Unterredungen mit Leuten, die verschiedene Amerikaner gesprochen haben. Berichte aus dem zweyten, dritten Mund sind immer etwas zweifelhaft. Wir haben weder interessante, noch neue Bemerkungen gefunden; überhaupt ist jetzt an ähnlichen Schriften kein Mangel: einige sind bereits in dieser Bibliothek angezeigt worden. Eine Stelle S. 49. u. f. wo das Verhalten der Einwohner von Rhode-Island, und die glücklichen Folgen ihrer Toleranz, geschildert werden, empfehlen wir allen Intoleranten zur Beherzigung.

Zz.

Edmund Burkes Jahrbücher der neuern Geschichte der englischen Pflanzungen in Nordamerika, seit dem J. 1755. bis auf jetzige Zeiten. Zur Fortsetzung der Geschichte der Englischen Colonien — — welche 1775. und 1776. zu Leipzig — — herausgegeben worden. Aus dem Englischen übersetzt, nach Erforderniß ergänzt oder abgekürzt — — Erster Band. Danzig, bey Flörke, 1777. 396 S. in 8.

Für unbrauchbar oder überflüßig wollen wir das Buch nicht erklären; aber viel Sonderbares bemerkt man dabey. Es heißt eine Uebersetzung von Burke's Jahrbüchern; gleichwohl gesteht der Uebersetzer in der Vorrede, daß er nicht weis, ob Burke wirklich der Verfasser sey, und ob er viel oder wenig an den Jahrbüchern gearbeitet habe. Ueberdies ist es nicht einmal eigentliche Uebersetzung der Jahrbücher; bald hat man weggelassen, bald hinzugesetzt; wenn auch Burke der Verf. wäre, weis man doch nicht, ob man seine, oder eines Andern, Gedanken liest. Ganze Stellen aus Smollet sind eingerückt; das giebt Verwirrung. Wer Burke und Smollet kennt, wird wissen, wie sehr beyde in ihren Gesinnungen von einander abweichen. Als Compilation hätte das Buch einen andern Titel erfodert: vielleicht sollte der gewählte eine Anlockung seyn.

Doch das ist noch nicht alles. Das Buch wird auf dem Titel für eine Fortsetzung der aus dem Englischen übersetzten und zu Leipzig herausgekommenen Geschichte der engl. Colonien in Nordamerika — — bis auf den Frieden 1763; ausgegeben. Das ist es eigentlich nicht. Der Uebersetzer sagt selbst, er habe gefunden, daß in jener Geschichte das meiste zu kurz abgefaßt sey, und daher ein Werk liefern wollen, das für sich ein Ganzes ausmacht. Das heißt also: es ist Fortsetzung, und ist doch keine. Das merkt man auch gleich. In der langen Einleitung bis S. 122. findet man die Geschichte der französischen Colonien in Nordamerika, bis auf den Krieg 1755. Dann folgen erst die Jahrbücher; jedes Jahr macht ein Buch aus, deren etliche sehr kurz gerathen sind; das letzte oder neunte begreift das Jahr 1764. An der angeführten Geschichte der engl. Colonien tadelt der Uebers. daß sie die Begebenheiten der Jahre liefert, die nicht mehr soviel Anziehendes für die Leser haben, als die darauf folgenden: gleichwohl enthält der gegenwärtige erste Band auch nichts anders: aber das verdient eben keinen Tadel; alles kommt auf die Absicht des Verf. an. Erst S. 366. wird eigentlich auf die gegenwärtigen Uneinigkeiten näher eingeleitet; die genommene Parthey fällt gar zu sehr in die Augen. — Auch manche Unerheblichkeit hätte können wegbleiben.

Bestimmte Urtheile sucht man vergebens; inzwischen kann Mancher daraus für sich allerley Anmerkungen machen. Man siehe, was die engl. Colonien bey dem letzten Krieg mit Frankreich in Nordamerika gethan haben; wo Einigkeit, Einsicht, Bereitwilligkeit; oder wo Widersetzung und Bosheit geherrschet haben. — Die folgenden Bände werden dennoch den Werth und die Brauchbarkeit dieses Werks genauer bestimmen lassen.

Sehr wundern wir uns über die Unwissenheit, welche der Uebersetzer verräth, da er in der Vorrede zweifelhaft ist, ob des Burke Abhandl. vom Erhabenen und Schönen, in das Deutsche übersetzt sey. Das hätte er ja von jedem Buchführer erfahren können. Eben so wundert uns das Urtheil über den Verf. der Briefe, die unter dem Namen Junius bekannt sind; es heißt: wenn der Teufel selbst ein Briefsteller werden wollte, könnte er nicht mehr Bosheit und Tücke beweisen. War denn keine schicklichere Vergleichung aufzubringen?

Ph.

Allge-

Allgemeine Geschichte der neuesten Entdeckungen welche von verschiedenen gelehrten Reisenden in vielen Gegenden des russischen Reichs und Persien, in der Historie, Landwirthschaft und Naturgeschichte ꝛc. sind gemacht worden. Erster Theil. Mit Kupfern. Bern, bey der typogr. Gesellschaft 1777. in 8. Nebst Einleit. und Register 30 Bogen, 2¼ Bogen Kupfer.

Der Einfall, alle seit geraumer Zeit von den Naturprodukten, Völkern ꝛc. des großen russischen Reichs, bekannt gemachte, in mehrern weitläuftigen und theuern Werken vorkommende Nachrichten, in eins zusammen zu bringen, und mit gehöriger Auswahl so zu ordnen, daß Wiederholungen vermieden, Leser von allerley Art befriediget, und alle blos die Verfasser oder deren Reisegeräthe betreffende, Unerheblichkeiten unterdrückt würden, hat uns gleich bey der Ankündigung um so mehr gefallen, da wir schon vorher in dieser Bibliothek den Wunsch geäußert hatten, daß eine geschickte Hand aus jenen Werken brauchbare Auszüge machen möchte.

Der gegenwärtige erste Theil ist ganz gut gerathen; man hat nichts Merkwürdiges ausgelassen; jeder Verfasser, von dem man eine Nachricht entlehnt, wird durch ein besonderes Zeichen bemerkt; auch sind hin und wieder Anmerkungen aus andern Schriften beygefügt worden.

Freylich könnten wir Manches erinnern. Ohne an das schlechte Papier zu denken, oder etliche unbewährte Ausdrücke zu rügen, müssen wir frey gestehen, daß bey einer strengern Wahl hätte können Raum geschont und noch manche unnütze Kleinigkeit stillschweigend übergangen werden. — Das Urtheil über das russische Landvolk in der Einleit. S. 2. ist etwas schielend; der gemeinste Russe fühlt gewiß vernünftige Vorstellungen, und ist ohnehin auf seinen Vortheil aufmerksam. Bey dem Ruhm S. 18. ebend. als habe Georgi vom See Baikal eine gute Charte aufgenommen, hätte wohl Verfertiger und Herausgeber sollen unterschieden werden. Auch ist nicht jedes russisches Wort richtig genug erklärt, z. B. S. 40. ebend. Slobode, welches zuweilen eine Vorstadt oder gar

einen Theil der Stadt anzeigt, so heißt ein beträchtlicher Theil der Stadt Moskow die deutsche Slobode. Ueber die beygefügte Charte könnten wir auch etwas sagen; z. B. die Anmerkung, daß bey Achtuba eine Seidenfabrik ist, gehört doch wirklich auf keine Charte; bey Tschirskaja hätten die lateinischen Wörter superior und inferior können vermieden, hingegen die neu angelegten Colonien auf dem leeren Raum an der Wolga vollständig angezeigt werden. — Wir wünschen, daß das Werk alle mögliche Vollkommenheit erlangen möge.

Merkwürdigkeiten der Morduanen, Kosaken, Kalmücken, — — Nebst andern dahin gehörigen Nachrichten und Kupfern. Ein Auszug aus Pallas Reisen, Erstem Theile. Frankf. 1773. 300 Seiten in 8.

Merkwürdigkeiten der Baschkiren, Meschtscheräken, Wogulen — — Auszug aus Pallas Reisen zweytem Theile. — — 1777. 235 S.

Merkwürdigkeiten der obischen Ostjaken, Samojeden, daurischen Tungusen — — Ausz. aus Pallas Reisen drittem Theile — — 1777. 334 S.

Merkwürdigkeiten verschiedener unbekannten Völker des Russischen Reichs. — — Ausz. aus Georgi's Bemerkungen. — — 1777. 331 Seiten.

Leser, die ihre Wißbegierde befriedigen, aber sich nicht gern weitläuftige theure Werke anschaffen wollen; auch solche, die blos zum Zeitvertreib lesen, finden hier, wenn gleich nicht alles Merkwürdige aus Pallas und Georgi bekannt gemachten Nachrichten, doch das Interessanteste, und eine angenehme Unterhaltung. Diese Auszüge können wir daher um so viel mehr empfehlen, da wir durch eine genaue Gegeneinanderhaltung zuverläßig wissen, daß sie mit Sorgfalt und Treue ange-

angefertiget; auch die beygefügten Kupfer getreulich nachgestochen sind.

Materialien zu der russis. Geschichte, seit dem Tode Kaysers Peters des Großen. Erster Theil 1725—1730. Mit Münzen, Riga, bey Hartknoch, 1777. 460 S. in 8.

Anekdoten, unbekannte Nachrichten, Auseinandersetzungen und Berichtigungen zweifelhafter Begebenheiten, gründliche Urtheile über die brauchbarsten Schriften u. d. g. alles zum Vortheil des künftigen russischen Geschichtschreibers; schien uns der Titel zu versprechen. Wir fanden nur ein Compendium, doch ein ganz brauchbares. Der Verf. zeigt Belesenheit in neuern Schriften, trägt alles unterhaltend vor, befördert durch kurze eingestreute Anmerkungen, des Lesers Aufmerksamkeit, bemerkt, wo die vorhandenen Nachrichten von einander abgehen, und befleißigt sich einer dem Gegenstand angemessenen Schreibart, von der er sich nur selten z. B. S. 44. etwas entfernt.

Die lange Einleitung von 195 Seiten hätte füglich können wegbleiben; die darin mitgetheilten ältern Nachrichten sind bekannt, kein Leser erwartet sie nach dem Titel. — In die vorgetragene Geschichte Catharina I. und Peters II. sind wie billig, allerley brauchbare und unterhaltende, obgleich bekannte Nachrichten, von einigen am russischen Hofe merkwürdig gewordenen Personen und Ministern, eingewebt worden.

Nicht aller Orten hat uns der Verf. Gnüge gethan: nur etwas wollen wir anführen. Von der russischen Regierungsform scheint er keine rechte Kenntniß zu haben. Er findet (S. 18.) seit Peter I. das Aeußere einer ganz unumschränkten Oberherrschaft, die aber meistens Aristokratie oder Oligarchie soll gewesen seyn. Wir wissen, wie falsch Ausländer gemeiniglich von der russischen Regierungsform urtheilen; wir glauben sogar, daß mancher russischer Minister verlegen seyn würde, wenn man von ihm eine genaue Bestimmung derselben foderte. Hier ist nicht die Zeit uns weitläuftig darüber zu erklären; nur etwas erinnern wir. Die große Macht des russischen Regenten ist in manchen Fällen durch alte Gewohnheiten und Gesetze gebunden: Neuerungen können bald große Unruhe erregen. Die Erhöhung oder Abänderung einmal eingeführter Abgaben, erfodert große Behutsamkeit; wie oft

oft ist es zu blutigen Auftritten gekommen, wenn Dörfer angewiesen wurden, ihr gewöhnliches Kopfgeld bey Bergwerken abzuarbeiten; nur das Schrecken einer zahlreichen Armee kann alsdenn Gehorsam gegen Befehle verschaffen. Aristokratie oder Oligarchie ist gar nicht zu finden: die einem oder mehrern Lieblingen eingeräumte Gewalt gehört nicht hieher; ein finsterer Augenblick stürzt den mächtigsten Liebling in sein voriges Nichts zurück, wie einige vom Verf. erzehlte Begebenheiten beweisen. Eigentlich hat ohne des Monarchen freye Wahl keine Familie oder Person an der Regierung Antheil.

Daß der Verf. über die russ. Staatseinkünfte nicht richtig genug urtheilt, wundert uns nicht: vielleicht kann sie kein einziger russ. Minister ganz genau bestimmen, weil 1) einige blos von Zufällen und Umständen, oder Glück abhängen, z. B. die aus Bergwerken, Zöllen, etlichen Monopolien u. dgl. 2) einige blos in Produkten bestehen, deren Preis abwechselt; oder die gar nicht in Berechnung kommen, da sie zu Löhnungen verbraucht werden; 3) einige in bloßen Diensten bestehen, und folglich als Ersparungen müßten berechnet werden; 4) sie alle von sehr vielen, weit entlegenen Departementen verwaltet werden; 5) es vielleicht manchmal an gehöriger Treue fehlt, u. s. w. Wenn sie aber jemand bestimmen will: so dürfen sie durchaus nicht mit den Einkünften in andern Reichen verglichen werden; Rußland richtet mehr mit 10, als eine andre Macht mit 15 Millionen aus; man nehme nur Rücksicht auf den kleinen Sold des Kriegsheers, auf den Ueberfluß von allen Bedürfnissen, die in mancher Provinz fast keinen Werth haben, u. dgl. Wie wohlfeil kann Rußland ein Schiff bauen, wenn redlich dabey verfahren wird. Welches Reich kann das leisten, was Rußland neuerlich geleistet hat? Und welche Geschenke! — Die Berechnung der Einkünfte und Ausgaben S. 284. ist gewiß falsch.

Auch in der russischen Verfassung scheint der Verfasser fremd zu seyn. S. 275. sagt er: „Da die Kopfsteuer, meines Wissens, nicht im ganzen russ. Reiche eingeführet ist, „und nicht von allen Ständen der männlichen Einwohner „bezahlt wird" — Die eroberten Provinzen bezahlen keine Kopfsteuer, sondern andere sehr mäßige Abgaben; die Kopfsteuer in Geld bezahlen nicht alle Mannspersonen aus der Klasse des russischen Pöbels: einige bezahlen sie in Pelzwerk, andere leisten dafür Dienste, u. s. w. Aber was sollen die Stände? In Rußland hat man eigentlich nur Adel und

Bauer;

Bauer: jener bezahlt nichts, nur muß er Rekruten liefern; dieser bezahlt Kopfsteuer. Der Bürgerstand fängt nun an, eine besondere Klasse zu machen, (wenn man die Ausländer bürgerlichen Standes ausnimmt); doch findet man in Städten noch viele Kaufleute, die als Bauern der Krone Kopfgeld, und ihren Edelleuten für die Erlaubniß zu handeln, jährlich eine gewisse Abgabe bezahlen.

Das Vorgeben S. 164 und 185, als habe Peter I. zum **Nachtheil des Reichs** die Residenz nach Petersburg verlegt, ist gewiß dem leichtsinnigen **Wraxall** nachgeschrieben. Moskow und die umliegende Gegend verloren etwas; ob dieß ins ganze Reich einen Einfluß habe, ist eine große Frage; und eine noch größere, ob nicht das Reich dadurch gewonnen habe. Man vergißt Rußlands Größe und Einrichtung, wenn man vorgiebt, Moskow liege mehr im Mittelpunkt, und zur Regierung des Reichs bequemer. Nein, Petersburg liegt wegen der Schiffahrt in vielen Betracht bequemer.

Auch die Meynung S. 156, als habe die patriarchalische Würde dem Monarchen zu sehr die Waage gehalten, ist aus Misverstand entstanden. Nur schwache Fürsten hängen von geistlichen Schreckbildern ab. Peter I. schaffte aus andern Gründen diese Würde ab. Daß der Monarch bey einem feyerlichen Auftritte dem Patriarchen gewisse bekannte Dienste erwies, ist kein Beweis für des letzten großes Ansehen. Diese Feyerlichkeit geschahe jährlich nur einmal am Palmsonntage, nicht aus Ehrerbietung gegen den Patriarchen, sondern aus Andacht zum Andenken einer biblischen Geschichte. Wenn an etlichen Höfen zwölf alten Männern die Füße gewaschen werden: so ist dies doch wohl kein Zeichen einer besondern Ehrfurcht gegen sie?

Billig hätte der Verf. alle fliegende unerweisliche Gerüchte weglassen sollen. Was er S. 187. von der Hamilton erzählt, ist allgemein bekannt; aber es ist zuverlässig falsch, daß der Kayser sie auf das Blutgerüste begleitet, dort von ihr zärtlichen Abschied genommen, und ihre bebenden Lippen nach der Enthauptung geküßt habe. Im Gefängniß soll er sie besucht, und ihr versprochen haben, daß keine Scharfrichters Hand ihren Leib berühren sollte. — — Die Auszüge aus dem alten russischen Landrechte von S. 74. bis 115. sind ganz gut; stehen aber unsers Erachtens am unrechten Orte; und die aus russischen Schriften mitgetheilten Stellen, z. B. S. 118. kann kein deutscher Leser ohne Uebersetzung nutzen. Das

Wort



Wort Tschetwert S. 82. ist viel zu unvollständig erklärt worden.

Der Verf. schreibt die russ. Wörter nach der von einigen deutschen Schriftstellern angenommenen Art, bey welcher aber wirklich manches Wort unkenntlich wird, z. B. Suzdalj, S. 16. wird Jedermann Sutsdali aussprechen: in des Russen Munde klingt es mehr wie Susdal.

Da ein deutscher Gelehrter seine angefangene Einleitung in die russische Geschichte nicht bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt hat: so versprechen wir den gegenwärtigen Materialien desto mehr Leser, und ermuntern den Verf. zur baldigen Vollendung.

Pe.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Handlung, Sitten, Naturgeschichte und andern merkwürdigen Dingen verschiedener Länder und Völker gegeben wird. XVII. Band, mit vielen nützlichen Kupfern. Berlin verlegts Mylius. 1777. 1 Alph. 4½ Bogen in gr. 8.

Dieser Band enthält zwey Artikel. 1) Fortsetzung und Schluß der Reisen Eduard Ives nach Indien und Persien, bis S. 171. Die etwas trocknen Nachrichten von den Kriegsoperationen des Schiffs, auf dem Ives Wundarzt war, werden durch einige rührende Erzählungen, von dem Kampf der väterlichen und kindlichen Liebe bey der tödtlichen Verwundung des Cap. Speke und seines 16jährigen Sohnes durch einen Schuß, bey Belagerung des Forts Chandernagore, S. 28, und von dem Tode des würdigen Admiral Watsons S. 51, interessant und unterhaltend. 2) Auszug aus Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien: er ist lesenswürdig, und muß allen Besitzern dieser Sammlung erwünscht seyn. Dazu gehören auch das bey diesem Band befindliche Kupfer von einer Hochzeitprocession zu Kahira, und die Landkarte von dem größten Theil des Arabischen Meerbu-

sens

sens und der Küste Arabiens, von Sues bis Loheja. Sie thut beym Lesen gute Dienste: doch verläßt sie den Leser bey den folgenden Reisen in das Innere von Arabien. Die fleißigen Nachrichten von den Handelsproducten Aegyptens und Arabiens, machen diesen Auszug sehr lehrreich: am lehrreichsten aber würde er geworden seyn, wenn man die Resultate dieser Reise kurz zusammengezogen, und damit den Leser in den Stand gesetzt hätte, zu beurtheilen, wieferne die königlichen Absichten bey deren Veranstaltung erreicht worden sind, und was das Neue eigentlich sey, was dadurch für die Erdbeschreibung, Naturgeschichte, heilige Alterthümer und Sprachkunde, an den Tag gebracht worden ist. Jedoch dies kann auch noch bey dem Verfolg dieses Auszugs geschehen, wenn die Reisebeschreibung mit dem zweyten Bande geendigt seyn wird. Manches würden wir unsers Theils nicht in den Auszug gebracht haben, z. B. den unedlen Scherz mit einem armen ägyptischen Bauer, als er aus Hrn. N. Fernglas sein Dorf verkehrt erblickte, S. 206. oder daß die Flöhe in der koptischen Kirche zu Siste, Quartier bey den Reisenden gesucht haben, S. 217. und würden den Platz lieber mancher abgekürzten oder gar übergangenen Bemerkung aus der Naturgeschichte gegönnt haben. Druckfehler haben wir abermals einige bemerkt: vermuthlich sollen die Schicksale der Feinde, die man S. 25 abzuschneiden suchte, Schiffsseile seyn. Nochmals wiederholen wir es, daß sehr für die Bequemlichkeit des Durchlesens gesorgt würde, wenn man die Namen der durchreisten und beschriebenen Orte, durch den Druck unterscheiden wollte, damit sie sogleich in die Augen fielen.

Jz.

Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs, ihrer Lebensart, Religion, Gebräuche, Wohnungen, Kleidungen. — Erste Ausgabe. Nationen vom Finnischen Stamme. Petersburg, bey Müller. 1776. 11 Bog. in 4. und 25 Blätter Kupfer.

— — Zweyte Ausgabe. Tatarische Nationen — — 1776. 24 Bogen und 30 Kupferst.

Wer die bisher herausgekommenen Reisebeschreibungen der im russischen Reiche herumgesandten Akademisten gelesen hat, dem wird das Meiste schon bekannt seyn. Von einigen hier beschriebenen Nationen werden überhaupt nur wenige, und noch weniger interessante; von andern manche unerwiesene oder gar unrichtige Nachrichten geliefert: eben nicht die beste Empfehlung für ein so theures Werk!

Unerwiesen ist gleich S. 2. das Vorgeben, als wären alle finnischen Völker nach ihrer ältesten Verfassung Nomaden gewesen; Ehsten und Liwen haben ja schon in uralten Zeiten Ackerbau und Fischerey getrieben, sich auf die Schiffahrt gelegt, und wie schwedische Geschichtschreiber versichern, zur See Einfälle in Schweden gewagt; auch sind die alten Tschudischen Bergarbeiten tief in Rußland, bekannt: lauter Zeugnisse wider die vorgegebene nomadische Lebensart. Eben so ist noch nicht ausgemacht, und schwerlich zu erweisen, daß die itzigen Finnen von den Lappen in bessern Gegenden und zu einer gemächlichern Lebensart sollen ausgezogen seyn. S. 3. Eher läßt sich ein Verdrängen nach kältern nördlichern Gegenden gedenken; und daß Finnen die ersten Bewohner in Schweden gewesen sind, ist außer Streit.

Sehr wundern wir uns über die S. 22. u. f. vorkommenden schielenden und falschen Nachrichten. Wider alle historische Wahrheit werden Letten, Ehsten und Liwen (nach eines neuern liefl. Gelehrten Entscheidungsgründen schreiben wir lieber Liwen,) zusammengesetzt. Liwen und Ehsten stehen füglich beysammen, beyde sind Zweige des großen finnischen Stammes; aber wie kommen die Letten in ihre Gesellschaft? Vermuthlich wurde ein Liefländer ersucht, von allen in seinem Vaterlande befindlichen Völkern Nachricht zu geben; und dieser glaubte gewiß am kürzesten abzukommen, wenn er diese drey Völker zusammen mischte. Seine eingeschränkte Kenntniß verräth sich gar zu deutlich; denn vieles, was er von diesen Völkern erzählt, ist grundfalsch oder bedarf wenigstens einer grossen Berichtigung. Einiges wollen wir anführen: 1) **Ehsten, Liwen und Letten sollen verwandt, doch nicht ein Volk seyn.** Das ist unverständlich. Ehsten und Letten sind in Sprache, Gebräuchen rc. himmelweit unterschieden, zwischen beyden ist ein unauslöschlicher Haß. Daß sich durch allerley Anlässe etliche Ehsten und Liwen unter die Letten gemischt haben, macht keine Verwandtschaft. 2) **Leben und Liebe ausgenommen, sollen sie gegen alles in der**

Welt

Welt gleichgültig seyn. Nicht doch! Das Leben achten sie nicht sonderlich hoch, gegen den Tod sind sie gleichgültig; auch haben nicht alle starke Anwandlungen von Liebe: Trunkenheit ist ihre herrschende Leidenschaft. 3) Sie sollen alle in kleinen Dörfern wohnen. Auch falsch: Ehsten wohnen theils in großen theils in kleinen Dörfern. 4) Sie sollen ihre Sache auf nichts setzen, weil sie der Edelmann ernähren muß. Wie schielend! Es giebt unter ihnen sehr fleißige, und sonderlich unter den Letten wohlhabende Leute. Nur ein Theil, sonderlich unter den Ehsten, bittet von seinem Herrn Unterstützung; ob er sie ernähren muß, gehört nicht hieher. Sorgenlose Menschen giebt es in allen Ländern; aber die müssen so gut in Liefland als anderwärts hungern. Die harte Sklaverey ist wohl die nächste Ursache ihrer Sorglosigkeit und Armuth. 5) Mannsleute sollen meistens ohne Bärte gehen, die Weibspersonen Schuh und Pantoffeln tragen. Nein, alle verheyrathete Ehsten, auch aller Letten, tragen lange Bärte; der größte Theil der Ehstinnen kennt kaum Schuhe, Pantoffeln gar nicht. — Zum Unglück weiß man hier nicht, wenn von Ehsten oder wenn von Letten die Rede ist; beyder Völker Sitten und Gebräuche sind sehr verschieden. 6) Die Letten sollen Slaven mit Finnen vermischt, seyn. Vielleicht ist hier auf die Thunmannsche Hypothese Rücksicht genommen, nach welcher die Letten vermöge ihrer Sprache, ein aus Sklaven, Gothen und Finnen vermischtes Volk seyn sollen. Ihr stehen wichtige Gründe entgegen, als wovon wir zu anderer Zeit in dieser Bibliothek geredet haben. Sicherer kann man mit Schlözer behaupten, daß die Letten jetzt ein besonderes Volk sind, das aber ursprünglich von den Sklaven abstammt. Soll es aber heißen, nach und nach hätten sich Leute vom finnischen Stamme, z. B. Ehsten, unter die Letten gemischt: so haben wir nichts darwider. Aber wo findet man denn eine einzige ganz unvermischte Nation? 7) Die Letten sollen sich von Alters her auf den Ackerbau gelegt haben, im dreyzehnten Jahrhundert nach Liefland gekommen seyn, durch ihre Ausbreitung die Finnen veranlaßt haben, sich zurück zu ziehen, und den Ackerbau von ihnen zu lernen. Lauter unerwiesene falsche Sätze, die wir aber zur Schonung des Raums nicht widerlegen wollen. Man merkt, daß hier kein scharf beobachtender Petersburgischer Akademist die

oder geschöpft hat. Doch haben auch wohl solche zuweilen ihre Beobachtungen etwas einseitig niedergeschrieben. Aus ihren Bemerkungen wird z. B. von vielen Nationen, als den Mordwinen (Morduanen) Wotjaken u. a. m. versichert, Schaitan sey die oberste unter ihren bösen Gottheiten. Gesetzt, sie haben Namen und Begriff nicht von den Russen entlehnt; sollten sie wohl schlechterdings eine Gottheit darunter verstehen? Viele Theologen predigen vom Teufel und dessen fürchterlichem Einfluß, ohne ihn für einen Gott zu halten.

S. 90. hätte sollen angezeigt werden, daß die Tataren überhaupt mäßig und Feinde des Diebstahls sind; daß sie aber gemeiniglich durch üble Beyspiele gereizt, eine andre Gestalt annehmen, wenn sie sich haben taufen lassen. Der Zusatz ebendaselbst als sey das politische Verhältniß dieser Nation zum russischen Staat, in der Hauptsache dem bey den finnischen Nationen eingeführten, gleich, bedarf einer großen Einschränkung und Berichtigung. — Die Anzeige S. 93, daß muhamedanische Tataren ihre Woche mit dem Freytag anfangen, ist wohl überflüßig.

Doch wir brechen ab, und merken nur noch an, daß die Kupferstiche, welche man illuminirt oder schwarz bekommen kann, zuweilen nur die Kleidung von einem kleinen unbeträchtlichen Theil einer Nation abbilden; auch wird nicht jede beschriebene Völkerschaft auf einer Kupferplatte vorgestellt. Von der Beschreibung, die auch ohne Kupfer verkauft wird, sind noch zween Ausgaben oder Theile, zu erwarten; daß sie auch in russischer und französischer Sprache gedruckt wird, wissen unsre Leser vermuthlich schon aus der vorhergegangenen Ankündigung.

Pe.

Ueber den Druck der geographischen Charten. Nebst beygefügter Probe einer durch die Buchdruckerkunst gesetzten und gedruckten Landcharte, von Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Leipzig, aus der Breitkopfischen Buchhandlung. 1777. 20 Seit. in 4.

Die Kunst, geographische Charten durch Abdruck zu vervielfältigen, ist, wie die Kunst in Holz zu schneiden,

die

Kupferstecherkunst, und Buchdruckerkunst selbst, eine deutsche Erfindung: sie ist von einem der ersten deutschen Buchdrucker, Conrad Schweinheim, in den ersten Jahren nach Erfindung der Buchdruckerkunst in Ausübung gebracht worden. Die noch neue Kunst der Kupferstecherey hatte sich bisher nur mit Bildern beschäftigt, und war bey Büchern noch gar nicht angewandt worden; Schweinheim demnach, der nebst Arnold Pannarz, die nun ausgebildete Kunst, Bücher zu drucken, nach Rom gebracht hatte, und daselbst den Ptolemäus drucken wollte, ließ die Kupferstecherkunst einen Schritt weiter thun, und von Bildern zur Schrift übergehen; oder er versuchte es, die 27 zu diesem Werke gehörigen Charten in Kupfer zu stechen. Er bediente sich bey der in den Charten vorkommenden Schrift, oder bey den Namen eben solcher stählnerner Stempel, als der Buchdrucker bey Verfertigung der Formen zum Guß der Buchstaben braucht, und schlug sie Buchstaben vor Buchstaben, in seine Platte ein: ob sie aus Kupfer oder Zinn bestanden, ist nicht genau zu bestimmen. Allein, er starb nach dreyjähriger unablässiger Arbeit, noch vor Beendigung des Werks, und ein anderer Deutscher, Arnold Bucking, brachte es 1478. zu Stande und ans Licht. Bologna will zwar die Ehre der ersten Anwendung der Kupferstecherkunst auf geographische Charten, der Stadt Rom und dem Deutschen, Schweinheim, streitig machen; da es eine Ausgabe des Ptolemäus mit in Kupfer gestochenen Landcharten von dem Drucker Dominicus de Lapis, schon vom Jahr 1462. vorzeigt. Allein diese Jahrzahl ist zuverlässig falsch, da man vor diesem Drucker kein Buch vor 1477. aufzuweisen hat, und der Herausgeber dieser Ausgabe, Philippus Beroaldus, erst 1450. gebohren war. Der Verf. vermuthet daher nicht unwahrscheinlich, daß die Jahrzahl in der Ausgabe von Bologna eigentlich MCCCCLXLI. oder 1491 habe heissen sollen, und daß der Setzer statt L ein I ergriffen habe.

5 Ein zweyter Versuch, Landcharten abzudrucken, geschahe durch Anwendung der Holzschneiderkunst. Diese Kunst war bey den Deutschen schon zu einer grossen Vollkommenheit gediehen: das schwerste für sie war noch, Schrift zu schneiden, welches aber doch bey einer in Holz zu schneidenden Landcharte nöthig war. Dennoch aber versuchte es ein Künstler, Joh. Schnitzer von Arnheim, und führte seine Arbeit auch hinaus. Die ersten Proben waren die Landcharten zu der Ausgabe des

Ptolemäus, die der Buchdrucker, Leonhard Hall, zu Ulm 1482. besorgte, welche Ausgabe 1486. wiederholt wurde. Diese Erfindung wurde 1515. bey einer andern Ausgabe, die Joh. Schott zu Straßburg besorgte, durch Nachahmung der nicht lange zuvor entdeckten Kunst des Clair-obscur, erweitert. (Zu den ältesten Proben der in Holz geschnittenen Landcharten zählet der Recensent die, freylich noch sehr rohe, fehlerhafte und ohne Maaßstab und Proportion geschnittene Charte von Palästina, in Bernhard von Breydenbachs Reise nach Jerusalem vom Jahr 1486. Sie ist mit Illumination gedruckt, Dörfer roth und blau, Wälder grün gedruckt, Berge grün und Flüsse gelb schattirt, und bestehe aus 4 neben einander gesetzten Bogen.

Weil inzwischen der Schnitt der Buchstaben, der gleichwohl das Hauptwerk einer Charte war, dem Formschneider eine unfruchtbare Mühe machte, und der Kupferstecher vielen Vortheil vor ihm hatte: so versuchte man es, ihm das mühsame Schriftschneiden abzunehmen; man ließ ihn bloß die auf den Charten vorkommenden Figuren und Zeichnungen schneiden, und da, wo Namen stehen sollten, nur Löcher in die Holzforme machen, wo hinein man die zu jedem Namen gehörenden Buchstaben der Buchdruckerey steckte, und wie andere Schrift abdruckte. Leserlicher wurden nun wohl die Namen, aber die Charten bekamen dadurch ein seltsames Ansehen. Der erste Versuch dieser Art kam mit dem Ptolemäus, zu Venedig bey Jak. Pentius de Leucho 1511. in gr. Fol. heraus, und der Einfall wurde, nur schlechter, von Heinr. Petri zu Basel, 1544. (nicht 1444. wie es hier durch einen Druckfehler heißt,) mit Sebast. Münsters Cosmographie nachgeahmt.

Diese Erfindung aber erhielt sich nicht lange: die Kupferstecherkunst trat in Ansehung der Landcharten, wieder in ihre alten Rechte, wovon die häufigen Charten bey *Ortelii theatro orbis terrarum*, 1570. durch Aegid. Diest gestochen, zum ersten vorzüglichen Beyspiele dienen. Inzwischen war von dem letzten Versuch der Buchdruckerey in Landcharten bey der Münsterschen Cosmographie, nur noch ein Schritt zu thun übrig, um sich solchen aufs neue und ganz zuzueignen. Außer der Schrift sind auf einer Landcharte nur noch Zeichen von Orten, Flüssen, Bergen und Wäldern übrig. Es ist daher zu verwundern, daß man nicht schon längst darauf verfallen ist, Figuren zu erfinden, durch deren Zusammen-

setzung

[illegible] übrigen Theile der Charte auf eben diese Art auszudrücken im Stande wäre, wie es mit den Namen der Länder und Oerter durch Zusammensetzung der Buchstaben geschieht, um den Holzschnitt ganz zu entbehren. Vielleicht schreckte manchen die geglaubte Unmöglichkeit ab, einen willkührlich, bald horizontal, bald perpendicular, bald diagonal, bald sinkenden, bald steigenden, fortlaufenden Faden, durch eine gleichwohl blos horizontal parallel gehende Zusammensetzung der Figuren bilden zu können, als die Zeichnungen der Flüsse, Wege und Gränzen auf den Landcharten sind. Hr. Br. hat inzwischen wirklich schon diese Idee vor 20 Jahren gehabt. Allein weil er versichert war, daß diese Erfindung immer einige Grade schlechter und für das Auge unangenehmer ausfallen müßte, als das, was man bisher an Landcharten zu sehen gewohnt war: so war er nicht willens, seinen Gedanken auszuführen. Allein die Bekanntmachung eines ähnlichen Einfalls vom Hrn. Hofdiaconus Preusch in Carlsruhe, durch die Hand des jüngern Hrn. Haaß in Basel, erweckten ihn wieder, seinen alten Grundriß hervor zu suchen und in Ausübung zu bringen. Er hat sich bereits in den Büschingischen wöchentlichen Nachrichten darüber erklärt: sieht sich aber nunmehr veranlaßt, nicht nur den vorher bekannt gewordenen Correctur-Abzug seines typographischen Versuchs verbessert zu liefern, sondern sich auch über den Verdacht zu rechtfertigen, als wenn er mit Ungrund Hrn. Preuschen die Ehre der ersten Erfindung habe entziehen wollen, und vielmehr durch ihn zuerst auf diesen Gedanken gebracht worden sey, und zugleich dessen Arbeit mit der seinigen zu vergleichen. So viel ist nun wohl jedem Unpartheyischen sichtbar, daß Hr. Br. nicht erst seit der Ankündigung der Preuschen'schen Erfindung in den wöchentlichen Nachrichten, auf den Gedanken eines ähnlichen Versuchs könne geführt worden seyn; sondern daß er die Sache von geraumer Zeit her überdacht haben müsse. Inzwischen darf es Hrn. Pr. eben so wenig mißfällig seyn, daß ein Mann, wie Hr. Br., in seiner eignen Kunst schon lange die Idee gehabt, auf die er durch sich selbst durch Nachdenken gebracht worden ist, als es Hrn. Br. nachtheilig seyn kann, daß ihm Hr. Pr. in der Bekanntmachung einer Erfindung, deren Ehre ihm zuerst gebührt, zuvorgekommen ist; so wenig als die frühere Bekanntmachung der Jupiterstrabanten durch den Galiläi den Simon Marius um die Ehre bringen konnte, sie zuerst bemerkt zu haben. Hr. Br. hat aber

zu seiner Probe die Gegend um Leipzig gewählt, weil hier die meisten Schwierigkeiten, sieben zum Theil an Stärke zunehmende Flüsse vorkommen. Er rühmt von seiner Arbeit, daß sie, nach der Buchdruckersprache zu reden, gesetzt, (d. i. aus Typen von einerley Kegel, oder Körperstärke, und von einer unwandelbaren Form, ohne durch einen Messerschnitt oder Zusatz von Holz und Kartenspänen geändert worden zu seyn, zusammengesetzt seyn,) Hrn. Pr. Charten von der Schweiz aber, wenigstens hie und da, geflickt, d. i. von dem allen das Gegentheil sey.

Die Erfindung bleibt allemal merkwürdig, und verdiente daher auch, da sie eine deutsche Erfindung ist, in der A. d. B. eine umständliche Bekanntmachung; damit sie aber nicht bloß Speculation bleibe, sondern auch brauchbar werde, so schlägt der V. vor, sie unter dem Beystande des Hrn. D. Büschings, zu Verfertigung eines so genannten Schulatlasses anzuwenden, und verlangt darüber die Stimme des Publicums. Da aber diese durch Typen gesetzte Charten vermuthlich nicht wohlfeiler, als die in Kupfer gestochenen, ausfallen werden; und doch in der Ausführung bey der unterschiedenen Projection der zu liefernden Charten, ihre großen Schwierigkeiten finden müssen: so wissen wir unsers Theils nicht, ob wir aus einem andern Grunde darzu rathen sollen, als daß ein Denkmal dieser Erfindung auf die Nachwelt komme. Wenigstens ist so viel wahr, daß in diesen ersten Proben des Districts um Leipzig nicht alle geographische Typen nach strengem geometrischen Maaße gesetzt sind.

Noch vor Absendung dieser Recension erhalten wir ferner weit von Hrn. Breitkopfen

Beschreibung des Reichs der Liebe, mit beygefügter Landcharte. Ein zweyter Versuch, im Satz und Druck geographischer Charten durch die Buchdruckerkunst, von J. G. J. B. Leipzig, aus der Breitkopfischen Buchdruckerey, den 19ten Oct. 1777.

Da das allegorische Reich der Liebe seine verschiedenen Regionen und Gränzen, z. E. ein Land der Jugend, die Küste, der glücklichen oder traurenden Liebe, ein Land der Hagestolze rc. seine Flüsse, (Freudenstrohm, Thränenbach, Schmäl-

Schrodtgersfluß,) Gebirge, Seen, Moräste, Wäldchen, (unter andern den Werthershayn, von kritischen Holzhackern und moralischen Wildschützen durchkreuzt), Wüsten und Orte hat, so könnte es auch zur Ausübung des neuerfundenen Landchartendrucks dienen. Ein Urtheil über die Allegorie selbsten, und Prüfung eines jeden einzelnen Theils und Namens insbesondere über Abtheilung und Gränze, gehört nicht in die Anzeige geographischer Schriften.

Historische und geographische Beschreibung der zwölf vereinigten Colonien von Nordamerika. Nebst einer Abschilderung des gegenwärtigen Zustandes von Großbrittannien. Bunzlau, im Waisenhause. 9½ Bogen in 8. die Vorrede ist vom 28 Febr. 1777.

Ist eine von den Gelegenheitsschriften, von dem gewöhnlichen Schlag und Gepräge, wie die meisten sind, die für die Bedürfnisse des großen Hausens der Zeitungsleser geschrieben werden, aus ganz bekannten Quellen geschöpft und mit dem Geist der Partheylichkeit gesäuert. Schon auf dem Titel verräth sie der Verfasser. Erd- und Geschichtschreiber sollten doch wohl erst einen Friedensschluß abwarten, ehe sie mit dem Titel der vereinigten Colonien so freygebig sind. Gegen die Könige aus dem Hannöverischen Haus ist er ungerecht; er wirft ihnen vor, daß unter den Georgen der Englische Handel gefallen sey, der unter den Stuartischen Königen den schlechtesten, die auf Englischem Thron saßen, in weit größerm Flor gewesen sey; daß sie mit Willen die Nationalschuld vergrößerten, und von keinen Vorschlägen, solche zu meiden, etwas wissen wollten, weil sie dadurch die Sicherheit der dabey interessirten Englischen Familien mit dem Interesse ihres Hauses verbänden. Die Colonisten sollen sich gleich Anfangs ihr Recht, als freye Britten behandelt zu werden, bey ihrem Abzug vorbehalten haben; und die unter ihnen befindlichen Deutschen müßten den Engländern gleich seyn. Welche Voraussetzung! womit will sie der V. beweisen? Schon bey den Griechen und Römern hatten die Colonien nicht alle Rechte des Mutterlandes: und die armen Pfälzer, Salzburger, Herrnhuther und andre demüthige deutsche Auswanderer, sollen bey ihrer Aufnahme in den Englischen Colonien an die stolzen

Forderungen gedacht haben, die sich jetzt ihre Enkel in Kopf setzen? Immer das ewige Lied, daß die Insurgenten in Amerika in dem Fall wären, worin ehemals die Niederländer und Helvetier waren; und daß man einen Waßhington und Hankok einst mit eben der Achtung nennen werde, mit der man itzt einen Prinzen von Oranien, einen Stauffacher und Melchthal nennt! Waren Niederländer und Helvetier, Colonisten des Volks, dessen schmälichste Druckungen sie erdulden mußten? und kann man das Verfahren des Englischen Ministeriums gegen seine Colonien, mit der Tyranney der spanischen Befehlshaber und der österreichischen Landvögte vergleichen?

In der Vorrede entschuldigt sich der V. daß er die Lagen der Colonien blos nach der Breite, und nicht nach der Länge bestimme, weil der Begriff der Länge für die Leser, für die er schreibe, zu schwer sey. Wir dächten, eins ließe sich von dem andern nicht trennen, und wer das eine nicht begreifen kann, könne auch das andre nicht verstehen. Und wie ist es denn möglich, eine Lage durch die bloße Breite, ohne die Länge bestimmt anzugeben? Können nicht drey Orte in Europa, Afrika und Amerika einerley Breite haben, die blos durch die Länge unterschieden sind? Uebrigens kann das Buch, die einseitigen Urtheile abgerechnet, für Leser, die keine wichtigern Bücher in Händen haben, zur Noth ganz brauchbar seyn.

Joh. Wilhelm von Bergers historisch-geographische Beschreibung von Corsika in ältern Zeiten. Aus dem lateinischen übersetzt. Gera, bey Heinr. Gottlieb Rothen 1777. 15 Bogen in 8.

Das ist eine Uebersetzung von des sel. Bergers eclogis antiquitatum corsicarum, die er, wie der Ueb. sagt, in den mittlern Jahren dieses Jahrhunderts, in Wittenberg nacheinander von dem Catheder herab vertheidigt, d. h. laut anempfohlen hat. Wenn sie in den Jahren erschienen wäre, wo noch Paoli auf dem Schauplatz von Corsika seine Rolle spielte, so hätte es uns nicht wundern sollen; sie hätte denn den Pendant zu Boswells Beschreibung abgeben können: was sie aber itzt für eine Absicht haben soll, und wie sie ihr Glück zu machen gedenke, können wir nicht absehen. Der Uebersetzer giebt zwar zur Ursache an, daß die lateinischen

Exemplare ganz in der Welt herum vergriffen und zer-griffen wären: allein wenn das war, so konnte man nur Bergers eclogas wieder auflegen lassen; denn sie sind für Leser bestimmt, die keiner deutschen Uebersetzung bedürfen. Und wenn gleich der Ueb. meint, daß das Wittenbergische Latein des sel. Bergers mehr Senecaisch und Taciteisch als Ciceronianisch sey: so können wir ihn doch versichern, daß der Freund der alten Litteratur und Geographie es zehnmal lieber lesen wird, als seine deutsche Uebersetzung; wiewohl sie sich noch immer erträglicher lesen läßt, als man aus dem wunderlichen Ton der Vorrede hätte erwarten sollen. Von dem Werk selbst einen Auszug zu geben, ist nicht nöthig, da es nicht neu ist, und der Uebers. weiter nichts neues, als einige Anmerkungen aus dem Boswell hinzugethan hat. Es ist allerdings seinem Inhalt nach lesenswürdig, sagt weit mehr von dem alten Corsika, als Cluver und Cellarius, und enthält noch manche kritische Untersuchungen, die man hier nicht erwartet: der Ueb. hätte aber die gesammleten Collektaneen durch gewisse Abtheilungen oder wenigstens durch Marginalien, noch brauchbarer machen können. Berger konnte wohl im lateinischen *Missonii iter italicum* allegiren; das war aber im Deutschen nicht nöthig.

Jz.

---

7. Gelehrtengeschichte.

Beyträge zur Oettingischen, politischen, kirchlichen und gelehrten Geschichte, von dem Verfasser der Oettingischen Bibliothek gesammelt und herausgegeben. Zweyten Theils zweyte Sammlung. Nebst einem Register. Oettingen, bey Lohse, 1775. 8. 402 S. die erste Sammlung mit eingeschlossen, ohne das Register.

Bereits im J. 1798. gab der Herr Verfasser, der Fürstlich Oetting. Generalsuperintendent Michel, den ersten Theil seiner Oettingischen Bibliothek, (Anspach, bey Po-

schen,

ſchen, SS. 258. ohne Regiſter.) heraus, welchem im J. 1762. der zweyte, (Oettingen bey Löhſe, SS. 268. und im J. 1768. der dritte und letzte Theil ebendaſ. S. 214.) nachfolgte. Als eine Fortſetzung dieſes Werks ſind die bemerkten Beyträge, deren erſter Theil im J. 1772. (S. 268.) dann des zweyten Theils erſte Sammlung, 1774. herausgekommen iſt, und die auch fremde Aufſätze enthalten, anzuſehen. Der V. hat ſich durch alle dieſe Sammlungen um die ganze Geſchichte des Hauſes Oettingen wirkliches Verdienſt erworben, und inzwiſchen mehrere ſeiner Landsleute angelocket, Felder aus der Graſchaft zu ziehen, die man bisher nicht gehörig bearbeiten mögen oder können. Dermalen ſchränkt ſich der Recenſent nur auf das oben angezeigte neueſte Stück ein, da die übrigen ſchon zu alt und bereits zu ihrer Zeit in andern gelehrten Blättern angezeigt worden ſind. N. 1. enthält, wie gewöhnlich, wieder Zuſätze und Erweiterungen zu einigen Abſchnitten der O. Bibliothek; N. 2. Nachricht von einem neuen Judenprieſter, ſammt einer Nachleſe zu den bisherigen. N. 3. Verzeichniß der ſämmtlichen Herren Geiſtlichen O. L. auf dem Lande vom J. 1539. bis 1775. nach der Ordnung der Inſpektionen, (eine mühſame, actenmäßige und in gar vielerley Abſicht für Oettinger brauchbare Arbeit;) ſo unbeträchtlich ſie auch vielleicht manchen, die immer nur unterhalten ſeyn wollen, vorkommen möchte. Mich wundert, daß der Hr. V. der katholiſchen Geiſtlichkeit in dem Oettingiſchen noch keine Erwähnung gethan, und dabey die Augsburgiſchen und Eychſtedtiſchen geiſtliche Addreßhandbücher gebrauchet hat.) N. 4. Sammlung von Grabſchriften und Denkmalen, welche einigen Herrſchoftl. Perſonen des hohen Hauſes O. die außer Landes verſtorben, an den Orten ihrer Begräbniſſe errichtet worden; eine Sammlung, die ſorgfältig fortgeſetzt und vermehrt zu werden verdiente. N. 5. Verſuch zur nähern Berichtigung einiger Stellen in der Oett. Genealogie, vom J. 1224. bis 1313.; (d. i. gerade derjenigen Epoche, wo die größte Unrichtigkeit in den O. Geſchlechtsreihen herrſchet. Der V. iſt auf der Straße, die da heißt die richtige, und kann darauf zu ſeinem Ziele gelangen, wenn er beſonders noch immer mehrere Urkunden ſammelt; dieſe unter einander vergleichet, und ſichs nicht verdrieſſen läßt, eine etwa einmal angenommene Hypotheſe ſo oft wieder zu verlaſſen; ſo oft documenta noviter reperta die Sachen in den vorigen oder in einen andern Stand herzuſtellen oder anzuändern anrathen.

S. 352.

S. 352. befindet sich in einem Urkundenauszuge vom J. 1242. „bonae memoriae Comes *Cunradus* vivus *nostrum*“ (Gr. Ludwig der ältere und jüngere urkunden) „*Frater et* „*alterius pater*“; ein offenbarer Fehler. Denn, *viuus* soll hier offenbar *vnius* heißen, weil Gr. Conrad des Grafen Ludwigs des ältern Bruder, und Gr. Ludwigs, des jüngern, Vater gewesen ist. Eine abermalige Probe von der Unzuverläßigkeit bloßer Copeyen! S. 354. wird in der Note eines Siegels Gr. Ludwigs an einer Urkunde vom J. 1289. Meldung gethan, auf welchem das Oett. Wappen zu sehen, und diesem ein Hirschgeweih, (als ein Theil des Hirschbergischen Wappens) beygefügt sey. Recensent zweifelt aus gar vielen sphragistischen Gründen an der Aechtheit dieses sonst gewiß sehr wunderbaren Siegels, kann sich aber an diesem Orte hierüber nicht umständlicher erklären.) N. 6. Nachricht von dem Leben der beyden berühmten Maler und Kupferäzer, Anton Joseph und Georg Caspar von Prenner, zween Oettingischen Landeskindern; von dem fürstl. Oetting. Wallerstein. Hrn. Hofrath Pren verfaßt. Diese gut geschriebene Biographie leidet keinen Auszug, verdiente aber besonders abgedruckt zu werden. Des letztgenannten Georg Caspars von Prenner noch vorhandene und verkäufliche Zeichnungen nach dem Leben, mit schwarzer Kreide, ohne Grund, auf schönem und dichtem Papier in 3 Foliobänden sind eine Sammlung, die selbst die Forschbegierde eines Lavaters rege machen könnte. Eine sehens und studierenswerthe Sammlung, die einzige in ihrer Art, mit dem Titel: Il fiore degli Uomini illustri di Roma, tanto nelle Scienze, che nelle belle arti, raccolto dal loro natural volto, disegnato dall' Anno 1741. fino al 1747. di me G. G. de Prenner. Vol. I. Anno 1747. — 1750. Vol. II. anno 1750. — 1766. Vol. III. Sie enthält 232 Porträte, mehrentheils aber nur die Köpfe, welche jedoch mit so viel Zierde, so viel Feinheit und Wahrheit gezeichnet sind, daß man nicht leicht etwas niedlicheres dieser Art sehen wird. Prenner fieng nämlich mit dem Anfange seines Aufenthalts in Rom an, die berühmtesten Leute, welche er kannte, zu seinem eigenen Vergnügen, nach dem Leben abzuzeichnen, setzte solches auch in Rußland und bis an seinen Tod fort. Kein Stand oder Geschlecht war hiervon ausgeschlossen. Päbste, Cardinäle, Gelehrte, Tonkünstler, Maler, Bildhauer, Baumeister, Medailleurs, und andere, auch Frauenzimmer, die sich durch Verstand und Geschicklichkeit hervorgethan haben,

den, faßt diese Sammlung. Es ist dabey fast überall der Name der Person, ihr Stand, zuweilen auch ihr Alter, und die Zeit, wenn sie abgezeichnet worden, angegeben.

Uebrigens werden die Beyträge fortgesetzt werden. Das versprochene Namen-, Personen-, Ort- und Sachenregister, sowohl über sie als die 3 Theile der H. Bibliothek wird das Ganze erst recht brauchbar machen.

Literarisches Museum. Altdorf im Verlag Lorenz Schüpfels. 1777. I und II Stück, jedes von 10 Bogen in 8.

Die Verfasser dieses neuen Journals zeichnen sich in der Vorrede ihre Gränzen folgendergestalt: „Unser Museum soll „literarisch seyn. Man weiß, wie ausgebreitet das Feld „der Litteratur ist, unter welchem man Bücherkenntniß, Ge„schichte der Gelehrten, der Bücher und der Wissenschaften zu „begreifen gewohnt ist.“ Und dieses Feld bearbeiten sie theils durch eigne Abhandlungen, theils durch Recensionen dahin einschlagender Bücher. Die zwey ersten Stücke, so wie wir uns haben, enthalten folgende Artikel. 1. Von Correctoriis biblicis S. I und II St. S. 177. So nennte man ehemals kritische Ausgaben der Vulgata, die die gewöhnliche Lesart aus ältern Handschriften, aus den ebräischen und griechischen Originalschriften, aus Kirchenvätern und aus andern Uebersetzungen verbesserten. Es werden hier deren drey beschrieben. Das Correctorium biblie per *Magdalium Iacobum*, das zwar das Jahr 1500 auf dem Titel führt, aber nach dem V. nicht vor dem Jahre 1508 zuerst im Druck erschienen seyn soll; des Cardinals Hugo de S. Caro liber de correctionibus nouis super biblia, eine Handschrift, woraus manche nicht unerhebliche Beyspiele kritischer Bemerkungen angeführt werden, sonderlich bey Stellen, wo Hugo griechische Handschriften gebraucht zu haben vorgiebt. Wir müssen sie Freunden der biblischen Kritik nachzulesen empfehlen. Das dritte ist das *Correctorium Parisiense*, gleichfalls eine Handschrift aus dem zwölften Jahrhunderte. Hody schreibt dieses Correctorium, doch nur aus einer bloßen Vermuthung, dem parisischen Kanzler, Langton, zu.

2. An-

c, Anzeige einiger Originalausgaben von Schriften, welche wegen des Packischen Bündnisses im 1527sten und folgenden Jahren herausgekommen sind. S. 43. Otto von Pack, Herzogs Georgs von Sachsen Rath und Kanzler entdeckte 1528 dem Landgrafen Philip von Hessen, daß Ferdinand, König von Böhmen, Churfürst Albrecht von Maynz, Churfürst Joachim von Brandenburg, Matthäus, Erzbischoff von Salzburg, die Bischöffe von Bamberg und Würzburg, Herzog Georg von Sachsen, nebst Wilhelm und Ludwig, Herzogen von Bayern; im Jahre 1527 in Breßlau, einen Bund wider die Protestanten, und namentlich gegen den Churfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen, geschlossen hätten. Letzterer beklagte sich darüber gegen seinen Schwiegervater, Herzog Georg von S., worauf nicht nur dieser, sondern auch alle übrige interesßirte Fürsten, die Richtigkeit des vorgegebenen Bündnisses leugnete, daher es denn kam, daß es gleichsam zum Spott das Packische Bündniß genannt wurde. Die Sache selbst nebst den vornehmsten darüber gewechselten Schriften und der Gefahr, worein sie die Protestanten, wegen der dargegen gemachten Zurüstungen hätte stürzen können, ist aus den deutschen Geschichtschreibern, sonderlich aus dem Hortleder, nicht unbekannt. Der V. hat bloß das Verdienst, die Originalschriften, die in dieser Streitsache zu Urkunden dienen können, gesammelt zu haben. Sie bestehen in dem Abdrucke des vorgegebenen Bündnisses selbst, ohne Ort und Jahr; in dem Briefe Landgraf Philips an Herzog Georg sammt dessen Antwort, 1528. in der Entschuldigung des Landgr. wegen seiner Kriegsrüstungen 1528 in den Ablehnungsschriften der Churfürsten von Brandenburg und Maynz, des Bischoffs von Würzburg, des Königs von Böhmen, der Herzoge von Bayern und des Erzbischoffs von Salzburg, allen von 1528 und deren mehrmaligen Auflagen. Vom Bischoffe von Bamberg hat der V. keine Vertheidigungsschrift zu sehen bekommen. Luther äußert in einem Briefe an D. Wenz. Link in Nürnberg seine Bedenklichkeiten und Zweifel gegen die Vertheidigung Herzog Georgs. Der Brief kam in des Herzogs Hände, der Luthern hierüber zur Rechenschaft forderte. Auch die in diesem Nebenstreite gewechselten Streitschriften werden sorgfältig angeführt. Der Recensent ist übrigens immer mehr geneigt gewesen, Packen für einen Betrüger und Geldschneider und das Bündniß für erdichtet zu halten.

8. Bey-

3. **Beytrag zur Geschichte der Betrügerin, welche sich für Anna von Cleve, gewesene Gemahlin K. Heinrichs VIII. von England, ausgab.** S. 87. Heinrich VIII. heyrathete nach dem Tode der Johanna von Seymour im Jahre 1539 Anna, Johanns III. Herzogs von Cleve Tochter. Sie war schön; der König fand sie aber nicht nach seinem Geschmacke, und hatte inzwischen eine Neigung zu Kath. Howard gefaßt, die nachher seine fünfte Gemahlin wurde: er ließ sich daher durch die Geistlichkeit von ihr scheiden, und die Ehescheidung durch das Parlament bestätigen. Sie lebte nachher unter dem Titel einer adoptirten Schwester des Königs bey einem mäßigen Jahrgelde zu Richmond, wo sie im Jahre 1557 starb. Nichtsdestoweniger erschien 1559 in Gotha die vorgebliche Königin, Anna von Cleve, die mit einem unermeßlichen Schatze heimlich aus England entwichen seyn wollte, wo man nach ihrer Entfernung, ihren Tod vorgegeben und zum Schein ihr ein feyerliches Leichenbegängniß gehalten habe. Sie that dem Rathe zu Nürnberg schriftlich den Antrag, ihm eine mitgebrachte Summe von 45 Tonnen Goldes in sichere Verwahrung zu geben, und verlangte deswegen, daß man eine vertraute Person an sie schicken sollte. Der Rath erwählte dazu einen Mann, der die wahre Anna von Cleve gekannt hatte und englisch verstand: Sie wußte ihn von der Möglichkeit einen solchen Schatz gesammelt zu haben, zu überreden; er rühmte bey seiner Zurückkunft ihren Verstand und ihre Beredsamkeit, und versicherte, daß sie erwähnter Prinzeßinn vollkommen ähnlich sähe. Dem Rathe kam zwar die ganze Sache verdächtig vor, doch schickte er den Abgeordneten zum zweytenmale an sie: sie zeigte ihm eine an sie ausgestellte Schuldverschreibung der Stadt Danzig von 300000 Kronen, und wollte auch die an England bey der Ranzion König Johanns von Frankreich vorgeblich versetzt gewesene französische Krone, Scepter und Reichsapfel bey sich haben, durch deren Zurückgebung sie eine Heirath ihres Vettern, Herz. Joh. Wilhelms von Sachsen mit der französischen Princessin, Elisabeth, und dessen Gelangung auf den englischen Thron, nach dem Tode der K. Maria, bewirken wollte. Als der Abgeordnete zum drittenmale zurück kam, war inzwischen die vermeinte Königin in Verhaft genommen worden, ohne daß er erfahren konnte, wohin. Ein Hofbedienter der wahren Königin Anna, den der Herzog von Cleve, ihr Bruder, um sie zu beobachten, nach Gotha geschickt hatte,

hatte

hatte entdeckt, daß sie eine von dem Frauenzimmer der unglücklichen Königin sey, und damit ihren Fall veranlaßt. Weiter gehen die hier mitgetheilten Nürnbergischen Archivnachrichten nicht.

4. wird Melanchthons vortreffliche Apologie für D. Luthern beschrieben, die Anfangs unter dem Titel: *I. Didymi Faventini* aduersus Thomam Placentinum pro Mart. Luthero oratio, 1521 aber zu verschiedenenmalen unter seinem eigenen Namen herauskam. Merkwürdig ist es, daß bereits hierinn, also im Jahre 1520 der Pabst der Antichrist genannt wird S. 155. 5. zur Geschichte der Formula Concordiae S. 234. Ein freymüthig geschriebener und sehr lesenswürdiger Artikel, der eigentlich einen Beytrag zur Geschichte der Bewegungen liefert, die die von der Reichsstadt Nürnberg geforderte Unterschreibung der sogenannten Concordienformel daselbst veranlaßt hat, samt den darüber von dem Nürnbergischen Ministerium 1577 ausgestellten abschlägigen Gutachten. Die Ursachen dieser Weigerung lagen theils in einem gewissen Misvergnügen der protestantischen Reichsstädte, daß man sie bey Ausbrütung dieser unglücklichen Geburt nicht auch, wie andere Reichsstände, zu Rathe gezogen, da sie doch jederzeit an allen Religionsunterhandlungen Theil gehabt, sondern bloß ihre Unterschrift forderte, nachdem sie schon seit Jahr und Tag bekannt gemacht und von andern unterschrieben war; theils in einer dankbaren Anhänglichkeit der damaligen Nürnbergischen Lehrer und auch vieler aus dem politischen Stande, gegen ihren gemeinschaftlichen Lehrer, Melanchthon, den man in dieser intoleranten Schrift verdächtig machte, und hingegen Luthern und seine Schriften auf allen Seiten anzog, da doch Luther ohne Melanchthon das nicht geworden seyn würde, was er war; und endlich in der Einführung einer unbiblischen scholastischen Terminologie, und Abweichung von gewissen Lehrpuncten, worüber man bey Uebergabe der A. C. mit den Catholiken einig gewesen sey. Der V. dieses Aufsatzes fühlte an seiner Person die glücklichen Folgen dieser standhaften Weigerung, dieses lästige Joch anzunehmen, da er von sich rühmen kann, nie auf die Concordienformel geschworen zu haben.

Den übrigen Raum dieser beyden ersten Stücke nehmen Recensionen ein, welche nicht bloß Anzeigen, sondern Auszüge oder Verbesserungen und Zusätze zu den recensirten Schriften enthalten. Um den Umfang dieser periodischen Schrift ganz übersehen zu können, wollen wir die Titel dieser Bücher hersetzen.

sehen. Es sind solches: *Christ. a Stadion* Ep. Aug. oratio in synodo a. 1518. habita. Ulm. 1776. Nüschelers Lebensbeschreibung M. Ulr. Zwingli's. Zürch, 1776. Füeslins Lebensgeschichte Andr. Bodensteins oder Carlstadts, Frf. und Leipz. 1776. Der Rec. macht selbst Hoffnung zu einer ausführlichen Geschichte Carlstadts, wozu die Beurtheilung der gegenwärtigen viele Erwartung erregt. Knoch von Calvins Buche Interim adultero-germanum, Hamb. 1776. Wir lernen hier, daß der Joh. Hermann, der gegen das Interim geschrieben, eigentlich Flacius sey. Vermischte Beyträge zur Theologie, Kritik und Historie, herausgegeben von einigen evangelischen Predigern der Zwickauischen Ephorie. I. Theil. Chemnitz, 1776. scharf, doch nach Verdienst behandelt. Celeberr. Virorum epistolae ineditae LX historico-eccles. ac literarii argumenti, editae ab *Hummelio*. Nor. 1777. Ein sehr fruchtbarer Auszug. Amoenitates literariae Friburgenses. Fasc. I. II. III. Ulm, 1776. Der Herausgeber, Hr. von Riegger will nicht Wort haben, daß der Ketzer, Urbanus Regius, Luthers Freund, eigentlich Rieger geheißen habe; sondern daß er diesen Namen von seinem Vater König angenommen habe, der Recens. aber setzt das erste außer Zweifel. Strobels Ausgabe der chursächsischen Visitationsartikel vom J. 1527 und 1528. Altdorf. 1777. Ianociana s. clarorum Poloniae auctorum memoriae miscellae. Vol. I. Varsov. 1776. *Tromleri* distribe de Polonis latine doctis. Ib. *Mertens* de bibliothecae Augustanae cimeliis. Sie hat 538 Bände Handschriften, und darunter 120 griechische. In dem Stücke ist endlich noch ein lateinischer Brief Wilibald Pirkheimers angehängt, der eine an den Erasmus, der zweyte an den Oecolampadius, gegen den er in der Lehre vom h. Abendmal geschrieben hatte.

Wir können dieser neuen periodischen Schrift in den meisten Artikeln unsern Beyfall nicht versagen: auch kann es den Herausgebern bey ihrer weitläuftigen Bekanntschaft mit alten Büchern, an Stoff zu langer Fortsetzung nicht fehlen.

Nm.

8. Phis

8. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Virgils Eklogen, Leipzig 1777. in der Dykischen Buchhandlung, in 8. 64 Seiten, ohne Vorrede und Zueignungsschrift.

Daß der Verf. in der Vorrede gesteht, die Arbeiten seiner Vorgänger genutzt zu haben, erweckt für die Uebersetzung ein günstiges Vorurtheil. Wir finden sie auch in der That dem Tone des Ganzen angemessen und artig; nur scheint uns das molle et facetum des Virgils noch überall nicht vollkommen erreicht zu seyn. Da dies in manchen Stellen von der Bauart des Verses, und von manchen eigenthümlichen Schönheiten der lateinischen Sprache abhängt: so war es freylich so leicht nicht, es ganz zu erreichen. Ein vollkommner Uebersetzer irgend einer Dichtart muß selbst in dieser Dichtart groß seyn, oder doch wenigstens durch fleißiges Lesen der Werke in dieser Art sich ganz in den Ton dieser Dichtart hineinstudirt haben. Denn um hier schön zu übersetzen, muß man nicht allemal wörtlich übersetzen; man muß Schönheiten gegen Schönheiten zu vertauschen wissen, und die eigenthümlichen Schönheiten dieser Art in beyden Sprachen vollkommen kennen. Die sanften, unnennbaren Schönheiten der Hirtengedichte sind eben, weil sie so sanft sind, am schwersten zu erreichen, und eben darum mißrathen Uebersetzungen dieser Art Gedichte so leicht. Verschiedenes was im Virgil angenehme Eindrücke machte, ist in der Uebersetzung erkaltet, ohne Zweifel deswegen, weil man im Augenblicke des Uebersetzens zu voll vom Originale ist, als daß man die Mängel der Copie hinlänglich empfinden könnte. Wir wollen einige solcher Stellen anmerken, um den Verf. bey kälterer Untersuchung seiner Arbeit, auf ihre Mängel aufmerksam zu machen.

Gleich im Anfang der ersten Ekloge würde eine kleine Versetzung der Worte, die Copie dem Originale näher gebracht haben. Meditaris steht beym Virgil fast am Ende des zweyten Verses; du spielst, steht in der Uebersetzung gleich am Anfange. Dadurch wird zuerst das Bild des Spielers erweckt, und nach Virgil, sollte das Bild von der Lage des Spielenden, vorangehen. Der Verf. übersetzt: Tityrus, du

spielst unter der weitschattenden Buche gelagert, auf deiner Rohrflöte ein ländliches Lied. Folgende Ordnung ist dem Originale gemäßer, und dünkt uns auch an sich poetischer: Tityrus, neben der weitschattenden Buche gelagert, spielst du auf deiner Rohrflöte ein ländliches Lied. Gleich darauf steht, ich aber, dem Sinne gemäß; allein zu prosaisch; und nicht ausdruckvoll genug. Dulcia arua ist freylich richtig durch geliebte Gefilde übersetzt; allein eben dadurch, daß es vom vorhergehenden abgesondert wird, verliert es einen Theil seiner Wirkung. Bey dulcia aura muß man patriae wiederholen, wenn nicht der Ausdruck matt hinten nachschleppen soll. Das Zeitwort lehrst, welches nach dem Original weiter zurückgestellt werden sollte, ist abermals zu weit vorn gesetzt. Man urtheile aus der Vergleichung: der Verf. übersetzt: Tityrus . . u. s. w.; ich aber verlasse den väterlichen Rein und die geliebten Gefilde, ich fliehe das Vaterland; und du Tityrus, lehrst ruhig im Schatten die Wälder der reizenden Amaryllis Namen wiedertönen. Unserer Empfindung nach mußte die ganze Periode so lauten: Tityrus unter der weitschattenden Buche (vielleicht noch besser, unter weitschattender Buche) gelagert, spielst du auf deiner Rohrflöte ein ländliches Lied; und ich verlasse meinen väterlichen, meinen geliebten Rein, ich fliehe mein Vaterland; und du Tityrus ruhend im Schatten lehrst du die Wälder den Namen der reizenden Amaryllis wiederhallen.

Tityrus antwortet: ein Gott o Meliböus verlieh mir diese Ruhe, denn stets soll er mir ein Gott seyn. Oft soll ein zartes Lamm aus meinen Händen auf seinem Altar bluten. Er vergönnt, daß hier, wie du siehst, meine Rinder umher irren, und ich auf ländlicher Flöte spielen darf was ich will. Virgil macht hier nur zwo Perioden, der Verf. drey; die neue Theilung schwächt oft den Eindruck des Ganzen. Die Wörter er und sein Altar hätten, da sie den ganzen Nachdruck der Rede tragen, am Anfange der Sätze stehen müssen. Das Bluten des Lammes erweckt eine unangenehme Idee, die im Originale nicht ist. Aus diesen Gründen hätten wir gewünscht ohngefähr so übersetzt zu sehen: O Meliböus, ein Gott hat mir diese Muße verschafft; denn er soll mir allezeit ein Gott seyn; seinen Altar soll oft aus meinen Händen ein zartes Lamm benetzen. Er hat meinen Rindern, wie du siehst, herumzuirren, und mir selbst erlaubt, was ich nur will auf ländlicher Flöte zu spielen.

Meliböus

Melibóus antwortet: ich neide dich nicht, ich wundere mich nur (miror magis ist nicht genug ausgedrückt,) da weit auf diesen Fluren alles in Aufruhr ist. (vsque adeo turbatur, sagt mehr; da, ist zu syllogismenmäßig angebracht, und steht im Original nicht.) Siehe! matt treibe ich meine Ziegen vor mir her und kaum kann ich diese hier nachführen (duco ist ausdrucksvoller als ich kann nachführen.) Eben warf sie unter die dichten Haselstauden zwey Junge, die Hoffnung der Heerde, und ach! sie mußte sie auf unbemoößten Steinen zurücklassen. Alles dies Unglück haben uns, wären wir nicht leichtsinnig gewesen (mens laeua ist mehr, es ist blödsinnig) Eichen vom Blitz getroffen geweissaget (zweydeutig, es kann auch so viel sagen, die Eichen haben geweissaget, nachdem sie vom Blitz getroffen worden, und das soll es doch nicht sagen) oft hat es die unglückdräuende Krähe von der hohen Steineiche verkündet. Doch Tityrus sage, wer ist dieser Gott? Folgendes schiene uns dem Originale näher zu kommen: ich neide dich nicht; ich wundere mich vielmehr; so sehr ist alles auf dem ganzen Lande in Unruhe. Siehe ich selbst treibe matt die Ziegen vor mir her, und diese, mein Tityrus, schleppe ich nur kaum mit mir fort. Hier unter dicken Haselstauden hat sie eben zwey Junge, die Hoffnung der Heerde, ach! auf unbemooßten Steinen geworfen und verlassen. Oft haben uns dieses Unglück, wär' unser Sinn nicht blöde gewesen, vom Blitz getroffene Eichen vorher gezeigt. — Dennoch aber, sage mir Tityrus, wer dieser Gott ist.

Aus diesen Proben sieht man zur Genüge, daß der Verf. manche einzelne Ausdrücke sehr glücklich zu geben weiß, und diese haben wir allemal in unserer Uebersetzung beybehalten. Den Gang der Virgilischen Ideen, und die Stellung der Worte hat er nicht genug beobachtet; wer Dichter gelesen und studirt hat, wird wissen, wie sehr eben hierinn das Genie eines jeden sich zeigt. Diese also bitten wir den Verf. noch mehr zu studiren, und sich zu bestreben, dem Originale hierin so nahe, als es unsre Sprache erlauben will, zu kommen. Dann wird gewiß diese Uebersetzung so seyn, wie sich Virgil ausgedruckt haben würde, wenn er ein Deutscher gewesen wäre; das ist, sie wird das seyn, was eine vollkommene Uebersetzung seyn soll.

Griechische Alterthümer, von Johann Baptist Bolla; Wien, bey Jahn 1775. 8. 4 Bogen.

Ist der erste Versuch eines wißbegierigen Stuccaturarbeiters, welcher sich vorzüglich der griechischen Sprache gewidmet hatte, und durch hohen Vorschub ohnlängst eine Reise nach Italien unternommen hat. Es ist eine Sammlung von Anmerkungen, die selbst nach den Begriffen eines Mädchens sind, — so beurtheilet sich der Verfasser selbst im Vorbericht, man findet in diesen Blättern die größte Hochachtung für den Homer, viel Entzückendes gegen das weibliche Geschlecht, und manchen Gebrauch der Alten kurz und gut erkläret, nur hätte derselbe mit Anführung und genauer Angebung der Stellen, aus den alten Schriften nicht so sparsam seyn sollen. Eine genaue Kenntniß der griechischen Sprache kann dem angehenden Verfasser nicht abgesprochen werden, und es ist zu hoffen, daß derselbe von seinen Reisen, reifere Früchte seiner erlangten Erkenntniß des gebildeten Alterthums mitbringen wird.

Bl.

In Q. Septimii Florentis Tertulliani opera indices locorum S. S. rerum et latinitatis Tertullianae cum praefatione *Io. Sal. Semleri.* Volum. Sextum. Halae apud Hendel. 1776.

Wieder ein wichtiges Geschenk des guten Mannes, der so treu geholfen hat, den Werth der Kirchenväter gehörig zu bestimmen, so daß wir doch etwas weiter gekommen sind, die Auktorität vieler sehr mäßigen und einfältigen Menschen unter ihnen nach Verdienst einzuschränken. Tertullian ist, wie auch Hr. D. S. anmerkt, der erste unter den Lateinern, der sich an Uebersetzungen gemacht hat; es war also sehr der Mühe werth, einen solchen klassischen Kirchenvater mit Fleiß zu bearbeiten, damit Gelehrte es doch näher einsehen können, wie viel und wie wenig der Mann gewußt hat, und wie die von ihm vorgetragenen Begriffe und Erklärungen die Urquelle von nachherigen Hypothesen, Meinungen und Urtheilen geworden sind. In der Vorrede erwähnt Hr. S. noch seiner Conjectur, die er sonst schon vorgetragen hat, daß Tertullian

und

und Irenäus derselbe Verfasser wären, so daß er griechisch und lateinisch geschrieben habe. Zum Beweise derselben führt er den Grund hier an, daß die vorkommenden Varianten bey beyden dieselben sind, und verspricht dieses Räthsel von Uebereinstimmung gelegentlich näher aufzuklären. In der Hauptsache scheint uns Hr. S. völlig Recht zu haben, daß man sich bey der so sichtbaren Uebereinstimmung beyder (man sehe die gemachten Versuche im fünften Theil) gegründeter Vermuthungen ohnmöglich erwehren kann, daß beyde Original ohnmöglich seyn können. Wie wenn aber der eine den andern ausgeschrieben hätte? eine Frage, deren Beantwortung wir von dem gelehrten Manne angelegentlich wünschen. Endlich verspricht er noch die schon im ersten Theile versprochenen Dissertationen über den Tertullian zu liefern, welches wir denn aus mehr als einer Absicht wünschten.

Die Indices selbst rühren vom Hrn. Prof. Schütz und Hrn. Conr. Windorf her. Ein vollständiges Verzeichniß der vom Tert. angeführten Schriftstellen, ein Register der merkwürdigsten Sachen und Sentenzen, und Erklärungen der beym Tert. so gewöhnlichen dunklen Ausdrücke und seiner seltsamen Latinität machen diese Arbeit vorzüglich wichtig. Es haben zwar die Verfasser die Arbeiten eines Salmasius ꝛc. genutzt; aber es findet sich auch so viel eigner Fleiß und gutes Geschick, so daß wir ihre mühsame Arbeit mit allem Dank erkennen. Einige merkwürdige Anmerkungen müssen wir ihrer Brauchbarkeit wegen anführen. p. 305. wird der verjährten Fabel gedacht, daß der K. Tiber Christum unter die Götter habe setzen wollen, und mit Tanaquil Faber verworfen, als eine Erdichtung, die sich auf die bekannten acta Pilati gründet. Wer es weiß, wie gerne jene sogenannten Kirchenväter auf Kosten der Wahrheit und der gesunden Vernunft Erdichtungen vorgenommen haben, wird sich wohl nicht überreden lassen können, diesen Einfall zu glauben, wenn man Tibers Haß gegen fremde Religionen, und namentlich die Juden, auch andere ähnliche Sekten, wie Sueton es ausdrückt, seinen Charakter und die damalige Unbekanntheit der Christen bedenkt. Und wenn selbst diese Gründe nicht Gewicht genug hätten, so würde man es doch, denken wir, wohl nur nach damaliger Art der Vergötterung verstehen können, und damit hätten wir fürs System doch wieder nichts gewonnen. p. 398. vacca illa quae peperit, et non peperit: Nisi quis heißt es dabey, forte de Ezechiele poëta acceperit tragoedo. Beym Cle-

 mens

mens von Alexandrien findet man diese alberne Erzählung auch. Wenn man weiß, wie wunderlich die heiligen Väter allegorisiren, wird man schwerlich dieser Meinung Beyfall geben können, vielmehr aber die Anspielung auf Ez. 44, 2. erkennen. Auch eine Menschlichkeit wird von ihm p. 297. angeführt, da er vorgiebt, daß dem Simon Magus eine Statüe vt Deo gesetzt sey, da es doch eine Seule des Herkules ist: Semoni sancto (sanco) Deo Fidio. Man sehe Kippings Antiquitäten p. 94. 99.

Richard Simons kritische Historie des Textes des Neuen Testaments, aus dem Französischen übersetzt von Heinr. Matth. Aug. Cramer, nebst einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet von D. Joh. Sal. Semler. Halle, bey Gebauer, 1776. 8.

Dies Werk von dem gelehrten Richard Simon verdiente, wenn man es ja nicht im Originale wieder auflegen wollte, eine Uebersetzung; ob wir es gleich lieber gesehen hätten, wenn wir davor eine unsern Zeiten angemessene kritische Historie erhalten hätten. Denn es ist wirklich zu viel unnöthige Weitläuftigkeit, Unrichtigkeit, auch zum Theil zu viel vorsichtiges Nachgeben gegen das damalige Zeitalter im Simon. Weil aber doch in den Producten eines guten Kopfs oft für ein ganzes Jahrhundert Nahrung steckt, die nur sehr allmählig schmackhaft gefunden wird: so ist es recht gut, daß dies zu sehr vergriffene Werk wieder ins Andenken gebracht wurde. Der Anmerkungen des Hrn. C. sind nicht viel, und wie er auch selbst gesteht, geringe von Gehalt. S. 62 haben wir uns sehr gewundert, daß er in der Stelle des Tertullians Cap. 36 de praescript. haereticorum: percurre ecclesias apostolicas, apud quas *authenticae litterae* eorum recitantur, zu erkennen giebt, es würden hier keine Abschriften, sondern das Original der Briefe verstanden; es ist aber ganz unleugbar, daß Tertullian nicht die αὐτογραφα, sondern den griechischen Text meynet. Richard Simon hat es auch deutlich genug erwiesen, und Hr. D. Semler in den Zusätzen zum Wetstein. Nach Endigung dieser Uebersetzung hat sich Hr. C. vorgenommen selbst eine kritische Historie zu schreiben, und bis dahin sind wir denn durch die Anmerkungen des H. S. schadlos gehal-

gehalten. Diese schränken denn hauptsächlich die zu eifrigen Behauptungen des Simon ein, wobey denn aber freylich öftere Wiederholungen, ohne daß ein ordentlicher Plan hätte befolgt werden können, vorkommen mußten. Doch findet man auch viele eigne gute Urtheile und historische Berichtigungen, die wir schon von diesem großen Manne gewohnt sind. Einige eingestreuete freye Urtheile müssen wir unsern Lesern mittheilen. S. 176. merkt er über das Problem von dem dono linguarum bey der vom Simon angeführten Stelle 1 Cor. 14, 5. in: der da weissaget ist größer, denn der mit Zungen redet, es sey denn, daß ers auch auslege — daß die Gemeinde davon gebessert werde. Am wenigsten ist es ausgemacht, daß diese γλωσσαι einem dono miraculoso zuzuschreiben seyn, wenn es gleich die meisten Ausleger voraussetzen. Indessen ists richtig — daß freylich die Apostel einen oder andern von den Einheimischen gern gebraucht haben zu ihren Verrichtungen, zumal wenn es die Uebung und Fertigkeit im Schreiben betraf. Wenns auch so seine ganze Richtigkeit mit der gewöhnlichen Theorie hätte, so würde dies vermeintliche donum linguarum Polemikern und Dogmatikern eine sehr große Beyhülfe geworden seyn. S. 285. Es ist nicht an dem, daß einerley Maaß der Erkenntniß allen Aposteln beygewohnt — Denkende Leser finden den Grund von Pauli Lehre in ihrem Inhalte, und ungeübte Judenchristen bleiben lange Zeit Gegner Pauli, ihrer Vorurtheile wegen, und diese rühmen sich freylich der andern Apostel. S. 339 vom Papias, der mit Christi Jüngern zu gleicher Zeit lebte — oder gelebt zu haben vorgab, setzt Hr. S. hinzu: es gab aber auch schlechte und einfältige Jünger, wenn sie gleich noch so viel von Aposteln zu reden pflegten, so haben sie doch wenig würdiges gelernt. S. 431 es steht andern Christen und Lehrern frey, gar keine accommodationes gelten zu lassen, weil sie fürchten, es gereiche der Lehre selbst zum Nachtheil. S. 444. selbst Augustinus giebt es zu, daß die Ungleichheit der Erzählungen in den Evangelien von einer Unrichtigkeit des Gedächtnisses herrühre. Diese Anmerkungen, die so unleugbar gut und richtig sind, machen denn die Untersuchungen über Wundergaben und die Dauer derselben in der ersten christlichen Kirche gar sehr unnöthig.

Die Uebersetzung selbst läßt sich gut lesen; da wir aber das Original nicht bey der Hand haben: so müssen wir uns auf das Urtheil des Hrn S. verlassen, der es versichert, daß der Sinn des Verfassers richtig und deutlich ausgedruckt sey.

 Der

Der Uebersetzer hat auch noch aus andern hieher gehörigen Schriften des R. Simons Zusätze eingerückt, die diese Uebersetzung vollständiger gemacht haben, welches auch überdem noch durch ein dreyfaches Register, das Hr. C. hinzugefügt hat, geschehen ist. Pr.

Luciani Samosatensis Opera graece et latine cum notis selectis Tom. I. II. III. curauit *Io. Petr. Schmidius.* Mitauiae, apud Hinzium 1776 — 1777. in 8.

Freylich war seither ein guter und wohlfeiler Abdruck der Werke des Lucian einer von den Wünschen, den viele Liebhaber der alten Litteratur mit uns im Stillen müssen gethan haben; daher verdient Hr. Schmid allerdings vielen Dank, wenn er diesen Abdruck wirklich zur Befriedigung dieses Bedürfnisses unternommen hat. Aber ob er ihn nicht wohlfeiler und noch brauchbarer habe machen können, das ist eine andere Frage. Einmal sollte die Reitzische Ausgabe zum Grunde gelegt, oder vielmehr ganz mit allen ihren Fehlern abgedruckt werden; denn wenn sie gemeiniglich die beste heißt, so geht dieses Lob gewiß nur den ersten Theil, und mehr die gelehrten Noten des großen Hemsterhuis, als den Text an. Was soll man nun von einem Manne, der für das gemeine Beste nichts weiter thun will oder kann, als abschreiben, mehr verlangen als er verspricht? Aber wir verlangen auch keine neue kritische Verbesserungen; nur wünschten wir, daß Hr. S. manchmal mit einem einzigen Federstriche Lesearten, die offenbar falsch und unverständlich sind, nach Anleitung der besten Ausleger abgeändert hätte. Denn brauchte es keine große Note, und mit ein paar Worten konnte gemeldet werden: so lieset der und der, da vorher fehlerhaft so und so stand. Auf diese Art glauben wir, daß der Abdruck nicht allein wohlfeiler, sondern auch brauchbarer geworden wäre. Denn wozu soll der Leser erst eine Note vom Clerc, vom Jensius und andern, und darauf die Widerlegung in einer langen Anmerkung des Hemsterhuis durchlesen? Was braucht er zu wissen, wie andere z. B. den Namen πιτυοκάμπτης unrecht verstanden und erklärt haben? zwo Zeilen waren genug ihn eines bessern zu belehren. Die Noten des Bourdelot sind ganz unnütze, und andere aber der lateinischen Uebersetzung wenigstens entbehrlich.

9. Erste

9. Erziehungsschriften.

Etwas vom liefländischen Schulunterricht in Städten und adelichen Häusern. Ein Wink, die Eltern sicher zu stellen, damit bey ihren Kindern weder Zeit noch Kosten verlohren gehen. Mietau, 2 Bogen in 8. (die Jahrzahl 1777. ist ausgelassen.)

Freylich nur Winke, aber für aufmerksame Leser genug Anlaß zum Nachdenken. Nicht durchgängig sind wir mit dem ungenannten Verf., der sich übrigens als einen Denker zeigt, gleicher Meinung; und was wird gar mancher Schullehrer sagen, wenn er liest: „Daß der Lehrer verpflichtet ist, „für das bestimmte Gehalt den Eltern die Versicherung „zu leisten, daß die Kinder in einem Jahre nach dem Maaß „ihrer Fähigkeiten, auch einen bestimmten Grad der Erkennt„niß erlangen sollen.“ Unstreitig haben Eltern ein Recht, dieß zu fodern; denn sie errichten mit dem angenommenen Lehrer einen Kontrakt, der billig beyde Theile auf gleiche Art verbindet. Aber wie, wenn Hauslehrer selten sind? Und das ist eben der Fall in Liefland, wo man oft den ersten den besten Hofmeister annehmen und theuer bezahlen muß, damit die Kinder nur nicht ganz ohne Unterricht und Aufsicht herumgehen. Dann wird man wohl nicht sehr auf eine solche Verbindung, oder deren Erfüllung dringen dürfen.

Wenn der Verf. das leistet, was er von seinen bisherigen Unterweisungen sagt: so verdient er alle Unterstützung, und das beste Zutrauen aller Eltern, die ihre Kinder treulich unterrichtet zu sehen wünschen. Vielen würde es angenehm seyn, wenn er seine Lehrmethode näher angezeigt hätte.

Zz.

Der Dorfschulmeister, vier Stück, ohne Titelblatt.

Schade, daß diese Wochenschrift nicht wenigstens ein ganzes Jahr fortgesetzt ist. Wir haben zwar keinen Mangel an dieser Art Büchern; aber sie gehen größtentheils ins allge-



[illegible], und was [illegible] Auch beschäftigt sich keine (das Wochenblatt für den gemeinen Mann ausgenommen,) gerade mit der niedrigen Classe der Menschen, und am wenigsten mit den Pflichten der Landschulmeister. Das wäre aber sehr nöthig, um auch diesen Leuten Gelegenheit zur Aufklärung ihres Verstandes zu geben. Ein solches Buch müßte in dem Sinn und Ton dieser Blätter geschrieben seyn, und alle Belehrungen enthalten, die einem Dorfschulmeister in Rücksicht auf Methode, Bücher, Lebenswandel nöthig sind. Hier wird ein Schulmeister vorgestellt, der gleichsam natura duce auf den rechten Weg gerathen ist, weil er lesen, wie er sich selbst und die Kinder bilden müsse. Er unterredet sich darüber mit verschiedenen Bauern, deren einer anfänglich ihm einen andern Schulmeister vorzieht, der gerade das Widerspiel von ihm ist, fleißig zur Schenke geht, und da die lustige Person macht, den Kindern die zehn Gebote einbläuet, und sich übrigens um die Anwendung, die sie davon machen, nicht bekümmert.

Az.

Fritzens Reise nach Dessau. Leipzig, bey Crusius. 1776. 120 Seiten.

Fritz reist mit seinem Vater nach Dessau zu den Feyerlichkeiten am 13 bis 15ten May, und beschreibt, was er da, in Berlin und unter Weges gesehen, in dem kindlichen, muntern, faßlichen Ton, den wir schon an dem Briefwechsel einiger Kinder B. 29. S. 560 f. gerühmt haben, und auch zum Theil mit den dort bemerkten Fehlern. Fritz weiß zu viel. Der Schluß der Briefe deucht uns zu gekünstelt. Warum nicht kurz ab: Lebe wohl, oder Ich bin. Dies scheint uns selbst in Briefen der Erwachsenen natürlicher und also besser. Uebrigens machen wir keinen Auszug aus diesen Briefen. Jeder, dem das Philanthropin lieb und nicht lieb ist, muß sie lesen und seinen Kindern zu lesen geben. Sie gehören nothwendig in eine Kinderbibliothek. Hätten wir doch viele Bücher von der Art! — Wir wünschten, Fritz reisete im Jahre 1778. wieder nach Dessau.

Az.

Erdbe-

Erdbeschreibung für die Churbaierische Realschule, mit einer Einleitung. München, 1776.

Fortsetzung der Erdbeschreibung von Asia, Afrika und Amerika, für die Realschüler der zwoten Classe. München, 1776.

Der Verfasser hatte den Einfall, eine Erdbeschreibung für Anfänger in Briefen abzufassen. Er läßt einen jungen Menschen aus München mit einem vernünftigen Manne, seinem Vetter, die ganze Erde bereisen. Wo sie hinkommen, merkt sich der Junge, theils aus dem Unterrichte seines Vetters, theils aus den Reden anderer Menschen, theils aus seinen eigenen Beobachtungen, etwas von der physischen, politischen und moralischen Verfassung der Länder, welches er denn an seinen jungen Freund nach München schreibt.

Der Einfall ist so unrecht nicht. Man weiß, daß Kinder dasjenige, was von Kindern erzählt wird, mehr interessirt, als was sie von Erwachsenen hören. Auch ist der Vortheil mit diesem Plane verbunden, daß der Verf. die Sprache seines Buchs um so viel natürlicher zu der Fassung seiner jungen Leser herabstimmen konnte, weil der Erzählende selbst noch ein Kind ist.

Nur hätten wir freylich gewünscht, daß der Verfasser sowohl in der Wahl derjenigen Oerter und geographischen Gegenstände überhaupt, die er seinen Knaben beschreiben läßt, als auch in den jedesmaligen Uebergängen, oder der Art, wie er die Mittheilung des bloß geographischen Unterrichts einzuleiten sucht, überall so glücklich gewesen wäre, wie er es an einigen Stellen war.

Uebrigens müssen wir auch an diesem Büchelchen rühmen, daß der Verf. jede Gelegenheit ergreift, seinen jungen Lesern edle Empfindungen, duldsame und menschenliebende Gesinnungen einzuflößen, welches in Lehrbüchern, für catholische Schulen geschrieben, eben keine gewöhnliche Erscheinung ist. Zum Beweise dessen, und zugleich zu einer Probe der Schreibart, welche gar nicht uneben ist, mag folgender Brief dienen, den er seinen jungen Reisenden aus Hamburg schreiben läßt:

„Die Einwohner dieser Länder (von Niedersachsen) sind sehr höflich, und scheinen mir immer gutes Muths zu seyn.



Das mag wohl daher kommen, weil sie wenig müßig gehen. Ja freylich, wo man arbeitet, da ist man immer munter. Aber was mir heute geschehen ist, das must du wissen. Mein Herr Vetter sagte mir beym Frühstück, daß wir heute mit einem ganzen Tisch lauter Ketzer zu Mittage speisen würden, ich sollte sie nur wohl, wohl ansehen. Ich ließ vor Schrecken mein Frühstück fallen, und daß mich nicht mehr gehungert und nicht mehr gedürstet hat, das wirst du dir leicht vorstellen. Mein Hr. Vetter gieng bald hernach fort, und ich riegelte das Zimmer zu, und fürchtete mich vor meinem Leben, und bat Gott, daß er mich bewahren wollte; und endlich fiel mir ein, meinem Hrn. Vetter, wenn er nach Hause käme, sagen zu lassen, ich wäre krank. Ich band also alle Tücher, welche ich bey mir hatte, um den Kopf und um den Hals, und wollte lieber nichts essen, und krank seyn, als mich unter Ketzer wagen. Aber da half nichts. Mein Herr Vetter lachte mir, und als ich darauf bestund, daß ich ganz gewiß krank wäre, wollte er mich sammt meinen Binden zu Tische tragen lassen. Was wollte ich machen? Ich müßte schon wieder gesund werden. Ich schlich mich also an seiner Seite in das Gastzimmer, und verbarg mich halb in seinem Rocke, und drückte die Augen zu, als wir hineingiengen. Aber als ich lauter Menschen darinn sah, die uns höflich grüßten und willkommen seyn hießen, dachte ich, das wären Menschen, wie wir andere, und gieng frey mitten drunter auf und nieder. Ich aß und trank mit, und merkte nichts. Endlich fragte ich den Hrn. Vetter aus Neugierde, wenn denn die Ketzer kämen? Gott, wie erschrack ich, als er sagte, daß ich mitten unter selben säße! Ich sahe gleich nach ihren Füssen und nach ihren Händen, ob ich nichts wahrnehmen könnte; aber sie hatten rund herum Beine, wie ich. Mein Herr Vetter erzählte die Ursache meiner Furcht, denn sie sahen mich alle an, und sie wurden nicht zornig, daß ich sie so gefürchtet hatte; lachten mich auch nicht aus; aber sie sagten, es thäte ihnen leid, daß ich sie nicht besser gekannt hätte. Ich that darüber an meinen Vetter verschiedene Fragen, die er mir sehr liebreich beantwortet hat. Ich habe dir diese Gelegenheit zubereitet, sagte er zu mir. Siehe, diese Leute haben ein gutes Herz; aber es ist gerade, als wenn sie über ihr Verstandsauge ein Fell sitzen hätten, welches machet, daß sie die Sätze, in denen sie von uns abgehen, anders sehen, als wir. Du mußt sie bedauern, aber nicht hassen. Du mußt

alle

alle Menschen als deine Brüder ansehen, die ein angebohrnes Recht an deine Hülfe haben, wenn sie leiden; an dein Mitleiden, wenn du ihnen nicht helfen kannst; an deine Zurechtweisung, wenn du sie irren siehst, und an deine Mitfreude, wenn sie sich ihres Lebens freuen. Das will ich auch, sagte ich, lieber Herr Vetter, und mein Freund in Baiern wird es gewiß auch wollen. Du, ja das willst du gewiß. Leb wohl."

Welche reiche Erndte von Duldsamkeit und allgemeiner Brüderliebe wird man für unsere Nachkommenschaft auch in solchen Ländern zu hoffen haben, wo der fanatische Religionshaß dermalen noch sein ehernes Zepter in Händen hat, wenn man fortfährt, solchen Saamen auszustreuen, und wenn diejenigen, welche den Muth dazu haben, von weisen und guten Landesvätern wider alle Verfolgung geschützt werden! Baiern scheint jetzt einer solchen Erndte näher, als andere katholische Länder, zu seyn.

Schulverordnung für die Churbaierischen Lyceen und Gymnasien. München, 1777.

Entwurf einer systematischen Lehrart in der katholischen Theologie für die theologischen Studien in Baiern, verfaßt und auf höchsten gnädigsten Befehl in den Druck gegeben von H. B. München, bey von Cräz, 1777.

Wir nehmen diese beyden Schulschriften zusammen, weil sie, nebst einer dritten, (welche in dieser Bibliothek gleichfalls nächstens angezeigt werden soll, und welche die Einrichtung des akademischen Gymnasiums zu Ingolstadt beschreibt) von einem und eben demselben Verfasser, nämlich von dem, nunmehr zum allgemeinen Director aller Churbaierischen Lyceen und Gymnasien ernannten, verdienstvollen Herrn Braun herrühren.

Bey der Aufhebung des Ordens der Jesuiten, welche auch in Baiern, wie fast in allen katholischen Ländern, die litterarische Erziehung der Jugend besorgten, mußte ein neuer Plan zur Besetzung der öffentlichen Schulen und Gymnasien durch andere Lehrer, entworfen werden, und der Landesvater faßte

den

den rühmlichen Entschluß, diese Gelegenheit zur Verbesserung des öffentlichen Schulwesens in seinen Staaten, bestmöglichst benützen zu lassen. Man hat Ursache, Ihm und seinem Lande Glück zu wünschen, daß die Wahl desjenigen, der diese gewünschten Verbesserungen ins Werk richten möchte, auf einen Mann fiel, dem es weder an Einsichten dazu, noch an Thätigkeit, noch endlich an dem zur Einführung allgemein verhaßter Neuerungen erforderlichen Muthe zu fehlen scheint.

Ungerecht würde es seyn, die Güte und den Umfang der von Hrn. Braun nun schon angefangenen Verbesserungen, nach den Graden der Vervollkommung des Schulwesens in andern Ländern zu messen, wo auf der einen Seite der Verfall desselben nicht völlig eben so groß war, und wo man auf der andern Seite schon seit so langer Zeit an der Verbesserung desselben gearbeitet hat. Wenn man die Verdienste des Aufklärers einer Nation mit Gerechtigkeit schätzen will, so muß man erst den Grad der Finsterniß erwägen, worinn sie versunken war. Der Uebergang von mitternächtlicher Dunkelheit zur ersten Dämmerung ist vielleicht größer, als von dieser zum hellen Tageslichte.

Und wie weit man, was Unterricht und Erziehung betrifft, in Baiern verhältnißmäßig gegen einige protestantische Länder gerechnet, noch zurück gewesen seyn müsse, erhellet aus einigen Vorschriften, sowohl in der Schulverordnung, als auch in dem Entwurfe der systematischen Lehrart, deren Nothwendigkeit in andern Ländern Gottlob! schon verlängst weggefallen ist. Hieher gehört z. E. das Verbot, daß es hinfort nicht mehr unter die Strafmittel gehören soll, dem Schüler die Verlängerung der Lehrstunden, oder den Gebrauch der heiligen Sacramente für eine Buße aufzugeben. Wer noch solchen Unrath aus einem Zimmer wegzuräumen hatte, von dem verlangt kein billiger Beurtheiler, daß der Fußboden gleich am ersten Tage der Reinigung getäfelt und gebohnt seyn soll.

Ueberall blickt ein Geist hervor, der sich durch Kenntniß dessen, was in protestantischen Ländern zur Verbesserung des Schulwesens versucht oder schon allgemein eingeführt worden ist, genährt hat, und die gegenwärtigen Bedürfnisse der Menschheit zu erforschen suchte. Als eins der vorzüglichsten Stücke der angefangenen Verbesserung zeigen wir an, daß man diejenige Jugend, welche sich den Studien widmen will, von derjenigen, welche für das bürgerliche und thätige Leben bestimmt

stimmt ist, künftig sorgfältig absondern, und jeder einen ihrer Bestimmung angemessenen Unterricht gewähren wird. Unter die erstere sollen künftig nur solche Kinder aufgenommen werden, welche sowohl mit Fähigkeiten und Gesundheit, als auch mit Glücksgütern hinlänglich begabt sind, um durch Mangel weder an jenen, noch an diesen, in dem Fortgange ihrer Studien aufgehalten zu werden. Man hat daher eine bisher sogenannte Principienclasse, welche die Grenzscheidung zwischen der bürgerlichen und gelehrten Erziehung ausmacht, die Vorbereitungsclasse benannt, in welcher die Fähigkeiten und Talente der Kinder erst sorgfältig geprüft werden sollen, bevor man ihnen den Eintritt in diejenigen Classen, in denen man auf eigentliche Gelehrsamkeit losarbeitet, verstatten wird. In der That, eine sehr lobenswürdige Einrichtung!

Auch das ist eine weise Verordnung, der in so vielen protestantischen Schulen, noch mehr aber bey der häuslichen Erziehung von den Hofmeistern fast durchgängig zuwider gehandelt wird; daß kein Knabe übertrieben, durch zu viele und zu verschiedene Gegenstände zu gleicher Zeit angestrengt werde, und hierdurch entweder die Lust zum lernen verliere, oder in diesen Jahren, da die Nerven noch schwach und heftiger Eindrücke, ohne Schaden, nicht fähig sind, zu künftigen Studien und Berufsgeschäften desto unfähiger gemacht werde."

Noch ein paar Anmerkungen über den Entwurf einer systematischen Lehrart! In diesem hat uns vornehmlich gefallen, daß das Studium der heiligen Schrift, Sprachkenntniß und Hermenevtik, der bisherigen Observanz zuwider, dem eigentlichen dogmatischen Unterrichte künftig vorgehen soll: weil der Dogmatikus seine Lehrsätze aus der Scriptur (also nicht mehr aus den Kirchenlehrern und den Sätzen der Concilien!) beweisen, sich immer auf den ächten Verstand der Texte bewerfen, und aus dieser Quelle alle seine Vorträge herleiten muß. Ein wichtiger Schritt, der für die Reinigung der katholischen Theologie viel Gutes hoffen läßt.

Ueber die Tradition und das Ansehen der Väter drückt der Verfasser sich eben so vernünftig, als dreist, folgendermaßen aus: „Nachdem bey uns Katholischen die zwote Hauptquelle der Theologie die Tradition, und diese Tradition hauptsächlich

sächlich in den Vätern der Kirche gegründet ist: so kann die Patristik füglich mit der Dogmatik um so mehr verbunden werden, als jeder theologische Lehrsatz hier nicht nur aus der heil. Schrift, sondern auch aus der einstimmigen Lehre der Väter bewiesen, und dabey) dies geschieht ohne Nachtheil der Religion) angemerkt werden muß, wenn hier und da ein einzelner heiliger Vater sich geirrt, mehr oder weniger nach den Umständen der Zeiten gesagt und geschrieben hat, als gesagt und geschrieben hätte seyn sollen." Kaum glaube ich, daß man so was auf einigen protestantischen Universitäten, ohne Widerspruch, zur Verordnung machen könnte.

Auch das ist weise und lobenswürdig, daß man künftig besondere Vorlesungen über die Litterärgeschichte der Theologie halten wird, und zwar so, daß die jungen Leute daraus lernen können, 1) die Form der Theologie in den ersten vier Jahrhunderten; 2) ihr Schicksal in den Zeiten der verfallenen Wissenschaften und 3) nach Emporbringung derselben bis jetzt. Der Recens. wünscht es noch zu erleben, daß man anfängt auf den Gymnasien und Universitäten, statt aller dogmatischen Vorlesungen überhaupt, bloß die Geschichte der Dogmatum vorzutragen; aber wird er es auch? Er hat vielleicht noch 20 Jahre zu Gute, und in 20 Jahren kann vieles geschehen, was man sich kaum hätte träumen lassen. Warum nicht auch dieses?

Der Nutzen wäre handgreiflich. Statt daß man jetzt catholische, lutherische und reformirte Universitäten hat, würde man alsdenn bloß christliche haben. Der Verstand der jungen Leute würde nicht zum Nachbeten, sondern zum eigenen Denken gewöhnt; wer von ihnen sich alsdenn zu der einen oder zu der andern Confession schlüge, von dem könnte man glauben, daß ers nicht aus Vorurtheil des Ansehens, sondern aus Ueberzeugung thäte. Duldsame, verträgliche Gesinnungen würden bald eben so allgemein seyn, als bis jetzt noch die entgegengesetzten sind. O es würden noch mehr Dinge gar anders seyn, als sie dermalen sind! —

Die Weisheit eines Landesherrn, der diesen ersten Anfang der Schulverbesserung in seinem Lande beschloß, und die Einsichten sowohl, als auch der Eifer des Mannes, dessen er sich zum Hauptwerkzeuge hierbey bedienete, lassen den Recensenten hoffen, daß man bey diesem ersten Schritte es nicht werde bewenden lassen, sondern daß man vielmehr durch tägliche

liche Beobachtungen, Versuche und Erfahrungen belehrt, immer weiter gehen, und so eine noch übrig gebliebene Unvollkommenheit nach der andern abstellen, und zu immer größerer Vollkommenheit fortschreiten werde.

Kurze Erdbeschreibung europäischer Staaten, für die erste Classe der Churbaierischen Gymnasien. Amberg, bey Koch. 1775.

Abermals eine eben so überraschende, als angenehme Erscheinung aus Baiern! — Der Recensent, dem dieses Buch so in die Hände fiel, ohne auf den Werth desselben durch irgend eine vorläufige Nachricht aufmerksam gemacht zu seyn, fieng mit vieler Gleichgültigkeit an, darinn zu blättern; aber wie erstaunte er nicht, da ihm gleich beym zweyten oder dritten Blicke Stellen in die Augen fielen, welche die feinsten, die treffendsten Bemerkungen über den Charakter der Einwohner eines jeden Landes, die richtigsten und zugleich die bescheidensten Urtheile über die Sitten, über das Gewerbe, über die Religion, über den Geschmack, und über die gelehrten Kenntnisse derselben, und das in einer edlen, männlichen, nur hie und da für ein Lehrbuch etwas zu blühenden Schreibart enthielten! Er hörte also bald auf, zu blättern, fieng an das Büchelchen von einem Ende zum andern durchzulesen, und bemerkte mit großem Vergnügen, daß der ihm unbekannte Verf. desselben sich überall gleich geblieben war.

In der That, wenn man so in Baiern fortfährt, die Schulbücher zu verbessern, und das Erziehungswesen überhaupt zu betreiben; wenn man ferner von Männern, welche solche Einsicht, solchen Geist, solche Duldung besitzen, Plane zur Verbesserung des Schulwesens entwerfen und diese Plane von gleichgesinnten, gleich eifrigen und gleich aufgeklärten Männern ins Werk richten läßt: so wird dieses Land binnen kurzem erstaunliche Schritte in jeder Art der Cultur des Verstandes thun, und seinen Nachbarn rings umher zum Beyspiel werden.

In diesem Buche, welches nur die Haupteintheilungen der Länder, und die merkwürdigsten Hauptstädte enthält, wird bey jedem in einer schönen und bündigen Sprache erzehlt, was gemeinnützig zu wissen ist — wie der Feldbau, die Viehzucht, die Mineralien, kurz wie der ganze physische Zustand des Landes beschaffen sey; dann wer da regiere, wie es mit der Reli-

 gion

gion, mit dem Handel, mit der Macht desselben stehe, und endlich durch welche Nationalzüge der Sitten, der Künste, und der Wissenschaften ein Land vor dem andern ausgehoben werde.

Statt aller fernern Urtheile über dieses Buch, welche mir den Vorwurf eines partheyischen Lobpreisers zuziehen könnten; will ich einige Stellen abschreiben, welche das, was ich davon gerühmt habe, bekräftigen, und den Verfasser ohne mein Zuthun, von selbst loben werden. Erst eine Probe von der **Schreibart** desselben, bey deren wesentlichen Vorzügen man sehr geneigt ist, die kleinen Flecken des fehlerhaften Dialekts zu übersehen:

„Preussen, das ehemals so unbedeutend war, das durch so viele und grausame Verwüstungen so oft ausgeblutet, niedersank, geht, von dem Geiste eines einzigen großen Monarchen beseelt, wie ein junger Riese an einem schönen Morgen hervor, jauchzt aus der Völle des Herzens gen Himmel, und sieht mit endlosen Blicken in die Welt hin, um ihr laut zu bezeugen, daß der Menschenfleiß unumschränkt, und, wenn er unterstützt wird, berechtiget sey, sich über alle Hindernisse und Schicksale zu schwingen, aus den härtesten Felsen fruchtbare Quellen hervorzurufen, Wüsteneyen blühend zu machen, und auf dem dürresten Boden neue Schöpfungen anzulegen. Auf dem Lande, wo verwüstende Kriege, wovon einer von 21000 Dörfern kaum 3013 als traurige Denkmäler stehen ließ, die Erde hülflos und öde gemacht; wo jüngst eine Seuche 188537 Menschen dahin riß; — auf Verheerungen und Pesthügeln beschloß ein Mann, der den Geist eines Königs in sich fühlte, seine Pflichten zu erfüllen, Pflanzstädte für Menschen zu errichten, und dieselben glücklich zu machen. **Friedrich Wilhelm** munterte alle Welt auf, in seine Länder zu ziehen; bekam ein Land voll fremder Nationen; und nun blühen Handlung und Gewerbe, Künste und Manufacturen, und Preussen ist das Muster Europens.“

Folgende Beschreibung des Eigenthümlichen der englischen Nation, in Ansehung ihrer Art zu studieren, mag zur Probe von dieser Art von Urtheilen unsers Verf. dienen.

„Die Engländer scheinen noch den richtigen Begriff von der wahren Gelehrsamkeit zu bewahren. Sie legen sich nicht auf viele Wissenschaften zugleich. Jeder folgt dem Zuge seines Geistes, nimmt heraus, was ihm angemessen ist, und macht sich darinn vollkommen. Da sie zu stolz auf sich selbst sind,

sind, um sich jemals umzusehen, was andere thun: so werden sie niemals blinde Nachäffer von den Moden fremder Nationen. Die Sucht manches Deutschen, sein Gedächtniß mit allen lebenden und todten Sprachen anzustopfen, das Herz auszutrocknen, und sich und andere zu blenden, ist bey ihnen ganz unbekannt. Ihre Muttersprache mit der griechischen verbunden, und etwa noch die lateinische dazu: damit stürzen sie in die Tiefen der Künste und Wissenschaften hinein, damit schöpfen sie Ströme heraus, wovon die Fremden den Thau auffangen, und bleiben Originale."

Hier ein kleiner Beweis von den **duldsamen** Gesinnungen des Verfassers, welche durch das ganze Buch verbreitet sind:

„Uebrigens liest man mit Entsetzen die Geschichte dieses schrecklichen Gerichts. (der Spanischen Inquisition.) Auf unsere Brüder, wenn sie das Unglück haben, anders zu glauben, den Fuß des Todes setzen: sie in Staube treten, und dem Gott opfern, der die Sonne über die Guten und Bösen aufgehen läßt, hat die Religion, so ganz auf Sanftmuth und Liebe gegründet ist, nicht geboten. Da aber jeder Widerspruch sich selbst zernichtet, so fieng man nach und nach an, billiger zu werden. Man sah ein, daß man das Gebäude untergrub, welchem man aufhelfen wollte; daß man den Vorwurf nicht länger dulden müßte, welchen man den Feinden der Natur, den Erzfeinden des wahren Glaubens, einem Nero, einem Diocletian macht, und wurde duldender. Das Gericht erstreckt sich heut zu Tage meistens auf Bücher, und ist sonst sehr billig und behutsam. Fremde Protestanten, welche sich ruhig halten, haben von demselben nichts zu besorgen; vielmehr widerfährt ihnen von dem Gerichte alle Genugthuung, wenn sie von jemand ihrer Religion wegen gekränkt werden. Der jetzige König (und dies allein ist ein Denkmal, das keine Zeiten, keine Verheerungen von Krieg und Feuer, keine Unfälle zerstören werden,) hat befohlen, die Anliegenheiten der **Inquisition bloß bürgerlich** zu behandeln."

Und hier endlich noch eine Probe von der Art, wie unser Verfasser Nationalcharactere zu zeichnen weiß. Der Kürze wegen mag es der Spanische seyn, sonst würde ich lieber den türkischen ausgehoben haben:

„Ein Volk, das fähig war, den Fanatismus zu bewirken; das in allen Dingen enthusiastisch zu Werke geht, muß,

 wenn

wenn es die Wahrheit, die es schon besitzt, mit Maaß und Ordnung zu üben weiß, seine Stirne bis an den Himmel erheben. Die Seelenfassung der Spanier bleibt sich immer gleich, und handelt auch auf der Seite, wo man mitleidig wegsehen muß, fürchterlich groß. Sie sind mäßig, standhaft und verschwiegen; aber eine unermüdete Rachgier und unleidentlicher Hochmuth verfinstert die guten Gaben; und die innere Verfassung verursachet ein todtes träges Leben. Sie tragen einen Abscheu vor den Kriegsdiensten, und treten selten freywillig in dieselben. Indem die Soldaten schlecht geachtet und schlecht gehalten werden: so hält man sie für unglückliche und mitleidenswürdige Leute, und beschenkt die ausgehobenen Rekruten so unmäßig mit Geld, daß diese Freygebigkeit sogar durch öffentliche Befehle eingeschränkt werden muß. Dem Körper nach sind sie schlank, mager und trocken.

Die spanische Gelehrsamkeit verräth die Nationalzüge am meisten. Ueberspannte, regellose Begriffe und Abendtheuer sind die gewöhnlichsten Ausdrücke der spanischen Schriftsteller. Ihre Ideen sind für das Hohe und Erhabene gemacht, wenn sie sich nicht in einem leeren und endlosen Taumel von Schwärmereyen verwirren. Jedes Buch muß durch eine sechsfache Censur gehen, wo man jede Sylbe nach einem gewissen Maaßstabe mißt und foltert, und bey dem geringsten Bedenken ausstreicht. Einzelne spanische Werke zeigen eine ungemeine Fähigkeit dieser Nation, wenn sie ungehindert denken und lesen dürfte, was andere gedacht haben."

Dies mag genug seyn, um sowohl mit dem Geiste, als auch mit der Schreibart des Verf. vorläufig bekannt zu werden. Wenn der Recensent an seinem Buche etwas tadeln sollte: so würde es dieses seyn, daß es für den Gebrauch und für die Leser, für welche es zunächst bestimmt ist, zu gut, zu gedankenreich geschrieben sey. Es soll ein Lehrbuch der Erdbeschreibung, und zwar ein Lehrbuch für Anfänger seyn; aber der Verfasser vergaß, sobald er die Grenzen eines Landes bestimmt, die Eintheilungen desselben angegeben hatte, des Anfängers, und schrieb für den Mann, und zwar größtentheils für den denkenden Mann. Es wäre daher zu wünschen, daß er die Bestimmung seines Buchs ändere, und durch Completirung des bloß geographischen Theils, welcher nur aus den ersten Grundlinien besteht, es künftig solchen Lesern oder Zuhörern widmen möchte, welche schon Alter und Fähigkeit

genug

genug haben, ihm in seinen jedesmaligen Betrachtungen folgen zu können.

Da dieses Buch wahrscheinlicher Weise mehr Auflagen erleben dürfte, und von dem Verfasser vermuthlich selbst immer mehr und mehr verbessert werden wird: so glaube ich der Mühe überhoben seyn zu können, einige kleine Unrichtigkeiten, die auch wohl dem vorsichtigsten Schriftsteller entwischen, hier öffentlich zu rügen. Auch begreife ich wohl, wie schwer es für einen aufgeklärten Verfasser seyn müsse, in einem Lande, wo man noch bey jedem etwas gewagten Worte Gefahr läuft, von einer Menge noch nicht ganz gewaltloser Dummköpfe überfallen zu werden, zugleich nützlich für sein Vaterland und befriedigend für das auswärtige Publikum zu schreiben. —

Hie und da stößt man auf Lücken des Zusammenhanges, wo vielleicht der Censor Stellen weggestrichen, vielleicht mit mitleidiger Hand weggestrichen hat, weil er sie wegstreichen mußte. Wir erwarten die übrigen Theile mit Verlangen.

Mu.

10. Kriegswissenschaft.

Neue Kriegsbibliothek oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. Sechstes Stück, Breslau 1777. 8. Mit Vorrede 1 Alph. 5 Bogen.

Der 1ste Artikel dieses Bandes handelt von der Rüstung der Alten und Neuern, und nimmt 229 Seiten ein. Kenner werden schon hieraus abnehmen, daß dieser Raum bey weiten nicht hinreichend ist, eine so weitläuftige Materie in ihrem ganzen Umfange abzuhandeln. Die Absicht des V. ist auch nur bey dieser Abhandlung gewesen, seine militairischen Leser auf diesen so wichtigen Theil der Kriegswissenschaft aufmerksam zu machen, und sie zu belehren, daß man jederzeit sich bemühet habe, die Waffen zu verbessern, und daß es möglich sey, auch von denen, welcher man sich vor Erfindung des Schießpulvers bedienete, einen Gebrauch in neuern Zeiten zu machen. So saget der V. z. B. Man könnte sich mit Nutzen des Schildes in unsern Zeiten bedienen, wenn man eine leich-

te und schußfreye Materie dazu erfinden könnte, und wenn man die Gewehre so einrichtete, daß sie von hinten geladen würden. Sind gleich diese Bedingungen vielen Schwierigkeiten unterworfen, so sind sie doch nicht unmöglich. Sehr lehrreich wird eine Abhandlung über die Waffen, wenn man die Ursachen, welche eine oder die andere Nation zur Veränderung der Waffen bewogen haben, erweget, und dabey Rücksicht auf die Beschaffenheit der Waffen, Charakter und Stellungsart derer Völker nimmt, mit welchen sie im Krieg verwickelt waren, oder doch solches zu werden befürchten. Diese Materie scheint uns eine der schweresten, wo nicht die schwereste des militairischen Alterthums zu seyn. Man muß zu solcher Unternehmung sowohl selbst Soldat seyn als jeden alten Geschichtschreiber in seiner Grundsprache verstehen, und viel Antiken gesehen haben. Weil der V. nicht die Absicht hat, ein Lehrgebäude über die Waffen in dieser Abhandlung zu geben, so hat sich alles dieses außer den Grenzen seines Entwurfs befunden. Zum Besten derer in den militairischen Alterthümern unerfahrnen (für die er eigentlich schreibt) wäre es zu wünschen, daß er manches Rüstungstück nicht bloß genannt sondern auch beschrieben hätte, denn solcher Leser wünschet z. B. den Macedonischen Camsia, den Ungarschen Colpak und das Klingengewehr Patuh u. d. m. näher kennen zu lernen. Besonders verdient der V. Lob wegen der Zergliederung der Theile des heutigen Feuergewehrs, und wegen der Beschreibung wie solches verfertiget wird. Diese Kenntnisse so nothwendig sie auch sind, fehlen sie doch wohl manchem, der täglich damit umgehet und von dem man sie mit Recht fodern könnte. Ja wir wünschen diese Zergliederung des Feuergewehrs in den Händen eines Mathematikers; und wenn auch seine Commentarien darüber den V. so verdrießlich machen sollten, als ihn die Commentarien des Hrn. Eulers über den Robins gemacht haben, so ist doch nicht zu zweifeln, daß sie ein ungemeines Licht über der richtigen Zusammensetzung dieser Maschine verbreiten würden, z. B. die richtige Bestimmung des Verhältnisses der Theile gegeneinander, woraus das Flintenschloß besteht, könnte zu mancher Verbesserung Anlaß geben; nicht minder nützlich könnten dergleichen Untersuchungen in Ansehung des Schafftes, Laufes, u. s. w. werden. S. 132. saget der V. daß der Fürst Leopold von Anhalt Dessau der Erfinder der eisernen Ladestöcke sey. Vermuthlich hat er sie gemein gemacht, denn zu Anfang der Regierung des ersten Königs v. Preußen, führ-

rete

rete man sie schon bey den Brandenburgern, jedoch nicht alle Infanteristen sondern nur die Gefreyten hatten eiserne Ladestöcke. Sie wurden in 3 Stücke von einander geschraubet, und in oder bey der Patrontasche verwahret; sie dieneten dazu, Kretzer und Kugelzieher aufzuschrauben, und waren zum Gebrauch der ganzen Cameradschaft — So sehr wie auch in anderer Absicht das geschwinde Feuern nützlich seyn kann, so sind wir doch nicht des V. Meinung, (S. 185.) daß es schädlicher sey als das langsame Feuer der Musketen, welche man auf Gabeln abschoß: man könnte dieses aus dem Verlust in verschiedenen Schlachten der damaligen und jetzigen Zeit beweisen. Der V. beschließet die Abhandlung von der Rüstung mit einem Auszug aus den Aufsätzen des Marschall von Coigny über die Verbesserung des Feuergewehrs.

Der 2te Artikel enthält eine Uebersetzung des Lebens des Fürsten Raimund von Montecuculi aus dem Welschen mit Anmerkungen des Uebersetzers. Hin und wieder litten sie wohl noch Zusätze und Berichtigungen. z. B. (S. 251.) Man kann nicht sagen, daß Montecuculi Crakau 1657. zur Uebergabe zwang, ob er gleich sich bey der Belagerung befand: denn die kayserl. Trouppen stunden damals unter dem Befehl des General Hatzfeld, der erst nach der Uebergabe den 12 Septbr. von der Armee gieng — Bey Einnahme der Insel Alsen konnte Montecuculi seyn; allein der Brandenburgische General von der Cavalerie Fürst von Anhalt Dessau hatte das Commando. Vielleicht wurde Montecuculi hierüber mißvergnügt, und kann daher der Irthum entstanden seyn, daß dieser General nicht unter Churfürst Fried. Wilhelm nach dem Bericht einiger Geschichtschreiber habe dienen wollen, welches um desto unwahrscheinlicher wird, da er sich gefallen ließ, unter Hatzfeld zu dienen. — Es ist fast außer Zweifel, daß die Landung auf Fühnen 1659. nach dem Entwurf des Fürsten Montecuculi ausgeführt wurde; man findet aber so wenig, daß er die Truppen, welche die Landung thaten, anführete, noch daß er sich in der kurz darauf erfolgten Schlacht bey Neuburg befunden habe, und also vermuthlich auf der Flotte war, welche diese Landung deckte; u. s. w.

3te Artikel. Versuche des Fürsten Raimund Montecuculi in einem Briefe an den Jesuiten Marius Bettinus. Man findet darin ein sehr richtiges Urtheil über die geschlossene Reduten, und über andre den Festungsbau und die Geschützkunst betreffende Materien.

4te Artikel. Ueber die Charten. Hierin sind viele gute Bemerkungen, als über das Anlegen der militairischen Charten mit Farben, über die Veränderung, welcher eine Gegend in einem gewissen Zeitraum unterworfen ist. In manche Verlegenheit aber würde der V. gerathen, wenn er die Charte einer weitläuftigen Provinz aus vielen besondern Vermessungscharten einzelner Feldmarken so wie sie aufgetragen zusammensetzen wollte: die wahre Länge und Breite der Oerter würde dadurch ziemlich verrückt werden.

5te Artikel. Vergleichung des Krieges und Friedens aus Homens Versuch über die Geschichte der Menschen.

6te Artikel. Ueber die Schlachten, ein Aufsatz aus den Feldzügen des Marschall von Coigny.

7te Artikel. Ein Auszug aus den Nachrichten zum Verstande der Staats- und ökonomischen Geschäffte des Königreichs Schweden bis zu Ende des Jahres 1775. aus dem Französischen, ein sehr nützlicher Beytrag zur schwedischen Kriegsgeschichte dieses Jahrhunderts.

8te Artikel. Vermischte Beyträge. Enthalten Anekdoten, von berühmten Feldherren, ferner eine Beschreibung eines Nahrungspulvers, und verschiedene Beyspiele von der Mannszucht aus dem mittlern und neuen Zeitalter.

Y.

Friedrich Christoph Müller, vom Gebrauch der Taschenuhren zu geometrischen Messungen und insbesondere zum Aufnehmen militairischer Situationspläne, nebst sehr vielen andern geometrischen praktischen Vortheilen. Mit zehn Kupfertafeln. Berlin und Leipzig, bey Decker, 1777.

Es scheint als wenn sich der V. überredet habe, er sey ein Geometer. Geometer sagen gern viel mit wenig Worten; der V. macht aber viel Lärmen um Nichts.

Ez.

Kurze Abhandlung der militairischen Theorie, worin die vornehmsten Regeln der Kriegskunst abgehandelt,

delt — werden. Aus dem Französischen des Grafen v. D. S. G. übersetzt vom Ernst Christ. von Ryssel, Capit. vom Löbl. Graf Solmsch. Inf. Reg. Chemnitz, 1777. 18¼ Bogen, 8.

Aus dem Titel, der vor der Urschrift dieser Uebersetzung steht, erhellet, daß der V. dieser Schrift in kayserlichen Diensten ist, welches man auch ohnedem aus vielen Stellen dieses Werkes errathen kann: daher ist es kein großer Fehler, daß der Uebers. diese Nachricht auf dem Titel der Uebersetzung weggelassen hat. Der V. entdecket dem Leser in der Vorrede seine Absicht bey dieser Arbeit „Er will die Kriegsregeln, saget „er, welche in dem Buche Instructions du Roi de Prusse „pour ses Generaux enthalten sind, weitläuftiger abhandeln, erklären und sie so vortragen, daß sie auch von jungen „Officiers, denen die Erfahrung noch nicht hinlängliches Licht „verschafft hat, begriffen werden können.“ Ohne diese Stelle würde man wohl schwerlich bey dem Durchlesen dieser Abhandlung, auf die Gedanken kommen, daß sie ein Commentar über die Instructions du Roi de Prusse pour ses Generaux, seyn solle, und hierin hat der Werth dieser Schrift nichts vorzügliches, ob man gleich auf einer andern Seite viel empfehlungswerthes darin findet. Der V. trägt die Materien von den meisten Theilen der höheren Kriegskunst ungemein deutlich und faßlich vor, so daß sie auch jedem angehenden Militair begreiflich seyn müssen. Andere, die mehrere Kenntnisse von der Kriegskunst sich gesammelt haben, werden zwar das meiste schon in andern Büchern gelesen haben. Weil aber der V. die mehresten seiner Kriegsregeln mit Beyspielen aus dem letzteren Kriege unterstützet und erläutert, so glauben wir, daß auch die Lectüre dieser Abhandlung dadurch jedem angenehm seyn werde. Man muß sich nur nicht daran stoßen, wenn der V. in manchem Beyspiel, vielleicht aus zu warmen Diensteifer, die Wahrheit nicht kaltblütig genug entwickelt. Man wird dieses z. B. in dem, was er von dem Lager des Feldmarschall Dauns bey Gewitz 1758. saget, bemerken. Dieses Lager war zwar in der Absicht gut gewählet, weil der F. M. darin seine Verstärkungen und Unterhalt mit Bequemlichkeit aus Böhmen ziehen konnte. Allein zur Beunruhigung der Belagerung von Olmütz, wie der V. meinet, trug die Lage desselben eben nicht viel bey, weil die Armee des Königs, und

die Corps des Prinzen Moritz und des Markgraven Carls sie von dieser Seite genug schützeten, und auch der Entsatz wohl schwerlich von daher practicabel gewesen seyn würde. Den Marsch des Kays. F. M. von Gewitz bis in die Ebene von Ewanowitz betreffend, den der V. für so kühn hält, geschahe der nicht 2 Meilen von des Königs Lager, und war er nicht durch die schwer zu paßirenden Defileen, worin die Hanach fließt, gedeckt? Dieser Marsch öffnete den Preußen, als sie die Belagerung von Olmütz aufhoben, den Rückzug durch Böhmen, da sie Unterhalt genug fanden, und wodurch alle Vortheile verschwanden, welche die Kayserlichen zu erhalten glaubeten, da sie die Preußen von ihren Magazinen in Schlesien abgeschnitten hatten; ein vortreffliches Beyspiel von dem fruchtbaren Genie eines großen Feldherrn, der dieses Umstandes sich zu seinem Vortheil zu bedienen wußte. Manches wäre auch noch in den Beschreibungen von dem verschanzten Lager bey Schweidnitz 1761. (S. 121.) und von der Schlacht bey Cunersdorf (S. 194.) und in andern mehr zu berichtigen. In einigen Erzehlungen folget der V. dem Ritter Folard, von dem er ein großer Verehrer zu seyn scheint: daher findet man auch hier in der Beschreibung von dem Uebergang über die Düna unter Carl XII. dieselben Fehler, welche Folard aus dem Limiers abgeschrieben hat. Ohngeachtet aber in diesen und andern Stellen dieser Abhandlung noch manches zu berichtigen wäre; so ist sie doch allemal werth, durch eine Uebesetzung gemeinnütziger gemacht zu werden, und die Wahl der Urschrift sowohl als die Uebersetzung macht dem Uebersetzer Ehre. Die Stellen, welche wir mit dem Französischen verglichen, sind gut übersetzet, und manche Namen hat der Uebers. berichtiget. Die ganze Abhandlung ist in 10 Artikel abgetheilet. Der französischen Ausgabe sind 4 Plans beygefüget, welche wir bey der Uebersetzung vermissen, und weil der V. sich nicht besonders im Text darauf beziehet, so sind sie vermuthlich, um die Kosten zu erleichtern, in der Uebersetzung weggelassen worden. Das französische Werk ist dem Kayser zugeeignet. Die Uebersetzung aber hat der Verleger dem Obersten Grafen v. Brühl dedicirt.

Ab.

Nachrichten von den merkwürdigsten politischen und Kriegsbegebenheiten unter Ludwig den XIV. und Ludwig

Ludwig XV. aus den Originalpapieren des Herzogs Adrian Moriz von Noailles, Marschals von Frankreich und Staatsministers, zusammengetragen von dem Abt Millot. 1ster Band. Leipzig, 1777. 8. 19 Bogen.

Dieser erste Band enthält verschiedene merkwürdige Umstände von den Händeln mit den Protestanten in Frankreich vor und nach Widerrufung des Edicts von Nantes, wie auch von den Feldzügen des Marschalls von Noailles in Catalonien. Der Verf. dieses Werks hat seine Nachrichten aus den Originalpapieren des Herzogs gezogen, und weil dieser General damals, als die Unruhen mit den Protestanten ausbrachen, Stadthalter in Languedoc war, nicht weniger auch die Armeen in Catalonien selbst angeführt hat, so ist dieses Werk allerdings ein schätzbarer Beytrag zur Geschichte dieses Zeitpuncts. In der Vorrede zeiget der V. auf eine freymüthige und lehrreiche Art, wie ein Geschichtschreiber die Geschichte, welche er schreibt, behandeln müsse, er urtheilt von den damaligen Begebenheiten mit Einsicht, ohne knechtische Furcht und ohne blinden Eifer für seine Religion. Wenn er auch zuweilen das harte Verfahren seiner Glaubensbrüder gegen die Protestanten unterdrückt; so kann man ihn dieses verzeihen, in Betracht, daß der Zeitpunct, in welchem der Allerchristlichste Monarch die Reformirten durch Dragoner zum catholischen Glauben bekehren ließ, zu viel Demüthigendes für einen Franzosen hat. Jedoch beweiset er auch durch Briefe des Hrn. von Noailles die Finsterniß und Unwissenheit der catholischen Geistlichkeit in damaligen Zeiten, worüber sich der Herzog beschweret, und zweifelt, solche Geistliche zu finden, welche durch Gründe der Vernunft die Protestanten bekehren könnten. — In der Vorrede saget zwar der V. (S. 16.) er könne die Kriegsoperationen nicht beurtheilen. Indessen könnte doch wohl ein Gelehrter ein Schriftsteller kriegerischer Operationen werden, wenn er die Ursachen derselben in den Papieren des commandirenden Generals fände. (S. 17.) Sehr nützliche Materialien kann auf diese Art ein Schriftsteller, welcher die Kriegswissenschaft nicht versteht, zur Geschichte eines Feldzugs liefern; aber weit besser würde diese Materialien ein in dieser Wissenschaft erfahrner nützen. Es wäre zu wünschen, daß sich

sich der V. eines solchen Mannes bey seinen Sammlungen bedienet hätte, so würden sie gewiß noch nützlicher für diejenigen, welche sich aus der Kriegsgeschichte unterrichten wollen, ausgefallen seyn. Z. B. würde ein solcher Mann die Beschreibung der Eingänge in die Pyrenäischen Gebirgen, welche der Marschall nach Hofe schickte, (S. 144.) nicht wie der V. weggelassen haben. Mancher interessanter Umstand, der vieles zur Vollständigkeit der Erzählung der Schlacht beym Flusse Ter hätte beytragen können, würde gewiß noch in den Originalpapieren zu finden seyn. So verdienete auch die Belagerung von Gironne, wegen des besondern Angriffs, daß man noch mehrere Nachrichten davon gesammelt hätte. Eine militairische Feder würde auch gewiß die Einnahme von Palamos, und den Rückzug der Garnison in die Stadt, (S. 203.) deutlicher beschrieben haben. Wir glauben auch, daß jeder Officier, welcher sich aus den Feldzügen des Marschall von Noailles in Catalonien unterrichten will, die Beschreibungen des Quincy, denen, welche er davon in diesen Nachrichten findet, vorziehen werde. Demohngeachtet aber sind dieselben nicht leer von lehrreichen Stellen, welche bisher noch unbekannt gewesen. Z. B. das Urtheil des Marschal von Vauban über den Angriff des Herzogs auf Roses, (S. 178.) wird jeden, der den Krieg studirt, aufmerksam machen. Man erkennt in selbigem die Grundsätze des Marschals, worauf er sein System der Belagerungskunst gebauet hat, und nach welchem er hier den Angriff des Herzogs beurtheilet. Vauban war besorgt für den rechten Flügel des Angriffs. Denn dieser Flügel bestand vor Roses nur aus einer Paralele, welche nicht weit vom Glacis war, und von keiner andern unterstützet wurde. Quincy redet in seiner Kriegsgeschichte nur sehr obenhin von der Aufführung des St. Silvestre bey Castelfollit, da man hingegen in diesen Nachrichten ein sehr unterrichtendes Urtheil (S. 260.) des M..sch. von Noailles über das Betragen dieses Officiers findet, und dieses sind nicht die einzigen interessanten Stellen in diesem Werke. Viele Kriegsnachrichten haben wir auch in dieser Sammlung gefunden, welche mit den Nachrichten im Theatro Europaeo, Diario Europaeo, Mercure d'Hollande, und andern gleichzeitigen periodischen Schriften übereinstimmen, welches den Werth dieser fast vergessenen Sammlungen vergrößert. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen, und ist, so viel wir ohne Gegeneinanderhaltung mit der Urschrift urtheilen können, gut gerathen.

Y.

Gründli-

Gründliche Anleitung zur Kriegsbaukunst. Erster Theil. Von Festungen oder beständigen Hauptkriegsgebäuden, worinn die Regeln enthalten sind, wornach die innern und äußern Werke sowohl einer regulären als irregulären Festung anzugeben, zu zeichnen, zu berechnen und wirklich aufzubauen sind. Aufgesetzt von Andreas Böhm, Hochfürstl. Hessischen Bergrathe, — Mit XXIV. Kupfertafeln, Frankfurt und Leipzig, bey Brönner, 1776. 4. 2 Alph. 18 Bog.

Dieses, mit so vieler Belesenheit, Deutlichkeit, richtiger Beurtheilung und practischer Einsicht, gezierte Werk wird dadurch um so viel schätzbarer, daß es, bey Materien, wo man sich so leicht zu dem kriegerischen herausfordernden Ton verführen läßt, der gegen alles losdonnert, alles über die Klinge springen läßt, was nicht zu unserer Parthey gehört, dem, für Gelehrte anständigern, Tone des bescheidenen, lehrbegierigen Widerspruchs, und der friedfertigen Ueberzeugung durch Gründe, getreu bleibt. Und demohngeachtet wird es nicht wenig beytragen, das Vorurtheil vollends auszurotten, daß niemand als ein Soldat practisch vom Kriegshandwerke reden könne. Wie wenig bleibt dem Ingenieur übrig, wenn er das wieder zurück giebt, was er vom Baumeister, Feldmesser, Mathematiker, Physiker, Geschichtschreiber entlehnt, was er nicht aus eigener Erfahrung hat? Wie armselig wird sein Unterricht klingen, wenn er selbst keinem Lehrer Gehör gegeben hat, als der in den Laufgräben gewesen?

In der Vorrede entschuldigt der Hr. Verf. dreyerley: die Sorglosigkeit in Ansehung der Sprache, das vielfältige und häufige Anführen der Schriftsteller, und den Abgang analytischer Rechnung, die einige Neuere auf diesen Gegenstand angewandt haben. Die erstere ist immer noch weniger anstößig, als eine ängstlich gesuchte Schönschreiberey; das zweyte ist vielmehr ein Verdienst, und wegen des dritten wird es bey gar wenigen Lesern einer Entschuldigung bedürfen. Hier und da ein wenig Buchstabenrechnung, nimmt sich gegen den übrigen Vortrag so vieler willkührlicher und bestimmter Sätze ohne hin

hin nicht gut aus, und schickt sich besser in einzelne Abhandlungen. Auch rechnet man nicht so muthig drauf los, wo die Vordersätze noch bestritten werden, deren Nutzen nicht so augenscheinlich, und die Gefahr einer übeln Anwendung desto größer ist.

Erstes Hauptstück. Von den Gründen einer vortheilhaften Vertheidigung.

Zweytes Hauptstück. Von Wall, Graben, Futtermauern, Gewölben. Bey Berechnung der Futtermauern betrachtet der Hr. Verf. mehrere Gestalten, als man zu thun pflegt, so daß die innere und äußere Fläche entweder senkrecht, oder hineinwärts hängend oder herauswärts hängend, und der Durchschnitt ein Parallelogramm, Trapez, oder Dreyeck seyn kann: für alle diese Fälle werden Formeln zur Böschungsanlage gegeben, um die Mauer mit demjenigen Theile des Walles, den sie zu unterstützen hat, ins Gleichgewicht zu setzen. Unter zehn Arten, die hier mit einander verglichen werden, kömmt der Vorzug auf die schief einwärts liegenden gleich dicken Mauern. Der Hr. V. bedient sich dabey der, von ihm selbst als falsch erkannten, Voraussetzung, daß die Erde horizontal drücke; zeigt aber, wie gering der daher entstehende Irrthum für die Mauerdicke sey. Widerlagen, Einrichtung der Gewölbe; Casematten; Galerien für Musketen.

Drittes Hauptstück. Von den Hauptwerken einer Festung. Diejenige, so durch die Methode des kleinsten und größten die Gestalt der Bollwerke bestimmen wollen, nehmen an, das geraumlichste Bollwerk, oder auch dasjenige, so die möglichstgrößten Linien habe, sey das Beste; es bleibt aber immer noch eine Frage übrig, die sich aus Zusammenhaltung mehrerer Umstände ausmachen läßt, nämlich: ob diese Voraussetzung auch wahr ist. Trigonometrische Formeln für die Länge der Facen und Dependenz der übrigen Linien von einander. Bey den Graben billiget es der Verf., sie am einwärts gehenden Winkel seichte und breit, und am ausspringenden tief und schmal zu machen, und schlägt dabey vor, die Cüvette, von der Pünte an bis an die Courtine, sich senken zu lassen, um das Wasser abzuleiten, und vor der niedrigen Flank, zu ihrer Versicherung gegen einen Ueberfall, zusammen zu bringen.

Viertes Hauptstück. Von den Aussenwerken und dem bedeckten Wege. Die Beobachtung der gänzlich verabsäumten Regel, daß die Aussenwerke das ganze Hauptwerk bedecken sollen,

sollen, könnte allein der Ueberlegenheit des Angriffes einen beträchtlichen Abbruch thun.

Fünftes Hauptstück. Von allerley innerhalb der Werke anzubringenden Vertheidigungsanstalten. Es sind die Mittel, der Enfilade, dem Ricoschet, dem Schuß im Rücken, der Wirkung der Bomben, und alles dessen, was geworfen wird, dem Ueberfalle, dem gewaltsamen Eindringen in die Werke vorzubeugen, die Retirade zu befördern, die Verfolgung zu hindern, die Ausfälle in die Werke zu erleichtern, und die Contreminen. Berechnung der Traversen; der Erhöhung zu Ricoschetschüssen; der Tiefe ihres Eindringens in die Traversen.

Sechstes Hauptstück. Von der innern Vertheidigung. Sie wird gegen Glasern in Schutz genommen.

Siebentes Hauptstück. Von verschiedenen Manieren zu befestigen. Sie lassen sich in folgende Geschlechter eintheilen: Befestigungsarten, deren innerste Werke von einander detaschirt sind; andere, da sie in einem Stücke ununterbrochen fortgehen; letztere in Gestalt entweder der Tenaillen oder der Bollwerke; beyde mit oder ohne innere Defension. Es wird hier die Zeichnung von folgenden Manieren angewiesen: Die Sardische, die Holländische nach Freytag, die Coehornische, oder Neuholländische, die Pagansche, beyde Vaubansche, die Rüsensteinsche und des Grafen von Sachsen. Vertheidigung des letztern, und dessen gehobener und wieder niedergelassener Canonen, (um über Bank zu schiessen,) gegen die Critik eines Ungenannten, der sich alles den Gedanken des Erfinders gar nicht gemäß vorstellt.

Achtes Hauptstück. Von der irregulären Befestigung. Eine Tabelle über die mancherley Anlässe zu Irregularitäten. Des Hrn. Verf. Manier, den irregulärsten Platz, mit Beybehaltung seiner völligen Figur, bis auf unerhebliche Kleinigkeiten von innen heraus auf eine leichte Weise so zu befestigen, daß alle Façen gleich sind, dergleichen alle Flanken, alle Curtinen, alle äussere Polygonen, alle Defenslinien, daß alle Flanken auf den Defenslinien senkrecht stehen; bloß aber die Bastionswinkel, die davon dependirenden Kehlen und innere Polygonen ungleich ausfallen, und (aber nur in dem Falle, wenn man sich vor der Mühe scheuet, eine Sache auf mehrere Weise zu versuchen, bis sie endlich völlig zutrifft,) zuletzt eine Seite übrig bleibet, welcher man auf eine besondere Weise nachhelfen muß, und die man noch dazu hinlegen

kann,

kann, wo man will, für die man folglich denjenigen Ort aussuchen kann, wo die Natur zu Hülfe gekommen ist, und sie also am wenigsten schadet. Diese Auflösung einer Aufgabe, über der sich schon mancher vergebens den Kopf zerbrochen hat, ist sinnreich und sehr einfach. Bey sehr irregulären Figuren, zumal wo mehrere einwärtsgehende Winkel auf einander folgen, möchte gleichwohl die Abweichung beträchtlicher seyn, als man sie erwartete, oder sich leicht verstattet; und bey manchen die Construction gar unmöglich: zum Beyspiel da, wo, wegen allzuspitziger Winkel der Figur, zwo auf einander folgende Musterpolygonen über einander herzuliegen kämen; auch kann der mit der Defenslinie beschriebene Bogen oft so seltsam fallen, daß er um verschiedene auf einander folgende Seiten der Figur herumstreicht, ohne sie zu durchschneiden, wodurch ein ansehnlicher Theil der Figur von der Festung ausgeschlossen wird, den man etwa besser nutzen könnte, wenn man sich von der Methode entfernen wollte. Wenn eine hinlängliche Anzahl solcher Musterpolygonen aus Drath gebogen, oder aus Blech ausgeschnitten würden, und wie Glieder einer Kette an den Bollwerks-Pünten zusammenhiengen, und man legte diese Kette dergestalt um die gegebene Figur herum, daß jedes Glied wenigstens mit einer einwärtsgehenden Ecke an einer Seite der Figur anstieße: so hätte man das mechanisch verrichtet, was der Herr Verfasser geometrisch zu construiren lehret, und man könnte, in der Geschwindigkeit, unter einer großen Menge möglicher Constructionen, die bequemste durch Versuche ausmachen: ja vielleicht ergäbe sich's, daß bey manchen Lagen der Kette, glücklicher Weise, ganze Curtinen auf die Seiten des irregulären Vielecks fielen. Faulhabers Instrument (Ingenieurschule fig. 103.) zu der irregulären Fortification beruhet auf ähnlichen Vorstellungen; nur ist es weit künstlicher, weil er, um noch näher bey der Klinge zu bleiben, auch den Schulterwinkel und die Länge der Curtine veränderlich annahm. Ein ähnliches Werkzeug, an welchem auch die Facen und Flanken verlängert und verkürzt, und die Curtinwinkel geändert und feste gestellt werden könnten, gäbe eine Lehre für jedwede Manier; und die schicklichste Größe des Lehrpolygons würde sich leichter dadurch entdecken, wenn man bey den Versuchen, die gegebene Figur bald etwas kleiner bald größer machte, als wenn man dem Lehrpolygon allerley Größe gäbe.

Neuntes

Neuntes Hauptstück. Von Berechnung der Linienwinkel, Kosten. Von der Aussteckung, dem wirklichen Bau und dem Riß.

Der zweyte Theil, zu dessen baldiger Herausgabe der Hr. Verf. Hoffnung macht, wird die Befestigung im Felde, wie auch den Angriff und die Vertheidigung der Festungen, soweit letztere zur Kriegsbaukunst gehören, zum Vorwurfe haben.

Sp.

Kurzer Unterricht in der Belagerungskunst, oder von dem Angriff der Festungen, worin sowohl die verschiedenen Manieren die Laufgräben zu führen und Batterieen zu bauen, theoretisch und practisch angewiesen, als auch alle dasjenige, was bey Belagerung einer Festung vorzunehmen ist, nach den neuesten Grundsätzen mit 12 Kupfertafeln erläutert wird, von J. D. C. Pirscher. Berlin. 8. 1777. 17 Bogen mit Vorrede.

Weil Vauban, Le Blond, Le Febüre und andere zu weitläuftig, öfters auch zu dunkel für Anfänger geschrieben haben: so soll diese Schrift ein Handbuch für diejenigen seyn, welche den Angriff fester Plätze lernen wollen; dieses wird nach des Verf. Meinung ihnen nicht schwer fallen. Er theilet seinen kurzen Unterricht in drey Capitel ein. Im ersten will er gleichsam nur Erzählungsweise vortragen, was zu einer Belagerung nöthig ist. Im zweyten handelt er von curieusen Angriffen, als Ueberrumplungen, Leitersteigungen, u. dgl. und im dritten von der wirklichen Ausführung einer Belagerung. Hierinn beschreibt er verschiedene Angriffsmanieren, redet von Minen und andern bey einer Belagerung vorkommenden Sachen. Zur practischen Kenntniß dieses Theiles der Kriegswissenschaft hat der Verf. seinem Werke einige Tagebücher von berühmten Belagerungen beygefügt. Dieses ist der Plan, welchen er sich bey Ausarbeitung seiner Schrift vorgesetzt hat. Viel kann man billiger Weise in einem kurzen Unterrichte, von einer Wissenschaft, welche so sehr ins Detail geht, als der Angriff fester Plätze, nicht suchen, wenn nur in dergleichen Lehrbüchern eine vernünftige und der Natur der

Sache angemessene Ordnung und Lehrart herrschet. Wenn man hierauf Rücksicht nimmt: so wird man die Lehre des Angriffes auf die Grundsätze der Befestigungskunst bauen; ohne diese und ohne Kenntniß der Geschützwissenschaft, wird man aber in der Lehre vom Angriffe fester Plätze nur im Finstern tappen. Obgleich der Verf. die Richtigkeit hiervon einsieht; so finden wir doch nicht, daß er in seinem Unterrichte dieser Ordnung folge, welches jedoch der einzige Weg ist, auf welchem Anfänger durch weiteres Nachdenken zur richtigen Beurtheilung der verschiedenen Angriffsarten gelangen können. Es würde zwar dieses Lehrgebäude dem Verf. mehr Mühe gemacht haben, als die langen Stellen aus den Schriften des Puysegür, des Marschal von Sachsen, und anderer, abzuschreiben. Man bedenke aber, daß so richtig auch die Regeln dieser berühmten Männer sind: so können sie doch nur in so ferne einen wahren Nutzen zum Unterricht geben, wenn man die Anfänger schon mit den Gründen hinlänglich bekannt gemacht hat, worauf die Regeln dieser Schriftsteller beruhen, damit sie sich von der Wahrheit und Richtigkeit derselben überführen können. Denn uns dünkt, daß man bey einem Unterrichte nichts mehr vermeiden müsse, als die Richtigkeit eines Grundes bloß auf das Ansehen eines Puysegür oder eines andern berühmten Schriftstellers zu stützen. Man hemmt dadurch das Nachdenken bey Anfängern; das Vorurtheil bemeistert sich ihrer Vernunft, und sie glauben, daß die Gedanken dieser Männer das non plus vltra in der Wissenschaft seye. Warum ist es denn zum B. nöthig, daß der Verf. den Anfängern die Tabelle eines Santa Cruz oder eines St. Remy auf guten Glauben in die Hände giebt, damit sie die Materialien, welche sie zu Erbauung einer Batterie benöthiget sind, daraus abschreiben können? Wenn man anstatt dessen den Anfängern die Ausrechnung der Materialien und Arbeiter selbst lehrte: so würden sie sich nicht allein in allen vorkommenden Fällen selbst zu helfen wissen, sondern auch die Fehler der Tabelle entdecken, welche in manchen Stellen nur zu sehr in die Augen fallen, als in dem Verhältniß der Anzahl Pfähle zu der Anzahl Faschinen u. dgl. mehr. Wenn denn noch überdem die Anweisung zur Anlage der Batterie nicht allzu richtig gelehret wird: so ist der Anfänger in einer übeln Verfassung. So zweifeln wir z. B. daß jemand, der die Kraft des Schiespulvers kennt, nach des Verf. Meinung, der Scharte außerhalb nur eine Oeffnung von 4 Fuß geben (S. 122.) wird,

wird, ohne besorgt zu seyn, daß der Dunst die Faschinen nicht anzünde, und die Scharte ruinire. Eben so wenig kann man Anfängern lehren, daß die gewöhnlichsten Batterieen bey Belagerungen diejenigen sind, wo die Bettung 4 bis 5 Fuß über den Horizont erhoben ist. (S. 48.) Schwerlich hat der V. viel dergleichen im letzten Feldzuge gesehen. Vielleicht ist aber auch die Geschützwissenschaft nicht das Fach des Verf. Wir schließen dieses aus mehr als einer Stelle seines Unterrichts, wovon wir nur ein paar den Artilleristen zur Beherzigung vorlegen wollen. (S. 48.) „Auf den gesenkten Batterieen wer„den die Canons nach der **Elevation** gerichtet, und die „Kugel beschreibt in ihrem Flug beynahe eine **gerade Linie**, „sie hat unter allen die **größeste Kraft**, und macht in dem „Objekte eine große Wirkung: denn der Druck des Körpers, „so durch die Kugel aufgehoben wird, ist nicht so groß, wenn „sie in die Höhe fährt, als wenn sie gerade oder niedrig fährt „— (S. 49.) In Bataillen, und gegen Mannschaften, so „aus der Festung ausfallen, sind die **Kernschüsse mit Kar„tätschen** die besten."

Bey Gelegenheit, da der Verf. von den glühenden Kugeln redet, hat sich ein chronologischer Fehler eingeschlichen: denn Churf. Friedrich Wilh. belagerte nicht 1675. Stralsund, sondern 1678. Es war aber auch nicht bey Stralsund das erstemal, daß der Churfürst sich der glühenden Kugeln bediente, wie der Verf. meint; (S. 51.) es wurden dergleichen vorher bey der Belagerung von Stettin und andern Orten mehr gebraucht. Noch weniger kann man die Erfindung, mit glühenden Kugeln zu schießen, von dieser Zeit an rechnen, weil Fronsberger, der fast 150 Jahre vor dieser Zeit lebte, schon mit glühenden Kugeln zu schießen lehret.

Im zweyten Capitel hat der Verf. verschiedene Berichte von Ueberrumplungen und brüsquen Angriffen gesammelt. Da seine Absicht ist, dadurch zu lehren, wie man sich in ähnlichen Fällen bey dergleichen Angriffen auf festen Plätzen verhalten solle: so dünkt uns, daß der Entsatz von Turin, wo die Verbundenen nur die Linien der Franzosen mit dem Degen in der Faust erstiegen, der Absicht des V. nicht angemessen sey: und eben so ist es mit dem Beyspiele von Eroberung der Linien bey Denain beschaffen. Denn die Maaßregeln bey dergleichen Angriffen auf feste Plätze, sind in vielen Stücken von denjenigen, welche man zu Eroberung der Feldbefestigungen nimmt, unterschieden. Von dem Angriffe der Linien bey De-

 nain

nach giebt der Verf. eine Zeichnung; welche aber verkehrt in Kupfer gestochen ist. Denn nicht der linke Flügel des Retrenchements stieß an die Schelde; sondern der rechte, auch nicht der linke Flügel der Communicationslinie lehnte sich an diesen Fluß, sondern der rechte Flügel derselben. Manches haben wir auch in den Erzählungen der Beyspiele vermisset, welche der Verf. von Ueberrumplung fester Plätze anführt, und welches die Beschreibung lehrreicher machen könnte, z. B. in der Ueberrumplung von Ulm, haben wir die Umstände vermisset. Wie es der Oberstl. Pechmann (nicht Lieut. Beckmann) anfieng, daß er beynahe vier Wochen vor der Ueberrumplung in der Stadt unerkannt blieb, unter welcher Zeit er den Entwurf zu dieser Unternehmung machte. Auch finden wir nicht bemerkt, daß durch eine Schildwacht am Schlagbaum die Verkleideten erkannt wurden, und daß durch das Lermen des Soldaten der Anschlag ohne eine gute Entschließung hätte mißlingen können. Die Vorsicht, welche man anwandte, damit das Fallgatter nicht niederfallen konnte, der dicke Nebel, welcher die Unternehmung begünstigte, und andere unterrichtende Umstände, haben wir in dieser Erzählung, so wie auch in andern, nicht gefunden.

Das dritte Capitel dieses Unterrichtes ist in so ferne Anfängern nützlich, daß sie darinn die Angriffsarten des Vaubans, Bardet de Villeneuve und Le Febüre zeichnen und kennen lernen; daß sie aber durch diesen Unterricht einen hinlänglichen Begriff, wie die Laufgräben zu führen, und was dabey nothwendiges zur Sicherheit und Beförderung dieser Arbeit zu wissen nöthig ist, erlangen werden, daran zweifeln wir sehr. Ehe der Verf. die erwähnten neuen Angriffsarten zeigt: so lehret er, wie man in ältern Zeiten die Laufgräben gegen die Festung geführt hat. Wir wissen nicht, warum er eben in dieser Absicht den Angriff der Lüneburger bey der Belagerung von Stettin 1677. erwählt: denn dieses war kein Hauptangriff, daher sind ihre Laufgräben nicht sehr ausgedehnt. Die Laufgräben, welche der Churfürst Friedrich Wilhelm auf der andern Seite eröffnete, sind weit mehr ausgedehnt, und haben eine ganz andere Gestalt. Man findet, daß die alten Ingenieurs schon sehr gut von der Art die Laufgräben zu führen, gedacht haben. Schildknecht, der zu den Zeiten Gustav Adolphs lebte, ziehet auf dem Glacis eine Parallele en Tenaille, welche ganz die Figur der Parallelen in des Le Febüre Angriffsmanier hat. In der Beschreibung, welche der V. von

der

der Art giebt, wie die Türken ihre Laufgraben führen, finden wir nicht die Josseck Tablesci oder Trochets erwehnet, welche sie an den Enden ihrer Meteritz oder Parallele machen, und mit Musketiers besetzen. Ein Unterricht von den Minen beschließet dieses Lehrbuch; in welchem wir aber auch nicht viel lehrreiches gefunden haben. Der Verf. nimmt auf guten Glauben Belidors Sätze an, und zuweilen hat er ihn nicht einmal richtig abgeschrieben; z. B. wenn er S. 182 lehret, den Radium der Druckkugel von einer gegebenen Quantität Pulver zu finden: so lehret er den Anfängern nicht, wie sie daraus die Größe des Trichters finden sollen, welches Belidor doch thut, und welches eine Bedingung seiner Aufgabe ist, und eigentlich die Sache ist, worauf es hier ankömmt. Alles dieses wird unser Urtheil rechtfertigen, wenn wir Anfängern zur Erlernung der Belagerungskunst dieses Werk nicht vorzüglich empfehlen.

Y.

Freyer Auszug, aus des Herrn Marquis von Santa-Cruz-Marzenado, Gedanken von Kriegs- und Staatsgeschäfften, nebst einem Versuch über die Kunst den Krieg zu studiren, von Frid. Wilh. von Zanthier, Schaumburg-Lippischen Capitain-Lieutenant. Göttingen und Gotha. 1775. 8. 1 Alph. 20 Bogen.

Daß des S. Cruz Gedanken von Kriegs- und Staatsgeschäften, vor vielen andern militairischen Büchern, eines Auszugs fähig sind, der demohngeachtet ohne Nachtheil der Urschrift, sehr lehrreich seyn kann, wird jedermann, der dieses Werk gelesen hat, zugestehen. Der Hr. v. Zanthier hat diese Arbeit mit sehr gutem Erfolg unternommen, und einen Versuch über die Kunst den Krieg zu studiren, diesem Auszug vorgesetzet. Der V. hat darin die Absicht, Anfängern eine Anleitung zu einer gewissen Ordnung zu geben, nach welcher sie die Kriegskunst, nicht als ein Handwerk, sondern als eine Wissenschaft studiren sollen. Der Weg aber, welchen der V. zu dieser löblichen Absicht wählet, scheinet uns eben nicht der beste zu seyn. Was hier ein Hülfsmittel zur Erlernung der

Kriegswissenschaft soll es einem Anfänger geben, wenn der V. ihm räth: (S. 4.) „Wer den Krieg studiren will, um ihn „nicht als ein Handwerk sondern als eine Wissenschaft zu trei„ben, der muß sich ein System entwerfen, so das Ganze mit „allen seinen Theilen fasset. Er muß festsetzen, was für „Theile der Kunst er zuerst lernen muß, und in was vor Ord„nung jeglichen Theil.“ Hier wäre wohl unumgänglich nöthig gewesen, den Anfängern die Gründe anzuführen, nach welchen die Ordnung der Theile der Kunst festzusetzen ist; und wie man eine schickliche Wahl, eines nach dem Weg der Vernunft eingerichteten Systems, treffen solle. Die Sache verdienet erwogen zu werden! Der V. theilet die Lehre der Kriegswissenschaft in zwey Theile ein. Der erste betrifft „alle „Officiers, selbst von den untersten Classen, und enthält die „Lehre vom Exercitz, und Manoeuvre, und den Detachements. „Der andere betrifft die, so Geburt oder Ehrgeitz und Talent „zu den höhern Stellen berufen, und enthält die Lehre von „den Ordres de Bataille der Armeen, von den Märschen, „vom Operationsplan, von den Lagern, vom Uebergang und „der Vertheidigung der Flüsse, von den Winterquartieren. „(S. 5.)“

Gewöhnlich fangen Lehrgebäude der Wissenschaften von den einfachsten Begriffen an; der V. aber fängt das Seinige mit einer Sache an, die ziemlich viel zum voraussetzet, und führet durch die Auflösung derselben, den Anfänger in ein Labyrinth. Er frägt (S. 6.) Warum stellet sich die Infanterie 3 Mann hoch? „Diese Frage ist nicht zu verwegen, selbst für „den jüngsten Officier der Armee. Denn wie kann er sonst „wissen, ob die Stellung zu 3 Mann hoch allgemein ist, oder „ob es solche zuweilen Fälle giebt, wo man sich anders rangi„ren muß?“ — Auflösung! „Man belehre sich hierüber in „den Reveries des Marschall von Sachsen, in des Chevalier „Folard Tractat von der Colonne, im Guerrin u. s. w.“ Wie kann man von Anfängern verlangen, daß sie aus alle dem, was diese Schriftsteller über diesen Satz sagen, das gründliche und wahre aussuchen sollen; wenn man ihnen nicht vorher die Gründe beygebracht hat, wornach sie die Meinungen dieser Schriftsteller beurtheilen können? Man lerne nur erst, das Individuum, woraus der ganze Körper zusammengesetzet ist, und alle seine Veränderungen und Bewegungen, nach geometrischen und mechanischen Grundsätzen kennen, man folge auf diesem [illegible] Wege den mehr oder weniger zusammengesetzten

gesetzten Körper, so wird der Verstand auf die Gründe geführet werden, wodurch er das Wahre von dem Falschen in den Lehren der Stellungskunst, unterscheiden lernet; und wird niemals bey denen vielfältigen Zweigen dieser Wissenschaft seine festen Punkte verlieren. Freylich muß man bey einem vernünftigen Lehrgebäude der Kriegswissenschaft, die beyden Pole derselben, die Mathematik und das Studium des menschlichen Herzens, nicht aus den Augen verlieren. Von diesem finden wir aber keine Spur einer Anwendung in dem System des V. und die Mathematik hält er eben nicht hierin für eine mächtige Stütze. Es scheint fast, als wenn er (S. 26.) anrathen wollte, die mathematischen Beweise auswendig zu lernen. — Von der Anwendung der Geometrie, Mechanik und Optik zur Stellungskunst, erwähnet der V. kein Wort. Daher erscheint auch sein ganzes Lehrgebäude als eine Sammlung von Aufgaben und Kriegslehren, welche auf 102 Seiten lebhaft übereinander geworfen sind; selbst seinem eignen erdachten Lehrgebäude ist er nicht getreu. Z. E. er will im ersten Theile bloß nur von der niedrigen Taktik und von den Detachementern handeln, und wirft S. 21. die Frage auf: Wie machet man das feindliche Hauptcorps unthätig, damit man detachiren kann? Dieses ist kein Werk für einen Officier, den man nur Detachements zu führen, lehren will. Solchen Officiers, welche schon in der Kriegswissenschaft erfahren sind, kann dieser Versuch vielleicht als eine Sammlung verschiedener Kriegsoperationen dienen. Vieles ließe sich jedoch noch hinzusetzen, als S. 36. vom Unterschied der Höhen, und S. 86. unter dem Artikel von den Lägern u. a. m.

Von einer weit vortheilhaftern Seite zeiget sich der V. in dem Auszuge, welchen er aus dem Werke des S. Cruz gemacht hat. Er hat die Gedanken des spanischen Generals, welche dieser über verschiedene Gegenstände der Staats- und Kriegskunst in eilf Bänden geschrieben hat, in einen mäßigen Octavband zusammengezogen. Der V. theilet diesen Auszug in 17 Artikel ein, und jeden Artikel in besondere Kapitel, in welchen er die Gedanken des Santa-Cruz, die über einerley Materien, in unterschiedenen Bänden und Kapiteln zerstreuet sind, in einer angenehmen Schreibart verbindet, wodurch es ihm in mancher Stelle gelungen ist, die militairischen Talente des spanischen Generals in ein helleres Licht, als sie in der Urschrift erscheinen, zu sehen. Die Menge der Beyspiele, welche S. Cruz fast bey jeder Kriegsregel anführet, hat der V.

in diesem Auszuge fast gänzlich weggelassen, worin man ihm Beyfall geben muß, weil sie den Zusammenhang des Vortrages auf eine unangenehme Art in der Urschrift trennen. Auch die langen und öfters weitschweifigen Vorreden in der Schreibart des spanischen Generals sind mit einer umfassenden Kürze zusammengezogen; andere aber, welche zu der heutigen Kriegsverfassung wenig passendes und unterrichtendes haben, sind gänzlich weggelassen worden. Hingegen aber folget der V. bey interessanten Artikeln, Kriegslehren und Beyspielen der Urschrift, fast von Wort zu Wort, als z. B. bey dem Project, welches S Cruz zur Verbesserung der spanischen Marine vorschlägt; in dem Artikel von Belagern und Blokiren, und an andern Orten mehr. Alles dieses macht die Arbeit des V. sehr brauchbar, und überwieget alle Uebersehen, welche fast bey einem so weitläuftigen Werke als die Urschrift dieses Auszuges ist, nicht zu vermeiden sind. Vielleicht können folgende Anmerkungen den V. bewegen, bey einer neuen Auflage diesem Auszuge noch mehr Vollständigkeit zu geben. Manchem Leser ist öfters daran gelegen, in gewissen Stellen die Urschrift selbst nachzuschlagen: daher würde es gut seyn, wenn der V. unten, oder am Rande die Stellen des Originals genau bemerket hätte. Zwar findet man am Ende des Werkes bey dem Inhalt jedes Artikels, den Band des Originals, aus welchem selbiger gezogen ist, bemerket. Aber öfters hat der V. unter diesen Artikeln, aus ganz andern Bänden der Urschrift Sachen gezogen, als z. E. *) der Artikel vom Vertheidigungskriege, soll aus dem 2 Bande des Originals gezogen seyn, und was er im 4ten Kapitel dieses Artikels von der Artillerie saget, ist aus dem 11ten Bande. Der 10te Artikel des Auszuges soll aus dem 3ten Band des Originals seyn, und das, was unter diesen Artikel von S. 210 — 218. steht, ist aus dem 10ten Band, und in eben diesem Artiekel ist von S. 218 — 234. ganz aus dem 11ten Band des S. Cruz. So soll der 15te Artikel aus dem VI. und XI. Band des Originals seyn, und im 1 Kapit. dieses Artik. sind §. 1, 2, 4, und 5 aus dem 1 Band. Der 14te Artikel soll aus dem 5ten Bande des Originals seyn; es sind aber im Auszuge die §. 6, 7 und

*) Der V. saget nicht, welcher Edition des Originals er sich bey Verfertigung dieses Auszuges bedienet habe. Bey Vergleichung desselben mit dem Original, ist die französische Uebersetzung von Mr. de Vergy gebraucht worden, so im Duodez im Hag 1739. in 12 Bänden herausgekommen.

7 und 8., aus dem 6ten Band u. s. w. Gewünscht hätten wir, daß der V. die Stellungsordnungen des S. Cruz im 14ten Artikel mehr nach den Worten des V. gegeben hätte: denn dieses sind Meisterstücke des spanischen Generals, und können nicht treu genug beschrieben werden. Er würde die Gedanken des S. Cruz noch deutlicher seinen Lesern haben machen können, wenn er alles das, was das Original im V. Band. S. 75 und 76, im 6ten Band S. 45, und Cap. XI. §. 10, Cap. VI. §. 2. und 3. und im IX Cap. §. 4, saget, mit bey Erklärung der Plans dieser Schlachtordnungen, zusammengenommen hätte. Denn manchen forschenden Leser befriediget es nicht, wenn er bey Erklärung dieser Schlachtordnungen (S. 346.) die Abkürzung findet. „Die übrigen „Manoeuvres und Schwenkungen ergeben sich von selbst.“ Der Leser will wissen, wie sie S. Cruz giebt. Im Gegentheil hätte vieles aus diesem Artikel von 324 bis 334, was die Bedienung der Artillerie betrifft, und jetzt wenig brauchbar ist, weggelassen werden können. In einigen Stellen haben wir etwas aus dem Original vermisset, welches vielleicht zur Deutlichkeit der Sache manches beytragen könnte. Z. E. In Beschreibung der beweglichen Brücke (S. 157.) finden wir nicht des Gegengewichtes gedacht, welches S. Cruz zur leichtern Handhabung dieser Maschine (T. II. p. 35.) vorschlägt. Im Auszuge wird S. 164. gesagt, daß man bey einem Ueberfall, wenn der Feind sich in den Straßen festsetzete, die Handmortiers, ihn daraus zu vertreiben, mit Nutzen gebrauchen könne. Schicklicher kommen uns hierzu die Pieces de Campagne vor, wovon S. Cruz in dieser Stelle redet. (T. II. p. 77.) Handmortiers sind nicht hier erwähnet. Das was im Auszuge S. 321. steht, hätte eher wegbleiben können, als das was S. Cruz zu Anfang des 14ten Kap. vom Nutzen der Feldartillerie saget, und welches wir in dem Auszuge nicht bemerket haben. Wenn der spanische General die Ursache angiebt, wodurch zu enge Schießscharten verderbet werden, so schreibt er, daß es par l'agitation de l'air geschehe, welches auch eher die Ursach davon ist, als wenn der V. sagt, die Schießscharten müssen nicht zu enge seyn, damit die eigene Kugeln nicht den Merlon schaden. (S. 460.) Viel besser und unterrichtender ist die Stelle im Original gegeben, welche im Auszuge (S. 463.) also steht: Jede Batterie soll ihren Commandeur so lange sie spielet behalten, damit er Ehre oder Schande von seinem Posten erhalte. Anstatt des beleidigenden Worts

Schande ist im Original (T. III. S. 33.) Soit enfin qu'il sçut corriger (es ist von Schießen und Richten zu verstehen) le lendemain les defauts qu'il avoit éprouvé le jour auparavant. Das was vom Ricochettiren mit Mortiers im Orig. S. 79. Band XI. steht, haben wir im Auszug nicht gefunden, und von denen kleinen Stücken und Feuermörsern, welche nach dem Auszuge (S. 118) auf die Thürme gepflanzt werden sollen, steht nichts im (X Th. Cap. 7.) Originale. Wir haben nicht bemerkt, daß der V. in seinem Auszuge den zwölften Theil der Reflexions Milit. et Polit. vom S. Cruz genutzet hat. Dieser Theil handelt von den Bewegungsgründen, die den Entschluß zum Frieden oder Krieg bestimmen, und von den Vorsichten, welche man bey Bündnissen, wie auch bey den Hülfsvölkern zu beobachten hat. Alles dieses aber verringert nicht den Werth dieses Auszugs, und wir empfehlen ihn allen Officiers, welche ihre Kenntnisse in der Kriegswissenschaft erweitern wollen. Selbst denenjenigen, welche das Original gelesen haben, wird dieses Werk des Hrn. v. Zanthier angenehm und nützlich seyn.

Ab.

Militairetat des russischen Reichs, oder Verzeichniß aller bey den Feldregimentern, den Garden, der Artillerie, oder sonsten in Kaiserlichen Diensten befindlichen Generalität und Stabsofficiere, wie auch der Starschinen der irregulairen Truppen, und der Ritter des militarischen St. Georgen Ordens. Aus dem Russischen. St. Petersburg, bey Weitbrecht und Schnoor, 1777. 98 S. in gr. 8.

Den Inhalt zeigt der Titel hinlänglich an. Die deutschen Taufnamen sind oft ganz verstellt: welcher Deutscher heißt wohl Jegor oder Iwan? Eben so ist die Sylbe witsch, welche der Russe dem zweyten Vornamen anhängt, und welche eben so viel bedeutet als Sohn (z. B. Iwan Iwanowitsch, Johann des Johanns Sohn) bey etlichen deutschen Namen ganz unschicklich beybehalten worden.

Pe.

Gemein-

Gemeinnützige Praxis auf dem Felde und Papiere, ohne Winkelmesserinstrumente alle Winkel zu messen und überzutragen, nebst mehrerley leichten Arten militärische Plans aufzunehmen, dem militärischen Augenmaße, und einem neuen Plane von der Schlacht bey Lignitz 1760 und Erklärung der Signaturen mit 11 Kupfertafeln, für Ritterakademien, Officiers, Ingenieurs und andere Kunstliebende, von Franz Christoph Jetze, der Mathem. und Phys. Prof. — Bresl. und Lpz. bey Gutsch. 1776.

Es ist bekannt, daß man aus drey gegebenen Seiten eines Dreyecks die Winkel finden kann: und wenn man alle Linien in den verschiedenen Triangeln messen könnte, die man sich auf einer Gegend vorstellen kann, so brauchte man weiter keine Instrumente zum Winkelmessen. Dieses ist aber allemal sehr weitläuftig und in manchen Fällen gar unmöglich. Daher hält man sich lieber an die Winkel und weniger Linien.

Winkel zu messen hat man aber nicht allemal Instrumente, besonders im Felde, daher liefert der Herr Verf. hier Tafeln, die zwar nicht neu, aber doch gut sind: und diese enthalten für ein gleichschenklichtes Dreyeck, davon jeder Schenkel dreyßig Fuß ist, und die dritte Seite eine beliebige Größe hat, den Winkel, den die beyden Schenkel einschließen. Hierauf zeigt er den Gebrauch dieser Tafeln, um verschiedene geometrische Aufgaben, das Aufnehmen einer Gegend betreffend, aufzulösen, ziemlich weitläuftig, und fügt hin und wieder einige Betrachtungen über das Augenmaaß und das Zeichnen hinzu, wodurch das Werkchen für einen Officier, denn für diese ist es eigentlich geschrieben, so ziemlich brauchbar werden kann. Indessen scheint uns diese Art dennoch im Felde zu weitläuftig zu seyn. Und wenn es darauf ankömmt, Winkel ohne Instrumente, und dabey so genau, und noch weit genauer zu messen, als es bey der Aufnahme eines Situationsplans erfordert wird: so hat man eine sehr einfache Methode, deren sich Recensent öfters selbst mit dem besten Erfolge bedienet hat.

Q.

11. Haus-

11. Haushaltungswissenschaft.

Ausführliche Anweisung, vorliegende Bienenschwärme ohne den geringsten Nachtheil der alten — abzutreiben, von M. J. E. Spitzner. Leipzig, bey Böhme. 1777. 8. 44 S.

Längst bekannte, und in Riems Fundamentalgesetzen weit besser beschriebene Art, Ableger zu machen. Wir würden dem Verf. manches seiner eigenen Besserung wegen zu sagen haben; allein da er in der Vorerinnerung schon versichert, daß er von dem, was er in seiner ersten Abhandlung gesagt, hier nicht ein Wort zurücknehme: so fürchten wir eine vergebliche Mühe vorzunehmen, und überlassen diese Arbeit Riems Bienenbibliothek. Doch sollte der V. erst die Riemischen Halbkörbe kennen lernen, bevor er das Magazinsablegen S. 33. so schlechterdings dem seinigen nachsetzt. So lange er freylich in Erichischen zu großen Körben Magazinsableger machen will, hat er Recht.

Zs.

Vollständige, auf vieljährige Erfahrung gegründete, Anleitung sowohl zur Seidenzucht, als auch zum Pflanzen und Beschneiden der Maulbeerbäume. — 8. Carlsruhe, 1776. 5 Bogen.

Der berühmte Kölreuter hat diese Schrift mit einem kurzen Vorberichte begleitet, und merket darinn an, daß der V. aus Bescheidenheit seinen Namen nicht nennen wolle. Es kann selbige neben Thymens Schrift mit Nutzen gelesen werden.

Herrn Vitet's Unterricht in der Vieharzneykunst. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen von Johann Polykarp Erxleben — des ersten Theils

Theils zweyter Band, von der Bildung und dem Nutzen der Theile bey dem Pferde- und Rindviehe. 8. Lemgo. 1776. 1 Alph. 7 Bog.

Der erste Band des ersten Theils dieser deutschen Uebersetzung von des Viter's bekanntem guten Buche ist schon 1773 herausgekommen, und Herr Prof. Erxleben macht hierüber in der Vorrede Entschuldigungen, mit der Anzeige, daß wofern nicht ein Studiosus Medicinae zu Göttingen, Hr. Loder, diese Mühe über sich genommen, das Publicum noch länger hätte warten müssen; indessen sollen die andern beyden Bände desto geschwinder folgen. Herr Loder hat recht gut übersetzt, und Hr. Erxleben diesmal nur wenige Anmerkungen gemacht, künftig aber werden ungleich mehrere vorkommen.

Oekonomische Betrachtungen über die Leibeigenschaft. 8. Wien, 1776. 4 Bogen.

Ist eine Abhandlung des der ökonomischen Welt bereits bekannten Herrn Wiegand, welche er in der N. Oesterreichischen ökon. Gesellschaft vorgelesen hat. Er theilet sie in zween Abschnitte und hat sonderlich in dem letztern die Preisschrift des Canonici Woellner über das Eigenthum der Bauern gar herrlich genutzet, wie ein jeder Leser, der sich die Mühe geben will, beyde Schriften zu vergleichen, selbst finden wird.

Grundriß der allgemeinen Haushaltungswissenschaft, zum Nutzen der Jugend entworfen von D. Anton Friedrich Büsching. — 8. Hamburg, 1776. 2½ Bogen.

Ist freylich nur ein Grundriß, der großer Ergänzungen und Verbesserungen gar nicht unfähig ist. Von des V. dreisten Schreibart ist eine neue Probe §. 6. da er mitten in den Preußischen Staaten die Lotterien sehr schädlich nennt.

Abhandlung von Anziehung und Pflanzung der Castanienbäume, hauptsächlich der guten eßbaren und den



dem Gebrauche ihrer Früchte — durch J. G. Pietsch. 8. Halle, 1776. 4 Bogen.

Der V. scheint ein junger angehender Baumliebhaber zu seyn, weil er in Beobachtung kleiner wenig bedeutenden Nebenumstände noch viel zu ängstlich ist, und überhaupt mit dem Castanienbaume viel mehr Complimente macht, als nöthig ist. Wilde Castanienbäume hat der Recensent bey Tausenden erzogen, ohne alle diese Historien; denn sie wachsen bey Beobachtung einiger weniger Regeln und mittelmäßiger Sorgfalt, wie Unkraut.

Wittenbergisches Wochenblatt zum Aufnehmen der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes. Siebenter Band. 4. Wittenberg, 1774. 2 Alphab. 11 Bog. Achter Band. 1775. Eben so stark. Neunter Band. 1776. 2 Alph. 9 Bog.

Die bloße Anzeige dieser drey Bände ist hinlänglich, um den Leser die Fortsetzung dieses nützlichen Werks bekannt zu machen, von dessen Einrichtung und innerm Werthe wir schon ehemals in unsrer Bibliothek weitläuftig gehandelt haben.

Handbüchlein zum Unterricht für die Oesterreichischen Schaafmeister — von Joh. Wiegand. — 8. Wien. 1775. 11 Bogen.

Für alle Schäfer in Deutschland und für alle Landwirthe ist dies ein nützlicher Unterricht, und enthält die besten practischen Regeln von der Schaafzucht in einer angenehmen Kürze vorgetragen.

Oekonomische Betrachtungen von der Roboth oder den Frohndiensten überhaupt — von Johann Wiegand — 8. Wien, 1776. 4 Bogen.

Herr Wiegand beweiset unter andern das Alter der Frohndienste mit Recht aus der Bibel, da Pharao die

Kinder

Kinder Israel frohnen ließ. Diese kleine Schrift ist sehr gut abgefaßt. Der V. will eben die Frohndienste nicht abgeschafft, sondern nur vernünftig und zum Besten des Herrn und des Unterthans regelmäßig gewählet und zu rechter Zeit gethan wissen, worinn wir ihm, wenn sie ja nicht völlig abgestellet werden können, allerdings beypflichten.

So.

Schriften der Leipziger ökonomischen Societät mit Kupfern. Dritter Theil. gr. 8. Dresden, 1777. 1 Alphab.

Enthält diesmal die wohlgerathene Schrift des sel. Licentiat Schulzen: Betrachtung der brennbaren Mineralien, ingleichen der an verschiednen Orten in Sachsen befindlichen Steinkohlen, nebst einer Nachricht von dem Nutzen derselben und des Torfs auf den wirthschaftlichen Brennstädten und bey andern Handthierungen.

B.

---

12. Vermischte Nachrichten.

Der neue Diogenes, oder Beurtheilung alltäglichen Weltbegebenheiten zum Behuf eines freyern vernünftigen Denkens und Handelns. Rostock, bey Koppe, 1777. $7\frac{1}{2}$ Bogen, 8.

Da ist wieder ein Autor, der in der Vorrede gewaltig protestirt, daß ihm kein Tadel weh thun werde; daß er nicht geschrieben, um Autor zu werden, als welches er schon seit Jahr und Tag mit Ehren sey; der sogar auf Cavalierparole versichert, daß er diese Blätter nicht würde haben drucken lassen, wenn er nicht von ihrem Nutzen überzeugt wäre; dem man es aber doch an seinen Geberden ansieht, daß ihm eine widrige Beurtheilung sehr misbehagen werde. Er ersucht die Critikos, seine Leser und Leserinnen durch ihre Richterauctorität dahin zu bewegen, daß sie seinem Buche Quartier geben. Mit einem solchen

solchen Autor ist ein Recensent wirklich in Verlegenheit. Doch wir wollen uns möglichst billig finden lassen. Das erste Stück enthält eine Vertheidigung der Freymäurergesellschaft durch die nähere Entdeckung derselben. Weitläuftig wird gezeigt, daß das Geheimniß der Freymäurer weder ein Kunst- noch wissenschaftliches Geheimniß seyn könne. Der V. sieht die Gesellschaft für eine Schule der Tugend an, so wir gern zugeben wollen, wenn nur wieder zugegeben wird, daß ausser dieser Schule auch Tugend gelernt und geübt werden könne. Er hält sie aber doch der moralischen Freyheit für nachtheilig, weil der Freymäurer zu seinen besondern Pflichten durch einen Eid verbunden werde. Vermuthlich ist des Verf. Theorie von der Freyheit noch nicht ganz aufgeklärt. 2. Ueber die Beurtheilung der Menschen. Enthält viel gezwungenen Witz. Am Ende steht eine lange Schilderung eines rechtschaffenen Mannes, die ihr Gutes hat. Doch kann man wohl nicht behaupten, daß dem rechtschaffenen Manne das Urtheil anderer äußerst gleichgültig sey. Es gehört auch nicht zu seinem Character, die Mode zu verachten, weil er schlechthin originell ist. 3. Ueber die Vorurtheile beym Predigerstande. Der V. meint, daß die Auszeichnung des geistlichen Standes in der Kleidung und in dem äußerlichen Betragen den Leuten die Meinung beybringe, als sey die Religion etwas von den bürgerlichen Dingen ganz unterschiedenes, ein Geschäffte, wobey es nur auf das Glauben ankommt. Er will also, sie sollen sich kleiden und in allen Stücken betragen, wie andere Menschen. Es ließe sich aber doch wohl manches für die auszeichnende Kleidung der Prediger und einige Abstinenzen derselben beybringen. So will er auch, daß sie die Predigten herlesen nicht hersagen sollen; wogegen sich aber auch noch verschiedenes einwenden läßt. 4. Ueber den witzigen Ton in Gesellschaften, eigentlich gegen die Spottsucht, wird aber nichts helfen. Ueberhaupt müssen wir sagen, daß uns in der Gesellschaft dieses neuen Diogenes die Zeit etwas lang geworden ist.

Pz.

Gothaisches Magazin der Künste und Wissenschaften, Ersten Bandes drittes Stück. Gotha, bey Ettinger, 1777. gr. 8. 6 Bogen.

In

In diesem Stücke finden wir die Fortsetzung: Ueber die Hauptperioden der Geschichte der Dichtkunst. Diese Fortsetzung handelt von der Dichtkunst vor der Sündfluth — Leider giebt uns der V. größtentheils spielende Muthmaßungen. Ueber den Ursprung der Hetrurier — eine wohl ausgearbeitete Abhandlung eines Mannes, der diesem Geschäffte durchaus gewachsen zu seyn scheint. Hirschfeld's Widerlegung des herrschenden Begriffs von den chinesischen Gärten. Ueber das Glück der deutschen Dichter — warlich! bey den meisten äußerst mittelmäßig. Endlich: Fortsetzung der Fragmente einer Geschichte der Kriegskunst — eigentlich das zweyte Kapitel, welches die Epoche vor Cyrus begreift.

Gothaisches Magazin rc. Ersten Bandes viertes Stück. 1777. 5 Bog.

Sechs Aufsätze verschiedenen Inhalts: 1) Vermuthungen über die electrische Materie. Was dieses eigentlich für eine Materie sey, läßt der V. auch nach so vielen scharfsinnigen Muthmaßungen dennoch unerklärt. 2. Ueber die Kometen. Tycho wies zuerst den vernünftigen Sterblichen, daß die Kometen weder Meteoren seyn, noch Noth und Tod verkündigen konnten, und der vortreffliche Lambert hat noch mehr Licht in der Lehre von den Kometen verbreitet. 3. Vom Ursprunge der üblichen Zahlenziffern. 4. Von der spielenden Gelehrsamkeit. 5. Ueber die neue Harmonica des Abbe Mazzuchi. 6. Versuch einer Geschichte der Kunst, die Gedanken durch schriftliche Zeichen mitzutheilen. In einer Nachschrift ersucht der V. die Gelehrten seines Vaterlandes um mehrere Aufsätze, besonders da dieses Magazin zunächst vaterländischen Producten offen stehe.

Gothaisches Magazin rc. Zweyten Bandes erstes Stück, ebendas. 1777. groß 8. 5 Bogen.

Dieses Stück enthält fünf Aufsätze. Der erste begreift eine Fortsetzung des Versuchs einer Geschichte der Kunst, die Gedanken durch schriftliche Zeichen mitzutheilen. Der zweyte: Litterarische Nachrichten von Portugall 1777. Dieß sind von einem Deutschen, welcher unter der Staatsverwaltung des so

verschrieenen Marquis von Pombal, von Hamburg aus verschiedene Reisen nach Portugall, in Finanzgeschäften gethan hat. Etwas von Coimbra: die Allgewalt der Monarchie, und die akademischen Inquisitoren erdrücken das aufkeimende Genie u. s. w. Der dritte: Fou-hi, ein Fragment aus der ältesten chinesischen Geschichte von H. O. Reichard. Der vierte: Ueber die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten Jahrhunderte. Und endlich der fünfte: Ueber die Thiersprache, eine Vorlesung, aus welcher der geneigte Leser wenig Nutzen und Frommen schöpfen wird.

Bl.

Odilo Schregers der vorsichtige und nach heutigem Geschmacke wohlerfahrne Speismeister, sammt einer Anweisung zum Kochen, Trenchiren, und einigen sonderheitlichen Complimenten, mit beygefügten allgemeinen Tischregeln. Augsburg bey Matthäus Rieger sel. Söhnen, 1778. 523 S. in 8.

Freylich hätten wir ein Kochbuch eher von dem Mundkoche oder der Mundköchinn des H. Abtens von Ensdorf, als — von Einem seiner Conventualen erwartet: Je nun! da ist's. P. Odilo will drucken, und drucken lassen, und ganz Deutschland muß wissen, daß ein gewisser lustiger Pater in Ensdorf sehr geschäftig und arbeitsam sey. In was für einem Fache der Gelehrsamkeit ist er stark? — In der heiligen Schrift? — In den orientalischen Sprachen? — In der Kirchengeschichte? — Der Philosophie, Philologie? u. dgl.! Werthe Leser! Wir kennen ihn aus seinen gedruckten Schriften im Reiche der Wissenschaften nicht anders als einen Avanturier oder Lustigmacher, der seine Leser: (sie müssen aber Leute von der niedrigsten Gattung des Pöbels seyn:) angenehm unterhalten, und nebenhin auch unterrichten will. Anfänglich trat er als ein Studiosus iouialis auf. Nach der Hand pakte er eine ganze Bude voll alltäglicher Sprüchwörter aus. Itzt ist er Koch und Speisemeister. Wohlan nun! zum Tische, meine Herren! „Wenn ihr aber an der Tafel „sitzet, (so befiehlt es der Speisemeister in seinen allgemeinen „Tischregeln:) so bleibet manierlich und aufrecht, ohne euch anzulehnen,

[illegible]; noch auf eine schändliche Art auszudehnen. — „Kratzet nicht an eurem Körper, schwenket die Füße nicht „hin und wieder, wendet den Kopf nicht ohne Noth hin und „her: (d. i. sitzet starr da, wie die Gäste beym steinern Gast„male:) und nun — (merket ja dies wohl, der Speisemei„ster will's einmal so:) nichts ist unangenehmer und eckelhaf„ter als an der Tafel zu husten, auszuspeyen, und die Nase „zu schneutzen: könnet ihr euch dessen nicht enthalten, so hal„tet erstlich das Serviett vor das Gesicht, besonders wenn „ihr euch schneutzet, sodann nehmet das Schnupftuch in die „andere Hand, und putzet euch geschwind in aller Stille, wi„schet euch rein ab, über das ganze Untertheil des Gesichtes, „damit euch nicht unvermerkt noch Unflath hängen bleibe.“ Nun des Hrn. Convent. Trinkceremoniel. Ordentlich geht es auf gewisse Tempo, wie die Kriegsübungen bey den Soldaten. „Trinket niemals die Gesundheit einer hohen Standesperson „sitzend, sondern 1) steht von euerm Stuhle auf, 2) sehet be„scheiden und ehrerbiethig auf die Person, bis sie die Augen „auf euch wendet, 3) bittet sodann mit Benennung derselben „höchsten Charakter um Erlaubniß, auf derselben Wohlseyn zu „trinken; und wenn ihr getrunken, so machet 4) eine stille „Reverenz, und 5) setzet euch wiederum auf euern Platz.“ Appendix. „Lasset euer Glas nicht zu voll einschenken: (und „warum? — Antwort: nur) damit ihr im Trinken nichts „verschüttet. Kostet den Wein nicht, und trinket euer Glas „nicht auf zwey oder dreymal — — sondern trinket es, „wenn ihr ansetzet, in einem Athem, jedoch mit etlichen „kurzen Absätzen (klösterlich:) auf einmal aus. Gut! Gut! — — Gut also; sonst könnten wir unsere Leser aus unserm Speisemeister unterrichten, 100 Seiten lang unterrichten, wie man Fleischspeisen, Fischspeisen, Suppen, Gemüse, Dampfnudeln, gefüllte Dampfnudeln, recht gute Dampfnudeln u. dgl. köstlich zubereiten müsse. Dem ausländischen Thee ist unser Speisemeister gar nicht gut; Ehrenpreis unsern deutschen Ehrenpreis dafür! „Wenn ich Kayser „oder König wäre, sagt er S. 249, so wollte ich allen Me„dicis gebiethen, daß sie keine andere Arzneyen verordnen „sollten, als welche in selbigem Land, worin ein jeder ist, „wachsen und zu bekommen wären; denn Gott der Allmächti„ge hat ein jedes Land schon mit so vielen Arzneyen gesegnet „und versehen, daß wir unsern Krankheiten damit begegnen „können.“ Gute Nacht, Magnat Rhabarbara! — doch

ihr könnet uns noch ferner nützen; denn P. Odilo ist noch kein König, noch kein Kayser. Und er hat ja selbst in seinem Kramladen der Sprüchwörter gesagt: non omnis fert omnia tellus. Bey einem Autor dürfte das ein Widerspruch heißen; was verschlägt's aber einem Koch oder Speisemeister? Am Ende ein klösterlich Tranchierbuch, und Complimente auf die nothwendigsten Fälle: „Ich habe die Ehre Ihnen einen er„freulichen Eingang des neuen Jahres zu wünschen. Der All„mächtige gebe ꝛc. Genug!" Alles dies wissen wir aus den uralten Tranchier- und Complimentierbüchelchen, und unsere Dorfsprecher und Hochzeitlader sprechen sie in einem Tone her ab, nach dem Klostercomplimentisten vom Entwurf.

Fg.

Grundriß einer schönen Stadt u. s. w. 2r. und 3r. Th. Hamburg, 1776. 8.

In der Vorrede zollet der Hr. Verf. zuförderst dem deutschen Merkur und der Helmstädtischen gel. Zeitung seinen Dank, für die Lobsprüche, welche diese am 23 April 1775. und jener im Nummer 5. gedachten Jahres ihm haben beylegen wollen.

Darauf wird gegen unsre Bibl. gegrämelt, weil sie nicht ohne Bedingung gelobet hat. Hr. Nicolai wird sogar unschuldiger Weise von Hrn. W. sehr hämisch angefochten, als ob er die Recension des ersten Theils aus Privatabsichten veranlasset habe. (Wenn doch Hr. Willebrand einsehen wollte oder könnte, in welchem nachtheiligen Lichte er hier dem Recensenten erscheinen muß, der Hrn. Nicolai persönlich gar nicht, und in Absicht auf Buchhandlungs- und etwanige Privatsachen eben so wenig kennt, und noch weniger bey der Recension daran gedacht hat oder haben kann. Bey allen ähnlichen Klagen bedrängter Autoren wird der Fall auch wohl nicht anders seyn.) Aber der Hr. Verf. giebt gegen das Ende der Vorrede nicht undeutlich zu verstehen, daß er den Recensenten für einen Possenreißer halte; also wird es ihm wohl gleichgültig seyn, was dieser von ihm glaubt. Er verlangt auch — wahrscheinlich aus dieser Ursache — fernerhin von uns weder Lob noch Tadel. Wir wollen ihm dies diesesmal zu Gefallen thun, in Hoffnung, von ihm weiter keine Schriften in die Hand zu bekommen. Also aus dem Werke nur blos Eins vom referirt; jedoch

jedoch zu mehrerer Beglaubigung mit rechtlicher Allegirung der Akten!

Voran, Fortsetzung der Abhandlung von der Wirkung des Clima auf Gesetzgebung und Policeyanstalten. (Aus eben angezeigter Ursache kann Recensent sein bey Ankündigung des 1sten Theils gethanes Versprechen, dem Hrn. Verf. seine Schwäche in dieser Materie zu zeigen nicht halten.) Glaubt sonst gar stark an den mächtigen Einfluß des Clima, nur folgendes nicht: Nach dem Verf. nämlich, hat das Clima verursacht, daß die sonderbaren Gesetze pag. XIV. keinen Bestand gehabt. Nach p. XVIII. soll das Clima an der lächerlichen Nachahmungssucht, auch der Beobachtung des Herkommens bey den Deutschen Schuld seyn. Nach Inhalt des §. IV. liegt die Ursache des Schimpfens und Bewerfens, womit man von Matrosen und Gassenbuben in London zuweilen regalirt wird, lediglich im Clima. Wegen des Clima in Aegypten wurden dort vor Alters, bestochne Richter am Leben gestraft; Verläumdern die Zunge ausgerissen, Ehebrecherinnen die Nase abgeschnitten u. s. w. pag. XVIII. saluis caeteris.

Nun zum Werk! und darin wird denn im 158 Paragraphen vieles gesagt, was zur Einrichtung der Städte ganz gehört, halb gehört, nicht gehört; viel Gutes und viel Schlechtes. — — Das heißt nun nicht gelobt und nicht getadelt, weil eines das andere aufhebt. So will es ja Hr. M. haben.

C.

Sprüche der Weisen alter und neuer Zeit. Halle, bey Hendel. 73 Seiten 12. 1777.

Eine ohne Wahl und Ordnung angestellte Compilation von Sentenzen und Sprüchen allerley Autoren, die wie Kraut und Rüben durch einander geworfen sind. Viele derselben sind sehr unbedeutend, vielen fehlt sogar das allererste requisitum weiser Aussprüche — die Wahrheit. Zum Beweise dieses Urtheils mögen folgende dienen:

„Durch die Werke des Gesetzes eine Gerechtigkeit erlangen wollen, ist eben so unvernünftig, als wenn ein Mensch vor dem Gerichte die Handschrift, die er seinem Gläubiger ausgestellt hat, zum Beweise aufzeigen wollte, daß er ihm nichts

nichts schuldig sey.“ (Wenn die Vergleichung passend seyn sollte: so müßte man eine quittirte Handschrift verstehen; und wo wäre denn das Unvernünftige in der Vorzeigung derselben?)

„Die eigene Gerechtigkeit kleidet einen zwar gut vor der Welt; aber nicht vor Gott.“ (Doch wohl besser, als die eigene Ungerechtigkeit?)

„Auf dem Grunde und Boden der Natur wachsen keine Früchte der Gerechtigkeit; er muß erst durch die Gnade bearbeitet und fruchtbar gemacht werden.“ (Pfui! daß man solche Sprüche noch heutiges Tages unter die Sprüche der Weisen rechnen kann! Ist es doch nach diesem leidigen Grundsatze, als wenn die Natur den Teufel, und nur die sogenannte Gnade den guten Gott zum Urheber habe!)

„Der heutige Unglaube ist Gellerts Hut.“ Eine sinnreiche Bemerkung!

„O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt für großem Ruhm und Glücke!“

Nun vor gar zu großem Ruhme wird der Himmel den Herrn Sammler wohl bewahren!

„Der Himmel ist in seinem Grimme fürchterlich; aber er ist es auch in seiner Gnade.“ (Ein neuer Gedanke! Das fehlte noch, daß man der ewigen Liebe nicht nur einen grimmigen Zorn, sondern auch eine fürchterliche, bloß in Versuchung führende Gnade beylegte!) „Seine Gnade hienieden ist eine Prüfung und keine Vergeltung.“ (Warum nicht lieber geradezu: Seine Gnade ist ein bloßer Fallstrick? — O der Gotteslästerung, wenn Gott durch Unsinn gelästert werden könnte!)

Mt.

Etwas für Liebhaberinnen der Reiterey, von J. G. Prizelius. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1777. gr. 8. 56 Seiten.

So geschmeidig werden nun unsere Studien und Exercitien. Es fehlt nur noch, daß wir auch den Schlüssel umkehren, um die weiblichen Studien, des Waschens, des Plättens, des Putzmachens, des Filetstrickens rc. des Frauenzimmers auch männlich zu machen, und Etwas zu schreiben für Liebha-

Liebhaber des Filetgestrickes ꝛc. Der Verf. ist mit der Querreiterey nicht zufrieden, und empfiehlt die Reiterey, da unsere Damen schrittlings reiten. Sein Vortrag ist witzig und lebhaft, um seinen Leserinnen gefällig zu werden; der Unterricht ist kurz und allgemein: zu dem nähern Unterricht ladet er seine Schönen auf die Reitschule ein, und bietet ihnen seine Dienste unentgeltlich dabey an: zu Besteigung des Pferdes empfiehlt er sogar seine Dienste, weil er einen besonders guten Griff dazu hat. Mehrere Zweydeutigkeiten sind in dem Büchlein selbst zu lesen, die der Verf. bey dem schönen Geschlecht verantworten mag.

Hk.

Kurzgefaßte Geschichte des zum (revalschen) Dome gehörigen Waysenhauses, nebst einem Anhange. Reval, 1777. 64 S. in gr. 8.

Eine Schrift, die bloß bestimmt zu seyn scheint, von großmüthigen Menschenfreunden zur Unterstützung des kleinen Waisenhauses Beyträge zu erbitten, hätte billig mit mehrerm Geschmack und besserer Auswahl sollen abgefaßt werden: sie ist zu unbedeutend, sonst würden wir Titel, Inhalt, Einkleidung und Stil tadeln. Der Anhang enthält weitaussehende Vorschläge, mit dem Waysenhause mehrere und größere Anstalten zu verbinden, nemlich eine Pension oder einen Tisch für Schüler, ein Schulmeister-Seminarium, ein Armen-Arbeit- und Findelhaus. Aber die dazu erforderlichen Kosten? Von Wohlthätern! Ja! wenn der überhandnehmende Luxus sie nicht immer seltner machte. Glück genug, wenn nur das kleine Waisenhaus, das, wie desselben Geschichte zeigt, schon seinem gänzlichen Untergang nahe war, noch fernerhin kann aufrecht erhalten werden!

Pe.

Anweisung, wie alle große und kleine Feuerspritzen in der Wartung und Pflege zu halten, und wie überhaupt damit umgegangen werden müsse. Glogau, 1777. 2 Bogen Fol.

Ent-

Enthält einen kurzen, aber sehr nützlichen und allgemein brauchbaren Unterricht, sowohl für die Spritzenmeister, als solche, unter deren Aufsicht das Spritzenwesen stehet. Der gefährlichste Feind der Spritzen ist der Frost. Wie diesem zu begegnen, wird zuerst gelehrt; darauf, wie die Spritzen vor dem Eintrocknen zu bewahren sind; Vorsichtsregeln bey dem Transport, bey dem Gebrauche; Erhaltung der ledernen Schläuche, ihre Application bey entstandenem Brande; Verfahrungsregeln beym Probieren.

N.

Todesfälle.

1778. d. 16 Jun. starb zu Gotha Hr. Konrad Eckhof, der größte deutsche Schauspieler. Er war zu Hamburg 1714. geboren.

Den 28 Junī starb zu Berlin Hr. Friedrich Wilhelm Heinrich Martini, D. d. Arzneygelahrheit, der durch viele, besonders zur Naturhistorie gehörige Schriften, bekannt war. Bey der A. D. Bibliothek hat er seit mehrern Jahren die Anzeigen der Amtsveränderungen und Todesfälle, desgleichen die doppelten Register zum XIII. bis XXIV. Bande besorget.

Druckfehler.

Im des XXXIV. B. II. St.

S. 530. Z. 2. v. unten Herrschaft l. Erbschaft. S. 616. Z. 23. Maria l. Morin.

Im des XXXV. Bandes II. Stück.

S. 504. Z. 7. und 10. Tillo l. Lillo.

